Deutsche Geschichte

von

Rudolf von Habsburg

bis auf die neueste Zeit

von

Karl Hagen.

Zweiter Band.

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1857.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Drittes Buch.

---

1. Einleitung. Oeffentliche Zustände am Ende des 15. Jahrhunderts. Nachtheilige Folgen von dem Scheitern der Reformbestrebungen. Städtewesen. Fürstenthum. Römisches Recht. Kriegswesen.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts stellten sich die Ergebnisse unserer nationalen Entwicklung ohngefähr in folgender Weise dar.

Der germanische Geist machte am Ende des 14. Jahrhunderts einen großartigen Versuch, die öffentlichen Verhältnisse Deutschlands neu zu gestalten, und zwar nach drei Richtungen hin: erstens, indem er die individuelle Freiheit sicher stellte; zweitens, indem er den Freiheitstrieb regelte durch den Grundsatz der Ordnung; drittens, indem er die unzähligen besonderen kleineren und größeren Bestandtheile der Nation zu einer staatlichen Einheit zu verbinden suchte. Es sind demnach in den Bestrebungen des 14. Jahrhunderts drei verschiedene Triebe in Betracht zu ziehen: erstens der Freiheitstrieb, oder der Individualismus, zweitens der Ordnungstrieb, der Trieb nach Feststellung und Aufrechthaltung bestimmter Einrichtungen und Gesetze, wodurch es der individuellen Freiheit allein möglich wurde sich zu behaupten und zu befestigen, ein Trieb, der sich besonders in den Versuchen den Landfrieden herzustellen, bemerklich machte; drittens der Einheitstrieb, welcher die Nation zu einem großen starken Gemeinwesen vereinigte. Letzteres war der Schlußstein des Ganzen: ohne eine starke staatliche Einheit konnte weder die Freiheit in ersprießlicher Weise gedeihen, noch ein geordnetes lebenskräftiges Staatswesen hergestellt werden. Man sieht: in diesen Bestrebungen des 14. Jahrhunderts hatte sich der germanische Geist zu einer

neuen höheren Stufe emporgeschwungen: das deutsche Wesen sollte sich aus sich selbst heraus verjüngen in einer Weise, wie sie den Bedürfnissen der Nation und der vorgeschrittenen Bildung gemäß war. Die beschränkte individuelle Freiheit, wie sie dem ursprünglichen germanischen Wesen eignete, genügte nicht mehr, nun, da sich in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft eine außerordentlich reichhaltige Entwicklung vollzogen hatte. Die Verhältnisse der Stände zu einander verloren nachgerade ihre Einfachheit: der lebhafter gewordene Verkehr schuf eine Menge neuer Beziehungen, neuer Zustände, neuer Gesichtspunkte. All' diesem konnten die bisherigen Einrichtungen und Gewalten nicht mehr entsprechen. Es erforderte neue Gesetze, neue Ordnungen, neue Staatsgewalten. All' diesen Bedürfnissen glaubten die Bestrebungen des 14. Jahrhunderts abhelfen zu können: durch die Erneuerung des Kaiserthums, durch die Herstellung des Landfriedens, durch die Umgestaltung der Reichsverfassung in demokratisch einheitlichem Sinne.

Diese Bestrebungen mißlangen indessen, wie wir sahen, und alle Versuche, die später noch gemacht worden, hatten keine Erfolge, wenigstens keine solchen, welche den ursprünglichen Absichten entsprochen hätten: es kam zu keiner vollkommenen durchgreifenden Umgestaltung der Reichsverfassung. Die Folge davon war, daß die drei verschiedenen Triebe, welche bei den reformatorischen Bestrebungen des 14. Jahrhunderts thätig waren, und die, einmal vorhanden, sich nicht mehr zurückdrängen ließen, sich in einer einseitigen Weise ausbildeten, ja sogar nach einer den ursprünglichen Bestrebungen geradezu entgegengesetzten Richtung. So artete der Freiheitstrieb, den wir zugleich als individuelle Richtung bezeichnet haben, und der durch die neue Reichsverfassung veredelt, verjüngt und verallgemeinert worden wäre, in Sondersucht, in beschränkte Selbstgenügsamkeit, in Partikularismus aus. Die einzelnen Bestandtheile des Reiches zerbröckelten sich, zogen sich in spröde Vereinzelung zurück, verloren aber dadurch, daß sie den Vortheil eines großen Gemeinwesens und der Einwirkung allgemeinerer Gesichtspunkte entbehrten, ihre eigenthümliche schöpferische Kraft, sondern erstarrten nachgerade und verknöcherten. Dies gilt natürlich vorzugsweise von denjenigen Bestandtheilen, welche an sich schon klein waren und daher in sich selber keine größere Mannichfaltigkeit der Kräfte

trugen. Es gilt daher mehr von den Städten, als von den Fürstenthümern.

Die Städte vertraten bis zum Ende des 14. Jahrhunderts die eigentlich schöpferische, fortbildende, weiter strebende Richtung des germanischen Geistes. Sie waren, trotz ihrer verhältnißmäßigen Kleinheit, deßwegen so außerordentlich bedeutend, weil sie bei aller Ausbildung der individuellen Freiheit und bei allem Verfolgen von scheinbar partikulären Zwecken doch zugleich ihr Augenmerk immer auf das deutsche Reich, auf die allgemeinen Angelegenheiten der Nation gerichtet hatten: durch diese großen Gesichtspunkte erhielten sie ihre sittliche Stärke, ihre geistige Frische, ihre staatliche Bedeutung. Sie fühlten damals sehr richtig, daß sie ohne das Reich nichts wären, und daß sie zu Grunde gehen müßten, wenn die Reichsgewalt sich nicht zu einer neuen Größe emporschwinge. Ihre weitgehenden Plane am Ende des 14. Jahrhunderts wurden daher zugleich auch der Selbsterhaltung wegen gefaßt. Wären diese Plane gelungen, so wären die Städte zweifelsohne aus dem beschränkten Kreise, in welchen sie nothgedrungen sich zurückgezogen hatten, herausgetreten in die allgemeine Strömung der Nation, oder vielmehr: die städtische Richtung wäre die allgemeine der Nation geworden: die Städte wären in der Nation aufgegangen. Nach dem Mißlingen dieser Plane aber, als an eine Umgestaltung der öffentlichen Zustände in ihrem Sinne nicht mehr zu denken war, als die Städte vielmehr froh sein durften, aus dem Schiffbruche jener Bestrebungen wenigstens ihre Selbständigkeit gerettet zu haben, da ziehen sie sich in sich selbst zurück, schließen sich mehr und mehr von dem Allgemeinen ab, nur den eigenen Nutzen verfolgend; und nachgerade machte sich bei ihnen die Sondersucht, die Sorge für den eigenen Vortheil in derselben Engherzigkeit und Rücksichtslosigkeit geltend, wie beim Fürstenthum. Wir haben öfter Gelegenheit gefunden, zu bemerken, wie im Laufe des 15. Jahrhunderts die verschiedenen Versuche der Kaiser, die Zustände des Reiches zu verbessern, mit an der Selbstsucht und Beschränktheit der Städte gescheitert sind. Da nun aber, wie gesagt, die eigentliche staatliche Bedeutung der Städte in dieser ihrer Beziehung zum Reich, zur ganzen deutschen Nation lag, so begreift sich, daß das Abhandenkommenlassen dieses Gesichtspunktes zugleich nachtheilig auf jene zurückwirken mußte. In der That: die Lebenskraft der Städte,

die keine neue Nahrung mehr erhielt, verbrauchte sich allmählig, und zwar um so schneller, je kleiner ihre Gemeinwesen waren: ihre Einrichtungen nutzten sich ab oder verknöcherten: der germanische Geist, der sich früher so schön und so kräftig in ihnen wiedergespiegelt hatte, begann zu erstarren.

Ein oberflächlicher Beobachter der deutschen Städte des 15. Jahrhunderts, der nur ihr äußeres Leben und ihre vielgeschäftige Thätigkeit ins Auge faßte, mußte freilich zu anderen Wahrnehmungen kommen. So entwirft Aeneas Sylvius ein äußerst ansprechendes Bild von unseren städtischen Gemeinwesen. Er rühmt ihren Reichthum, ihre herrlichen Gebäude, ihre reinlichen Straßen, ihre Waffenbereitschaft, überhaupt ihre Tüchtigkeit. Auch ist es natürlich, daß die deutschen Städte, welche eine vielhundertjährige Geschichte hinter sich hatten, an deren Größe so viele Menschengeschlechter gearbeitet, nicht so plötzlich dem Verfalle zueilten: langsam entstandene Einrichtungen und Zustände, welche das Ergebniß der Anstrengungen von so vielen kräftigen und tüchtigen Menschenaltern gewesen, tragen in sich eine große Zähigkeit und Lebensdauer. So waren auch die deutschen Städte des 15. Jahrhunderts in so manchen Beziehungen immerhin noch die Träger des deutschen Geistes. Ihre eigentliche Bedeutung aber war nicht mehr staatlicher, sondern kaufmännischer Natur. Ihre wesentliche Thätigkeit erstreckte sich auf Gewerbe, Handel und was damit zusammenhängt; und ihre Gesichtspunkte wurden dadurch bedingt. Bei der Hanse ist dies schon viel früher der Fall gewesen: bei dieser war der kaufmännische Gesichtspunkt immer der überwiegende, der staatliche kam erst in zweiter Reihe. Bei den süddeutschen Städten aber, wo die staatlichen Gesichtspunkte bis zum Ende des 14. Jahrhunderts die maßgebenden waren, werden sie im 15., besonders seit der Mitte desselben ebenfalls von den kaufmännischen in den Schatten gestellt. Diese Art von Thätigkeit erhielt jetzt einen neuen Schwung: Gewerbe, Künste, Handel: Alles machte in dieser Zeit außerordentliche Fortschritte, und wir werden später noch einmal darauf zurückkommen. Aber die Nachtheile einer vorzugsweise auf Gelderwerb gerichteten Thätigkeit blieben auch nicht aus. Gewinnsucht trat bei den verschiedenen Schichten der städtischen Gesellschaft in immer stärkerem und unerfreulicherem Grade hervor: ein unedler Krämergeist machte

sich mehr und mehr bemerklich: man suchte seinen Nebenmenschen so viel wie möglich zu übervortheilen, die Andern, welche nach gleichem Ziele strebten, von dem Gewinnste zu verdrängen. Natürlich gelang dies am Besten den Reichen. Schon im 15. Jahrhundert kommen Klagen gegen die großen Kaufleute vor, welche die Kleinen vom Handel verdrängen, große Güter um geringe Summen aufkaufen und sodann den Preis künstlich auf die Höhe treiben. Dies gilt namentlich von den Fuggern in Augsburg, welche am Ende des 14. Jahrhunderts nach Augsburg gezogen, und bereits Ende des folgenden durch glückliche kaufmännische Berechnungen sich zu dem reichsten Handelshause von Süddeutschland emporgeschwungen hatten. Andere thaten sich in Handelsgesellschaften zusammen, um denselben Zweck zu erreichen, nämlich den Handel mit gewissen Gegenständen, insbesondere mit denen, die aus Indien kamen, ganz an sich zu ziehen, wodurch sie ihre Preise bestimmen konnten. Es gelang ihnen durch Bestechung kaiserlicher und fürstlicher Räthe, bestimmte Vorrechte zu erlangen, wodurch ihre Ausbeuterei noch dazu einen gesetzlichen Anstrich erhielt. Diese Handelsgesellschaften erwarben sich in Kurzem ungeheuere Summen, während die Mehrzahl durch die Vertheuerung der Handelsgegenstände, insbesondere der Lebensmittel mehr und mehr herunterkam. Die kleinen Handwerker suchten nun ihrerseits ebenfalls durch Betrug sich in eine bessere Lage zu versetzen: Wirthe, Metzger, Bäcker, Schuster, Schneider und wie sie alle hießen, wetteiferten mit einander in der Uebervortheilung ihrer Kunden, und die Sittenrichter jener Zeit können nicht oft genug auf diese Betrügereien zurückkommen.*) Die Folge dieser Erscheinungen war, daß sich in den Städten nach und nach ein immer größerer Unterschied des Vermögens herausstellte, und daß die Einwohnerschaft, wenigstens in den größeren Städten, allmählig in zwei große Bestandtheile auseinander zu fallen drohte, in die Reichen und in die Proletarier.

Das Proletariat wurde aber noch befördert durch die überhandnehmende Ueppigkeit der Lebensweise, welche wiederum das Ergebniß

*) Siehe besonders: „Dat Spil fan der Uepstandinge" aus dem Jahr 1464, herausgegeben von Eddmüller 1851, auch in Mone's Schauspielen des Mittelalters. 1846. II. 33. folg. Sodann Sebastian Brandts Narrenschiff und die Predigten Geilers von Kaisersberg darüber.

der außerordentlichen Steigerung der gewerblichen und kaufmännischen Betriebsamkeit der Städte war. Von der früheren Einfachheit der Sitten, welche die Ausländer an unsern reichen Bürgern zu rühmen pflegten, war wenig mehr zu sehen. Sie wetteiferten mit einander in Entfaltung von Pracht und Ueppigkeit; sie fingen an, sich Paläste zu bauen, welche die Wohnungen von Königen übertrafen: ihre Geräthe waren von Gold und Silber, ihre Kleider von Sammt und Seide, mit kostbaren Perlen und Edelsteinen geziert oder mit Pelz verbrämt, ihre Tafel, besonders bei festlichen Gelegenheiten, wie bei Hochzeiten oder Kindtaufen, überfüllt von einer Menge theurer Speisen und Getränke: das Zechen bei solchen Gelegenheiten wollte kein Ende nehmen und artete in Völlerei aus. Mit solcher Ueppigkeit und Pracht gingen natürlich die Reichen und die Vornehmen voran. Da sie aber Jedermann zur Schau gestellt wurde, so reizte sie auch die weniger Bemittelten zur Nachahmung. Die Kleiderpracht und die Ueppigkeit in Essen und Trinken bei Hochzeiten, Kindtaufen und sonstigen Gelegenheiten riß bald auch beim Handwerkerstand ein und schon im Anfang des 15. Jahrhunderts fehlt es nicht an Verordnungen gegen dergleichen Erscheinungen, die natürlich nichts halfen. Ja, die Ueppigkeit stieg in noch tiefere Schichten der Gesellschaft herunter. Bald hören wir, wie selbst die Dienstboten in ihrer Tracht und sonst es den Herrschaften gleich thun wollten, und zuletzt ergreift die Genußsucht auch die Bauern. Hand in Hand mit diesem Aufwand in Kleidern, mit dieser Schwelgerei in Essen und Trinken ging nun eine große Sittenlosigkeit in dem Verhältniß beider Geschlechter zu einander. Es ist bezeichnend hiefür, daß die volksthümliche Dichtung, welche unterhalten wollte, sich fast nur um diesen Gegenstand dreht: die Erzählungen, Schwänke, Fastnachtspiele jener Zeit wimmeln von den gröbsten Zoten und Unflätereien und behandeln diese Dinge auf eine Weise, welche darauf schließen läßt, daß die Unzucht fast in allen Ständen eingerissen sein mußte. Auch diese Erscheinung war die nothwendige Folge von dem fast ausschließlichen Vorwalten der sogenannten materiellen Interessen, und von dem Mangel eines großen Gemeinwesens, welches der Nation einen edleren und großartigeren Schauplatz ihrer Thätigkeit angewiesen hätte. Nichts aber hindert so sehr einen geordneten Hausstand und die Wohlhabenheit

der Bürger, als eine nie zu stillende Genußsucht. Es ist daher begreiflich, wie sich in den deutschen Städten das Proletariat vermehrte, und wie gegen Ende des 15. Jahrhunderts die Armen bereits zu einer sehr bedenklichen Zahl angewachsen waren.

Die eben dargestellten Verhältnisse waren nicht ohne Einfluß auf die Verfassungszustände der Städte.

Im 14. Jahrhundert, zur Zeit des höchsten Glanzes derselben, war die Demokratie die vorherrschende Verfassungsform der bürgerlichen Gemeinwesen: die Demokratie war es auch, von welcher die großartigen Plane zur Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung ausgingen, während die städtische Aristokratie, die alten Geschlechter, wie wir gesehen, mit Fürsten und Adel unter einer Decke spielten, und zwar gerade in dem großen Kriege, welcher jene Plane durchsetzen sollte. Es lag nun in der Natur der Dinge, daß nach dem Scheitern jener großen Entwürfe diejenige Partei, welche sie gefaßt und durchzuführen gestrebt hatte, ihren Einfluß verlor und daß die entgegengesetzte, die Aristokratie, wieder Boden gewann. In der That sehen wir im Laufe des 15. Jahrhunderts in den Kämpfen zwischen den Zünften und Geschlechtern die Schaale sich mehr und mehr auf die Seite der letzteren neigen: und am Schlusse des Jahrhunderts war die Aristokratie in den deutschen Städten weitaus die überwiegende Verfassungsform. Zum Theil war an diesem Ergebniß wohl die Haltung des Kaisers Friedrich III. schuld, welcher die Aristokratie, wo er konnte, begünstigte, aber sie erklärt es nicht allein. Von weit bedeutenderem und nachhaltigerem Einfluß war, daß von jener Zeit an die Richtung der Städte eine ganz andere wurde, daß nicht mehr die staatlichen Gesichtspunkte, sondern die kaufmännischen vorwalteten, in dessen Folge sich auch im Innern der städtischen Gemeinwesen eine von der früheren Rührigkeit bedeutend abstechende Gleichgültigkeit bezüglich der Regierung und Verwaltung entwickelte. Auch bestand die Aristokratie der deutschen Städte am Ende des 15. Jahrhunderts nicht blos aus den alten Geschlechtern, sondern es hatte sich neben, mit oder wohl auch aus ihnen eine neue, eben eine Geldaristokratie gebildet, welche durch ihr ansehnliches Vermögen, durch die großen gewerblichen Unternehmungen, die sie leitete, und durch andere Anstalten einen großen Einfluß auf die anderen Bürger sich zu verschaffen wußte und selbst da,

wo noch freiere Verfassungen bestanden, doch thatsächlich zur Herrschaft gelangte, und sie zu behaupten wußte. Waren aber einmal die reichen Kaufleute in dem Rath, so beuteten sie ihr Amt ebenso aus, wie jedes andere Geschäft: sie suchten sich zu bereichern auf Kosten der Gemeinde, die einträglichsten Aemter so viel als möglich bei ihren Familien zu erhalten, und, um nicht Rechnung von ihrer Verwaltung ablegen zu dürfen, die freien Einrichtungen so viel wie möglich zu beseitigen, dagegen die obrigkeitliche Gewalt des Rathes bis auf das Höchste zu steigern. Es ist nicht zu läugnen, daß selbst Männer, welche der Demokratie scheinbar angehörten, die obrigkeitliche Gewalt zu den größten Willkürlichkeiten benutzten, wie der Bürgermeister Schwarz in Augsburg, der in den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts sein Wesen trieb. Aber selbst die Geschichte dieses Mannes beweist, wie Vieles in den Städten faul geworden. Schwarz konnte sieben Jahre lang sein Wesen treiben, das Vermögen der Stadt verschleudern, unschuldige Bürger hinrichten lassen, ohne daß sich ein thatkräftiger Widerstand bemerklich gemacht hätte: erst der Kaiser machte durch unmittelbares Einschreiten seiner Wirthschaft ein Ende.*)

So viel über die Städte. Aeußerlich zwar machten sie immer noch einen großartigen Eindruck: sie zeichneten sich durch Reichthum vielleicht noch mehr aus, wie früher, jede Art von gewerblicher und kaufmännischer Betriebsamkeit stand in voller Blüthe, auch zehrten sie immer noch von dem tüchtigen Schatze der Vorfahren; aber ihre Lebenskraft siechte bereits, da sie die eigentliche Quelle ihrer Größe, die nationale einheitliche Richtung, verlassen und sich auf den beschränkten Kreis ihres kleinbürgerlichen Daseins zurückgezogen hatten, welcher der ursprünglichen Kraft nicht die nöthige Nahrung mehr zu geben vermochte, und sie daher vertrocknen machte.

Dagegen lag es in der Natur der Dinge, daß sich in den Fürstenthümern, besonders in den größeren, weit mehr Lebenskraft entwickelte. Sie bargen in sich, schon wegen ihres bedeutenden Umfangs eine größere Mannichfaltigkeit der Grundstoffe. Diese

*) Die Geschichte von dem Bürgermeister Schwarz ist übrigens noch nicht recht klar. Wir kennen seine Geschichte nur aus dem Munde seiner Feinde. Er gestand zwar alle ihm vorgeworfenen Verbrechen ein, aber auf der Tortur!

Kräfte waren im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts zu einer erhöhten Thätigkeit gekommen durch die Einführung der landständischen Verfassungen. In diesen Verfassungen spiegelte sich der germanische Geist nicht minder ab, wie ehedem in den städtischen Gemeinwesen, nur daß sie noch größere staatliche Verbindungen zur Unterlage hatten, als diese. Die Einrichtung der Landstände hätte von den Kaisern ebenso wie die Reichsstädte zur Herstellung einer kräftigeren Reichsgewalt und zur Unterdrückung des Fürstenthums benutzt werden können: sie durften nur die Verbindungen der Stände der einzelnen Landschaften unter ihren Schutz nehmen, und sie als unmittelbare Glieder des Reiches behandeln, wozu alle drei Stände, Adel, Geistlichkeit und Landstädte gerade zur Zeit der Entstehung der landständischen Vereinigungen überall die größte Neigung besaßen: es war dann leicht, in dem Fürsten blos den Vertreter des Kaisers, seinen Beamten erscheinen zu lassen. Allein von Seite der Kaiser geschah nichts der Art: im Gegentheile, gerade im 14. und 15. Jahrhundert wurden die Fürsten von ihnen immer mit neuen Befugnissen und königlichen Gerechtsamen beschenkt: die Vorrechte des Kaiserthums mehr und mehr an sie preisgegeben. Die Folge davon war, daß die Stände der einzelnen Landschaften, so von den Kaisern verlassen, es für das Klügste hielten, die bezüglichen Fürsten, die nun doch zu ihnen auf die eine oder die andere Weise eine hervorragende Stellung einnahmen, anzuerkennen, aber zugleich ihre Verhältnisse zu ihnen dergestalt festzustellen, daß auf der einen Seite ihre individuelle Freiheit und überhaupt ihre Rechte gesichert würden, während sie zugleich gewisse Verpflichtungen bezüglich der ganzen Landschaft übernahmen. So kann man wohl sagen, ist durch die Landstände der Begriff des abgeschlossenen fürstlichen Gebiets erst recht gefördert worden: durch sie kam Einheit in das Ganze: sie beschränkten zwar die Willkür des Fürsten und wahrten die Rechte der Einzelnen, aber der Fürst wurde doch durch sie zum Mittelpunkt, zum Träger des Gemeinwesens, dem man als solchem Gehorsam schuldig sei, mit Einem Worte zum Landesherrn. Das Fürstenthum hat aber den Landständen noch mehr zu danken. Wären sie nicht gewesen, so wären die meisten Fürstenthümer durch Selbstsucht, Verschwendung, innere Fehden, Streitigkeiten zwischen den einzelnen Gliedern der fürstlichen Familien zu Grunde gegangen.

Die Landstände aber verhinderten die Auflösung der Gebiete dadurch, daß sie zur rechten Zeit hülfreich einschritten, dem Fürsten die Schulden bezahlten, strenge Aufsicht über die Steuerverhältnisse übten, Verpfändung und Verkauf einzelner Landestheile verboten, und überhaupt Ordnung und Regel in den Staatshaushalt brachten. Sie gaben dem Fürstenthum Halt und Festigkeit, und dadurch, daß sie den germanischen Grundsatz der Freiheit zur Darstellung brachten, ermöglichten sie eine lebendige innere Entwicklung, die besonders dadurch über die Beschränktheit der früheren Zeiten hinausging, daß sie einen größeren Kreis von Theilnehmern umfaßten. Ueberhaupt ist das Streben der Landstände fast überall darauf gerichtet, die Kreise, als deren Vertreter sie erscheinen, immer weiter zu ziehen. Landgebiete, die ursprünglich zu einem Ganzen gehörten, trachten daher nach Wiedervereinigung: selbst wenn unter den Gliedern einer und derselben Linie eine Theilung der Lande stattgefunden hatte, hielten die Landstände die Einheit des Gebietes fest und versammelten sich zu vereinigten Landtagen. Wir sehen daher bei den Landständen die drei verschiedenen Triebe der Nation, von denen wir im Eingange gesprochen, den Trieb nach Freiheit, Ordnung und Einheit in sehr erfolgreicher und ersprießlicher Weise thätig. Und soferne hatte das auf ihnen ruhende Fürstenthum seine Berechtigung: es stützte sich gewissermaßen auf die Zeitbedürfnisse, auf die edleren Triebe der Nation.

Diese Bemerkung ist aber nur bis zu einem gewissen Grade wahr. Eben beim Fürstenthum zeigt es sich recht auffallend, wie jene Triebe gerade zum Gegentheil der ursprünglichen Absicht umschlugen. Der Freiheitstrieb wurde nämlich zum Stammespartikularismus, der Ordnungstrieb half die fürstliche Willkür begründen, und der Einheitstrieb kam nur dem Fürstenthum als solchem zu Gute, nicht dem Reich und nicht der gesammten Nation.

Durch die landständischen Verfassungen war nämlich den nächsten Bedürfnissen und Anforderungen der Angehörigen der einzelnen Gebiete abgeholfen, und zwar in einem weit bedeutenderem Grade, als das Reich, wie es war, jemals hätte thun können. Dadurch verminderte sich das Bedürfniß nach der Herstellung der Reichsgewalt, nach der staatlichen Einheit der Nation, und je größer das Gebiet war, welches durch eine landständische Verfassung zu einem geordneten Ganzen verbunden

wurde, um so mehr schwand jenes Bedürfniß. Dagegen bildete sich das Stammesbewußtsein aus. Diese Art von Partikularismus führte zwar nicht zu jener Erstarrung und Verknöcherung, zu welcher kleinere Gemeinwesen, wie z. B. kleine Reichsstädte, allmählig kommen mußten, er war aber nichts desto weniger ein Hinderniß für eine große nationale staatliche Entwicklung, ja er war ein noch größeres, eben weil ihm eine bedeutende Lebenskraft inwohnte. Wie sehr dieses der Fall war, sieht man unter Anderem daraus, daß die Entrichtung von Reichssteuern auf den Widerspruch gerade der Landstände der einzelnen Gebiete stieß, welche über alle Steuern, so namentlich auch über diese gefragt werden mußten. Was nun aber den Trieb nach Ordnung und nach Einheit anbetrifft, wovon ich oben bemerkte, daß er dem Fürstenthum zu Gute kam, und nur zur Förderung seiner Willkür diente, so hängt diese Erscheinung mit dem Verfall des deutschen Rechts und der Einführung des römischen genau zusammen. Auch hiebei werden wir die nachtheiligen Folgen von dem Scheitern der Reformbewegungen des 14. und 15. Jahrhunderts wahrnehmen.

Das germanische Recht hatte seinen Ursprung in einfachen Zeiten und seine Grundsätze entsprachen denselben. Ebenso einfach war das Gerichtsverfahren, wie es sich bis ans Ende des 15. Jahrhunderts im Allgemeinen erhalten hatte. Es war öffentlich und mündlich. Die Urtheiler, die Schöffen, waren Männer aus dem Volke, und sprachen das Recht nach dem Herkommen oder, wo dieses nicht ausreichte, nach ihrer Ueberzeugung. Bei peinlichen Sachen galt das Anklageverfahren, welches mehr zu Gunsten des Angeklagten als des Klägers war und von dem Grundsatze ausging, daß die Freiheit, das höchste Gut des deutschen Mannes, nicht leichtsinnig auf das Spiel gesetzt werden dürfte. Zu demselben Zwecke dienten auch eine Menge von Formeln, an welchen das deutsche Rechtsverfahren so reich war. In Folge aber der in den letzten Jahrhunderten so rasch fortschreitenden Entwicklung der Nation, welche eine Menge neuer gesellschaftlicher Verhältnisse schuf, von denen die früheren einfachen Zeiten nichts gewußt hatten, war auch eine Fortbildung der deutschen Rechtsgrundsätze nothwendig geworden. Diese Fortbildung wäre nicht unmöglich gewesen. Sie war aber nur zu hoffen, so wie die Nation überhaupt ihre öffentlichen Verhältnisse in

gründlicher Weise umgestaltete, das heißt, so wie die Reichsverbesserungsentwürfe ins Leben traten. Denn es bedurfte eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches, und dieses konnte nur von der Reichsgewalt ausgehen. Die Reichsgewalt konnte aber nur dann an diese große Unternehmung denken, wenn sie selbst wiederhergestellt war. Die zeitgemäße Fortbildung des deutschen Rechts hing also von dem Gelingen der großen Reformbestrebungen der letzten Jahrhunderte ab. Auch zweifelten die Männer, welche überhaupt eine Umgestaltung der öffentlichen Zustände des Reiches verlangten, durchaus nicht an der Möglichkeit einer Weiterbildung des einheimischen deutschen Rechts. Wir haben bereits im vorigen Bande die Ansichten des Nikolaus von Cusa darüber angeführt. Er war sich ganz klar darüber, was Noth that. Er verlangte eine Durchsicht aller bisher vorhandenen Rechtsgewohnheiten der deutschen Länder und Zurückführung derselben auf gleiche Grundsätze, wobei kleine unwesentliche Abweichungen in den einzelnen Gebieten immerhin noch hätten stattfinden dürfen: er verlangte namentlich die Aufhebung mancher Formeln, die nachgerade unverständlich und unzeitgemäß geworden waren, überhaupt das Ausscheiden aller Mißbräuche und alles Veralteten. Dieses große Werk, nämlich die Erneuerung des deutschen Rechts und Abfassung eines allgemeinen deutschen Gesetzbuches, sollte nun von der Reichsversammlung unter dem Vorsitze des Kaisers zu Stande gebracht werden. Aber diese Vorschläge traten so wenig ins Leben wie die Reichsverbesserungsentwürfe überhaupt. So in seiner auf das Allgemeine gerichteten Entwickelung gehemmt, zog sich das deutsche Recht, ebenso wie die einzelnen Bestandtheile des Reichs, Städte und Fürstenthümer, in kleinere Kreise zurück und bildete sich nicht etwa weiter, sondern begnügte sich an den örtlichen Gewohnheiten, welche theilweise veraltet uud unverständig geworden waren, mit Hartnäckigkeit festzuhalten, wodurch der Rechtszustand in Deutschland den Eindruck einer ungeheueren Verwirrung machte, eines Abhandengekommenseins von allen leitenden allgemeinen Grundsätzen. Es kam hinzu, daß die Schöffen, Männer aus dem Ritterstande oder aus dem Volke, welche ihr Amt unentgeldlich verrichteten und daher keinen Vortheil dabei fanden, im Gegentheil Zeit und Mühe daran setzen mußten, gleichgültiger und nachlässiger wurden, daß sie die Gerichtstage versäumten, oder wohl auch, daß sie sich bei besonders verwickelten

Fällen selber nicht getrauten ein Urtheil zu fällen, da weder ihre Erfahrung, noch das Herkommen, noch die deutschen Rechtsbücher Auskunft darüber gaben, weßhalb sie sich bei Anderen, gelehrten Männern, Raths erholen mußten. All' diese Erscheinungen brachten das einheimische deutsche Recht mehr und mehr in Mißachtung und erweckten, da man eben die Gerichte jeden Tag brauchte, das lebhafte Bedürfniß nach einer Verbesserung der Rechtszustände.

Dieses Bedürfniß fiel zusammen mit der zweiten Richtung der Bestrebungen des 14. und 15. Jahrhunderts, nämlich mit dem Ordnungstrieb. Dieser Trieb war stärker, als der nationale, weil die Mißstände, die ihn hervorriefen, allen Schichten der Gesellschaft jeden Tag vor Augen traten, weil sie auf das Unangenehmste in die Lebensverhältnisse jedes Einzelnen eingriffen und weil daher die Nothwendigkeit der Beseitigung dieser Mißstände von Jedermann gefühlt wurde. Man griff nun, da von Seite der Reichsgewalt nichts geschah, um ihnen abzuhelfen, nach jedem Mittel, welches Abhülfe versprach. Und so verfiel man, da das deutsche Recht durch die Ungunst der Verhältnisse verhindert worden war, sich dem Geiste der Zeit gemäß aus sich selbst heraus zu verjüngen, auf ein ausländisches, welches bereits in vollkommener Ausbildung den Deutschen entgegengetragen wurde, und daher den Bedürfnissen der Nation nach allen Seiten hin genügen zu können schien, auf das römische.

Das römische Recht, von den italienischen Gelehrten im 11. Jahrhundert wieder aus dem Dunkel hervorgezogen und seitdem mit ungemeinem Eifer betrieben, war den Deutschen bereits zu den Zeiten der Hohenstaufen bekannt worden, ja die Kaiser aus diesem Hause suchten ihm nicht nur in Italien Geltung zu verschaffen, sondern auch in Deutschland, indem sie dasselbe als kaiserliches, mithin für das ganze deutsche Reich geltendes Recht hinzustellen sich bemühten. Auch ist eine Einwirkung römischer Grundsätze bereits auf den Schwabenspiegel nicht zu verkennen.*) Im Ganzen aber war der Einfluß des römischen Rechts in jenem nnd noch im folgenden Jahrhundert unbedeutend, obgleich auch Karl IV. ein großer Verehrer desselben war und es in Böhmen einzuführen

*) Zöpfl deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. II. 1. S. 87.

suchte. Denn gerade damals hatte sich, wie wir sehen, das germanische Wesen zu einer neuen Thätigkeit emporgeschwungen. Anders wurde es seit dem Mißlingen der Reformbestrebungen. In gleiche Zeit nämlich fiel die Gründung der Universitäten in Deutschland, welchen ein sehr großer Antheil an der Einführung des römischen Rechts zugeschrieben werden muß. Das Recht, welches auf denselben gelehrt wurde, war nicht das deutsche, da dieses aus den angeführten Ursachen sich zu keiner wissenschaftlichen Form durchgebildet hatte, sondern das geistliche und neben ihm das römische, von welchem jenes ohnedieß sehr vieles angenommen hatte. Die römischen Rechtsgelehrten gaben sich nun außerordentliche Mühe, dem von ihnen gelernten Rechte immer größeren Einfluß zu verschaffen, indem sie dasselbe als das einzige Mittel hinstellten, welches gegen die unglückseligen deutschen Rechtszustände Abhülfe gewähren könne. Es gelang ihnen, als Rathgeber von den Städten, wie von den Fürsten zugezogen zu werden und als Fürsprecher (Advokaten) vielfach thätig zu sein. Dadurch wuchs ihr Einfluß mehr und mehr, und bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hatte das römische Recht mächtige Fortschritte in Deutschland gemacht. In den Rechtsbüchern und Rechtsordnungen jener Zeit, in den reichsstädtischen sowohl, wie in den fürstlichen, haben die römischen Rechtsgrundsätze über die deutschen den entschiedensten Sieg davon getragen: durch die Kammergerichtsordnung Maximilians vom Jahr 1495 wurde derselbe befestigt.

Das römische Recht war aber seinem Wesen nach durchaus von dem deutschen verschieden. Nirgends tritt diese Verschiedenheit so schlagend hervor, wie im Staatsrecht; nirgends mußte aber auch die Verdrängung der deutschen Rechtsanschauungen durch die römischen von größeren Folgen begleitet sein, als gerade in diesem Punkte. Im deutschen Recht ist nämlich der Ausgangspunkt das Individuum, im römischen die Staatsgewalt. Das römische Recht in seiner höchsten Ausbildung unter Justinian — und diese allein kommt hier in Betracht — fand eine Staatsgewalt vor, welche bereits die höchste Stufe der Machtvollkommenheit erreicht hatte, welcher sich Alles beugen mußte: der Träger dieser Staatsgewalt, der Kaiser, besaß die vollste Unumschränktheit: sein Wille war Gesetz: namentlich stand ihm auch das unbegränzte Gesetz=

gebungsrecht zu. Diese Staatsform war aber den germanischen Rechtsbegriffen geradezu entgegen: hier galt vielmehr das vollkommenste Recht der Selbstbestimmung des Individuums und der Gemeinwesen: das germanische Recht kannte keine fürstliche Unumschränktheit: vielmehr war der fürstlichen Gewalt Maaß und Ziel gesetzt sowohl durch die festverbürgten Rechte der Einzelnen als der Gesammtheit.

Aber eben jener Grundsatz des römischen Rechts machte dasselbe bei den obrigkeitlichen Gewalten beliebt. Es liegt in der Natur jeder Herrschaft, nach Erweiterung der Gewalt zu streben, und auch die deutschen Obrigkeiten haben dieses Streben zu allen Zeiten an den Tag gelegt. Selbst in den städtischen Gemeinwesen, die doch auf einer republikanischen Unterlage ruhten, haben wir gesehen, wie die Räthe Willkür übten, und die Fürsten trugen seit langer Zeit die Bevormundung der Landstände mit Ungeduld. Es war begreiflich, daß sie jede Lehre willkommen hießen und unterstützten, welche die Erweiterung ihrer Machtvollkommenheit in Aussicht stellte. Nun schien sich zwar die im römischen Recht der obersten Gewalt zugeschriebene Unumschränktheit nur auf den Kaiser zu beziehen und genau genommen wären nur die Nachfolger der römischen Kaiser, nämlich die deutschen, die Erben jener Machtvollkommenheit gewesen. Aber die römischen Rechtsgelehrten wußten den deutschen Fürsten zu beweisen, daß sie als solche die Nachfolger der römischen Kaiser seien:*) überdies wären sie ja von den deutschen Kaisern mit ihren Gerechtsamen, den Regalien, belehnt worden, und hätten hiermit auch alle Machtbefugnisse derselben, so weit sie sich auf das bezügliche Landesgebiet erstreckten, überkommen.

Gleichwohl würde jene Lehre, als dem deutschen Wesen so durchaus widersprechend, wenig Eingang gefunden haben, wenn sie nicht in einem gewissen Grade das Bedürfniß der Zeit gewesen wäre. Diese Lehre stand nämlich einigermaßen mit dem Ordnungs- und Einheitstriebe in Verbindung. Die Auflösung aller Verhältnisse, besonders der Rechtszustände, welche, wie wir gesehen, die Deutschen antrieb, nach einem fremden Rechte zu greifen, ließ die von eben diesem Rechte aufgestellte Lehre von der Staatsgewalt, der es zu-

*) In den römischen Gesetzbüchern heißt nämlich der Kaiser princeps, Fürst.

komme, das Ganze zu ordnen und mit seinem Geiste zu durchdringen, um so wünschenswerther erscheinen, als die meisten Versuche, welche bisher gemacht worden waren, auf dem hergebrachten Wege die öffentlichen Bedürfnisse zu befriedigen, nicht zu dem gewünschten Ziele geführt hatten. Es war keine kleine Empfehlung für das römische Recht und seine Lehre von der Staatsgewalt, daß dasselbe kein Fehderecht kannte, sondern jede eigenmächtige Selbsthülfe als Störung der öffentlichen Sicherheit, als Verbrechen bestrafte, ohne Unterschied der Person. Denn gerade das Fehderecht war eine hauptsächliche Ursache von der Unsicherheit der Rechtszustände, und dieser Uebelstand war trotz aller Versuche auf eine gründliche Weise nicht zu beseitigen, sowie man über die alten Grundsätze nicht hinausging.

Noch in einer anderen Beziehung schien das römische Recht die Richtung der Zeit zu befriedigen, darin nämlich, daß es den Unterschied der Stände aufhob, insoferne also das Bürgerthum, die niedern Schichten der Gesellschaft überhaupt, begünstigte. Bekanntlich spielte der Standesunterschied im deutschen Recht eine bedeutende Rolle: es galt als Grundsatz, daß man nur von seines Gleichen gerichtet werden konnte. Die höheren Gerichte, vor welchen Mitglieder der edeln Stände ihr Recht nahmen, konnten daher nur mit Rittern besetzt werden. Dieser Grundsatz mußte aber thatsächlich eine große Veränderung erleiden, sowie das römische Recht zur Geltung kam. Denn die Ritter kannten eben nur das einheimische, das deutsche Recht, nicht das fremde römische, welches gelehrte Bildung erforderte, die sie nicht besaßen. Es war daher nothwendig, daß in die Gerichte gelehrte Männer aufgenommen wurden, die nicht dem Ritterstande angehörten, sondern den übrigen Schichten der Gesellschaft, und welche eben nur die Kenntniß des fremden Rechts dazu befähigte. Diese Erscheinung war auf der einen Seite ein Zugeständniß für das Bürgerthum, für die geistige Bildung der Nation, insoferne zeitgemäß und eine Befriedigung des Freiheitstriebs. Auf der anderen war sie für die Fürsten eine nicht unwillkommene Gelegenheit, dem Adel, der ihnen bisher einen so nachhaltigen Widerstand entgegengesetzt und als landständische Genossenschaft ihre Machtvollkommenheit vielfach beschränkt hatte, ein Vorrecht zu entziehen und seinen Einfluß zu schmälern. Wie großen

Werth die Fürsten auf diesen Umstand legten, geht daraus hervor, daß sie schon in sehr früher Zeit, z. B. im 14. Jahrhundert, sich von den Kaisern das Recht ertheilen ließen, in ihre Gerichte nicht-ritterliche Männer aufnehmen zu dürfen, und auch ihre Amtleute mit solchen zu besetzen. Im 15. Jahrhundert wird diese Erscheinung immer häufiger. Die Doctoren des römischen Rechts verdrängen mehr und mehr die Edelleute aus Gericht und Rath, und die nächste Umgebung der Fürsten, so weit sie nicht zum reinen Hofdienste gehörte, besteht meistens aus Bürgerlichen.

Der Vortheil, welchen die Einführung des römischen Rechts durch theilweise Beseitigung des Standesunterschiedes mit sich führte, wurde aber weit aufgewogen durch einen desto größeren Nachtheil. Es ging nämlich nachgerade nicht blos das Vorrecht des Adels verloren, sondern auch das Recht der andern Stände: die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, das ganze volksthümliche Gerichtsverfahren, die Einfachheit und verhältnißmäßige Wohlfeilheit desselben, die Menschlichkeit im Strafrecht: mit Einem Worte, alle jene Einrichtungen, welche ächt deutschen Ursprungs, dem Volke die individuelle Freiheit gesichert und eine Schutzwehr gegen die Willkür gebildet hatten.

Es war natürlich, daß, wenn der Ritter nicht mehr fähig war, Recht zu sprechen, der Bauer es noch viel weniger war. Auch er kannte nicht das römische Recht, weil er es nicht studirt, und wußte nicht darnach zu urtheilen. Die Folge war, daß die Gewohnheit, die Schöffen aus dem Volke zu nehmen, allmählig in Abgang gerieth und daß die Gerichte mit gelehrten Juristen besetzt wurden. Da aber diese Rechtsgelehrten nicht nach dem einheimischen Gewohnheitsrechte, welches Jeder kannte, sondern nach dem geschriebenen römischen urtheilten, so verloren die Gerichtsverhandlungen für das Volk jederlei Reiz. Früher war die Versammlung, „der Umstand", mitunter selbst gefragt und ihr Urtheil eingeholt worden: ja das Erscheinen des Volks bei den Gerichten war sogar eine Pflicht. Dies Alles veränderte sich. Von selbst verlor sich die Oeffentlichkeit der Gerichte. Nachgerade wurden sie, die bisher im Freien gehalten worden waren, in die Stube verlegt und bei verschlossenen Thüren abgehalten. Aber auch die Mündlichkeit wurde aufgehoben. Das Verfahren bei den Volksgerichten, wo die Schöffen die Zeugen verhörten und dann ihr Urtheil fällten, war kurz und gut: Schreibereien

waren nicht nöthig. Anders war es bei den gelehrten Juristen. Diese wollten ihr Recht nicht umsonst gelernt haben. Mit großer Umständlichkeit betrieben sie die Verhandlungen, begnügten sich nicht mehr mit mündlichem Bescheid, sondern schrieben nun Alles auf, wodurch die Prozesse natürlich viel theuerer und weitläuftiger wurden. Dieser Uebelstand wurde besonders durch die Fürsprecher, die Advokaten, bewirkt. Diese fingen seit der Ueberhandnahme des römischen Rechts an, eine große Rolle zu spielen, und zwar keineswegs eine erfreuliche. Durch sie kamen Rabulistenkünste, Sophistereien, Betrügereien bei den Prozessen auf: man klagte von ihnen, daß sie den Leuten das Geld aus der Tasche stehlen, daß sie die Rechtshändel absichtlich in die Länge zögen, um desto mehr ihren Schützlingen abnehmen zu können, daß sie die einfachsten Verhältnisse verwirrten, aus Schwarz Weiß, aus Recht Unrecht zu machen verständen und auf diese Weise den einfachen Sinn des Volkes berückten. Ebenso traurig war die Veränderung, die im peinlichen Verfahren durch das römische Recht bewirkt wurde. An die Stelle des Anklageverfahrens trat das Untersuchungsverfahren, das sich auf den Anzeigenbeweis gründete. Um das Geständniß des Angeklagten herauszubringen, hatte man wohl schon früher zu dem barbarischen Mittel gegriffen, welches das geistliche Recht vorgeschrieben, nämlich zur körperlichen Marter, zur Tortur: unter dem Einfluß des römischen Rechtes aber wurde dieses Verfahren noch weiter ausgebildet. Hierdurch verlor sich die Menschlichkeit und die Achtung vor dem Individuum, welche dem germanischen Rechte eigenthümlich war: Barbarei und Grausamkeit, Nichtachtung der individuellen Freiheit trat an seine Stelle.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so sieht man, daß die großen Hoffnungen, welche man vom römischen Rechte hegte, keineswegs in Erfüllung gingen. Freilich darf man nicht vergessen, daß die meisten römischen Rechtsgelehrten in Deutschland von dem eigentlichen römischen Recht wenig verstanden, daß sie dasselbe nicht aus den Quellen studirt, sondern nach den italienischen, französischen, spanischen Bearbeitern dieses Rechts gelernt hatten, welche der verschrobenen Wissenschaft jener Zeit gemäß den Kern des Rechts vielfach mißverstanden und es in eine Menge scholastischer Spitzfindigkeiten gehüllt hatten. Das römische Recht in der Gestalt, in welcher es zu uns gekommen, befand sich in der äußersten Entartung,

und diente, weit entfernt, klare einfache Rechtsgrundsätze aufzustellen, nur dazu, um Alles in noch größere Verwirrung zu bringen. Natürlich gab das Volk die alten Rechtsgewohnheiten nicht so leicht auf, während die römischen Rechtsgelehrten sie nicht anerkannten, sich vielmehr über bestehende Gesetze und Einrichtungen hinwegsetzten. Die Unsicherheit des Rechtszustandes wurde also nur noch größer und unerträglicher.

Das fremde Recht, welches eine Abhülfe gegen so viele Gebrechen und Mißstände der Zeit sein sollte, erfüllte also diesen Zweck gar nicht: vielmehr, es war durch dasselbe Alles nur noch schlechter geworden. Dagegen war das römische Recht einer der hauptsächlichsten Hebel für die Verstärkung der fürstlichen Macht überhaupt, insbesondere aber dem Volke gegenüber.

Diese Verstärkung der Fürstengewalt ist zu wichtig und in ihren Wirkungen zu bedeutend, als daß wir nicht noch etwas dabei verweilen sollten.

Wir haben gesehen, wie die reformatorischen Triebe der Nation, da sie nach der ursprünglichen Richtung sich nicht bethätigen und neue Schöpfungen gründen konnten, allmählig eine Bahn einschlugen, welche zur Begünstigung des Fürstenthums führen mußte, gegen welches sie doch ursprünglich gewendet waren.

Auch die Veränderung des Kriegswesens, ursprünglich ebenfalls aus dem demokratischen Triebe der Nation hervorgegangen, wirkte mit zur Hebung der fürstlichen Macht. Wir haben früher schon dargethan, wie durch die Städte, die schweizerischen, friesischen und dithmarsischen Bauern, endlich durch die Hussiten das Fußvolk in Aufnahme kam und wie der ritterliche Kriegsdienst dadurch verdrängt wurde. Zugleich mit dieser Veränderung war das Söldnerwesen in Aufnahme gekommen, welches ursprünglich von den Ritterbürtigen getrieben — wir haben gesehen, wie die Edelleute selbst den Städten um Lohn dienten — sich sofort auch auf das Fußvolk ausdehnte. Schweizer und Böhmen, letztere seit den Hussitenkriegen, wurden nun vielfach von den kriegführenden Parteien in Sold genommen: die Deutschen folgten nach. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurden sie berühmt unter dem Namen der Landsknechte. Es bildete sich auf diese Weise ein eigener Soldatenstand aus, welcher das Kriegswesen als Handwerk betrieb und davon seinen

Unterhalt bezog. Die Leute, welche sich darauf legten, dienten natürlich Jedem, der sie bezahlte, und wenn früher in dem Fußvolk die Kraft der Demokratie zur Erscheinung kam, so war jetzt bei diesen Söldnern jeder staatliche Gesichtspunkt verschwunden. Sie konnten zu jedem Zwecke verwendet werden, wenn sie nur Geld bekamen. Diese Erscheinung war an sich schon bedenklich, sie wurde es aber noch mehr durch folgenden Umstand. Durch die Bequemlichkeit, welche das Söldnerwesen bot, jeden Augenblick die nöthige Kriegsmacht auf die Beine zu bringen, ließen sich die Städte verleiten, das Waffenhandwerk zu vernachlässigen und auf die kriegerische Tüchtigkeit ihrer Bürger weniger Werth zu legen, als es früher der Fall war. Ohnedies war durch die gesteigerte gewerbliche und kaufmännische Betriebsamkeit die Thätigkeit der Bürger auf einem anderen Gebiete in Anspruch genommen: man hatte keine rechte Zeit mehr für kriegerische Uebungen, und nachgerade erkaltete auch die Neigung. In der That nahm die Streitbarkeit der Bürger im Laufe des 15. Jahrhunderts bedeutend ab. Natürlich gilt dies nicht von den Reichsstädten allein, sondern noch viel mehr von den Landstädten. Mit der Abnahme der kriegerischen Tüchtigkeit war aber selbstverständlich die Verminderung des Selbstvertrauens verbunden: sie wurden zahmer den Fürsten gegenüber, ängstlicher und behutsamer und zeigten weniger Neigung, ihre Rechte, wenn sie angetastet wurden, mit dem Schwerte zu vertheidigen. Eine ähnliche Wirkung brachte die Veränderung des Kriegswesens bei dem Adel hervor. Derjenige Theil des Adels, welcher nicht von Wegelagerei lebte, ließ die kriegerische Beschäftigung mehr und mehr ruhen, da durch das Fußvolk der Ritterdienst in Abnahme gekommen war: die Ritter wurden immer seltener als Söldner gebraucht, und selbst als Vasallen wurden ihre Kriegsdienste weniger oft, wie sonst, in Anspruch genommen: man zog es vor, statt der Kriegsdienste Geld von ihnen zu erhalten, um damit Fußvolk werben zu können. Denn auf der einen Seite waren die Söldner kriegstüchtiger, man konnte also mit ihnen größere Erfolge erzielen, auf der andern waren sie zuverlässiger, wenn man etwa mit ihnen Dinge durchsetzen wollte, welche die Rechte der Bürger und Landsassen beeinträchtigten. Das Söldnerwesen wurde daher von den Fürsten sehr begünstigt und gefördert. Aber die mit der Ausbildung desselben in

Verbindung stehende allmählige Entfernung der einzelnen Stände von den Waffen wirkte für sie nicht minder nachtheilig, wie die Entfernung von den Gerichten, während dieser Umstand vorderhand wenigstens mittelbar mitwirkte, der Fürstengewalt eine neue Unterlage zu geben.

Von keiner geringen Bedeutung war endlich das Verhältniß, welches sich zwischen den Fürsten und Reichsstädten gebildet hatte. Früher waren die letzteren die Sammelplätze aller fürstenfeindlichen Grundstoffe und schon dadurch waren sie den Fürsten gefährlich. Seit dem Ausgange des letzten Städtekrieges aber treten sie zu den Fürsten durchaus in eine untergeordnete Stellung, wie selbst ihr Verhalten im Fürstenkriege beweist. Die Fürsten drückten natürlich auf jenes Verhältniß: sie behandelten die Reichsstädte immer rücksichtsloser und scheuten sich nicht, offen ihre Unterjochung anzustreben. Wir haben gesehen, wie Donauwerth, Mainz, Regensburg von den benachbarten Fürsten um ihre Freiheit gebracht wurden. Die erste und die letzte Stadt wurde zwar vorderhand wieder frei, aber nicht durch eigene Kraft, und Mainz, welches 1461 in die Gewalt Adolfs von Nassau kam, hatte für immer seine Reichsunmittelbarkeit verloren. Dieses Ereigniß brachte einen großen Schrecken unter die andern rheinischen Reichsstädte. Auch verwendeten sich wohl einige, Speier und Worms, beim Kaiser für die Stadt; weitergehende Versuche machten sie aber nicht, und zwar aus dem bedeutungsvollen Grunde, weil sie bei den andern Reichsstädten keine Unterstützung fanden. Sie waren froh, wenn sie von den Fürsten in Frieden gelassen wurden, und hüteten sich, sie zu reizen. Diese konnten sich nun schon mit größerem Erfolg gegen die eigenen Untergebenen wenden, gegen Adel und Landstädte, und ihnen ihre allzugroßen Freiheiten beschneiden. In der That sehen wir von jetzt an die Fürsten sich vielfach über verbriefte Rechte ihrer Stände hinwegsetzen: ihre Amtleute erlauben sich immer mehr Bedrückungen und Beeinträchtigungen. Sie suchen willkürlich Steuern zu erheben, ohne daß sie von den Ständen bewilligt worden wären. Sie beanspruchen das unbeschränkte Gesetzgebungsrecht, und üben es auch aus: in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ergehen von den Fürsten eine Menge von Landesordnungen, ohne daß die Landstände darum gefragt worden wären, und doch bezogen sich diese Ordnungen

auf die ganze Einrichtung des Staats, auf Polizei, Privatrecht u. s. w., also auf Gegenstände, die die Freiheit der Einzelnen und seine Rechte auf das Empfindlichste berührten. In dieser Nichtachtung bestehender Gesetze und Rechte der Stände ging früher Albrecht Achilles allen Andern voran; die Herzoge von Baiern, Würtemberg, Hessen im Süden: im Norden die Herzoge von Braunschweig, Mecklenburg, Schleswig-Holstein folgten. Auch diese suchten, wo sie konnten, ihre Befugnisse zu erweitern. In den siebziger Jahren aber bildete offenbar Karl der Kühne von Burgund den Mittelpunkt dieser Bestrebungen.

Was seine Regierung kennzeichnet, ist nicht blos die Eroberungssucht, sondern ganz besonders das Streben nach fürstlicher Machtvollkommenheit. Keiner seiner Vorgänger achtete so wenig die Rechte des Landes, insbesondere der Städte, wie er, und verfuhr gegen sie so gewaltthätig. Durch seine Söldnerschaaren, die er beständig um sich hatte, und die beinahe schon zu einem stehenden Heere geworden waren, wußte er jeden etwaigen Widerstand niederzuschlagen. Schrecken ging vor ihm her: er brachte es in der That dahin, daß er als gewaltiger fast unumschränkter Gebieter herrschte. Durch diese Richtung seiner inneren Staatskunst empfahl er sich den benachbarten deutschen Fürsten, welche ähnliche Bestrebungen verfolgten, als Muster. Auch knüpfte er mit ihnen vielfach Verbindungen an, und diese hatten vorzugsweise den Zweck, die fürstliche Gewalt auf Kosten der Volksrechte zu schmälern und die Unabhängigkeit städtischer oder bäuerlicher Freistaaten zu brechen. So verbanden sich mit ihm namentlich auch die nordischen Fürsten, der König Christian von Dänemark, der Herzog Friedrich von Braunschweig, der Herzog Magnus von Mecklenburg, der Graf von Ruppin, der Graf Gerhard von Oldenburg, und es war sogar im Werke, daß Karl mit einem großen Heere in den Norden ziehen sollte, um dort die Hansestädte und andere freie Gemeinwesen, wie Friesen und Dithmarsen, zu unterjochen. Die dortigen Fürsten hätten ihn sodann mit besten Kräften unterstützt, wären aber, falls jene Plane gelangen, die Vasallen des Burgunders geworden.*) Aehnliche Beweggründe lagen dem kölnischen Kriege zu Grunde, und

*) Lübeckische Chronik von Detmar, herausg. von Grauthof. II. S. 362. 363.

der Verbindung mit dem Herzog Sigmund von Tyrol, wie später dem Schweizerkriege. Ja, selbst auf Italien richtete Karl sein Augenmerk: auch dieses Land gedachte er zu unterjochen und zum Gehorsam zu bringen: er hoffte sodann König von Italien zu werden, wie ihm dies Friedrich III. in dem Frieden von Neuß zugesagt.*)

---

2. Freiheitsbestrebungen. Städte, Adel, Landstände, Bauern.

Fassen wir das bisher Dargestellte zusammen, so sehen wir, daß die öffentlichen Zustände des deutschen Reichs am Schlusse des 15. Jahrhunderts nichts weniger als erfreulich waren. Aus den Reformbestrebungen heraus hatten sich Verhältnisse entwickelt, die nicht beabsichtigt waren, Richtungen, die den ursprünglichen geradezu widersprachen. Man hatte eine geordnete Freiheit, Beschränkung des Fürstenthums, Wiederherstellung einer kräftigen Reichsgewalt gewollt und erhielt dafür eine desto größere Auflösung des Reichs, erhöhte Fürstengewalt, Erweiterung der Willkür allenthalben.

Sollten aber die reformatorischen Triebe der Nation sich mit dieser Wendung der Dinge begnügen? Sollten sie nicht den Widerspruch fühlen, der zwischen ihren Wünschen und den thatsächlichen Zuständen lag? und nicht Kraft genug besitzen, um die ursprünglichen Absichten doch noch durchzusetzen?

In der That: wir bemerken am Ende des 15. Jahrhunderts neben den Bestrebungen der Fürsten und überhaupt neben den unerfreulichen Zuständen eine erhöhte Thätigkeit des reformatorischen Geistes, einen neuen Schwung im ganzen Leben des Volks, eine neue Bewegung im Sinne der Freiheit und der nationalen Einheit.

---

*) Pirkheimer Schweizerkrieg. I. Buch in Pirkheimeri opera. ed. Goldast. (1665) S. 70.

Die Regierung eben jenes Karl des Kühnen von Burgund, welcher der Volksfreiheit so gefährlich gewesen, bildet in dieser Beziehung den Wendepunkt. Die Geschichte dieses Herzogs zeigte, zu was es führen mußte, wenn man einen gewaltthätigen Fürsten gewähren ließ. Nicht nur dem Volke, nicht blos den Reichsstädten und dem Adel wurden die Augen geöffnet, sondern auch die Fürsten selbst kamen zur Ueberzeugung, daß die Unterstützung Karls, in dem sie zuerst nur einen willkommenen, ihre eigenen Zwecke fördernden Bundesgenossen erblickten, ihnen selbst zum Verderben gereichen müßte, indem er einen nach dem andern verschlungen hätte. Wir sehen sie daher gerne mit den Reichsstädten und Schweizern sich verbinden, um den Entwürfen Karls entgegenzutreten.

Der Ausgang Karls, seine unglücklichen Feldzüge gegen die Schweizer und endlich sein Tod waren nun ein außerordentlicher Hebel für die Freiheitsbestrebungen der verschiedenen Stände des Volks. Man sah, was die Liebe zur Freiheit, was entschlossener Muth selbst gegen einen Fürsten vermochte, der über die größten Mittel verfügen konnte und das zahlreichste und wohlgerüstetste Heer in ganz Europa besaß. Es kam neue Zuversicht, neues Selbstvertrauen in die verschiedenen Schichten der Gesellschaft und damit zugleich neue freiheitliche Bestrebungen.

Betrachten wir zuerst die Reichsstädte. Schon im Reichskriege gegen Burgund entfalteten sie eine an die früheren großen Zeiten erinnernde Thätigkeit. Während sie sonst allen Anforderungen, die das Reich an sie machte, sich möglichst zu entziehen trachteten, stellten sie diesmal nicht nur ohne Widerrede so viele Kriegsmannschaft, als man von ihnen verlangte, sondern noch mehr. Von allen Seiten des Reichs kamen sie herbei, von Süddeutschland sowohl wie vom Norden. Bei Neuß stritten sich sogar die bedeutendsten Städte um das Vorrecht, in die erste Reihe gestellt zu werden und die Sturmfahne führen zu dürfen. Zu einem eigentlichen Kampfe kam es hier zwar nicht, aber am Kampfe der Schweizer gegen Burgund nahmen die deutschen Städte sehr lebhaften Antheil, und der Sieg bei Murten ist zum Theil durch reichsstädtische Schaaren erfochten worden. Seitdem kommt in die reichsstädtische Staatskunst wieder mehr Schwung, mehr Thatkraft, Umsicht und Selbstgefühl. Im Norden treten die Reichsstädte, nämlich Lübeck, Hamburg, Bremen

noch im Jahr 1476 mit den sächsischen und westphälischen Gemeinwesen, im Ganzen 19 an der Zahl, in einen Bund, der nicht kaufmännischer, sondern rein staatlicher Natur war. Sie gelobten einander gegenseitige Unterstützung, wenn sie von Jemand angefallen werden sollten. Man sieht, dies Bündniß war gegen die Plane der dortigen Fürsten und Burgunds gerichtet, von denen wir oben gesprochen. Mit Köln, das sich vor wenigen Jahren mit der Hanse verfeindet, söhnte man sich das Jahr darauf wieder aus, und ebenso im Jahr 1479 mit den holländischen Städten, gegen welche ebenfalls Erbitterung geherrscht hatte. Aus Allem geht hervor, daß man von Seite der Städte die Nothwendigkeit eines engeren Zusammenhaltens fühlte, um gegen etwaige Angriffe der Fürsten gerüstet zu sein. Auch beobachtete nunmehr die Hanse den dortigen Fürsten gegenüber, den Königen von Dänemark, den Herzogen von Lauenburg, den Grafen von Oldenburg u. s. w. eine ehrenwerthe Haltung und war bereit, den benachbarten Städten in ihren Kämpfen mit dem Fürstenthum kräftige Hülfe zu leisten.

In Süddeutschland hatten sich die Reichsstädte in Folge des burgundischen Krieges auch wieder enger an einander angeschlossen. Im Jahr 1485 dachte man sogar daran, den früheren großen Bund wiederherzustellen. Dieser Gedanke wurde zwar nicht ausgeführt, indessen hielten die Städte doch wieder mehr zusammen, wie bisher, und bestrebten sich in ihrem Verhältniß zum Reich eine gemeinsame Staatskunst zu befolgen, was um so nothwendiger schien, als die Fürsten offenbar darauf ausgingen, den gesetzlichen Einfluß der Städte auf den Reichstagen zu schmälern, dagegen den größten Theil der Steuern auf sie zu wälzen. Endlich seit der Errichtung des schwäbischen Bundes im Jahr 1488 errangen sie sich eine staatliche Stellung, welche an Bedeutung weitaus die übertrifft, welche sie bisher eingenommen hatten. In diesen Bund waren zwar auch noch der Adel und ein Theil der Fürsten aufgenommen; allein die Städte waren in der Lage, ihren Anschauungen Geltung zu verschaffen und einen nachhaltigen Einfluß zu üben, und der Zweck dieses Bundes kam ja ohnedies den Städten zu Gute: denn er war kein anderer, als die kleineren und geringeren Reichsstände vor Gewaltthätigkeiten der Mächtigeren zu schützen. Adel und Fürsten verwandten also gewissermaßen auch ihre Kräfte, um die Un-

abhängigkeit der Städte zu vertheidigen. Nun ist es in der That dem schwäbischen Bunde gelungen, die Vergrößerungsplane der benachbarten Fürstenhäuser, namentlich der Wittelsbacher, zu vereiteln; und die sittliche Kraft, welche dem Bunde aus dem glücklichen Erfolg dieser seiner Bestrebungen geworden war, wirkte auch wieder auf die Reichsstädte zurück und erfüllte sie mit neuem Selbstbewußtsein.

Noch augenfälliger aber, als bei den Reichsstädten, traten die Freiheitsbestrebungen bei den Landstädten hervor. Hier bemerken wir den regsten Eifer, der Willkür der Fürsten Widerstand entgegenzusetzen, die alten Rechte zu vertheidigen, und die Versuche der Landherrn zu ihrer Unterdrückung zurückzuweisen.

Den Anfang machten die niederländischen Städte. Gleich nach dem Tode Karls des Kühnen erhoben sie sich, um die eingebüßten Freiheiten zurück zu erobern. Und es glückte ihnen nicht nur dieses, sondern sie erlangten noch viel mehr. Die Tochter Karls, Maria, eine unerfahrene achtzehnjährige Jungfrau, von dem Könige Ludwig XI. von Frankreich angegriffen, sah nur Rettung in der Unterstützung des Volks und bewilligte Alles, was dieses verlangte. Sie gab den Holländern das sogenannte große Privilegium, welches einem Verzichte auf die oberste Gewalt gleich kam. Sie versprach nämlich darin, keine Auflagen ohne die Staaten des Landes zu erheben, keine Ehe ohne sie zu schließen, keinen Krieg zu führen, gestattete den Städten unbedingtes Tagsatzungsrecht, ohne erst der Zustimmung der Herzogin zu bedürfen, übergab das Münzrecht den Staaten, versprach keine Ausländer zu den Aemtern zuzulassen und Niemanden zwei Aemter zu übertragen, gestattete den Städten die Ernennung ihrer Räthe. Die Genter erlangten nicht nur die Wiederbestätigung aller ihrer Rechte, die ihnen Karl der Kühne entzogen hatte, sondern sie rissen überhaupt die ganze Regierungsgewalt an sich. Maria wurde unter Aufsicht des genter Stadtrathes gestellt, ihre ganze Umgebung ihr genommen, zwei ihrer Räthe, die noch unter Karl dem Kühnen sich der Volksfreiheit abgünstig erwiesen, und jetzt eines Einverständnisses mit dem Könige von Frankreich bezüchtigt wurden, zum Tode verurtheilt und hingerichtet, überhaupt alle Freunde des burgundischen Hauses verfolgt. Eine vollkommene Umwälzung in demokratischem Sinne hatte die nieder-

ländischen Städte ergriffen, und es fehlte natürlich nicht an Gewaltthätigkeiten und Uebergriffen der Volkspartei, wie sich deren denn auch die vorhergehende Regierung erlaubt hatte. Maria heirathete bald darauf den Erzherzog Maximilian, den späteren deutschen Kaiser. Doch gelang es diesem nicht so bald, die unruhigen Gemüther zu beschwichtigen, besonders da schon im Jahre 1482 seine Gemahlin starb. Sie hinterließ zwei Kinder, Philipp und Margaretha. Ueber die Vormundschaft des Prinzen kam es sofort zu Streitigkeiten zwischen den Niederländern und Maximilian. Die Genter bemächtigten sich des Prinzen Philipp und zwangen Maximilian, auf die Vormundschaft und Regentschaft zu verzichten. Sie schlossen auch den Frieden zu Arras mit Frankreich (1482), in Folge dessen Margaretha später den französischen Thronfolger Karl heirathen sollte, dem sie die Grafschaft Burgund und Artois als Mitgift zubringen würde. Maximilian mußte diesem Frieden seine Zustimmung geben. Natürlich trug er die untergeordnete Stellung, zu welcher er verdammt war, mit Ungeduld: er versuchte seine Macht zu vergrößern: die Unruhen hörten nicht auf; endlich gelang es ihm 1485 doch die Vormundschaft zu erlangen. Damit war aber die aufrührerische Stimmung der Niederländer noch keineswegs unterdrückt. Maximilians Handlungsweise gab Anlaß zu mancherlei Unzufriedenheit. Er bewies sich gegen die widerstrebende Partei strenge, oft grausam: er verlieh die Aemter an Fremde, erlaubte sich Münzverschlechterung, und erbitterte durch die vielen fremden Truppen, die er im Lande hielt. So kam es 1488 zu einem neuen Aufstand, dessen Mittelpunkt Brügge war. Maximilian eilte dahin, um ihn zu unterdrücken, wurde aber von der Bürgerschaft gefangen gesetzt, der Vormundschaft verlustig erklärt, seine Räthe in Banden gelegt und gefoltert, überhaupt eine Schreckenswirthschaft eingeführt, welche bald auch die anderen Städte ergriff. Endlich ließen die Brügger den König wieder frei, aber nur unter folgenden Bedingungen: Maximilian sollte zwar die Vormundschaft wieder erhalten, aber nur für die andern Gebiete, nicht für Flandern, er sollte sofort die fremden Kriegsschaaren zurücksenden, die Generalstaaten sollten das Recht haben, sich jährlich einmal zu versammeln. Dagegen wollte man dem König 50,000 Dukaten Kriegskosten zahlen und die flandrischen Bürgertruppen ebenfalls entlassen. Maxi-

milian leistete einen Eid darauf, daß er diese Bedingungen halten wollte. Inzwischen aber rückte ein deutsches Heer von 40,000 Mann unter der Anführung des Kaisers Friedrich selbst und des Herzogs Albrecht des Beherzten von Sachsen herbei. Maximilian brach jetzt den eben geleisteten Eid und begann den Krieg gegen die Niederländer von Neuem. Es gelang ihm, mit Hülfe des Herzogs von Sachsen, der dabei die besten Dienste leistete, das Land zur Ruhe zu bringen, und bis zum Jahre 1492 die Ordnung wieder herzustellen. Gent, Brügge, Ypern mußten knieend, im härenen Gewande, Abbitte thun, und 300,000 Dukaten zahlen. Im Ganzen aber wurden doch die Freiheiten bestätigt. Erst Philipp der Schöne, welchem Maximilian im Jahr 1494 die Regierung der Niederlande übergab — er war damals erst 16 Jahre alt — hob alle Rechte, die seit dem Tode Karls des Kühnen gegeben worden waren, auf, damit auch das große Privilegium seiner Mutter. Die übrigen Freiheiten wurden anerkannt.

In den niedersächsischen Ländern bemerken wir ebenfalls eine sehr lebhafte Bewegung unter den Fürstenstädten, und das entschiedenste Bestreben, den Uebergriffen der Fürsten Trotz entgegenzustellen, der zuletzt zur Empörung führte. Den Mittelpunkt dieser Bewegungen bildete die hildesheimische Fehde. Der Bischof Bartold von Hildesheim legte nämlich im Jahr 1482 eine Steuer auf die Stadt, welche diese zu geben sich weigerte. Als der Bischof nicht nachgeben wollte, da der Adel auf seiner Seite stand, sagten ihm die Bürger den Gehorsam auf. Er verband sich nun mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, um die Stadt zu züchtigen. Diese dagegen wurde von den benachbarten Städten Braunschweig, Lüneburg, Hannover, Goslar, Magdeburg, Eimbeck, Göttingen, Nordheim, Stendal unterstützt. Nun erfolgte ein langwieriger verheerender Krieg in jenen Gegenden, der zuletzt, im Jahre 1487 doch zum Vortheil der Städte endigte. In demselben Jahre erhob sich aber eine neue Fehde zwischen Halberstadt und ihrem Bischof Ernst, einem geborenen Herzog von Sachsen, der zugleich Erzbischof von Magdeburg war. Auch dieser wollte den Bürgern ihre Freiheiten beeinträchtigen, wogegen sich die Halberstädter zur Wehre setzten. Der Ausgang dieses Streites war freilich für das Bürgerthum nicht so glücklich, wie bei der hildesheimischen Fehde. Die Stadt,

die sich mit den benachbarten Städten in der letzten Zeit verfeindet hatte, daher nicht unterstützt wurde, während der Erzbischof zugleich über die Mittel seiner Brüder, der Herzoge von Sachsen, verfügen konnte, wurde erobert, zur Unterwerfung gezwungen und verlor den größten Theil ihrer Rechte. Dagegen feierten die Bürger von Braunschweig, welche mit ihrem Herzoge Heinrich im Jahr 1492 in Streitigkeiten gerieth, einen glänzenden Sieg. Heinrich der Quade war überhaupt der abgesagte Feind des Bürgerthums, hatte sich schon in die hildesheimische Fehde mit eingelassen und sann auf Mittel und Wege, wie er seine stolzen Städte demüthigen und unterjochen könnte. Mit Braunschweig wollte er den Anfang machen. Er verlangte von ihr Herausgabe mehrerer Pfandstücke, diese forderte dagegen feierliche Bestätigung aller ihrer Freiheiten. Heinrich verweigerte sie. Nun trotzte die Stadt. Jetzt verband sich Heinrich mit seinen Vettern und mit einer Menge anderer Fürsten, die mit großem reisigem Zeug vor die Stadt rückten: es waren der Kurfürst Johann von Brandenburg, der Erzbischof Ernst von Magdeburg, der Pfalzgraf Georg bei Rhein, die Herzoge Johann von Sachsen, Bogislaus von Pommern, Magnus und Balthasar von Mecklenburg, Johann von Lauenburg, Landgraf Wilhelm von Hessen, Bischof Konrad von Osnabrück, außerdem die Grafen von Schwarzburg, Mansfeld, Stolberg, Schaumburg, Spiegelberg, Hohnstein, Rheinstein, Querfurt. Man sieht: das ganze nordische Fürstenthum vereinigte sich zur Bezwingung einer einzigen Stadt. Freilich hätte es nicht allein Braunschweig gegolten, sondern nach Unterwerfung derselben war gleiches Loos auch den andern Bürgerschaften zugedacht. Die Braunschweiger verloren aber den Muth nicht. Sie vertheidigten sich heldenmüthig gegen so viele Feinde, wurden auch endlich von den Hansestädten unterstützt, insbesondere aber von den Hildesheimern, und mit ihnen verbunden errangen sie am 12. Februar 1493 bei Blekenstedt einen glorreichen Sieg über das verbündete fürstliche Heer. Die Belagerung wurde aufgehoben, und 1494 kam ein Friede zu Stande, welcher den Braunschweigern alle ihre Rechte bestätigte.

In Mecklenburg waren es besonders die Städte Wismar und Rostock, die den Herzogen Widerstand leisteten und auf ihre alten Freiheiten trotzten. Mit Rostock hatten daher die Herzoge von

Mecklenburg von 1482 an beständig Händel. Auch sie griffen zuletzt (1485) zum Schwerte, und gedachten sich durch Waffengewalt der Stadt zu bemächtigen. Von den Herzogen von Pommern unterstützt, da die mecklenburgischen Landstände ihre Hülfe verweigert hatten, brachen sie gegen Rostock mit einem großen Heere auf und belagerten die Stadt. Allein sie hatten keine Erfolge, erlitten vielmehr von den Bürgern, die sich aufs Tapferste vertheidigten, die größten Verluste und mußten die Belagerung aufheben. Eine durch Andere versuchte Vermittlung wurde durch die rostocker Bürgerschaft selbst wieder gestört, welche im Jahre 1489 eine vollkommene Empörung gegen die Herzoge unternahm und nach gänzlicher Unabhängigkeit trachtete. Dieser Versuch mißlang zwar wegen Uneinigkeiten, die unter der Bürgerschaft daselbst ausgebrochen waren, und dadurch kamen auch die Herzoge wieder in Vortheil. Zuletzt aber (1492) wurde durch die Hansestädte doch ein Friede vermittelt, der die Freiheiten Rostocks von Neuem bestätigte, wogegen die Stadt dem Herzog den Huldigungseid leistete.

Am Rhein fiel der Widerstand der Landstädte des kölner Erzstifts gegen den Kurfürsten Ruprecht mit den burgundischen Planen zusammen. Wir haben bereits gesehen, wie mannhaften Widerstand im Jahr 1474 die Stadt Neuß gegen das Belagerungsheer Karls des Kühnen leistete. Seit dieser Zeit bemerken wir in den rheinischen Fürstenstädten mehr und mehr eine aufrührerische Gesinnung Platz greifen: im Jahr 1486 empört sich die Stadt Bingen gegen die mainzer Geistlichkeit; im Jahr 1496 die Stadt Andernach gegen den Erzbischof von Köln, die Stadt Kreuznach gegen den Pfalzgrafen; im Jahre 1497 die Stadt Boppard gegen den Erzbischof von Trier. Es gelang zwar den Landesfürsten, die Empörung wieder zu dämpfen, jedoch nicht ohne Mühe. Gegen Boppard z. B. zogen der Pfalzgraf am Rhein, der Landgraf von Hessen und eine Menge anderer Grafen und Herren. Erst nach dem heftigsten Widerstande wurde sie bezwungen.

Nicht minder regte sich im Adel ein den Fürsten feindseliger Geist des Widerstands und der Auflehnung. Wir bemerken ihn besonders am Rhein, in Franken, Schwaben und in Baiern thätig.

Kein Stand fand sich freilich durch die neue Entwicklung der öffentlichen Zustände so sehr in seiner gesellschaftlichen und staatlichen

Stellung bedroht, wie der Adel. Wir haben bereits angedeutet, wie nachtheilig ihm die Veränderung des Kriegswesens und die Einführung des römischen Rechts geworden. Durch jene verlor er nicht nur die natürliche Unterlage seiner staatlichen Bedeutung — er konnte nun weder den Fürsten, noch dem Bürgerthum mehr Trotz bieten, da ihm diese durch gemiethete Söldner weit überlegen waren — sondern auch eine Einnahmsquelle. Denn sonst diente der Edelmann um Sold — da bei den Wenigsten der Ertrag ihrer Güter hinreichte, ihre Bedürfnisse zu decken — und verschaffte sich dadurch sein Auskommen. Jetzt war ihm dieser Weg zwar noch nicht ganz verschlossen, indem neben dem Fußvolk immerhin noch geharnischte Reiterei gebraucht ward, aber die letztere war eben bei Weitem nicht mehr so zahlreich wie ehedem, und so konnte ein großer Theil des Adels auf diesem Wege sich sein Brod nicht mehr verdienen. Eine andere Einnahmsquelle war für ihn die Vogtei oder die Amtei gewesen, indem geistliche wie weltliche Fürsten bisher nur Edelleute zu ihren Vögten oder Amtleuten zu nehmen pflegten: mehrere dieser Aemter waren sogar bei gewissen adeligen Familien einheimisch gewesen. Aber seit der Ueberhandnahme des römischen Rechtes wurden die Ritter auch von dieser Einnahmsquelle verdrängt, indem die Fürsten es vorzogen, zu ihren Amtleuten wie zu ihren Räthen Doctoren des römischen Rechtes zu nehmen. Es blieben noch die Kirchenpfründen übrig. In der That betrachtete der Adel die reichen Stifte, Bisthümer und Klöster so zu sagen als seine Spitäler, in denen alle nachgeborenen Söhne und unverheiratheten Töchter ihr Unterkommen finden könnten, und, wie wir früher schon bemerkten, es war wirklich theils Herkommen, theils Gesetz, wenigstens bei den bedeutendsten Stiften, nur Leute aus adeligem Stand darin aufzunehmen. Allein auch aus diesem Besitze schien der Adel, insbesondere seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, verdrängt zu werden, und zwar wiederum durch das Fürstenthum. Die deutschen Fürsten nahmen sich nämlich den Wink, den ihnen Aeneas Sylvius gegeben, wohl zu Herzen, und suchten nunmehr auf Bischofsstühlen Glieder ihrer Familien unterzubringen: die Bereitwilligkeit, mit welcher der Papst ihnen hiebei entgegenkam, war der Lohn dafür, daß die Fürsten auf die Durchführung der Kirchenreform verzichteten. In manchen Ländern, wie in Thüringen, Meißen,

Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, gelang es den Fürsten, die Bisthümer ohnedies in ein abhängiges Verhältniß von sich zu bringen. Da machte es denn keine Schwierigkeit, die Bischofsstühle mit Gliedern der fürstlichen Familien zu besetzen. Aber auch in solchen Ländern, wo die Selbständigkeit der Bisthümer sich erhalten hatte, gelang es den benachbarten Fürsten nur zu häufig, ihre Söhne auf die bischöflichen Stühle zu bringen, wie in Niedersachsen, Westphalen, am Rhein, in Baiern. Waren ja selbst drei der wichtigsten Erzbisthümer, nämlich Köln, Trier, Magdeburg, zuletzt fast ausschließlich in die Hände der Fürsten gerathen. Auf dem kölnischen Stuhle saß in den siebziger Jahren zuerst Ruprecht von der Pfalz, dann Hermann von Hessen; auf dem trierer von 1456 bis 1503 Johann von Baden, und von 1503 bis 1511 Jakob von Baden; auf dem magdeburger von 1464 bis 1476 Johann Pfalzgraf bei Rhein, und von 1476 bis 1513 Ernst von Sachsen.

Gründe genug für den Adel, um auf die Fürsten eifersüchtig zu sein und ihr Thun mit mißgünstigen Blicken zu überwachen. Es kam aber hinzu, daß die Fürsten auch sonst noch den Adel bedrängten und in eine abhängigere Stellung zu bringen trachteten. So griffen sie häufig in seine Gerichtsbarkeit, luden seine Hintersassen vor ihre Gerichte, fingen, wenn diese etwa nicht erschienen, Streit an, bestritten bisherige Rechte des Adels, suchten namentlich seine Lehngüter an sich zu bringen und beanspruchten vor Allem das Besteuerungsrecht seiner Hintersassen. Setzte der Adel diesen Bestrebungen einen Widerstand auf dem Rechtsweg entgegen, so kam er zu keinem Ziele. Denn die Gerichte des Fürsten sprachen zu dessen Gunsten. Wollte er sich weiter berufen, so hinderte daran das jus de non evocando. Versuchte er es, wie ehedem, mit der Waffengewalt, so stand ihm der Landfriede entgegen: er wurde dann als Friedebrecher angesehen und bestraft. Ohnedies war der einzelne Edelmann zu schwach gegen einen mächtigen Fürsten. Gedachte er sich aber, wie sonst, durch Bündnisse zu stärken, so waren diese verboten, gleichfalls seit dem Landfrieden.

Unter solchen Umständen schien für den Adel, besonders für den, welcher noch nicht völlig landsässig geworden, das heißt irgend einem Fürsten unterworfen war, sondern seine Unabhängigkeit behauptet hatte, nur der Eintritt in den schwäbischen Bund, der ja

ohnedieß aus einer adeligen Gesellschaft hervorgegangen war, Rettung zu gewähren. In der That war der schwäbische Bund eine nicht geringe Ursache, daß die Ritterschaft am Rhein, in Schwaben und Franken sich in ihrer Reichsunmittelbarkeit erhalten hat. Hierdurch wieder eine Vereinigung findend, die noch dazu von der obersten Reichsgewalt unterstützt ward, setzte diese Ritterschaft nunmehr den Entwürfen der Fürsten den entschiedensten Widerstand entgegen und bildete den Unabhängigkeitssinn immer weiter aus. Dadurch angeregt versuchten auch andere Ritterschaften, die zu ihren Fürsten in engeren Beziehungen standen, diese zu lösen und sich wieder unabhängig zu machen. Das bedeutendste Ereigniß in dieser Beziehung ist der Widerstand der baierischen Ritterschaft gegen den Herzog Albrecht IV. von Baiern-München. Es war im Jahr 1488, daß Albrecht wegen einer Landessteuer, die er auf die Hintersassen des Adels legte, mit diesem in Händel gerieth. Der Adel widersetzte sich und berief sich auf seine Freiheitsbriefe: der Herzog erklärte, er erkenne sie nicht an, da sie der fürstlichen Obrigkeit Abbruch thäten. Jetzt trat der Adel zum Schutze seiner Rechte in eine Gesellschaft zusammen, in den Löwlerbund, verband sich mit der schwäbischen und fränkischen Ritterschaft und auch mit Böhmen. Im Jahre 1490 trat er in den schwäbischen Bund, der sich sofort seiner annahm. Da letzterer um diese Zeit gegen Albrecht wegen der Besitznahme Regensburgs Kriegsrüstungen vorbereitete, so schien die Sache sehr bedenklich zu werden. Bereits hatten die Ritter die Waffen ergriffen. Da kam endlich (1493) theils durch König Maximilian, theils durch Einschreiten der baierischen Landstände eine Vermittlung zu Stande, in Folge deren zwar die Ritter den Herzog wieder als ihren Herrn anerkannten, letzterer aber gezwungen ward, die alten Freiheiten des Adels zu bestätigen.

Man sieht: die Kräfte, welche im 14. Jahrhundert dem Fürstenthum die Spitze geboten, waren noch keineswegs gebrochen: im Gegentheil, eben jetzt, wo so mancherlei zusammenwirkte, um das Streben des Fürstenthums zu unterstützen, nahmen sie sich von Neuem zusammen, um dies zu vereiteln. Und so bemerken wir auch eine neue Thätigkeit unter den Landständen. Je größere Ansprüche die Fürsten machten, um so mehr glaubten diese auf der Hut sein

zu müssen, um die bisherigen Rechte fest zu halten. Schon bei den eben dargestellten Bewegungen haben die Landstände eine den Fürsten keineswegs günstige Rolle gespielt. Auch in anderen Ländern zeigten sich ähnliche Erscheinungen, wie in Hessen, in Braunschweig=Lüneburg, in Westphalen, in Mecklenburg, in den rheinischen Fürstenthümern. Gerade an der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts fühlten die Landstände der einzelnen fürstlichen Gebiete das Bedürfniß, die Landesrechte den Fürsten gegenüber festzustellen, ihre Freiheiten nochmals verbriefen zu lassen und ihren Einfluß auf die Verwaltung des Landes zu wahren. Im Allgemeinen hielten sie an der Stellung fest, wie sie dieselbe im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts eingenommen hatten, wornach das Verhältniß derselben zum Fürsten vertragsmäßig geordnet ward. Daß sie entschlossen waren, dem Fürsten nöthigenfalls den Gehorsam aufzukündigen und ihn der Regierung zu entsetzen, davon lieferte das Herzogthum Würtemberg einen sprechenden Beweis. Eberhard der Jüngere, welcher im Jahre 1496 seinem Oheim, Eberhard dem Bärtigen — erst 1495 war er zum Herzog erhoben worden — in der Regierung folgte, aber durch seine Willkür, Verschwendung und Nichtachtung der Landesgesetze Alles gegen sich erbittert hatte, wurde schon nach zwei Jahren von den Landständen der Regierung verlustig erklärt und mußte in einem fremden Lande (1504) sein Leben beschließen.

Der Trieb nach Freiheit und nach Beseitigung der ihr widerwärtigen Zustände ging aber auch in die niederen Schichten der Gesellschaft herunter. Zunächst bemerken wir im Innern der Städte neuerdings eine außerordentliche Gährung. Die Mißbräuche, welche sich in Folge des Sieges der Aristokratie überall eingeschlichen hatten, namentlich der mehr und mehr überhandnehmende Unterschied des Vermögens und ähnliche Dinge riefen in den unterdrückten und weniger bemittelten Ständen der bürgerlichen Gemeinwesen zunächst Unzufriedenheit mit den städtischen Obrigkeiten und sodann Empörung hervor. In den letzten Jahrzehenden des 15. Jahrhunderts kommt es daher fast in allen nordischen Städten zu zünftischen Bewegungen, welche augenblicklich durchgängig Erfolge erzielen, in einigen Städten auch die gewonnenen Vortheile behaupten, in anderen aber nur dadurch wieder verlieren, daß sich andere Gewalten

der gestürzten Räthe annehmen. Im Süden Deutschlands fehlt es ebenfalls nicht an solchen Bewegungen. Doch erscheinen sie meist später, nämlich am Anfange des 16. Jahrhunderts, worauf wir noch zurückkommen werden.

Noch bedeutungsvoller aber war die Bewegung, welche sich der Bauern bemächtigt hatte.

Wir haben gesehen, welchen Antheil sie an den Bewegungen des 14. Jahrhunderts gehabt. In einigen Gebieten, an den Gränzen Deutschlands, wie in der Schweiz, bei den Friesen und Dithmarsen, später in Böhmen, standen sie sogar in erster Reihe. Im Innern Deutschlands behaupteten sie zwar nicht jene hervorragende Stellung, benutzten aber nichts destoweniger das allgemeine Streben der Zeit und nicht ohne Erfolg. Dieses Streben verliert sich bei ihnen nicht, auch nachdem die Bewegungen des 14. Jahrhunderts mißlungen waren. Im Gegentheile, von jener Zeit an wird von Jahrzehend zu Jahrzehend das Emporstreben der Bauern immer kraftvoller und entschiedener. Wir haben bereits bemerkt, wie sich an den appenzeller Krieg (1401) der Versuch der schwäbischen Bauern anschloß, eine ähnliche Verbindung, wie die schweizerische Eidgenossenschaft, zu gründen; wie (1431) am Rhein zur Zeit der Hussitenkriege die Bauern sich zusammengethan, um gegen ihre Obrigkeiten aufzustehen. Im Jahre 1444 zur Zeit des Armagnakenkriegs warfen die rheinischen Bauern einen Bundschuh auf*) — so nannte man jede Verbindung der Bauern, da der gebundene Schuh ihre eigenthümliche Fußbedeckung war im Gegensatze zum Stiefel, der Fußbekleidung der Edelleute — um mit eigener Kraft das fremde Volk aus dem Lande zu treiben. Um dieselbe Zeit erhob sich in Franken eine bäuerliche Bewegung, an deren Spitze ein gewisser Müller stand. Im Jahre 1460 standen die Bauern im Algäu auf, und um 1471 etwa die Bauern in Holstein.

Was war es nun, was dieser Bewegung der Bauern zu Grunde lag? Zunächst allerdings die Unzufriedenheit mit dem zunehmenden Druck, unter dem sie sich befanden. Die allmählige Umgestaltung

*) Unseres Wissens kommt hier zum ersten Male der Bundschuh vor. Die Thatsache findet sich in Arzts Chronik von Weissenburg, bei Mone badisches Archiv. II. 218.

der staatlichen Verhältnisse, namentlich das Emporstreben des Fürstenthums wirkte auf die Lage der Bauern, und zwar sehr zu ihrem Nachtheile, ein. Die Fürsten machten täglich immer größeren Aufwand, die bisherigen Mittel reichten nicht mehr aus: sie wandten sich also an ihre Stände, um ihre Schulden zu decken. Adel und Geistlichkeit zahlten nun aber nicht selbst, sondern sie erlaubten den Landesherren blos, ihre Hintersassen, die Bauern, zu besteuern. So ging zuletzt Alles an diesen aus. Die Städte wurden zwar auch zu den Steuern beigezogen, aber theils waren sie reicher, theils waren sie als Genossenschaft stark genug, um ungebührlichen Anforderungen entgegen zu treten. Der Bauer befand sich aber in der Regel nicht in dieser Lage, sondern mußte zahlen; und da es ihm nicht, wie den Städten, vergönnt war, auf anderen Wegen den Ausfall zu decken, sondern da der Ertrag seiner Arbeit nach wie vor derselbe blieb, so erklärt sich von selbst, wie mit dem zunehmenden Aufwand und der Prachtliebe der Fürsten, denen es Adel und Geistlichkeit gleich zu thun strebte, seine Lage immer gedrückter werden mußte. Dennoch war dieselbe weder durchgängig so traurig, wie man sich wohl vorzustellen pflegt, noch ist jene eben erwähnte Erscheinung als eine allgemeine anzunehmen.

Ziehen wir zunächst die Weisthümer zu Rathe, so enthalten diejenigen, welche dem 15. Jahrhundert angehören, eben so große und eben so viele Rechte für die Bauern, wie die des 14. Jahrhunderts. Hie und da bemerken wir allerdings gesteigerte Ansprüche des Herrn, erhöhte Frohnden, namentlich aber eine gewisse Härte gegen die säumigen Zinser, welche von der Milde des 14. Jahrhunderts unangenehm absticht; wie z. B. daß der Herr, wenn der Bauer nicht am bestimmten Tage zinst, ihm Pferde und Rinder nehmen darf, und bei dem zweiten Ziele das Gut; oder daß er ihn pfänden darf, ohne Zuziehung des Gerichts; oder daß er beim Tode des Bauern, wo ihm das Besthaupt gebührt, nachdem ihm dasselbe von den Erben verabreicht worden, das Recht hat, weiter nachzuforschen, um ein besseres zu finden, und zwar neunmal: diese neun Besthäupter darf er alle behalten. Aber neben den Weisthümern solchen Inhalts finden wir ebenso häufig die Erneuerung der alten und die Aufrechthaltung solcher Grundsätze, wie sie dem altgermanischen Wesen entsprechen. Fragen wir die Volksschriften jener Zeit,

Sittenrichter, Erzählungen und Fastnachtspiele, so spielt bei ihnen allerdings der Uebermuth der Großen gegen den armen Mann, der ungetreuen Amtleute gegen die Unterthanen, die unerträgliche Erhöhung der Steuern „vom armen Bäuerlein unter seinem strohernen Dach“ eine große Rolle. Aber zugleich schildern sie uns auch den Bauern, wie er sich zu überheben suche, sein Streben nach sinnlichen Genüssen, nach dem Aufwand der Vornehmen: kurz, der Bauer, wie er z. B. in den Fastnachtspielen erscheint, macht durchaus nicht den Eindruck eines gedrückten Mannes, sondern eines Menschen, der eben so lustig und froh das Leben zu genießen weiß, wie die Andern. Ja, er dünkt sich nicht nur den höheren Ständen gleich, sondern er sucht sie sogar unter sich zu bringen, namentlich aber den Adel.*) Und dies ist denn der Punkt, den wir festhalten müssen, der uns zum Verständniß der bäuerlichen Bewegungen führt.

Es war nämlich nicht blos der Aerger über den Druck der Höhern, sondern ein gesteigertes Selbstbewußtsein, welches den Bauer bewog, gegen seine Herrn sich zu erheben. Er wollte das Unterthänigkeitsverhältniß zu diesen nicht blos gemildert und geordnet, sondern er wollte es ganz aufgehoben wissen: mit Einem Worte, er wollte vollkommen frei sein, wie der Bürger, wie der Edle selbst. Offenbar sind auf diese Bestrebungen der deutschen Bauern die

---

*) So in dem Fastnachtspiel: „vom Papst, Kardinal und von Bischöfen“ Stück 78 in der vom Stuttgarter literarischen Verein herausgegebenen Sammlung von Fastnachtspielen. Hier entschuldigt sich der Adel gegen den Vorwurf, daß er die Bauern drücke, und durch sein ewiges Fehdeleben Alles in Unsicherheit bringe, mit folgenden Worten:

Sollt es allweg Fried bleiben,
Die Bauern würden den Adel vertreiben,
Sie würden hintennach so geil,
Sie machten uns Burg und Städt feil.
Der Bauer will als der Bürger gan,
Der Bürger als der Edelmann.
Drum mag uns der Krieg gefrummen,
Daß sie nit über uns kummen.
Sie müssen (möchten) mit uns theilen zwar
Gleich heuer als vor hundert Jahr.

Der letzte Satz bezieht sich offenbar auf den Städtekrieg von 1388.

Befreiungskämpfe der Schweizer, wie früher, so auch im 15. Jahrhundert von dem größten Einflusse gewesen. Das Beispiel der Eidgenossen war zu verlockend, um nicht nachgeahmt zu werden, und wir haben gesehen, wie die Kämpfe der Fürsten und des Adels gegen die Schweizer zum Theil auch aus dem Grunde unternommen worden sind, um ein für ihre eigenen Untergebenen so gefährliches Beispiel hinwegzuräumen. Der deutsche Bauer konnte aber nicht frei werden, wie der Schweizer, ohne eine vollkommene Umwandlung der gesammten öffentlichen Zustände Deutschlands. Das Gelingen seiner Plane hing also von der Durchführung der deutschen Reformfrage ab. Und so sehen wir denn diese, die allgemeine deutsche Frage, in den Bewegungen der Bauern eine ganz bedeutende Rolle einnehmen. Ja, man kann wohl sagen, die Bauerschaft, der vierte Stand, nimmt von nun an diese Frage dem Bürgerthum aus der Hand und versucht sie auf seine Weise zu lösen.

Schon der Umstand, daß die Bauerschaft fähig war, solche Gedanken zu fassen, spricht dafür, daß sie nicht gerade auf einer sehr tiefen Stufe der Bildung gestanden haben muß. Daß sie die Kraft in sich fühlte, sie durchzuführen, beweisen die verschiedenen Versuche, die sie machte. Man muß aber, um diese Erscheinung erklärlich zu finden, sich daran erinnern, daß die Bauern damals weit mehr, als in späteren Jahrhunderten, ein öffentliches Leben besaßen, daß die Gemeindeversammlungen, die Volksgerichte, die Versammlungen der Marken und Centen noch nicht aufgehört hatten, und daß daher die Bauern im Allgemeinen mit den rechtlichen und staatlichen Verhältnissen weit mehr vertraut waren, wie später, oder selbst wie im Anfange unseres Jahrhunderts. Ferner hatten sie, wie wir bereits früher erwähnt, das Recht erlangt, Waffen zu tragen, und ihre Wehrbereitschaft stand derjenigen der städtischen Zünfte um nichts nach. Ja, seitdem die Landsknechte aufkamen, wurden diese meistens aus dem Stande der Bauern genommen. Sie bildeten also den vorzüglichsten Bestandtheil der neuen Kriegsweise. Man kann sich denken, daß dieser Umstand an und für sich schon das Selbstgefühl der Bauern vermehrte. Erwägt man aber noch, daß die Landsknechte nach einiger Zeit in ihre Dörfer zurückkamen, wo sie von ihren Kriegsthaten erzählten, von ihren mannichfachen Erlebnissen, von fremden Ländern und Völkern, von deren staatlichen Einrichtungen,

von der Beute, die sie gemacht, von dem guten Leben, das sie geführt, so begreift sich, wie sich auf der einen Seite der Gesichtskreis der Bauern erweitern, aber auf der andern auch ihre Begierde steigern und der Wunsch, aus ihrer drückenden Lage herauszukommen, eine neue Nahrung erhalten mußte.

Zum ersten Male traten jene höheren Ziele der Bauern in der Bewegung hervor, deren Mittelpunkt der sogenannte Pauker von Niklashausen bildete. Es war nämlich im Jahr 1476 — also in demselben Jahre, in welchem Karl der Kühne von Burgund gegen die Schweizer zog —, als in Niklashausen, einem Dorfe in Franken, in der Nähe von Würzburg, ein junger Bauer, ein Hirte, der die Pauke zu schlagen wußte, mit dem Namen Henselin, sich aufthat, welcher den herzuströmenden Landleuten merkwürdige Dinge predigte. Die Mutter Gottes sei ihm erschienen, als er seine Schaafe weidete, und habe ihm geoffenbart, Folgendes seinen Nebenmenschen mitzutheilen. Christus könne den Stolz, den Geiz, die Ueppigkeit der Geistlichkeit nicht länger dulden; wenn sie sich nicht bessere, so würde die Welt durch ihre Verbrechen in große Gefahr kommen. Das Volk habe ferner keine Zehnten, keine Zinsen, keine Gülten zu entrichten, wenn es nicht freiwillig geschähe. Die Priester hätten kein Recht, sie zu fordern. Alle Zölle, sämmtliche Abgaben, wie sie heißen mögen, sollen abgethan werden, nicht nur die, welche an die Geistlichkeit, sondern auch die, welche an Fürsten und Adel entrichtet werden. Jagd, Fischerei, Gebrauch von Wasser und Wald solle allen Christen gemein sein, dem Armen, wie dem Reichen, dem Bauern, wie dem Bischof oder dem Fürsten. Es sollten überhaupt ferner keine Fürsten, Kaiser, noch andere geistliche oder weltliche Obrigkeit sein, sondern ganz abgethan werden: ein Jeder sei des Andern Bruder, gewinne sich die Nahrung mit selbsteigenen Händen, auch solle Keiner mehr haben, als der Andere. Die Sache hatte also einen religiösen Anstrich, war aber wesentlich staatlicher und socialistischer Natur. Die Lehren Henselins fanden nun bei den Bauern ungemeinen Beifall: er hatte bald einen außerordentlichen Zulauf, und zwar kamen Leute aus den entferntesten Gegenden herbei; von Franken, Baiern, Schwaben, Elsaß, den Rheingegenden, Wetterau, Hessen, Thüringen, Meißen, Sachsen. Oft waren an Einem Tage zehn-, ja dreißigtausend Menschen beisammen. Henselin

wurde als ein Heiliger betrachtet: man riß sich um Stücke seiner Kleider, die als Reliquien verehrt wurden: man brachte ihm so große und viele Geschenke, an Geld und Kleinodien, daß später der Erzbischof von Mainz sogar eine Burg davon bauen konnte, die aber niederbrannte, was Henselins Verehrer natürlich als ein göttliches Strafgericht deuteten. Bei den Reden wollte es aber Henselin nicht bewenden lassen. Er forderte einstmals die Bauern auf, das nächste Mal bewaffnet und in großer Anzahl wiederzukommen. Er wollte ihnen dann sagen, was sie zu thun hätten. Dies wurde aber dem Bischof von Würzburg hinterbracht. Es gelang ihm Nachts Henselin aufheben, und gefangen nach Würzburg bringen zu lassen. Dort wollten ihn zwar die Bauern befreien, die ohngefähr 6000 Mann stark dahin zogen. Doch wurden sie von den Reisigen des Bischofs auseinandergetrieben und Henselin verbrannt.*)

Zehn Jahre darauf brach ein Aufstand unter den baierischen Bauern aus;**) im Jahre 1491 erhoben sich die Bauern in der Grafschaft Kempten gegen ihren Abt; 1492 die holländischen Bauern, die man die Käsebröder nannte; 1493 wurde unter den elsässischen Bauern eine sehr gefährliche Verschwörung entdeckt. Die nächste Veranlassung zu diesen Bewegungen war zwar der gesteigerte Druck von Seite der Herren; auch verlangten die Bauern in der Regel zuerst nur Abstellung ihrer Beschwerden, getreues Innehalten der zwischen ihnen und ihren Herren bestehenden Verträge von Seite dieser letzteren. Allein bald gingen sie über diesen ersten Zweck hinaus, und verlangten mehr. So hatte die Verschwörung im Elsaß einen entschieden ausgesprochenen socialistischen Zweck, ebenso wie die Bewegung von 1476. Man wollte Niemanden eine Schuld weiter erstatten, Zölle, Umgelder und andere Beschwerungen aufheben, steuern nur nach dem eigenen Gefallen, nicht mehr als 4 Pfennig, die Juden tödten und sich ihres Vermögens bemächtigen, keinem Geistlichen mehr als eine Pfründe zu 40 oder 50 Gulden lassen.***) Auch bestand zwischen der elsässischen Bewegung sowohl

*) Trithemius chronicon Hirsaugiense ad a. 1476. Johann Herolds Chronik von Hall. Bei Oechsle Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges. 34.

**) Hormayr's Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Jahrgang 1834. S. 147.

***) Schreiber der Bundschuh zu Lehen. S. 3.

als der kemptenschen ein unverkennbarer Zusammenhang mit der Schweiz. Die Führer der ersteren hofften von dorther Unterstützung: von den kemptener Bauern aber zogen, nachdem ihre Erhebung durch das Einschreiten des schwäbischen Bundes mißlungen war, gegen 200 zu den Eidgenossen.

Blicken wir nun auf die eben dargestellten Bestrebungen am Schlusse des 15. Jahrhunderts zurück, so tragen sie im Grunde dasselbe Gepräge, wie die des vorangegangenen: namentlich zeigt sich die Aehnlichkeit in dem allseitigen Hervortreten der germanischen Natur. Diese machte sich insbesondere auch in dem Widerstande gegen das römische Recht bemerklich, welcher allen freiheitlichen Parteien gemeinsam war, dem Edlen so gut, wie dem Bauer und dem Bürger. In der That wurde dieses fremde Recht am Schlusse des 15. Jahrhunderts mit demselben Eifer angegriffen, mit welchem es von anderer Seite geschützt ward, und die Angreifenden waren sich vollkommen über die nachtheiligen Folgen klar, welche dasselbe der Volksfreiheit bringen mußte. Höchst bedeutsam sind die Benennungen, unter welchen das deutsche und das römische Recht erscheint. Dieses wird das geschriebene oder gesetzte Recht genannt, jenes aber das natürliche. Das Volk hatte also damals von dem deutschen Recht die Vorstellung, daß es naturgemäß, den Bedürfnissen und dem Verstande des Volks angemessen sei, während das geschriebene über den Gesichtskreis desselben hinausgehe. Auch die Bauern nennen jetzt und später diejenigen Rechte, welche sie fordern, natürliche Rechte. Sie verstanden darunter nichts weiter, als solche, welche dem Volke nach deutschen Rechtsgrundsätzen zukämen und welche es früher in der That besessen.

3. Kirchliche und religiöse Verhältnisse.

Zugleich mit der staatlichen bereitete sich auch eine religiöse Bewegung vor. Seit dem Scheitern der großen reformatorischen Versuche zur Zeit der Kirchenversammlungen kehrten die alten Miß-

bräuche und Anmaßungen zurück und äußerlich behauptete sich die Kirchengewalt in der früheren Stellung. Sie hatte aber auch viele Zugeständnisse machen müssen. Was zunächst das Papstthum betrifft, so vermochte sich dasselbe nur dadurch in seiner Würde zu behaupten, daß es die weltliche Macht auf seine Seite zu bringen wußte. Dies war aber nicht möglich ohne bedeutende Opfer. Wir haben bereits bemerkt, wie viele Zugeständnisse an den Kaiser Friedrich gemacht werden mußten. Auch die anderen Fürsten mußten bedacht werden. So erhielten die Hohenzollern das Recht, die Bisthümer der Mark Brandenburg zu besetzen: der Kurfürst von Sachsen durfte die Bisthümer seines Landes in immer größere Abhängigkeit bringen. Außerdem wurden, wie wir oben bemerkt, den nachgeborenen Söhnen der Fürsten die bedeutendsten Bisthümer überlassen, so daß die fürstlichen Familien gewissermaßen über das Vermögen und die Kräfte der geistlichen Stifter verfügten.

Ein solches Verhältniß konnte der Kirche nur zum Schaden gereichen. Die geistlichen Würdenträger aus fürstlichen Familien betrachteten ihre Bisthümer nicht vom kirchlichen Standpunkte aus, sondern als Versorgungsanstalten, als Einnahmsquellen. Auch gab man sich nicht einmal mehr Mühe, dies zu verhehlen. Kam es doch nicht selten vor, daß man Kinder zu Bischöfen ernannte, die freilich nicht eher, als bis sie zu ihren Jahren gekommen, die geistlichen Thätigkeiten ausüben durften, aber nichts desto weniger schon die Einkünfte der Stifter genossen. Andere führten einstweilen die Verwaltung. An denjenigen Stiften, wo es dem Adel gelungen war, sich im Besitze derselben gegen das Fürstenthum zu behaupten, war es um nichts besser. Denn auch der Adel sah in ihnen nichts weiter als Versorgungsanstalten, die es seinen nachgeborenen Söhnen erlaubten, standesgemäß zu leben und ihre Tage in Lust und Ueppigkeit hinzubringen. So war allmählig der religiöse Sinn in diesen Weltgeistlichen fast vollkommen untergegangen.

Noch ärger aber war es in den Klöstern. Schon früher war ihre Entsittlichung sehr groß; sie steigerte sich aber im 15. Jahrhundert bis ins Unglaubliche. Von einer Beobachtung ihrer Regeln, namentlich der Gelübde der Keuschheit, der Armuth, des Gehorsams, war keine Rede mehr. Es ging noch an, wenn die Klöster offen erklärten, die strengen Regeln nicht mehr halten zu wollen, sondern

zu den freieren der Kanoniker überzugehen, wie dies bei vielen am Schlusse des Jahrhunderts der Fall war. Die Meisten aber hielten es nicht einmal für nöthig, diesen ihren Entschluß bekannt zu machen, sondern lebten eben wie es ihnen gefiel. Die Klöster wurden zu Häusern der Lust und der Ueppigkeit. Auf die ausgesuchteste Weise wußte man sich zu vergnügen: die Mönche lebten mit Buhldirnen und verpraßten mit ihnen das Vermögen der Gotteshäuser; die Nonnen überließen sich ungescheut der Wollust und fanden ein größeres Vergnügen darin, Liebhaber zu besitzen und die Freuden der Liebe zu genießen, als Bräute des Himmels zu sein. Mitunter gaben sie sich noch die Mühe, ihren Umgang mit dem anderen Geschlechte zu verheimlichen oder ihm ein Mäntelchen umzuhängen. So ging von einem Kloster in Friesland die Sage, daß böse Geister des Nachts die Nonnen heimsuchten, indem sie in Gestalt von Jünglingen durch die Fenster einstiegen und dort mit den Jungfrauen ihr Wesen trieben. Die geistlichen Oberen fanden sich endlich veranlaßt, die Sache untersuchen zu lassen. Der Satan war aber schon so tief in den Nonnen gewurzelt, daß diese bei der Messe, die der mit der Untersuchung beauftragte Priester hielt, ein wüthendes Geheul aufschlugen; offenbar waren es lauter Teufel, die in die Nonnen gefahren waren und die sich nun hören ließen. Trithemius, der uns diese Geschichte berichtet, fügt hinzu, er wolle nichts weiter darüber sagen, denn wenn man die volle Wahrheit bekannt mache, so könnte das nur Aergerniß bereiten. Andere Nonnenklöster machten aber kein Hehl aus ihrem unzüchtigen Treiben. So die Nonnen von St. Rupert bei Bingen erklärten öffentlich, sie wollten lieber Mütter als Jungfrauen sein. Bei näherer Untersuchung waren in der That alle in der Hoffnung, mit Ausnahme von zwei alten. Dergleichen Erscheinungen waren nicht vereinzelt, sondern sie bildeten die Regel. Versuche, die Klöster zu reformiren — diese gingen aber meist von der weltlichen Macht, von den Fürsten oder den städtischen Obrigkeiten aus, welche den schädlichen Einfluß der Klöster auf die Sittlichkeit fürchteten — waren vergebens. Wurde auch scheinbar da und dort eine Reformation vorgenommen, so kehrte doch in Kurzem der alte Zustand wieder zurück. Besonders hartnäckig erwiesen sich die Nonnenklöster. Es kam wohl vor, daß sie sich förmlich zur Wehre setzten gegen

ihre Untersucher und daß von Seite der Obrigkeit entschiedene Gewalt angewendet werden mußte, um nur wenigstens die auffallendesten Mißbräuche und Ueberschreitungen aufhören zu machen. In Folge dieses üppigen Lebens geschah es, daß manche Klöster in kurzer Zeit ganz herunterkamen: waren die Schätze aufgezehrt, das Klostervermögen verschleudert, so machten sich die Mönche oder Nonnen davon, und nahmen wohl noch mit, was mitzunehmen war. Ueberhaupt wurde bereits von Vielen die Ansicht ausgesprochen, daß es gescheidter wäre, das Klostervermögen unter die Mitglieder der religiösen Genossenschaft zu vertheilen.

Bei so gänzlichem Verlassen der ursprünglichen Grundsätze, bei einem Leben, das in so vollkommenem Widerspruch mit dem Zweck der kirchlichen Stiftungen war, läßt sich wohl voraussetzen, daß diejenigen, welche sich ein solches Leben zu Schulden kommen ließen, selber nicht mehr an die Kirche und an ihre Lehrsätze glaubten. Nichts desto weniger sehen wir dicht neben der furchtbaren Sittenlosigkeit der Geistlichkeit nicht nur den Wunderglauben sich neuerdings breit machen und die albernsten Mährchen erfinden, sondern auch die Strenge gegen Andersgläubige, gegen Anhänger ketzerischer Meinungen entschiedener, als seit langer Zeit, hervortreten. Gerade damals begannen die Hexenprozesse immer häufiger zu werden, 1487 erschien der Hexenhammer, und in dem letzten Jahrzehend des 15. Jahrhunderts mehren sich Verbrennungen von Hexen außerordentlich. Dazu kam noch gesteigerter Druck gegen die Untergebenen der Gotteshäuser, die Bauern, an welche natürlich die Pfaffen, ebenso wie Fürsten und Edelleute um so größere Anforderungen machten, je üppiger das Leben war, welches sie führten.

Der Haß und die Verachtung der Geistlichkeit von Seite des Volks konnte unter solchen Umständen nur wachsen und in der That sehen wir gegen Ende des 15. Jahrhunderts die pfaffenfeindliche Gesinnung des deutschen Volks immer größere Ausdehnungen annehmen. Es ist bezeichnend, daß die staatlichen Bewegungen der Bauern zunächst gegen die geistliche Herrschaft gerichtet sind, und daß der Widerstand gegen das weltliche Fürstenthum erst in zweiter Reihe kommt. Natürlich: die Geistlichen nahmen von dem Volke doppelt und dreifach mehr, als die übrigen Herrenstände. Denn zu ihrer Eigenschaft als weltliche Besitzer kam noch die

Eigenschaft als Vertreter der Kirche, in welcher sie den gemeinen Mann fast auf jedem Schritt und Tritt besteuerten. Denn da war nicht nur für Hochzeit, Taufe, Begräbniß, Seelmessen, Abendmahl u. s. w. zu zahlen, sondern der Gläubige mußte außerdem noch an bestimmten Tagen sein regelmäßiges „Opfer" bringen: man verlangte von ihm, daß er jeden Sonntag in die Kirche gehe: versäumte er es, so mußte er zahlen, ebenso wenn er an Feiertagen arbeitete.*) Kurz: die Kirche wußte ihr Seelsorgeramt auf das Sorgfältigste auszubeuten und die ihr anvertrauten Schaafe auf das Beste zu scheeren. Da man aber wußte, daß alles auf Geldschneiderei hinauslief, so wurde der Grimm gegen die Kirche immer heftiger, und ließ sich nicht nur in größeren Bewegungen aus, wie die bäuerlichen, sondern täglich, im gewöhnlichen Leben. So nehmen die Streitigkeiten der Bürger in den Städten mit der Geistlichkeit kein Ende: es kommt wieder häufig, wie im 14. Jahrhundert, dazu, daß die Geistlichen ausgetrieben werden, oder daß sie freiwillig die Stadt verlassen. Die Edelleute aber machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, Mönche zu quälen. Da sie wußten, daß ihr Hauptverbrechen die Unzucht war, so fingen sie Mönche und peinigten gerade denjenigen Theil des Körpers, der jenes Verbrechen begangen, auf schauderhafte Weise.**) Die Städte machten aber auch keine Umstände mit Priestern, welche der Unzucht überwiesen worden waren: in Augsburg ließen sie einmal mehrere Priester in einen Käfig sperren und an dem Kirchenthurm aushängen.

Natürlich fehlte es auch an Meinungen nicht, welche die früheren reformatorischen Richtungen wieder aufnahmen und weiter entwickelten. Doch trat die freie religiöse Richtung nicht mit jenem Ungestüm hervor, wie im 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts, sondern gemäßigt, vorsichtig und zurückhaltend. Es mußte erst wieder Boden gewonnen werden.

Da waren zuerst die Brüder des gemeinsamen Lebens im Norden von Deutschland, religiöse Genossenschaften, welche zwar auch, wie die Mönche, in gemeinsamen Häusern zusammenlebten, aber

---

*) Grimm Weisthümer. I. 346. folg. Weisthum von St. Peter bei Freiburg.

**) Trithemius chronic. Sponheim. ad ann. 1499.

sich dadurch von den gewöhnlichen Mönchsorden unterschieden, daß sie Niemanden für seine Lebenszeit an die Regel der Genossenschaft banden, sondern jedem Mitgliede volle Freiheit des Austritts ließen. Diese Genossenschaften unterschieden sich auch noch dadurch sehr vortheilhaft von den anderen Mönchsorden, daß sie vor Allem bemüht waren, ein werkthätiges Christenthum zu befördern, und anstatt sich ihren Unterhalt von den Nebenmenschen zu erbetteln, ihn sich selbst zu verschaffen suchten, namentlich durch Abschreiben guter Bücher, besonders der Bibel. Es war in diesen Bruderhäusern besonders jene Seite der Mystik vertreten, welche als das Wesen des Christenthums die Liebe erkannte, und alles Andere gegen eine liebevolle Gesinnung in Schatten stellte. Es war natürlich, daß in den Augen dieser Männer alle jene äußeren Werke, welche sonst von der Kirche als verdienstlich angesehen wurden, an Werth verloren, da sie als die Hauptsache das fromme gottinnige Gemüth, die Gesinnung, und als den einzigen Weg, um zu einer solchen zu gelangen, nur die Selbsterkenntniß bezeichneten. In dieser Beziehung ist das Buch des Thomas von Kempen — der ebenfalls diesen Genossenschaften angehörte, und der Vorstand eines Bruderhauses in Zwoll war — welches den Titel führt: „von der Nachahmung Christi" von Bedeutung: ein Buch von äußerster Einfachheit, fern von jeder Frömmelei und dünkelhaftem Hochmuth, vielmehr das Zeugniß eines schlichten liebenswürdigen Gemüths und gesunder Frömmigkeit. Christus erscheint in diesem Buche nicht als Erlöser, sondern als Muster und Vorbild, wie bei den Mystikern des 14. Jahrhunderts. Zwar scheute sich Thomas von Kempen, diese Lehre tiefer zu verfolgen und die kühnen Ansichten jener Mystiker zu seinen eigenen zu machen: es war überhaupt nicht seine Absicht, sich mit der Kirche in Widerspruch zu setzen. Aber vielleicht eben darum wirkte er nur um so ungestörter und folgenreicher. Thomas hat mehrere Schüler gezogen. Unter diesen ist Johann Wessel der bedeutendste.

Dieser, geboren 1420 zu Gröningen, gestorben 1489, faßte schon beinahe den ganzen Inhalt der früheren reformatorischen Ansichten in sich zusammen, und suchte sie wissenschaftlich darzustellen. Auch er lehnt sich an die Mystik an und so fehlt es in seinen Schriften an pantheistischen Anklängen nicht. Doch sind sie keineswegs,

wie bei den Mystikern des 14. Jahrhunderts, zu einem folgerichtigen Gebäude ausgebildet. Vielmehr betrachtete er als die eigentliche Quelle der religiösen Erkenntniß das Evangelium. Seine Richtung ist also wesentlich eine biblische. Dagegen griff er eine Hauptstütze der katholischen Kirche an der Wurzel an, nämlich ihre Lehre vom Priesterthum. Er behauptete, wie die Waldenser und die Hussiten, daß alle Christen Priester seien, daß sich die wirklichen Priester von den Laien nur im Amt unterscheiden, daß sie eigentlich nur die Diener der Gemeinde seien, daher von ihnen gewählt und wieder abgesetzt werden könnten. Demgemäß betrachtet er auch den Papst nicht als das eigentliche Oberhaupt der Kirche, welche er als eine geistige Gemeinschaft auffaßt, sondern Christus. Der Papst ist ihm daher auch nicht unfehlbar: und so wie er wider das Evangelium handle, so habe man ihm auch nicht zu gehorchen. Unter den Mißbräuchen rügte er besonders den Ablaß, gegen den er mehrere Streitsätze aufgestellt hat, die sogar noch entschiedener sind, wie die lutherischen. Auch über das Abendmahl hatte er eine freie Meinung. Er läugnete die leibliche Gegenwart Christi, faßte überhaupt dies Sacrament nur als etwas rein Innerliches auf, und ist in dieser Lehre der Vorgänger Zwinglis.

Zur selben Zeit lehrte Johann von Goch, Prior eines Nonnenklosters in Mecheln, der im Jahr 1475 gestorben ist, ähnliche Meinungen. Auch bei ihm ist der Ausgangspunkt die Mystik und das Wesen des Christenthums setzt auch er in eine werkthätige Liebe, das Erzeugniß einer frommen Gesinnung. Dagegen stellt er die äußerlichen guten Werke, die Beobachtung der kirchlichen Gebräuche u. s. w. als etwas ganz Unwesentliches dar: die Lehre, welche ihnen einen großen Werth beilege — und das that die Kirche — bezeichnete er sogar als ketzerisch.

Viel weiter ging schon Johann von Wesel, früher Professor der Theologie in Erfurt, seit 1460 Prediger in Mainz, zuletzt in Worms. Er stand in Verbindung mit den Hussiten, die auch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch großen Einfluß auf Deutschland geübt haben. Wesel griff die ganze Hierarchie an sammt allen ihren Gesetzen und Einrichtungen, sprach entschieden die Lehre vom allgemeinen Priesterthum aller Christen aus, bestritt demnach den Kirchenobern das Recht, Lehrsätze aufzustellen, die allgemein befolgt

werden sollten, erklärte vielmehr, daß die Kirche irre, verwarf Ablaß, Beichte, Fasten, Oelung, Fegfeuer, die Menge von Feiertagen, welche die katholische Kirche habe, überhaupt alle Kirchengebräuche, ebenso die Ehelosigkeit der Geistlichen, und hielt sich nur an die Bibel, wie an den gesunden Menschenverstand. Wesel war ein äußerst beliebter Prediger und benutzte die Kanzel, um seine Ansichten unter das Volk zu bringen. Er verschmähte es nicht, im Volkston mit den Leuten selbst über Glaubenslehren zu sprechen, und diese lächerlich zu machen. Seine Wirksamkeit erschien aber der Kirche so gefährlich, daß im Jahre 1479 in Mainz ein Untersuchungsverfahren gegen ihn eingeleitet wurde. Er ward ins Gefängniß geworfen, und starb zwei Jahre darauf.

In Süddeutschland wirkte schon früher Felix Hemmerlein, Domherr in Zürich und Probst in Schaffhausen, in einem ähnlichen Sinne, wurde aber ebenfalls von der Kirche verfolgt, und starb 1464 im Gefängnisse. In den letzten Jahrzehenden des 15. Jahrhunderts entfaltete Johann Geiler von Kaisersberg, früher Professor der Theologie in Freiburg, später Prediger in Straßburg — erst im Jahre 1509 ist er gestorben — eine sehr bedeutende Wirksamkeit im Sinne einer freieren religiösen Richtung. So vorsichtig auch Geiler war, und so sehr er sich hütete, mit der Kirche in offene Feindschaft zu gerathen, so eingreifend war dennoch seine Thätigkeit, da er sein Augenmerk besonders auf die Erweckung einer frommen Gesinnung und werkthätiger Liebe richtete. Dabei geißelte er, wie alle Gebrechen der Zeit, so auch die der Geistlichkeit und des Mönchthums schonungslos und trug wesentlich dazu bei, das Volk über das Wesen wahrhafter Frömmigkeit aufzuklären.

Allen diesen Männern ist gemeinsam, die Liebe als das Wesen des Christenthums hinzustellen, ferner die Bibel als die Quelle der Religion anzunehmen und gegen die Entsittlichung des Klerus auf der einen Seite, auf der andern gegen seine Werkheiligkeit und gegen die Gesetze der Kirche als unnatürlich und dem Evangelium widersprechend zu eifern. So wird durchgängig die Ehelosigkeit der Geistlichen bekämpft. Die furchtbaren Folgen dieser Einrichtung traten gerade damals jedem Denkenden entgegen und mußten von selbst dahin führen, die Quelle dieser Ausschweifungen dadurch zu verstopfen, daß man das unnatürliche Gesetz selber aufhob. Im

Allgemeinen jedoch ist, wie bereits bemerkt, die kirchliche Widerstandspartei, wie sie in diesen Männern und noch vielen anderen, die über fast alle deutschen Länder zerstreut waren, vertreten ist, ziemlich vorsichtig, bei Weitem nicht so todesmuthig und kräftig, wie im 14. Jahrhundert und zur Zeit der Hussiten. Selbst der am Weitesten ging, Johann von Wesel, bequemte sich zum Widerruf. Und so fehlt es auch an einer strengen, folgerichtigen Ausbildung jener pantheistischen Meinungen, durch welche sich die Mystik des 14. Jahrhunderts ausgezeichnet hatte. Verloren scheint sich zwar diese Richtung nicht zu haben, auch nicht die beghardische in Verbindung mit ihren staatlichen und socialistischen Bestrebungen: beim Pauker von Niklashausen trat sie wenigstens sehr bedeutend hervor, und es wird uns ausdrücklich berichtet, daß ein Mönch vom Orden der Franziskaner, die mit den Begharden, wie wir wissen, vielfach zusammenhingen, der eigentliche Urheber der von Henseln gepredigten Lehren gewesen sei. Merkwürdig ist auch, was von Johann Wessel erzählt wird, daß er nämlich kurz vor seinem Tode noch an dem Christenthum gezweifelt habe. Im Allgemeinen aber scheuten sich die kühneren Meinungen ans Licht zu treten. Auch wurde jetzt jene mystisch pantheistische Richtung von einer anderen abgelöst, welche theilweise ihre Bestandtheile in sich aufnahm, aber außerdem noch einen weit größeren Kreis von Wissen beschrieb. Diese neue Richtung war der Humanismus, welcher jetzt den größten Theil der deutschen Geister in Anspruch nahm.

---

4. Emporkommen einer neuen wissenschaftlichen Richtung. Humanismus.

Nach dem Scheitern der kirchlichen und staatlichen Reformversuche warf sich fast die ganze geistige Bildung der Nation, welche für ihren Thätigkeitsdrang einen Ausweg suchte, auf ein für jetzt noch parteiloses Gebiet, auf die Wissenschaft. Die Eroberungen,

welche auf diesem Gebiete gemacht wurden, waren ebenso bedeutend, als das, was in Staat und Kirche beabsichtigt war, ja die wissenschaftlichen Eroberungen bahnten der späteren kirchlichen und staatlichen Bewegung den Weg, und ohne die gewaltigen Veränderungen, welche in der Wissenschaft vor sich gingen, wäre jene gar nicht möglich gewesen. Die Wissenschaft des Mittelalters lehnte sich bekanntlich an die Kirche an, war deßhalb von ihr abhängig und wurde wesentlich durch sie bestimmt. Zur Zeit, als die Kirche auf der Höhe der Menschheit stand, hatte ein solches Verhältniß seine Berechtigung. Mit dem Verfall der Kirche trat aber auch ein Verfall der Wissenschaft ein: sie löste sich in geistlose Spielerei, in abgeschmackte Behandlung, in völlige Leere des Inhalts auf. Es galt nun, die Wissenschaft von der Kirche zu befreien, sie auf ihre eigenen Füße zu stellen. Diese große Aufgabe vollzog sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Vermittelt wurde dieses Streben durch die neu aufgekommene Beschäftigung mit den Schriften der Alten, der Griechen und Römer, welche von Italien ausgegangen und dort bereits im 14. Jahrhundert zu einer großen Blüthe gediehen war. Schon damals finden sich Spuren eines Einflusses dieser neuen wissenschaftlichen Richtung auf Deutschland, und es ist merkwürdig, daß insbesondere die Mystiker ihr eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben, wie denn auch unter den Späteren Thomas von Kempen als ein Förderer dieser neuen Richtung zu nennen ist. Aber erst im 15. Jahrhundert kam sie in bedeutendere Aufnahme. Großes Verdienst gebührt dabei dem Aeneas Sylvius, welcher als Geheimschreiber des Kaisers Friedrich sich große Mühe gab, das Studium der Alten in Deutschland anzuempfehlen und zu fördern, und einen nicht geringen Kreis von Gleichgesinnten um sich versammelte. Neben ihm wirkten in diesem Sinne zwei Deutsche, Gregor von Heimburg und Martin Meyer, zwei Männer, die, wie wir sahen, zugleich zur entschiedensten kirchlichen Widerstandspartei gehörten. Seit der Mitte des Jahrhunderts stieg aber der Geschmack an diesen Studien von Jahr zu Jahr, und bald war ganz Deutschland von classisch gebildeten Gelehrten übersäet. Als Größen ersten Ranges zeichneten sich besonders Rudolf Agrikola (starb 1486), Konrad Celtes (geboren 1459 in Schweinfurt, gestorben 1508), Johann Reuchlin (geboren 1455,

gestorben 1522), Erasmus von Rotterdam, (geboren 1467, gestorben 1536) aus.

Es trug nicht wenig zur Aufnahme dieser neuen wissenschaftlichen Richtung bei, daß sich fürstliche Gönner ihrer annahmen. Außer dem kaiserlichen Hofe fand besonders der Pfalzgraf Philipp am Rhein ein großes Vergnügen daran. Unterstützt durch seinen Kanzler, Johann von Dalberg, Bischof von Worms, förderte er an seiner Hochschule in Heidelberg aus allen Kräften die neuen Studien: er rief den Rudolf Agrikola dahin, später Johann Reuchlin. Auch Celtes hielt sich eine Zeit lang dort auf. Andere Fürsten folgten diesem Beispiele, wie der Herzog Eberhard der Bärtige von Würtemberg, die Markgrafen von Baden, die Herzoge von Baiern, die Kurfürsten von Brandenburg, von Sachsen. Nachgerade brach sich diese Richtung auch bei den Bischofssitzen Bahn. Außer jenem Dalberg von Worms waren die Bischöfe von Augsburg, von Olmütz, von Gurk Gönner der neuen Studien. Domherren von dieser Richtung finden sich fast allenthalben. Auch in manchen Klöstern fand sie Eingang und wurde dort von den Aebten selbst gepflegt.

Diese Thatsache, so auffällig sie im ersten Augenblick erscheint, erklärt sich doch leicht. Was die Fürsten betrifft, so fühlten diese immer mehr das Bedürfniß, sich mit geistig gebildeten Männern zu umgeben, da ihre Stellung und ihre Ansprüche immer schwieriger und umfangreicher geworden waren. Auch umgaben sie sich dadurch mit einem gewissen Ruhm, und bei Manchen war es in der That ein inneres Bedürfniß. Daß aber die höhere Geistlichkeit diese Studien — wenn auch nur theilweise — förderte, beweist nur, daß ihr das strenge kirchliche Bewußtsein verloren gegangen war, und daß die kirchliche Stellung, welche sie einnahm, in keinem inneren Zusammenhang mehr mit ihrer sonstigen Geistesrichtung stand. Die Päpste waren damit vorangegangen: seit Nikolaus V. galten sie als die eifrigsten Beförderer der neuen wissenschaftlichen Richtung. Was war natürlicher, als daß nun auch die Bischöfe sich damit beschäftigten, wenn sie überhaupt Sinn für geistige Bildung hatten!

Die Umgestaltung, welche der Humanismus in der Wissenschaft hervorbrachte, war eine ganz außerordentliche: es wurde in dieser Beziehung in Deutschland die großartigste Thätigkeit entwickelt. In der That, der deutsche Geist nahm für die Nichtbefriedigung seiner

staatlichen und kirchlichen Wünsche hier eine glänzende Entschädigung. Hier wenigstens erreichte er, was ihm dort versagt war. Freilich kam ihm dabei die Buchdruckerkunst, welche um dieselbe Zeit erfunden wurde — 1440 von einem mainzer Bürger, Guttenberg — trefflich zu Statten. Diese Erfindung, welche natürlich einige Zeit zur Durchbildung und Entwicklung brauchte, begann gerade in den letzten Jahrzehenden des 15. Jahrhunderts ihre großartigen Wirkungen zu entfalten. Die Ergebnisse der neuen wissenschaftlichen Richtung lassen sich nun im Allgemeinen auf folgende zurückführen.

Fürs Erste wurde die Kenntniß des Alterthums außerordentlich befördert und neu belebt. Man suchte sich des ganzen Stoffes zu bemächtigen, den uns die Alten in ihren Werken zurückgelassen: man durchforschte nicht nur die Bekannten aufs Eifrigste, sondern war unermüdlich in der Aufsuchung neuer, bisher verborgen gebliebener Schriftsteller aus jener Zeit. Insbesondere wendete man auch den griechischen, bisher fast ganz vernachlässigten Schriftstellern seine Aufmerksamkeit zu. Zum richtigen Verständniß der Alten war aber eine bessere Kenntniß der alten Sprachen unerläßlich. Das Lateinische wurde zwar während des ganzen Mittelalters getrieben, man weiß aber auch, wie schlecht es war: griechisch war nun vollends unbekannt. Zunächst also warfen sich die Humanisten auf bessere Sprachlehren, Wörterbücher und dergleichen: in diesem Fache hat sich besonders Reuchlin große Verdienste erworben, welcher eine lateinische und eine griechische, später sogar noch eine hebräische Grammatik herausgab. Andere folgten ihm nach. Es dauerte nicht lange, so war das schlechte Mönchslatein des Mittelalters verdrängt durch eine schönere, zierlichere und richtigere Schreibart: wenigstens durfte jenes nicht mehr wagen, an das Licht zu treten, ohne sich dem Gespötte auszusetzen.

Das Studium der Alten selbst aber öffnete eine ganz neue Welt. Neue Ansichten, neue Gesichtspunkte, neue Zustände, die man jetzt erst genauer kennen lernte, boten sich den erstaunten Blicken dar. Da fiel vor Allem die außerordentliche Klarheit, Einfachheit und Schönheit der Darstellung auf, was nur das Ergebniß eines ebenso klaren und einfachen Denkens sein konnte. Man bemühte sich, die Alten hierin nachzunahmen, den eigenen Schriften

denselben Vorzug zu geben, und wenn man nun freilich die Alten nicht sogleich erreichte, so kam man ihnen doch um Vieles näher. Jedenfalls war man über die Art und Weise, wie die mittelalterliche Wissenschaft, die Scholastik, die Gegenstände behandelte, hinausgekommen, man fand sie abgeschmackt, lächerlich und eines gebildeten Gelehrten unwürdig.

Aber durch die Alten wurden auch neue Kenntnisse gewonnen. Wie weit waren sie eben doch schon vorgeschritten! Was boten sie nicht für einen großen Stoff dar auf dem Gebiete des Rechts, des Staats, der Naturwissenschaften, der Philosophie! Welch außerordentliche Umwälzung mußten ihre Ansichten in den Geistern hervorbringen, wenn man sie mit den beschränkten Lehren der mittelalterlichen Theologie in Vergleich brachte! Die Alten boten aber nicht nur Neues, sondern sie spornten auch zu selbstständiger Thätigkeit an. Denn mit nichten begnügte man sich mit dem bloßen Aufnehmen des wissenschaftlichen Stoffes, den uns die classischen Schriftsteller hinterlassen, vielmehr wollte man noch weiter vorschreiten und vor Allem der Zeit Rechnung tragen. Es herrschte daher auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft die größte Regsamkeit. Vor Allem wollen wir drei Gebiete hervorheben, weil sie auf die allgemeine geistige Entwickelung der Nation von besonderem Einfluß gewesen sind.

Zunächst also wurde die Geschichtschreibung neu belebt, ganz insbesondere aber die vaterländische. Hier sind zu erwähnen der Abt Trittenheim, welcher mehrere werthvolle Geschichtsbücher geschrieben hat, wie die Chroniken von Hirsau und Sponheim, eine Geschichte der Gelehrsamkeit, die Geschichte Friedrich des Siegreichen, anderer zu geschweigen; sodann Albert Kranz aus Rostock, Verfasser mehrer Geschichtsbücher über das nördliche Deutschland; ferner Konrad Celtes, Jakob Wimpfeling (geboren 1450), welcher das erste Handbuch einer deutschen Geschichte schrieb, Nauclerus, zu deutsch Vergenhans, Heinrich Bebel, beide Professoren in Tübingen, Wilibald Pirkheimer, Konrad Peutinger, Mutius und andere. Bei manchen waltet allerdings noch die Chronikenform vor, andere sind schon zu einer ächt künstlerischen Darstellung, zu einer dramatischen Gruppirung durchgedrungen, wie z. B. Pirkheimer im Schweizerkrieg. Sodann herrscht bei diesen humanistischen Historikern bereits ein

sehr scharfe Beurtheilung der früheren geschichtlichen Thatsachen und Erzählungen, und manche Fabeln und Mährchen werden als solche aufgedeckt. Insbesondere werden die Nachrichten, welche uns die Römer über die alten Deutschen hinterlassen, einer genauen Prüfung unterworfen, und so insbesondere die Unparteilichkeit ihrer Berichte, da sie ja als Feinde auftraten, im Einzelnen stark in Zweifel gezogen. Aber noch mehr! Diese Humanisten, welche sich an dem Studium der alten Griechen und Römer herangebildet, entdeckten dort alle Eigenschaften, welche ein Volk groß zu machen vermögen, aufopfernde Vaterlandsliebe, glühenden Freiheitsgeist, Sinn für große staatliche Gemeinwesen. Und eben diese Eigenschaften sind es, welche sie in sich selbst aufgenommen, von welchen ihre geschichtlichen Arbeiten durchdrungen sind, und welche sie ihren Landsleuten ebenfalls mitzutheilen trachten. Sie sind erfüllt von der großen Aufgabe, welche unser Volk noch zu lösen berufen sei, von der Nothwendigkeit engerer Vereinigung, der Zusammenwirkung aller Kräfte und eines großen deutschen Reiches; mit Einem Worte: die Reformfrage taucht bei ihnen von Neuem auf und findet hier vielleicht einen beredteren und überzeugenderen Ausdruck wie jemals vorher.

Das zweite Gebiet, welches unter dem Einflusse des Humanismus eine eifrige und folgenreiche Bearbeitung erfuhr, waren die Naturwissenschaften.

Eine Naturwissenschaft im heutigen Sinne, welche die unabänderlichen Gesetze zu erforschen strebt, die den natürlichen Erscheinungen zu Grunde liegen, hat es im Mittelalter nicht gegeben, konnte es auch nicht geben, wegen der eigenthümlichen Stellung, welche die Kirchenlehre der Natur in der Weltordnung angewiesen hatte. Nach der Kirche hat Gott die Welt vor einigen tausend Jahren erschaffen und regiert sie seit dieser Zeit, er hat ihr zwar gewisse Einrichtungen und Regeln gegeben, nach welchen sie sich im gewöhnlichen Gange der Dinge zu richten hat, allein diese Regeln kann er in jedem Augenblicke entweder selbst oder durch seine Heiligen beliebig übertreten und beseitigen, in welchem Falle dann Wunder zum Vorschein kommen. Es gehört mit zum Wesen Gottes und der Heiligen, Wunder verrichten zu können, und der Wunderglaube ist daher dem Mittelalter eigenthümlich. Nach der

Kirchenlehre ist die Natur ferner etwas Untergeordnetes: da das Reich des Geistes, das Himmelreich, die eigentliche Heimath des Menschen ist, kann die Erde als der vorübergehende Aufenthalt des Menschen, nur ein Jammerthal sein: ja die Natur, als das Stoffliche, Ungeistige, Unheilige, ist dem Menschen sogar hinderlich, so ferne ein Theil davon jedem anklebt, er hat sie erst zu überwinden, bis er zu seinem eigentlichen Ziele gelangt: sie ist sein Feind. Diese Ansicht erklärt hinlänglich, warum man im Mittelalter nicht daran dachte, die Natur zu durchforschen, ihre Kräfte zu beobachten, ihre Gesetze abzulauschen. Versuchte es hie und da Einer, wie Gerbert, Roger Bacon, Albert der Große, so wurde er der Zauberei beschuldigt. Denn daß in der Natur noch geheimnißvolle Kräfte verborgen seien, glaubte man. Es war dies noch ein Ueberbleibsel der Heidenzeit, welches niemals ganz aus dem Volksbewußtsein verdrängt werden konnte. Die Kirche aber, welche bekanntlich die alten deutschen Gottheiten in Teufel zu verwandeln gewußt hatte, stellte jedes tiefere Eindringen in die Geheimnisse der Natur als einen Bund mit dem Teufel oder mit bösen Geistern dar. Ursprünglich sind dies die ehemaligen heidnischen Gottheiten, die sich in das Innere der Natur zurückgezogen hätten und über die Kräfte derselben geböten. Diese Vorstellung trat natürlich im Laufe der Zeit in den Hintergrund, obschon die Spuren davon nie ganz verschwanden, und es bildete sich die mittelalterliche Vorstellung vom Teufel aus. Ich brauche aber nicht erst daran zu erinnern, daß diese Dinge mit dem Herenglauben zusammenhingen, und daß dieser wiederum sich an die Ketzerverfolgungen anschließt. In der Regel nämlich werden die Ketzer auch der Zauberei beschuldigt, und zugleich des Götzendienstes, wie daß sie irgend einem Thiere, einer Katze oder einem Bock göttliche Verehrung bezeugten und dergleichen andere Dinge, die auf das Heidenthum zurückweisen. Genug: die Kirche duldete keinen anderen Weg der Erkenntniß, als den sie selber vorschrieb, und verfolgte daher Jeden, welcher einen anderen Weg einschlug und sie demgemäß um ihr Ansehen zu bringen trachtete, auf das Strengste.

Die Lehre der Kirche von der Natur erhielt aber bereits einen gewaltigen Stoß durch die Mystiker und die pantheistische Richtung derselben. Diese fanden, wie wir sahen, Gott wie in Allem so

auch in der Natur: diese sei von Gott nicht einmal erschaffen, sondern sie werde es tagtäglich von Neuem, ja sie sei von Ewigkeit an gewesen: eine Lehre, welche folgerichtig die Wunder ausschließen und zu der Ansicht führen mußte, daß die Welt nach unabänderlichen Naturgesetzen sich regiere, wie denn Einer diesen Satz bereits klar ausgesprochen hat.*)

Nun konnte zwar diese pantheistische Richtung nicht durchdringen; sie erlitt vielmehr von der Kirche eine äußere Niederlage wie alle anderen kirchenfeindlichen Widerstände. Die Einwirkung der Mystik war aber, wie überhaupt, so auch in diesem Punkte eine sehr nachhaltige.

So viel war gewiß: die Kirchenlehre genügte nicht mehr. Die Kirche überhaupt, bei ihrer gänzlichen inneren Zersetzung, bei ihrer furchtbaren Entsittlichung, bei ihrer geistigen Armuth — da sie es verschmähte, sich zu verjüngen — gewährte dem Menschen nicht mehr die Befriedigung, die er sonst in ihr gefunden haben mochte. Man suchte sie anderswo, als da, wo sie die Kirche andeutete. Man fühlte das Bedürfniß nach einer neuen Quelle der Erkenntniß und des Glücks. So verfiel man denn in der That auf die geheimnißvollen Kräfte der Natur, welche Antwort geben sollten auf die Fragen, die man an sie stellte. Man ergab sich der Alchemie und der Magie. Diese Richtung, welche von dem 14. Jahrhundert an immer mehr um sich griff, und im 15. fast an allen Höfen heimisch war, war insoferne ein Fortschritt, als sie der Natur wieder die Aufmerksamkeit zuwendete, und ihre Kräfte zu erforschen trachtete: sie lehnte sich aber immerhin noch an den Wunderglauben des Mittelalters an und erschwerte somit die eigentliche Forschung. So glaubte man in der That, den Stein der Weisen finden, einen Lebenssaft, der vom Tode errette, zusammenbräuen, Gold machen, die Schicksale der Menschen in den Gestirnen lesen zu können und dergleichen. Die Sterndeuterei namentlich ward eine Lieblingsbeschäftigung, und selbst sonst aufgeklärte und freidenkende Männer gaben sich damit ab. Diese ganze Richtung ging aus der Ahnung hervor, daß in der Natur große Kräfte verborgen seien, die nun dem Eingeweihten sich enthüllten, daß das ganze Weltall noch einen

*) Hagen Geschichte I. (Duller III.) S. 419.

anderen Zusammenhang haben müsse, als den allgemein angenommenen, und aus dem Drange, diese Kräfte, diesen Zusammenhang zu ergründen, und sich zu eigen zu machen, demgemäß also über die Macht der Natur zu gebieten. Diese Richtung steht in einer unverkennbaren Beziehung zur Mystik. Denn auch die Mystik strebte ja darnach, das All und Eine, Gott, sich zu eigen zu machen, und dadurch, daß man diesen in sich aufgenommen habe, Gott selbst zu werden.

Es ist dieses titanische Streben des Menschen, sich zum Herrn der Natur und Ausdruck der Gottheit zu machen, — ein Streben, dem natürlich die innere Befreiung von der Kirche vorausgegangen sein muß — das eigentliche Wesen jener Zeit. Seinen Ausdruck fand es in der Faustsage. Nur ist in dem fast hundert Jahre späteren Volksbuch der kirchliche Bestandtheil überwiegend. Bekanntlich nämlich hat sich nach jenem Faust dem Teufel verschrieben, und so erscheint denn sein ganzer Wissensdrang der kirchlichen Vorstellung gemäß als unchristlich und teuflisch.

Am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts hat es eine Menge bedeutender Menschen und ansehnlicher Gelehrten gegeben, die sich mit solchen Studien beschäftigten und ernstlich nach den Geheimnissen der Natur im Sinne der Magie forschten, z. B. Johann Reuchlin, Agrippa von Nettesheim, Paracelsus. Es fehlte aber auch nicht an Menschen, die jenes Streben, das nun einmal in der Menschheit lag, zu eigenem Vortheil ausbeuteten und wirklich vor den leichtgläubigen Zeitgenossen als Magier und Zauberer auftraten. Schon im 14. Jahrhundert fehlte es an solchen nicht. Ende des 15. erschien ein Mensch, Namens Merkurius, der fast bis ins Kleinste hinein sich alles dessen rühmte, womit Cagliostro dreihundert Jahre später aufgetreten ist.*) Er stand eine Zeitlang bei dem Könige von Frankreich in großer Gunst. Ein anderer, von Allen wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse angestaunt, sagte dem Herzog Karl dem Kühnen den Tod voraus. In Deutschland machte ein gewisser Doctor Faust an der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts als Zauberer großes Aufsehen — an seinen Namen

*) Trithemius chronicon Hirsaugiense ad ann. 1501. Chron. Sponheimense ad e. a.

lehnte sich die Sage — und er scheint ein und dieselbe Person mit Georg Sabellicus gewesen zu sein, der sich selbst Faust den Jüngeren, mit Rücksicht auf den Buchdrucker Faust, den Genossen Guttenbergs, die Quelle der Nekromantik, den zweiten Magier und dergleichen nannte. Es ist bedeutsam für das Wesen dieser Erscheinungen, daß jener Sabellicus sich unter Anderem rühmte, alle Wunder, welche Christus vollbracht habe, ebenfalls vollbringen zu können, und zwar so oft und wann er wolle.*)

Daß diese Richtung zuletzt doch wieder den Aberglauben begünstigte, ist keinem Zweifel unterworfen. Aber neben ihr sehen wir zugleich die ernste ruhige, auf Beobachtung gegründete Forschung in erfreulicher Weise sich bethätigen. Die ersten Errungenschaften verdankte übrigens die Naturwissenschaft dem Gewerbswesen und dem Handel. Der außerordentliche Aufschwung, welchen jenes nahm, führte zu einer Menge neuer Erfindungen, die mehr oder minder der Entdeckung einer neuen Kraft der Natur ihre Entstehung verdankten, wie das Schießpulver, das Leinenpapier, die Oelmalerei, Buchdruckerkunst, Kupferstecherei, Uhrmacherkunst. Noch größere Entdeckungen verursachte der Handel und der durch ihn geförderte Reisetrieb. Wie sehr die Beobachtung der Sitten und Lebensweise von Bewohnern verschiedener Länder zu einer richtigen Kenntniß der Natur des Menschen führen mußte, beweist der Dominikaner Nider, eines der freisinnigsten Mitglieder der baseler Kirchenversammlung, welcher über den Einfluß des Klima auf die geistige Thätigkeit des Menschen bereits eine Ansicht aufstellte, welche auf der Höhe der Naturwissenschaft unserer Zeit steht.**) Aber der Handel trieb auch

*) Trithemii Epistolae familiares ed. Freher. pag. 48. Ueber die Einerleiheit des Georg Sabellicus mit dem Faust der Sage vergl. v. Reichlin-Meldegg die deutschen Volksbücher von Johann Faust. (1848.) I. 106. folg.

**) In seinem Formicarius, etwa 1434 geschrieben, sagt er im 9. Kapitel des ersten Buches Folgendes. Auf die Frage, woher es komme, daß heut zu Tage so Wenige gefunden werden, die, wie die Heiligen der früheren Zeiten z. B. in Afrika, sich so kasteien und zu so harten Arbeiten geschickt seien, gibt er mehrere Ursachen an, unter Anderem die Eigenthümlichkeit der Luft und die besondere körperliche Beschaffenheit des Menschen. Die Luft bringe in warmen Ländern ganz andere Wirkungen hervor, als in kalten. Sie hindere nämlich die Verdauung und mache daher die Leute viel mäßiger. Umgekehrt presse eine kalte Luft die Poren des Körpers zusammen und vermehre daher im Magen die Wärme. Daher komme es, daß in

rastlos zum Aufsuchen unbekannter Länder an, theils um die Waaren dort abzusetzen, theils andere heimzubringen. Schon seit dem Anfange des Jahrhunderts begannen die Portugiesen ihre Entdeckungsreisen. An diesen hat sich auch ein Deutscher, der Nürnberger Martin Beheim, ruhmvoll betheiligt: er hat nicht nur eine der azorischen Inseln aufgefunden (1460), sondern er soll auch (1485) nach Brasilien und an die patagonische Meerenge gekommen sein. Er verfertigte auch eine neue Seekarte, welche Columbus, mit dem er persönlich bekannt war, bei seinen späteren Unternehmungen benutzt hat.*) Im Jahre 1492 kam er nach Nürnberg zurück, wo er eine Erdkugel verfertigte, die bereits große Verbesserungen enthielt. Durch alle diese neuen Entdeckungen — 1492 kam dann die von Columbus hinzu — war natürlich die Erdkunde außerordentlich erweitert worden, und die Naturwissenschaft erhielt von dieser Seite den erfreulichsten Zuwachs.

Während aber auf der Erde neue Entdeckungen gemacht wurden, wurde auch dem Himmel die Aufmerksamkeit zugewendet. Hier nun sind die Alten offenbar die Führer, die Anreger gewesen. Schon bei der Erdkunde leisteten sie nicht geringe Dienste: man hatte an ihren Erdbeschreibern wenigstens einen Anhaltspunkt, wenn auch die Neuern besonders durch die ebengemachten Entdeckungen ihnen weit voraus waren. Zur Himmelskunde aber leiteten sie besonders an durch ihre streng wissenschaftliche Behandlung der Mathematik. Diese machte auf unsere Humanisten einen gewaltigen Eindruck, weckte den Scharfsinn und spornte zum weiteren Denken an. Insbesondere aber verwendete man sofort die gewonnenen Kenntnisse auf die Beobachtung der Gestirne. Es sind namentlich vier Männer, welche hierin rasch nacheinander Außerordentliches geleistet haben. Zunächst begegnet uns noch einmal jener Nikolaus

---

unseren kalten Gegenden die Männer im Winter zweimal so viel essen, als im Sommer. Es sei daher gar nicht zu verwundern, warum die Menschen in warmen Gegenden viel mehr fasten, als in kalten. Dann sei auch die körperliche Beschaffenheit der Menschen in Betracht zu ziehen. Von Natur kalten, phlegmatischen, melancholischen Menschen sei weniger Speise nöthig: sie nehmen oft so wenig zu sich, daß dies im Vergleich mit Anderen als eine wunderbare Enthaltsamkeit erscheint u. s. w.

*) Fischer Geschichte des deutschen Handels. II. 543. 544.

von Cusa, den wir schon so oft erwähnt. Er war einer der ersten Mathematiker seiner Zeit und in der Sternkunde sprach er bereits den Gedanken aus, daß nicht die Erde still stehe, sondern daß sie sich um die Sonne bewege. Cusa war ein Freund und Gönner des zweiten großen Mathematikers Georg von Peurbach (geboren 1423, gestorben 1461), Professor in Wien. Dieser sah ein, daß die Wiederherstellung der Astronomie nur auf dem Grunde der Alten möglich sei. Besonders dem Studium des Ptolemäus widmete er sich, dem zu Liebe er sogar noch Griechisch lernen wollte, — denn Ptolemäus war dem Abendlande nur durch eine schlechte Uebersetzung aus dem Arabischen bekannt — starb aber in der Blüthe seiner Jahre weg. Er hinterließ jedoch einen größeren Schüler, Johann Müller von Königsberg, daher Regiomontan genannt (geboren 1436, gestorben 1476), welcher, ebenfalls auf das Studium der Alten gestützt, durch Verfertigung neuer Werkzeuge, durch seine astronomischen Ephemeriden, durch seinen Kalender der Sternkunde eine ganz neue Gestalt gab, und durch seine Beobachtungen auch schon zur Ansicht von der Bewegung der Erde geführt wurde. Durch ihn erhielten die mathematischen Studien einen neuen Schwung: unmittelbaren Einfluß übte er auf Nürnberg, wo er sich die letzte Zeit seines Lebens aufgehalten. Denn seitdem stieg dort das astronomische und mathematische Studium zu rascher Blüthe empor. Bernhard Walther, ein Schüler Regiomontans (starb 1504), galt nach dessen Tode als der erste Sternkundige seiner Zeit; dann kamen Johann Werner, Willibald Pirkheimer, der den Ptolemäus übersetzte, und Schoner, lauter Nürnberger, in denen der Geist Regiomontans fortgelebt zu haben scheint. Schoner war ein genauer Freund von Kopernikus. Dieser letztere, 1473 in Krakau geboren, hatte durch das Studium der Schriften der Pythagoreer die erste Anregung erhalten zu der großen Lehre von der Bewegung der Erde, eine Lehre, die er bekanntlich zuerst wissenschaftlich begründete, von deren Richtigkeit er sich bereits 1507 überzeugt hatte: indessen trat er erst im Jahre 1543, kurz vor seinem Tode, damit hervor.

Noch in die Augen fallender war die Einwirkung des Humanismus auf die Theologie und auf die religiösen Ansichten der Zeit. Zunächst ermöglichte er ein sorgfältigeres und gründlicheres

Studium der Bibel, insbesondere in sprachlicher Beziehung. Bisher hatte man sich an die Vulgata, eine unrichtige lateinische Uebersetzung der Schrift, gehalten: zu dem Studium der Ursprache kamen die Wenigsten. Jetzt wurde diese von den Humanisten hervorgezogen. Erasmus gab das griechische Testament heraus und schrieb schätzbare Erklärungen dazu. Reuchlin aber brach durch seine hebräische Grammatik die Bahn zum Studium dieser Sprache und des alten Testaments. Ein eifriges Bibelforschen unter den deutschen Gelehrten war die Frucht dieser Bemühungen. Dann wandte man sich auch zu den Kirchenvätern, die man neu herausgab, die griechischen übersetzte man: überhaupt suchte man sich so rasch wie möglich in den Besitz der Schriften des christlichen Alterthums zu setzen, und dieses nicht minder auszubeuten, wie das heidnische. Wie die Kenntniß der Kirchengeschichte dadurch zunehmen, wie so manche fromme Fabel verschwinden mußte, braucht nicht erst angedeutet zu werden.

Aber außer diesen stofflichen Errungenschaften verdankte die Theologie dem Humanismus eine Läuterung der Ansichten über das Christenthum. Es war natürlich, daß die Humanisten, welche den Alten so viel verdankten, welche sich daran gewöhnt hatten, ihre hohe Geistesbildung zu bewundern und zu verehren, sich dagegen sträubten, sie mit der Kirchenlehre, weil sie des Christenthums nicht theilhaftig gewesen, als Verdammte zu betrachten. Es wollte ihnen nicht in den Sinn, daß diese Männer, die ihr ganzes Leben lang ein edles Streben verfolgt, und durch ihre Werke so viel zur Bildung später Jahrhunderte beigetragen hatten, schlechter sein sollten, als feiste Mönche, die in ihrem Leben noch nichts weiter gethan, als den Rosenkranz hergeplappert und dergleichen, nur weil diese von Christus etwas wissen, und jene nicht. Unbedenklich stellten sie vielmehr die Ansicht auf, daß auch die Heiden selig werden könnten, wenn sie nur redlich gestrebt und tugendhaft gewesen seien. Hiemit aber war bereits ein außerordentlich großer Schritt gethan: denn das Christenthum wurde dadurch dem Gebiete des Glaubens entrückt und auf bloße Sittenlehre zurückgeführt. Und das ist allerdings die wesentliche Veränderung, welche der Humanismus in der Theologie hervorgebracht: die humanistische Theologie ist vorzugsweise Sittenlehre; Glaubenssätze, Kirchengebräuche, fromme Werke,

so fern sie eben nur der Kirche zu Gute kommen, sind ihr Nebensache. Das Hauptgewicht legt sie auf den Satz: Thue recht, liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, und denke vor Allem, daß es sich nicht um Aeußerlichkeiten handle, sondern um die innerste Gesinnung: auf diese kommt Alles an. Damit in Uebereinstimmung ist nun die Ansicht, die uns so häufig bei den Humanisten begegnet, daß die bedeutendsten Philosophen der Alten im Wesentlichen bereits vollkommen mit dem Christenthum übereingestimmt hätten.

Genau genommen war eigentlich schon durch diese Sätze mit der Kirchenlehre vollständig gebrochen. Aber da diejenigen Humanisten, welche sich besonders mit theologischen Gegenständen abgaben, ihre Lehren fortwährend als christliche verkündigten, theilweise sich wohl auch der Tragweite ihrer Ansichten nicht einmal bewußt gewesen sind, und auf der anderen Seite von hohen Gönnern geschützt wurden, — denn der Humanismus kam mehr und mehr in die Mode — so geschah es, daß sie länger und ungestörter ihre Ansichten verkünden konnten, als eine Menge anderer mit der Kirchenlehre im Widerspruch sich befindender Männer, die in der Hauptsache nicht einmal so weit gegangen waren, wie die Humanisten. Auch auf diesem Gebiete gebührt der erste Platz dem Erasmus, der durch seine theologischen Schriften eine unermeßliche Wirksamkeit gehabt hat. Denn seit dem Ende des 15. Jahrhunderts galt er nebst Reuchlin ohne alle Widerrede als der erste Schriftsteller in ganz Deutschland.

Erasmus, der seine Bildung vorzugsweise den Alten verdankte, verband mit der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit in fast allen Zweigen des Wissens einen äußerst klaren, scharfen Verstand, die feinste Beobachtung, den treffendsten Witz und die anziehendste Darstellungsgabe. Er war der geistreichste Schriftsteller seiner Zeit. Diese Eigenschaften befähigten ihn mehr, wie jeden Anderen, die Vorurtheile seiner Zeitgenossen mit Erfolg anzugreifen und sie für Ansichten empfänglich zu machen, die ihre Quelle in der Vernunft hatten. Denn die Richtung des Erasmus kann man kurz als eine rationalistische bezeichnen. Er nahm in sich fast alle früheren kirchenfeindlichen Meinungen auf, jedoch ohne die Einseitigkeiten und Ueberschwenglichkeiten, deren sich die ketzerischen Parteien nicht selten schuldig gemacht hatten: dazu war er zu nüchtern. So erkannte

auch er die Bibel als die vorzüglichste Quelle der christlichen Religion an, und wir haben gesehen, wie viel ihm das Bibelstudium verdankte. Er war aber weit entfernt, auf Alles, was in der Bibel stand, unbedingt zu schwören und sich ihren Aussprüchen blindlings zu unterwerfen. Vielmehr stellte er sie auf gleiche Stufe mit den griechischen und lateinischen alten Schriftstellern, und verlangte, daß man sie ebenso prüfend lese, wie jene. Ja, er findet im alten Testament eine Menge Stellen, die an die heidnische Mythologie erinnern. Das hohe Lied Salomons hielt er einfach für ein Liebeslied. Das Wesen des Christenthums besteht ihm in der Befolgung der Lehre Christi, und diese ist die Liebe. Alles Andere ist ihm gleichgültig. Es begreift sich daher, wie gänzlich unzulässig ihm die Menge von Kirchengebräuchen, Fasten, Kasteiungen, Verehrung von Bildern, Reliquien und dergleichen erschienen sind. Das Heiligenwesen des Katholicismus vergleicht er mit der heidnischen Mythologie, und selbst in der Verehrung der Maria findet er nur einen Götzencultus, der auf den der Venus gefolgt sei, wie er denn die Begattung des heiligen Geistes mit der Maria auf gleiche Stufe mit den Begattungsscenen der griechischen Götter setzt. Das Fegfeuer findet er nur im Menschen, nämlich in seinem Gewissen. Beim Abendmahl zweifelt er an der Brodverwandlung und an der leiblichen Gegenwart Christi. Ja, Christus selbst ist ihm nicht Gott, so wenig wie der heilige Geist und er sucht diese Ansicht aus der Bibel zu beweisen: er bezweifelt die Lehre von der Dreieinigkeit. Sogar den socialistischen Meinungen der Begharden nähert er sich, indem er als Grundsatz aufstellt, daß eigentlich unter Christen Alles gemein sein soll.

Erasmus sprach diese Ansichten schon in seinen frühesten Schriften aus, aber er verstand die Kunst, sie in einer ganz unverfänglichen Weise vorzubringen, und während er sie auf der einen Seite durch gelehrte Zeugnisse früherer Schriftsteller, namentlich der Kirchenväter, zu erweisen suchte, sie zugleich als sich von selbst verstehend darzustellen. Sodann wußte sich Erasmus die Bekanntschaft vieler hochgestellter Männer, weltlicher und geistlicher Fürsten zu verschaffen und sich ihres Schutzes zu versichern. Und gelegentlich versäumte er auch nicht, der Kirche den Diener zu machen. Auch würde er für den Fall, daß er etwa wegen irgend einer

ketzerischen Ansicht von der Kirche belangt worden wäre, keinen Anstand genommen haben, zu widerrufen. Denn eine starke muthige Natur war Erasmus keineswegs. Aber gerade die leichte, spielende, ja scheinbar naive Art und Weise, seine Gedanken einzukleiden, verschaffte dem Erasmus einen außerordentlich großen Leserkreis und seinen Ansichten die weiteste Verbreitung.

So kann man wohl sagen, war am Anfange des 16. Jahrhunderts die religiöse Richtung des Erasmus so ziemlich die allgemeine der deutschen Humanisten. Manche gingen allerdings nicht so weit, indem sie von den kirchlichen Ueberlieferungen noch mehr hielten, wie er, aber dagegen gingen Andere noch weiter. Nicht wenige waren durch das Studium der alten Philosophen so weit gekommen, daß ihnen das Christenthum gleichgültig wurde, ja, daß sie es sogar bekämpften. Auch hierin waren die Italiener vorangegangen. Bei ihnen gehörte es sogar zum guten Ton, über das Christenthum geringschätzig zu denken. Und diese Richtung war selbst bis an den päpstlichen Hof gedrungen. Allerdings fehlte es auch nicht an Gelehrten, die sich Mühe gaben, die Philosophie der Alten, besonders Platons, und das Christenthum mit einander zu vereinigen. Aber die Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele und an dem Dasein Gottes, zwei Grundlehren des Christenthums, waren doch ziemlich allgemein. Und auch nach Deutschland waren jene Lehren gedrungen.*) Man war auf dem Wege, sich von jeder Ueberlieferung, von jedem Glaubenszwange los zu machen. Was Wunder, wenn man bereits anfing, an dem geschichtlichen Christus zu zweifeln,**) oder das Christenthum selber anzugreifen?***)

*) Vergl. mein Werk über das Reformationszeitalter I. S. 322. Sodann Bohuslai Hassistenii appendix epistolarum. 1577. S. 36. folg.

**) Mein Werk über das Reformationszeitalter. I. S. 326. 327.

***) Daselbst III. S. 106.

5. Volksdichtung und bildende Kunst.

Mit den außerordentlichen Leistungen der Deutschen auf dem wissenschaftlichen Gebiete hielt die volksthümliche Dichtung nicht gleichen Schritt. Die ersten Geister der Nation hatten sich auf den Humanismus geworfen, wandten Zeit und Kräfte auf das Studium der alten Sprachen, schrieben und dichteten in denselben: da blieb keine Zeit mehr für die Muttersprache. Die volksthümliche Dichtung blieb daher, was Form und Schwung der Gedanken anbetrifft, hinter den sonstigen Fortschritten der Nation zurück, die Richtung aber blieb dieselbe, wie im 14. Jahrhundert, ja sie prägte sich immer entschiedener aus. Die Dichtung verläßt mehr und mehr die früheren Stoffe und den mit ihnen zusammenhängenden Idealismus, wendet sich vielmehr mit Lust und Behagen der Wirklichkeit zu, selbst in ihrer Plattheit und Gewöhnlichkeit, und findet in naturgetreuer Darstellung des alltäglichen Lebens ihre Befriedigung. So blieb der Schwank und die komische Erzählung eine Lieblingsdichtung der Zeit. Aber diese Richtung artete bald aus, indem die Naturnachahmung nicht selten in Rohheit überschlug, sowohl in Bezug auf den Inhalt, als auf den Ausdruck. Immerhin aber haben diese Dichtungen neben ihrer rauhen Außenseite eine tiefere Bedeutung. Es spiegelt sich in ihnen die allgemeine Richtung der Zeit ab, der Freiheitsdrang der niederen Stände, die allmählige Auflösung der bisherigen Ordnungen in Staat und Kirche: denn in diesen Dichtungen spielt Satyre und Spott eine große Rolle: diese ergießen sich auf alle Lebensverhältnisse, und insbesondere die Zustände der Kirche, Pfaffen und Mönche, sind meistens die Zielscheibe des Witzes. Man sieht: wie sich die Menschen von den bisherigen Banden zu befreien trachten.

Sehr bezeichnend für diese Richtung ist die Geschichte des deutschen Schauspiels. Das Schauspiel war ursprünglich mit der Kirche verbunden. Die Kirche pflegte nämlich an den drei Hauptfesten des

5*

Jahres, an Weihnachten, Ostern, Pfingsten, um die biblische Geschichte zu veranschaulichen, in den Gotteshäusern selbst oder in der Nähe derselben an einem freien Platze Schauspiele aufzuführen, wobei sie von den Bürgern des Ortes unterstützt wurde. Diese Schauspiele waren den Gegenständen, die sie darstellen sollten, entsprechend, durchaus ernsthafter Natur, sollten eben nur zur Erbauung dienen, verfolgten einen kirchlichen Zweck. Nachgerade aber verlangte die komische Richtung der Zeit, daß in diesen Schauspielen auch einige scherzhafte Scenen aufgenommen wurden. Veranlassung dazu bot der Teufel und seine Helfershelfer, die man bald als lustige Figuren auf die Bühne brachte. Indeß verlangten die Laien immer mehr solche lustige Zuthaten, so daß der kirchliche Zweck mehr und mehr in den Hintergrund trat. Besonders in den letzten Zeiten des Jahres wurden dergleichen lustige Stücke aufgeführt, und Laien und Pfaffen überließen sich oft der größten Ausgelassenheit. Die Kirche durfte man aber zuletzt doch nicht mehr zum Schauplatz solchen Uebermuths hergeben. Es wurden also die nöthigen Verbote von den Oberen erlassen. Jetzt trennte sich das Schauspiel von der Kirche, stellte sich als weltlich auf eigene Füße und die lustige Seite desselben waren die Fastnachtspiele, welche, wie schon der Name sagt, in der Zeit der Fasten aufgeführt wurden. In künstlerischer Hinsicht stehen diese Fastnachtspiele noch auf einer sehr niederen Stufe: von Handlung, von dem Schürzen eines Knotens und seiner Auflösung ist keine Rede. Natürlich: ihr ursprünglicher Zweck war ein sehr einfacher. An Fastnachten zogen junge Leute verkleidet in den Häusern umher und führten zur Belustigung der Bewohner lebende Bilder auf. Jeder sprach nun der Maske gemäß, die er vorstellte. Und die Fastnachtspiele sind ursprünglich nichts anders als die Zusammenstellung der Reden solcher Masken. Der Zusammenhang, in welchem die Reden dieser Masken standen, ist gewöhnlich ein sehr loser, und in der Regel bestand der Hauptwitz in Zoten und in derben Späßen. So wie sich aber die Fastnachtspiele über diesen niedrigen Kreis erheben, — und es gibt allerdings nicht wenige dieser Gattung — da treten sie sofort mit Geistlichkeit, Fürstenthum und Adel in Widerspruch, und geißeln die herrschenden Zustände auf das Derbste. In dieser Beziehung ist unter Anderem das Fastnachtspiel von der Päpstin Johanna

merkwürdig, welches ohngefähr in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts erschienen ist.

Unter den anderen satyrischen Erzeugnissen der Volksdichtung verschaffte sich die am Schlusse des Jahrhunderts herausgekommene neue Bearbeitung des Reineke Fuchs — ursprünglich in niedersächsischer Mundart, bald aber ins Hochdeutsche übersetzt, und unzählige Mal aufgelegt — einen großen Ruf. Es ist eine der vortrefflichsten Satyren auf die staatlichen und kirchlichen Zustände der Zeit.

Ein anderes ebenso sehr gelesenes und anerkanntes Volksbuch war das Narrenschiff von Sebastian Brandt, welches im Jahre 1494 erschienen ist. Dieses führt uns aber auf eine neue merkwürdige Erscheinung.

Wir haben oben angegeben, daß die ersten Geister der Nation sich auf die classischen Studien geworfen haben, weßhalb die Volksdichtung vernachlässigt ward, sich wenigstens keiner solchen Durchbildung rühmen konnte, wie die Wissenschaft. Es fehlte aber nicht an gelehrten Männern, welche die Unzweckmäßigkeit einer solchen Entwicklung einsahen, und darauf hinarbeiteten, das volksthümliche Schriftenthum mit der humanistischen Bildung in Einklang zu bringen, es zu verschmelzen. Schon die ersten Förderer der humanistischen Studien in Deutschland versuchten durch Uebersetzungen älterer und neuerer classischer Werke den Geschmack der Nation zu veredeln: noch Johann von Dalberg, der Kanzler der Hochschule in Heidelberg, legte ein großes Gewicht auf die Durchbildung der deutschen Prosa, und überhaupt war der größte Theil der deutschen Humanisten, wie wir bereits oben angeführt, von dem entschiedensten Nationalgefühle getragen. Eine Annäherung und gegenseitiges Sichdurchdringen von dem volksthümlichen und dem humanistischen Schriftenthum lag nun nahe, und wurde offenbar angestrebt, um so mehr, als im Wesentlichen die Richtung auf beiden Gebieten dieselbe war. Sebastian Brandt mit seinem Narrenschiff bildet nun in diesem Streben einen Wendepunkt. Er selber war Humanist, ein sehr gebildeter Mann, Professor der Rechte an der Universität Basel — später wurde er von seiner Vaterstadt Straßburg als rechtskundiger Rath dahin berufen — und dennoch verschmähte er es nicht, in seinem Gedichte den Volkston anzuschlagen, und ganz

in die Vorstellungen und Ausdrucksweisen der volksmäßigen Dichtung einzugehen. Dies Narrenschiff schildert die Gebrechen und Fehler der Zeit, die als Narrheiten dargestellt werden, vortrefflich und hat einen außerordentlichen Beifall gefunden. Der berühmte straßburger Prediger, Geiler von Kaisersberg, welchen wir bereits als Verkündiger einer freieren religiösen Ansicht erwähnt haben, hielt nun sogar Predigten über Brandts Narrenschiff, die, später gedruckt, ebenso berühmt geworden sind, wie das Gedicht selbst. Denn auch Geiler schlug in seinen Predigten den Volkston an, während er doch zugleich unter dieser Form dem Volke einen edleren und tieferen Inhalt beizubringen suchte. Hiemit war denn die Bahn gebrochen zu einer Vermittelung der volksmäßigen, humanistischen und religiösen Richtung in der Fortschrittspartei: eine Erscheinung von der unermeßlichsten Bedeutung. Denn alle Strebungen der Nation nach einer Verbesserung der allgemeinen Zustände schienen sich jetzt in einen großen Strom zu vereinigen. Unter den Männern, welche in dieser Richtung arbeiteten, zeichneten sich aber besonders drei Männer aus, Heinrich Bebel, Erasmus und Murner. Jene ersten beiden, indem sie volksthümliche Stoffe in humanistischer Weise verarbeiteten; dieser, indem er, wie Brandt, dem Gelehrtenstande, dem Humanismus angehörend, sich in der Weise des Volks versuchte. Bebels dahin einschlagende Werke sind der Triumph der Venus, die Facetien, eine Anekdotensammlung unmittelbar aus dem Munde des Volks zusammengetragen, und für die Sitten und Strebungen der damaligen Zeit eine unschätzbare Fundgrube, endlich die deutschen Sprüchwörter, in denen er einen Schatz von Lebensweisheit entdeckt und die er unbedenklich der Philosophie anderer Nationen, z. B. der Alten, an die Seite setzt. Erasmus hat jene Richtung mit dem größten Erfolg in seinem „Lobe der Narrheit" (1508) eingeschlagen. Murners hierher gehörige Werke sind die „Schelmenzunft", die „Gäuchmatt" und die „Narrenbeschwörung". Aber der wahrhaft dichterische Geist, in welchem sich jenes Streben einer Verschmelzung der beiden Richtungen am schönsten und erfolgreichsten kund that, war Hans Sachs, auf den wir später noch zurückkehren werden.

Die bildende Kunst verfolgte eine ähnliche Entwickelung, wie die Volksdichtung, und gerade um jene Zeit war auch sie auf ihrer

Höhe angelangt. Ursprünglich im Dienste und im Brode der Kirche hatte die Malerei sich nur mit kirchlichen Gegenständen abgegeben, und von früheren Zeiten gewisse Ueberlieferungen erhalten, in Bezug auf die künstlerischen Formen sowohl, wie auf die Auffassung der Gegenstände, an denen sie lange hinfort sklavisch festhielt. Indessen die Richtung zur Natur, welche sich im ganzen Volke und insbesondere auch in der Dichtung kund gab, konnte natürlich auch der Malerei nicht ferne bleiben, und so bemerken wir, besonders seit dem 14. Jahrhundert, bei unseren Künstlern ein ganz bedeutendes Streben nach dieser Seite hin. Doch lehnte sich die Malerei immerhin noch an die alten Ueberlieferungen an und versuchte nur im Einzelnen größere Naturwahrheit, größere Lebendigkeit und Beweglichkeit zu erstreben. Mit dem Anfange des 15. Jahrhunderts indeß erfolgte auch hier eine außerordentliche Bewegung, die fast einer Umwälzung gleich zu setzen ist, und die eben in dem vollkommenem Siege der Naturrichtung bestand. Diese Bewegung ging von den Niederlanden aus, und zwar von den Brüdern Hubert und Johann von Eyk, den Erfindern der Oelmalerei, die hier eine berühmte Schule gründeten und nicht nur in dieser ihre Richtung fortsetzten, sondern auch auf das ganze übrige Deutschland den nachhaltigsten und mächtigsten Einfluß äußerten.

Das Unterscheidende dieser Richtung bestand nun darin, daß sie statt sich an die überlieferten steifen statuenmäßigen Formen zu halten, die Natur zur Quelle ihrer künstlerischen Gedanken machte, und in der treuen gewissenhaften Nachahmung derselben die Aufgabe der Kunst suchte. Diese Richtung zur Natur führte nun aber die Niederländer zu folgenden Neuerungen: erstens sie brachten Handlung, Bewegung, Leben in ihre Darstellungen; zweitens sie verließen den bisher gewöhnlichen Goldgrund und führten die Landschaft in die kirchlichen Bilder ein; drittens, da sie bei ihren Naturstudien natürlich auf heimische Gegenden sowohl als Menschen angewiesen waren, so wurden diese auf ihren Bildern dargestellt, wenn auch die zu behandelnden Gegenstände dem christlichen Alterthum angehörten. Daher haben alle diese geschichtlichen Bilder ganz individuelle Züge, und Kleidung, Gewänder, Waffen, Kirchen, Häuser, Geräthschaften und dergleichen tragen das Gepräge von der Zeit und dem Lande des Künstlers. Man glaubte nur so ganz wahr zu sein.

Durch diese Richtung wurde nun in der Malerei ebenso die kirchliche Ueberlieferung durchbrochen, wie wir dies im Schauspiel gesehen haben, und es kamen in die christliche Kunst nachgerade ganz fremdartige Stoffe. Denn die einmal angeregte Naturrichtung begnügte sich begreiflich nicht mehr mit einer einfachen Ausführung der kirchlichen Gedanken und der den religiösen Ereignissen zu Grunde liegenden Beweggründe, sondern sie ergriff das Leben in seiner ganzen Mannichfaltigkeit und suchte dasselbe wo nur immer möglich darzustellen. Da nun aber die Kirche immer noch vorzugsweise die Bestellerin von künstlerischen Darstellungen war, so geschah es, daß die Künstler zunächst die kirchlichen Bilder zum Schauplatz ihres sonstigen lebensfrohen Strebens machten: mit andern Worten, es kamen in die kirchliche Kunst weltliche Stoffe. Es zeigte sich dies nicht blos in der gemüthlichen Ausführung mancher ursprünglich allerdings kirchlicher Scenen, wie z. B. der Maria und des Jesuskindes, sondern auch in der Aufnahme mancher heiterer Scenen, die gar nicht zum religiösen Gegenstande paßten. Es wirkte hier dieselbe lustige Seite der Zeit, die auch beim kirchlichen Schauspiel die Komödie nicht entbehren wollte.

Unverkennbar war diese neue Richtung ein Fortschritt; allein sie gerieth nun bald auf denselben Abweg, wie die Volksdichtung. Ueber dem ängstlichen Streben nach Naturwahrheit verlor sie die Schönheit aus dem Auge und war wohl treu im Einzelnen, oft bis zur Lächerlichkeit, konnte es aber doch nicht zu seelenvollen, in sich übereinstimmenden, innerlich wahren und doch zugleich schönen Gebilden bringen. So gefiel sich die Malerei unter Anderem in der Darstellung des Häßlichen, z. B. böser Kriegsknechte oder körperlicher Martern. Wahrhaft verzerrte Gesichter und Gestalten spielen daher eine große Rolle.

Unter den Niederländern zeichnete sich außer den beiden Eyk besonders Roger von der Weyden, Hans Memmling, Quintin Messys, Lukas von Leyden aus, von denen die letzten noch bis ins 16. Jahrhundert hineinreichten. Durch sie angeregt bildeten sich nun in Deutschland während des 15. Jahrhunderts eine Menge von namhaften Künstlern aus. Als die vorzüglichsten treten hervor Martin Schongauer (von 1420 — 1488) in Kolmar, Zeitbloom (1447 — 1490) in Ulm, Hans Holbein der Aeltere (1460 — 1523)

in Augsburg und Basel, Hans Burgkmaier (1472—1559) ebenfalls in Augsburg, Wohlgemuth (1440—1519) in Nürnberg. Durch diese Künstler entwickelte sich die von den Niederländern angegebene Richtung selbständig fort, und insbesondere vollzog sich durch sie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die allmählige Befreiung der Malerei von der ausschließlichen Herrschaft der Kirche. Sie bilden die weltliche Seite der Kunst weiter aus. Immerhin aber konnten auch sie sich nicht von der Einseitigkeit der Naturrichtung losmachen, die, weil sie mit Aengstlichkeit das Einzelne nachahmten, ihre freie Bewegung hinderte. Erst am Schlusse des Jahrhunderts wurde ein ganz gewaltiger Fortschritt gemacht, und zwar von drei Künstlern, die auf der Höhe ihrer Zeit, wie ihrer Kunst standen, von Albrecht Dürer, Lukas Kranach und Hans Holbein dem Jüngeren.

Offenbar hat auf diese der Humanismus und die durch ihn angeregte neue künstlerische Richtung in Italien einen großen Einfluß gehabt. Die italienische Kunst stand damals auf der Spitze ihrer Vollendung: es war ihr gelungen, das zu erreichen, was die wahre Kunst immer erstreben muß, Naturwahrheit mit Schönheit zu verbinden. Der Ruhm der italienischen Schule erfüllte damals die Welt und übte natürlich einen mächtigen Zauber auf die übrigen Völker aus, wie auch die neue wissenschaftliche Richtung von Italien ausgegangen war. Der erste der genannten Künstler hatte nun Gelegenheit, die neue geistige Richtung in unmittelbarster Nähe kennen zu lernen und sie in sich aufzunehmen. Albrecht Dürer (1471—1528) in Nürnberg geboren, wo er auch sein ganzes Leben blieb, war der genaueste Freund Willibald Pirkheimers, eines der namhaftesten Humanisten Deutschlands, der auf die geistige Entwicklung der Nation von einem großen nachhaltigen Einflusse war. Er hatte sich selbst in Italien herangebildet und stand mit den ersten Geistern daselbst in beständiger Berührung. Albrecht Dürer hat nun auch einige Jahre in Italien, besonders in Venedig, zugebracht, und die dortigen künstlerischen Bestrebungen auf sich wirken lassen. Nun war übrigens Albrecht Dürer ein zu selbständiger und zu kräftiger Geist, als daß man von ihm sagen könnte, daß er eine fremde Richtung nachgeahmt hätte. Vielmehr bildete er nur die eigene Natur aus, und diese war vollkommen deutsch. Aber auch

die deutschen Humanisten, wie wir gesehen, verläugneten das Nationalgefühl nicht, wie überhaupt unser Volk in jener Zeit von einem tiefen Selbstbewußtsein durchdrungen war. So gab denn Dürer nichts von seiner Eigenthümlichkeit auf, aber er fügte zu der angeborenen künstlerischen Kraft und zu dem tiefen Verständniß der Natur die Bildung, und brachte dadurch die deutsche Kunst zu der Höhe der Vollendung. Allerdings fehlt ihm der Schmelz und die Weichheit der italienischen Kunst, und auch seine Naturnachahmung ist nicht frei von mancher Unschönheit und Härte. Diese Mängel verschwinden aber vor der kernigen Natur, welche Dürern kennzeichnet, vor der Fülle von Geist, die sich in ihm ausspricht, und dann gehörten sie mit zum Wesen der damaligen Zeit, welche bei den gewaltigen Kämpfen, die sie durchzufechten hatte, und die ihr noch bevorstanden, keine Muße fand, Kraft und Schönheit in das rechte Gleichgewicht zu bringen. Bewundernswürdig ist die außerordentliche Vielseitigkeit Dürers. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Maler, sondern ein nicht minder bedeutender Kupferstecher, und endlich auch ein bahnbrechender Schriftsteller. Seine drei Werke, die er geschrieben, über Meßkunst, Festungsbaukunst und die menschlichen Verhältnisse*) sind das Bedeutendste, was bis dahin darüber erschienen war.

Der zweite Künstler, Lukas Kranach (1472 — 1555), ist nicht so bedeutend als Dürer, hat aber in gleicher Richtung mit ihm gearbeitet, und insbesondere die Befreiung der Kunst von der Kirche wesentlich gefördert. Dagegen ist der jüngere Holbein, (1498 — 1550) in Basel, auf gleiche Stufe mit Dürer zu setzen. Auch er hat die Einwirkungen des Humanismus — er war ein genauer Freund des Erasmus — erfahren, jedoch gleichfalls ohne seine Eigenthümlichkeit aufzugeben, welche die entschiedenste Kraft mit dem glücklichsten Formensinne zu verbinden wußte. Holbein ist besonders noch dadurch bedeutend, daß er als Künstler in die Strebungen der Zeit eingegriffen hat. Ich erinnere nur an seinen Todtentanz und an seine Bilder zu Erasmus Lob der Narrheit.

---

*) Das erste heißt: Unterweisung der Messung, mit dem Zirkel und Richtscheit, in Linien, Ebenen und ganzen Korporen. 1525. Das zweite: Etlich Unterricht zu Befestigung der Stadt, Schloß und Flecken. 1527. Das dritte: hierin sind begriffen vier Bücher von menschlicher Proportion. 1528.

Während nun die Malerei durch diese drei Männer und ihre Schüler an der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts einen außerordentlichen Aufschwung nahm, ging ein anderer Zweig der deutschen Kunst, die Baukunst, ihrem Verfalle entgegen. Mit der Geschichte der gothischen Baukunst in Deutschland hat es eine eigene Bewandtniß. Bekanntlich fällt die Blüthe derselben in die Zeit von der Mitte des 13. bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts. Das war gerade die Zeit der größten kirchlichen Bewegungen, und der streng kirchliche Sinn ist es wahrhaftig nicht gewesen, welcher die damaligen Deutschen auszeichnet, im Gegentheile, die kirchenfeindliche Richtung hatte fast die ganze Nation ergriffen. Wenn man nun bedenkt, daß gerade die bedeutendsten gothischen Bauten in den Reichsstädten aufgeführt wurden, wo anerkanntermaßen die entschiedenste kirchenfeindliche Gesinnung Platz gegriffen hatte, so muß man zu der Ueberzeugung kommen, daß sich in der gothischen Baukunst nicht der streng kirchliche Geist, sondern etwas Anderes ausgesprochen hat. In der That, es ist der freie kühne vorwärtsstrebende Geist des 14. Jahrhunderts, wie wir ihn früher geschildert haben. Es ist der deutsch-nationale Geist: es ist die freie mystische Richtung, die sich darin ausspricht, welche ebenso sehr ein tiefes religiöses Bewußtsein, wie deutsches Gefühl kennzeichnet. Diese freiheitliche Richtung hatte, wie wir gesehen, weder in Staat noch in Kirche zu großen Gestaltungen kommen können: das einzige, was sie erreichte, war die gothische Baukunst. Ich sehe daher in ihr nicht den Vertreter des Mittelalters, sondern den Vorboten einer neuen Zeit, als welchen sich auch die Mystik dargestellt hat.*) Wie nun aber auch die Mystik später von dem Humanismus abgelöst wurde von einer heitereren, anmuthigeren Richtung des Lebens, so löste sich allmählig auch das Verständniß der gothischen Baukunst auf. Die entschiedenen markigen Formen verschwinden allmählig, und machen anderen Platz. Dazu kam dann noch bereits am Ende des 15. Jahrhunderts die Einwirkung der Antike. So bildet sich nach

---

*) Ich will nur an die Menge von Satyren auf die Geistlichkeit erinnern, die gerade in den gothischen Domen von den Baukünstlern angebracht wurden, ferner daran, daß die Bauhütten Mittelpunkte der freieren religiösen Richtung gewesen sind, und daß die Freimaurer sich von den Bauhütten des Mittelalters herleiten.

und nach ein Uebergangsstyl aus, der nichts weniger als erfreulich ist.

Auf allen übrigen Gebieten der Kunst und des kunstverwandten Handwerks war das schönste Gedeihen. Bildhauer, Erzgießer, Holzschnitzer, Formenschneider, Glasmaler, Goldschmiede, Schreiner, Uhrenmacher — all diese Handwerke stiegen zu einer bis dahin nicht geahnten Höhe empor. Einer der großartigsten Mittelpunkte, wo Kunst und Handwerk sich berührten, und sich gegenseitig durchdrangen, war Nürnberg. Da war der Bildhauer Adam Krafft, der Bildschnitzer Veit Stoß, der Erzgießer Peter Vischer, der Kupferschmied Lindenast, der Uhrmacher Peter Hele, der Erfinder der Taschenuhren, der Glasmaler Veit Hirschvogel, der Schlosser Georg Heuß, die Büchsengießer Andreas Pegnitzer und Sebald Beheim, der Orgelmacher Burkhardt, der Posaunenmacher Hans Meuschel, der Buchdrucker Anton Koberger, der Brillenmacher Hans Ehrmann, um nur einige zu nennen — lauter Männer, die in ihrem Fache das Ausgezeichnetste zu leisten vermochten. Auch Augsburg war ein solcher Mittelpunkt für Künste und Handwerk, wo besonders die Fugger außerordentlich viel für Künste und Gewerbthätigkeit verwendeten. Besonders zeichnete sich Augsburg durch seine prächtigen Gärten aus: den fuggerischen Garten, wo die seltensten ausländischen Gewächse, Teiche, Bäder, Lusthäuser und eherne Bildsäulen der alten Götter in schönster Fülle mit einander abwechselten, zog Beatus Rhenanus sogar den Gärten des Königs von Frankreich vor.

So zog sich durch die ganze Nation eine Fülle von künstlerischer, wissenschaftlicher und schöpferischer Kraft, eine mächtige Bewegung hatte die Geister ergriffen, welche emporstrebten und das Höchste zu erreichen trachteten. Und die Nation war sich dieser Kraft bewußt. Mit Stolz blickten unsere damaligen Schriftsteller auf die großen Erfindungen der deutschen Nation, auf die Erfindung des Schießpulvers, des Bücherdrucks, der Kupferstecherkunst zurück: mit Befriedigung erwähnen sie die außerordentliche Regsamkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft: mit Selbstgefühl sprechen sie es aus, daß die

deutsche Nation keiner anderen nachstehe. Eine große tiefgreifende vaterländische Gesinnung bemächtigte sich unseres Volkes, und zwar ging sie fast durch alle Stände hindurch. Die Gelehrten, die Bürger, die Bauern, auch der Adel — sie alle haben das gleiche Gefühl von der Kraft, der Stärke und der geistigen Bedeutung der Nation. Wenn sie nun aber das, was diese sein konnte, mit dem verglichen, was sie in der That war, ein großer Körper ohne Beweglichkeit, im Innern gelähmt, weil zerrissen, gegen Außen kaum im Stande, sich vor den Angriffen der Nachbarn zu bewahren, so mußte die vaterländische Gesinnung, welche das Volk groß zu sehen wünschte, von dem tiefsten Schmerze ergriffen werden, aber bei der Kraft, die im Volke lebte, verband sich damit zugleich der Wunsch und das Streben, die Hindernisse von dem Aufschwunge der Nation, die vielen Mängel und Gebrechen in den öffentlichen Zuständen hinwegzuräumen. Mit Einem Worte: die Reformbestrebungen, wie wir sie im 14. und 15. Jahrhundert die Nation haben durchzittern sehen, erheben sich nochmals, aber nun in einer ungleich größeren Ausdehnung, mit einem viel mächtigeren Bedürfniß, und mit einer selbstbewußteren Kraft. Man will wie vordem die Wiederherstellung des Reichs, seiner Einheit, seiner Stärke, man will ein großes mächtiges Kaiserthum, dabei aber auch Wahrung der individuellen Freiheit und die Durchführung solcher staatlichen Einrichtungen, durch welche die niederen Stände ebenso wohl wie die ganze Nation als solche zu einer neuen, ihren Bedürfnissen entsprechenden schönen Entwicklung geführt würden. Dieses Streben, die Versuche es zu verwirklichen, bilden fortan den Inhalt unserer Geschichte. Dabei kamen nun freilich drei Zähler in Betracht, erstens die öffentliche Meinung, zweitens der Kaiser, drittens das Fürstenthum. Die öffentliche Meinung haben wir bereits kennen gelernt. Jetzt verbleibt uns, die Persönlichkeit des Kaisers und die einzelnen Fürstenthümer einer näheren Betrachtung zu unterwerfen. Beginnen wir mit den letzteren.

---

6. Die deutschen Fürstenthümer in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Ich knüpfe an die Stelle an, an welcher ich im vorigen Bande die Uebersicht der Fürstenthümer abgebrochen habe.

I. In Niedersachsen begegnet uns zunächst wieder 1) das Haus Braunschweig=Lüneburg, welches noch in eine Menge von Linien getheilt war. Da war a) die Grubenhagensche Linie, vertreten durch Albrecht (1472—1491) und dessen Sohn Philipp I. (1491—1551), später ein Anhänger der Reformation. Dieser Philipp hinterließ drei Söhne, welche alle nacheinander in der Regierung folgten, nämlich 1. Ernst, an dem Kriege gegen Heinrich von Braunschweig betheiligt, 1547 im Treffen bei Mühlberg gefangen, 1554 wieder auf freien Fuß gestellt, im Jahre 1567 gestorben; 2. Wolfgang, gestorben 1593. 3. Philipp II., welcher mit seinem im Jahre 1596 erfolgenden Tode die Grubenhagensche Linie beschloß. Die Besitzungen kamen an Braunschweig. b) Das mittlere Haus Braunschweig. Hier regierte Wilhelm II. von 1452—1495. In letzterem Jahre übergab er seine Lande an seine beiden Söhne 1. Heinrich den Aelteren und 2. Erich den Aelteren. Er selbst starb erst 1503. 2. Erich der Aeltere bekam zu seinem Antheile das Calenbergische, war in beständigem Streite mit seinen Städten, später in die hildesheimische Stiftsfehde verwickelt, starb 1540. Sein Sohn Erich der Jüngere, von 1540—1584, führte zuerst die Reformation in seinem Lande ein, nahm aber 1546 wieder die katholische Religion an und zwang auch das Land dazu. Er starb ohne Nachkommen. Seine Länder fielen an Wolfenbüttel. 1. Heinrich der Aeltere, der Quade oder der Böse genannt, von 1494 bis 1514, bekam zu seinem Antheil das Wolfenbüttelsche, gerieth mit Braunschweig in vielfache Händel, war überhaupt ein Feind des Bürgerthums. Nicht minder sein Sohn Heinrich der Jüngere, von 1514—1560, zugleich der größte Feind der Reformation. Er

wurde von Hessen und Sachsen aus dem Lande getrieben, 1545 von dem Landgrafen von Hessen gefangen, nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 befreit und in den Besitz seiner Lande wieder eingesetzt. In den letzten Jahren seiner Regierung befand er sich in beständigen Händeln mit seiner Stadt Braunschweig. c) Das mittlere Haus Lüneburg. Hier regierte von 1471 bis 1532 Heinrich der Mittlere. Er wurde 1520 wegen seines Antheils an der hildesheimer Stiftsfehde in die Acht erklärt und mußte aus dem Lande fliehen. Inzwischen übernahmen seine Söhne die Verwaltung. Diese waren 1. Otto; 2. Ernst; 3. Franz. Von diesen starb der Jüngste, Franz, 1549 ohne männliche Nachkommen. Otto erhielt zu seinem Antheil Harburg, starb 1549, seine Linie erlosch aber bereits 1642. Ernst setzte also nur allein das Geschlecht fort. Ernst, der Bekenner, sogenannt weil er die evangelische Religion einführte, geboren 1497, gestorben 1546, war Mitglied des schmalkaldischen Bundes. Er hinterließ drei Söhne: 1. Franz Otto, 1559 ohne Nachkommen gestorben; 2. Heinrich, gestorben 1598; 3. Wilhelm, gestorben 1592. Von diesen ist jener der Ahnherr des neuen Hauses Braunschweig, dieser des neuen Hauses Lüneburg.

2) Schleswig-Holstein war, wie wir gesehen, an den König Christian I. von Dänemark gekommen. Dieser, gestorben 1481, hinterließ zwei Söhne: 1. Johann, 2. Friedrich. Von diesen folgte ihm Johann auf den dänischen Thron, zugleich in Norwegen und Schweden, Friedrich dagegen in Schleswig-Holstein. Der Sohn Johanns I. (gestorben 1513), Christian II., welcher seinem Vater in Dänemark und Schweden folgte, wurde jedoch 1521 gestürzt und starb nach einem abenteuerlichen Leben 1559 im Gefängnisse. Auf den dänischen Thron wurde sodann Christians II. Oheim, Friedrich, bisher Herzog in Schleswig-Holstein, gehoben. Dieser Friedrich starb 1533 und hinterließ mehrere Söhne, von welchen jedoch nur zwei ihr Geschlecht fortsetzten, nämlich Christian III., welcher die königliche Linie fortpflanzte und 1559 gestorben ist, und Adolf, geboren 1525, der Stammvater des Hauses Holstein-Gottorp, gestorben 1586.

Was die geistlichen Besitzungen anbetrifft, so wurde am Anfange des 16. Jahrhunderts Christoph, Sohn des Herzogs Heinrich des Aelteren von Braunschweig, Erzbischof von Bremen und zugleich

Bischof von Verden. Er nahm später die evangelische Religion an und starb 1558. Ihm folgte sodann sein Bruder Georg. Das Bisthum Hildesheim gab zu den mannichfachsten Fehden Anlaß. 1504 wurde Johann von Sachsen = Lauenburg Bischof daselbst. Dieser gerieth in Händel mit dem Stiftsadel. Die Betheiligten wandten sich nun um Hülfe an die Herzoge von Braunschweig=Wolfenbüttel, während der Bischof sich mit dem Herzog Heinrich von Lüneburg verband. Es kam nun zu einem sehr verheerenden Kriege. Endlich legte sich der Kaiser dazwischen und entschied 1523 den Streit zum Nachtheil des Bischofs von Hildesheim und seiner Helfer, da derselbe sich mit Frankreich eingelassen hatte. Sie wurden in die Acht gethan und das Stift eines großen Theils seiner Besitzungen beraubt, die nun in die Hände von Braunschweig=Wolfenbüttel fielen. Das Bisthum Halberstadt besaß vom Jahre 1480 bis 1513 Ernst, Herzog von Sachsen, der zugleich Erzbischof von Magdeburg war. Ihm folgte Albert, Margraf von Brandenburg, und zwar in beiden Stiften. Es ist derselbe, der auch Erzbischof von Mainz wurde.

II. In Westphalen gingen wenig Veränderungen vor. Die Grafschaft Hoya kam an Braunschweig = Lüneburg. Die Bisthümer Münster, Minden und Osnabrück wurden später von einem und demselben Herrn verwaltet, von Franz II., Grafen von Waldeck, von 1529—1553. Paderborn von dem Erzbischof von Cöln.

III. Was die Niederlande anbetrifft, so haben wir gesehen, wie die verschiedenen Fürstenthümer daselbst nach und nach an das burgundische Haus kamen, und seit 1477 an Oesterreich, das heißt zunächst an Maximilians Sohn, Philipp den Schönen, und nach dessen Tode (1507) an seinen Sohn Karl, den späteren Kaiser. Nur Geldern machte sich vorderhand wieder unabhängig und verursachte sogar den Habsburgern große Mißhelligkeiten. Wir haben früher angegeben, auf welche Weise sich Karl der Kühne in den Besitz Gelderns gesetzt hat. Es lebte aber noch ein Enkel von jenem alten Herzog, welcher Karl dem Kühnen das Fürstenthum abgetreten, Karl von Egmont, welcher seine Ansprüche auf Geldern wieder erneuerte, sich 1494 desselben zu bemächtigen wußte, und es auch in dem 1499 abgeschlossenen Waffenstillstand behauptete. Indessen hörten die Händel zwischen ihm und den Habsburgern

nicht auf, die besonders von Frankreich immer wieder von Neuem geschürt wurden, bis endlich 1528 ein Friede geschlossen ward, zufolge dessen der Herzog von Geldern des Kaisers Lehenshoheit als Herzog von Brabant über Geldern anerkannte und den Heimfall Gelderns versprach, wenn er ohne Erben sterben sollte. Er starb 1538. Ihm folgte Wilhelm, Herzog von Kleve, der den Krieg gegen Karl in Verbindung mit Frankreich erneuerte, aber 1542 gezwungen ward, Geldern und Zütphen für immer an Habsburg abzutreten. Auf diese Weise sind also alle weltlichen Fürstenthümer in den Niederlanden zusammen an das Haus Habsburg gekommen.

IV. Am Niederrhein brachte Johann III. im Jahre 1511 Jülich, Kleve, Mark, Berg und Ravensburg zusammen und gründete somit ein sehr ansehnliches Fürstenthum. Dessen Sohn Wilhelm der Reiche erwarb auch noch Geldern (1538), vermochte es aber, wie wir eben gesehen, gegen Karl V. nicht zu behaupten, sondern mußte es an den Kaiser herausgeben, der ihm dagegen das Recht der weiblichen Erbfolge in seinen Landen bewilligte. Wilhelm starb 1575, und hinterließ nur einen blödsinnigen Sohn, Johann Wilhelm, der im Jahre 1609 ohne männliche Nachkommen gestorben ist. — Das Erzbisthum Köln besaß Hermann von Hessen bis 1508. Dann folgte Philipp von Hohenstein. Später Hermann Graf von Wied, der 1542 den Versuch machte, die Reformation in seinem Erzstifte einzuführen, aber 1547 abgesetzt wurde. An seine Stelle kam Adolf von Schaumburg.

V. Am Mittelrhein betrachten wir zunächst die Pfalzgrafen. Auf Friedrich den Siegreichen folgte dessen Neffe Philipp der Aufrichtige, 1476 — 1508, der Begünstiger der humanistischen Studien. Von 1505 — 1507 führte er den unglücklichen Krieg wegen der Erbschaft von Baiern-Landshut. Sein Sohn Rupert der Tugendreiche war nämlich vermählt mit der Tochter des Herzogs Georg des Reichen, und dieser vermachte seiner Tochter, seinem einzigen Kinde, im Widerspruch mit den baierischen Hausgesetzen, sein Gebiet, Baiern-Landshut. Der Herzog Albrecht von Baiern setzte sich natürlich dagegen, auch der Kaiser nahm die Partei des letzteren; da Philipp doch nicht nachgeben wollte, that der Kaiser den Pfalzgrafen in die Acht und bot das Reich gegen ihn auf. Es kam zu

einem verheerenden Kriege, in welchem die Pfalz furchtbar mitgenommen wurde. Zuletzt mußte Philipp nicht nur auf die landshutische Erbschaft verzichten, mit Ausnahme eines kleinen Gebiets, welches unter dem Namen der jungen Pfalz oder Pfalz Neuburg dem Sohne Ruperts zugesprochen ward, sondern er mußte auch noch eine beträchtliche Anzahl von Besitzungen in der Rheinpfalz und in der Oberpfalz abtreten. Dagegen erbte er (1499) die ausgestorbene Linie Mosbach. Philipp hatte drei Söhne, nämlich 1) Ludwig den Friedfertigen, welcher ihm in der Kur folgte, und 1544 gestorben ist. 2) Rupert den Tugendhaften, Gemahl der baierischen Prinzessin, der aber schon 1505 starb. 3) Friedrich II., genannt der Weise, ein Beiname, den er aber nicht verdient. Er folgte seinem ältesten Bruder in der Kur; 1544 bekannte er sich zur evangelischen Religion und machte den schmalkaldischen Krieg mit. Da er aber 1556 ohne Nachkommen starb, so folgte ihm der älteste Sohn seines zweiten Bruders, Ruperts des Tugendhaften, Otto Heinrich, welcher bisher die Pfalz Neuburg besessen hatte. Dieser Otto Heinrich war ein sehr eifriger Protestant, Mitglied des schmalkaldischen Bundes, büßte deßhalb 1548 die Pfalz Neuburg ein, bekam sie aber 1552 wieder zurück. Als Kurfürst war er ein besonderer Beschützer der Gelehrten. Von ihm rührt der prachtvolle Bau des Heidelberger Schlosses her, welcher seinen Namen trägt. Auch er starb jedoch 1559, ohne Kinder zu hinterlassen, und es folgte ihm dann in der Kur die simmernsche Linie, die einzige, welche von den vier durch die Söhne Kaiser Ruprechts gegründeten Linien übrig geblieben war. Stephan, der Stifter dieser simmernschen Linie (starb 1459), erwarb durch Heirath Veldenz und einen Theil der Grafschaft Sponheim. Er hinterließ zwei Söhne, Friedrich (starb 1480) und Ludwig den Schwarzen (starb 1489). Jener ist der Stammvater der jüngeren simmernschen Linie. Ihm folgte Johann I. (starb 1509), diesem Johann II. (starb 1557), diesem endlich Friedrich der Fromme, welcher nach Otto Heinrichs Tode die Kur erbte. Ludwig der Schwarze dagegen ist der Stammvater der älteren zweibrückenschen oder veldenzischen Linie. Er hatte einen Sohn, Alexander (starb 1514), welcher zwei Söhne hinterließ, Ludwig, den Stammvater der zweibrückenschen Linie, und Rupert, den Stammvater der lützelsteinischen oder veldenzischen. Er ist 1544 gestorben.

Unter den geistlichen Fürstenthümern erhob sich das Erzbisthum Mainz wiederum zu seiner früheren großen staatlichen Bedeutung, besonders unter dem Erzbischof Berthold, Grafen von Henneberg, welcher von 1484 bis 1505 regierte. Darauf folgten Jakob von Liebenstein (starb 1508), Uriel von Gemmingen (starb 1513); endlich Albrecht, Markgraf von Brandenburg, geboren 1490, seit 1513 bereits Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt. Er starb 1545. — Auf dem Stuhle von Trier saßen bis zum Jahre 1511, wie schon oben erwähnt, badische Prinzen. Dann folgte Richard von Greifenklau, ein Anhänger Frankreichs, Gegner der Habsburger, Feind Franzens von Sickingen starb 1531. Nach ihm kamen Johann III. von Metzenhausen (starb 1540), Johann IV. Ludwig von Hagen (starb 1547), Johann V. von Isenburg (starb 1556), Johann VI. von Leyen (starb 1567).

VI. Am Oberrhein waren außer den Habsburgern die Markgrafen von Baden das mächtigste Geschlecht. Christoph I. vereinigte seit 1488 alle badischen Lande, erwarb 1503 auch noch Hochberg-Sausenberg, und starb 1527. Er hinterließ zwei Söhne, welche zwei verschiedene Linien stifteten, nämlich Bernhard III., Stammvater der baden-badenschen Linie, und Ernst, Stammvater der baden-durlachischen Linie. Bernhard III., welcher die lutherische Religion in seinen Ländern einführte, starb 1536. Sein Sohn und Nachfolger Philibert, welcher sich in die französischen Religionskriege einmischte, verlor dort 1569 sein Leben. Ernst von Baden-Durlach starb 1553. Dessen Sohn Karl II. führte die lutherische Religion in seinen Ländern ein, und starb 1577.

VII. In Lothringen herrschten nach dem Sturze Karls des Kühnen von Burgund die Vaudemonts, erkannten die Oberhoheit des deutschen Reiches an, waren aber häufigen Angriffen der Franzosen ausgesetzt. Ebenso die Bisthümer Metz, Toul, Verdun, welche auch 1552 an Frankreich kamen. Die Grafschaft Burgund, ein beständiger Zankapfel zwischen Frankreich und Habsburg, blieb zwar bei letzterem, aber Karl V. belehnte damit seinen Sohn Philipp und somit kam dieses Gebiet an Spanien.

VIII. In Schwaben sind die Grafen, seit 1495 Herzoge, von Würtemberg bis zum Ende des Jahrhunderts das angesehenste und begütertste Fürstenhaus. Die beiden Brüder Ludwig der Aeltere

(starb 1450), und Ulrich der Vielgeliebte (starb 1480) theilten sich zwar in die Herrschaft. Aber schon 1496 kamen die Lande wieder zusammen. Der Sohn Ludwig des Aelteren nämlich, Eberhard im Bart, der als vortrefflicher Fürst gerühmt wird, Stifter der Universität Tübingen, Gönner Reuchlins, überhaupt Förderer der humanistischen Studien, starb im Jahre 1496 ohne Nachkommen. Es folgte ihm also der Sohn Ulrichs des Vielgeliebten, Eberhard der Jüngere. Von dieser Zeit an wird aber das Fürstenhaus von dem größten Unglücke verfolgt. Schon dieser Eberhard wurde von den Landständen der Regierung entsetzt, 1498. Er hatte zwei Söhne, Ulrich und Georg. Der Aeltere, Ulrich, wurde Herzog, brachte aber durch Willkürherrschaft sein Landvolk zur Empörung, 1514, wurde später, 1519, durch den schwäbischen Bund von Land und Leuten vertrieben, worauf Würtemberg an die Habsburger kam, wurde 1534 wieder eingesetzt und starb 1550. Sein Sohn Christoph IV., ein äußerst thätiger Fürst, starb 1568.

IX. In Baiern vereinigte Herzog Albrecht IV., ein staatskluger und kraftvoller, wenn auch gewaltthätiger Fürst, im Jahre 1505 alle baierischen Lande, mit Ausnahme Neuburgs, und setzte mit den Ständen 1507 das Recht der Erstgeburt fest. Er starb 1508. Nichts desto weniger geriethen doch seine beiden Söhne Wilhelm IV. und Ludwig wegen der Regierung mit einander in Streit, und um diesen beizulegen, verständigten sie sich dahin, daß sie bis zu Ludwigs Tod gemeinschaftlich regierten. Ludwig starb aber 1545 unvermählt. Wilhelm IV., welcher jetzt wieder allein regierte, starb 1550. Ihm folgte Albrecht V., vermählt mit einer österreichischen Prinzessin, dieser starb 1579. — Die baierischen Bisthümer wurden eine Zeitlang fast nur mit Personen aus fürstlichen Häusern besetzt. In Freisingen von 1504 — 1541 Philipp, Sohn des Pfalzgrafen Philipp am Rhein. Er wurde 1517 auch Bischof von Naumburg. Sodann dessen Bruder Heinrich, starb 1551. Er war zugleich Bischof von Worms. In Regensburg Rupert, Sohn des Pfalzgrafen Friedrich von Sponheim, starb 1507. Sodann Johann, Sohn des Pfalzgrafen Philipp am Rhein, starb 1538. In Passau seit 1514 Ernst, Herzog von Baiern, starb 1540.

X. In Franken sind es wiederum die Hohenzollern, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Der Markgraf Albrecht

Achilles, welcher alle hohenzollernschen Besitzungen in Franken, wie in den Marken, vereinigte, starb 1486. Er hinterließ mehrere Söhne. Den beiden jüngsten Friedrich und Sigmund vermachte er die fränkischen Besitzungen. Da aber Sigmund schon 1495 unvermählt starb, so vereinigte Friedrich alle fränkischen Lande. Er regierte bis 1515, wo er angeblich wegen Blödsinns von seinen Söhnen der Regierung enthoben wurde, und starb 1536. Seine drei Söhne waren Kasimir, Georg und Albrecht. Der letzte wurde 1511 Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, verwandelte 1525 das Hochmeisterthum in ein weltliches Herzogthum und starb 1568. Schon nach dem Tode seines Sohnes Albrecht Friedrich (starb 1618) fiel Preußen an die kurfürstliche Linie der Hohenzollern. Die beiden anderen Brüder theilten die fränkischen Besitzungen dergestalt, daß Kasimir (1515—1527) Kulmbach erhielt, Georg aber, mit dem Zunamen der Fromme (1515—1543), das Ansbachische. Die kulmbachische Linie starb aber schon mit dem Sohne Kasimirs, dem Markgrafen Albrecht Alcibiades, im Jahre 1557 aus, und die Besitzungen derselben fielen nun an die ansbachische Linie, an den Sohn Georgs, Georg Friedrich, welcher von 1543 bis 1603 regierte, aber ebenfalls ohne männliche Nachkommen starb, worauf alle fränkischen Länder wieder an die kurfürstliche Linie der Hohenzollern zurückfielen.

XI. In Hessen brachte Wilhelm II. schon 1500 alle Länder wieder zusammen. Er starb 1509. Nach seinem Tode gab es aber wegen der Vormundschaft seines Sohnes Philipp, der erst 1504 geboren war, große Unruhen. Im Jahre 1518 trat Philipp, mit dem Beinamen der Großmüthige, die Regierung an. Er starb 1567. Er war vermählt mit einer Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, seit 1523. Seine älteste Tochter Agnes war seit 1541 vermählt mit Moritz von Sachsen.

XII. In Thüringen und Meißen wurden seit 1484 durch Theilung zwischen den Brüdern Ernst und Albert die zwei Hauptlinien gegründet, welche von ihnen die Namen führen. Die ernestinische Linie besaß den Kurkreis und Thüringen, die albertinische Meißen und die übrigen Lande. Ernst, der Stammvater der ersteren, starb 1486. Ihm folgte sein Sohn Friedrich der Weise, einer von den Fürsten, welche die humanistischen Studien begünstigten,

Gründer der Universität Wittenberg, Beschützer Luthers, einer der achtbarsten Großen des deutschen Reiches. Er starb 1525 unvermählt. Ihm folgte in der Regierung sein Bruder Johann der Beständige, starb aber schon 1532. Darauf übernahm die Regierung sein Sohn Johann Friedrich, geboren 1503. Er verlor in dem Kriege gegen Karl V. 1548 die Kur sammt den darauf haftenden Landen, dem Kurkreis, und behielt blos Thüringen. Er starb 1554 und hinterließ zwei Söhne, von welchen der ältere Johann Friedrich (starb 1595) die ältere gothaische Linie gründete, der jüngere Johann Wilhelm (starb 1573) die weimarische. Albert der Beherzte, der Stammvater der albertinischen Linie, der sich als tapferer Heerführer in den Reichskriegen auszeichnete, starb 1500. Er hinterließ zwei Söhne, Georg und Heinrich. Georg der Reiche oder der Bärtige, der bekannte Gegner Luthers, starb 1539, ohne Kinder zu hinterlassen. Es folgte ihm also in der Regierung sein Bruder Heinrich, der Fromme, welcher die evangelische Religion in seinen Landen einführte. Er starb 1541. Sein Sohn ist der bekannte Moritz, welcher die Kurwürde erlangte, den Kaiser Karl erfolgreich bekriegte, und 1553 starb. Da er aber keine männlichen Nachkommen hinterließ, so folgte ihm sein Bruder August (starb 1586).

XIII. Was die Fürstenthümer aus dem anhaltischen Stamme betrifft, so ist über Lauenburg wenig zu sagen. Auf Johann IV. (starb 1490) folgte Magnus II. (starb 1543), dann Franz II., der mit seinen Kindern in Streit gerieth und 1581 starb. Die anhaltischen Besitzungen kamen unter Georg I. (starb 1474) von der älteren zerbster Linie wieder alle zusammen. Unter seinen Söhnen trennten sie sich aber wieder. Waldemar IV. (starb 1508) stiftete die köthensche Linie, die aber schon unter seinem Sohne Wolfgang (starb 1566) wieder erlosch. Ernst (starb 1516) stiftete die dessauische Linie. Sein Sohn Johann II., der die lutherische Religion einführte (starb 1551), setzte den Stamm fort. Der zweite Sohn Georg III. ist 1545 lutherischer Coadjutor in Magdeburg.

Das Erzbisthum Magdeburg besaß bis zum Jahre 1545 Albrecht, Markgraf von Brandenburg, zugleich Erzbischof von Mainz. Er wählte schon vorher zu seinem Gehülfen seinen Vetter

Johann Albrecht von Brandenburg. Dieser wurde 1545 von dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen verdrängt, aber nach der Schlacht von Mühlberg wieder eingesetzt. Er starb 1550. Nach ihm wurde Sigmund von Brandenburg Erzbischof, der die protestantische Religion einführte und 1566 starb. — Das Bisthum Ratzeburg wurde vielfach von den Herzogen von Lauenburg bedrängt, welche das Stift theils ihrer Hoheit unterwarfen, theils ihm Bischöfe aus dem eignen Hause aufdrängten. Das Stift schloß sich daher mehr an Mecklenburg an, aus welchem Hause meistens die Bischöfe genommen wurden.

XIV. In Mecklenburg vereinigte Heinrich der Fette 1471 alle Besitzungen. Er starb 1477. Magnus II., der ihm folgte, und 1503 gestorben ist, hinterließ drei Söhne, welche gemeinschaftlich regierten, aber dem ältesten, Heinrich dem Friedfertigen, die Leitung überließen. Doch dauerte die Eintracht nicht lange, indem einer der jüngeren Brüder, Albrecht, ein äußerst ehrgeiziger unruhiger Prinz, auf Theilung drang, der sich jedoch die Landstände mit Entschiedenheit widersetzten. Albrecht starb 1547, und Heinrich der Friedfertige 1552. Da dieser aber keine Kinder hinterließ, so folgten ihm die sechs Söhne Albrechts, von denen aber nur der älteste, Johann Albrecht, das Geschlecht fortpflanzte. — Das Bisthum Schwerin wurde meist mit Prinzen aus dem herzoglichen Hause besetzt. Magnus von Mecklenburg beförderte dort 1526 die Reformation, vermählte sich bereits als Bischof und starb 1550.

XV. In Pommern vereinigte Bogislaus X. alle Besitzungen. Er starb 1523. Er hatte zwei Söhne, von denen sich Barnim VI. um die Einführung der Reformation Verdienste erworben hat, aber ohne Erben 1573 gestorben ist. Der andere, Georg (starb 1531), setzte das Geschlecht fort. Dessen Sohn Philipp I., der in den schmalkaldischen Krieg verwickelt wurde, starb 1560. — Auf das Bisthum Kamin übten die Herzoge großen Einfluß. Die Reformation wurde bald daselbst eingeführt.

XVI. In Brandenburg folgte auf Albrecht Achilles (starb 1486) dessen Sohn Johann der Große, so genannt wegen seiner Körperlänge. Er starb 1499 und hinterließ zwei Söhne, Joachim und Albrecht, von welchen der letztere der Erzbischof von Mainz und Magdeburg war, der erstere aber die Kur übernahm. Joachim,

mit dem Beinamen Nestor, war ein Begünstiger des Humanismus, gründete die Universität Frankfurt an der Oder, war aber ein Gegner der Reformation. Er starb 1534. Dessen Sohn Joachim II. (starb 1571) führte die Reformation ein, nahm aber im schmalkaldischen Kriege keine Partei.

XVII. In Böhmen herrschte König Wladislaus, zugleich König von Ungarn. Er starb 1519. Dann folgte sein Sohn Ludwig II., in beiden Reichen, fand aber 1526 in der Schlacht bei Mohacz gegen die Türken seinen Tod. Da er keinen Sohn hinterlassen, so folgte ihm sein Schwager Ferdinand von Oesterreich, der Gemahl seiner Schwester Anna, vermöge Erbverträgen. Böhmen blieb seitdem bei dem Hause Habsburg. —

Was ist nun das Ergebniß dieser Uebersicht? Bei einigen Fürstenthümern, wie bei Braunschweig-Lüneburg, den Anhalten, der Pfalz, herrschte allerdings das Streben nach Zersplitterung, nach Auflösung in kleinere Theile vor, aber bei den meisten ist offenbar das Streben nach Verdichtung der Lande, nach Vereinigung größerer Gebiete vorwiegend: so in Pommern, Mecklenburg, Brandenburg, am Niederrhein, in Baden, Baiern, Hessen. Unter den früher so erfolgreich emporstrebenden Geschlechtern ging zwar Würtemberg zurück, dagegen traten in den meisten anderen ganz bedeutende fürstliche Persönlichkeiten hervor, welche wohl die nöthigen Eigenschaften besaßen, um ihren Bestrebungen Nachdruck zu verschaffen. So in Hessen, in Sachsen, in Baiern, in Baden, in Pommern, in Jülich und Berg. Dazu rechne man, daß die geistlichen Fürstenthümer um diese Zeit großentheils in die Hände der weltlichen Fürstenhäuser gekommen waren. Lauter Erscheinungen, geeignet, das Selbstgefühl des Fürstenthums zu steigern und es zu bestimmen, seine besonderen Plane mit desto größerem Eifer zu verfolgen, dagegen der Reichsgewalt so wenig wie möglich Einfluß auf die fürstliche Macht zuzugestehen.

---

7. Maximilian I. Neue Reichsreformversuche.

Wie waren nun die Verhältnisse des Kaiserhauses?

Das Haus Habsburg hatte sich seit einigen Jahrzehenden zu einer höchst bedeutenden Macht emporgeschwungen. Nicht nur war es ihm geglückt, alle früheren Besitzungen des Hauses wieder zu vereinigen, also Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Tyrol, die schwäbischen Lande, sondern ihnen auch durch die Vereinigung mit Burgund einen sehr ansehnlichen Zuwachs hinzuzufügen. Dazu kam noch die Anwartschaft auf die Königreiche Böhmen und Ungarn und auf die spanische Monarchie, indem sich Maximilians Sohn Philipp (1496) mit Johanna, der Erbin von Kastilien und Aragonien, vermählte. Das Haus Habsburg war am Ende des 15. Jahrhunderts das mächtigste deutsche Fürstenhaus. Es schloß mit seinen Besitzungen von der Nordsee anfangend den Rhein hinauf bis an die Schweiz und von da bis zur östlichen Gränze mit wenig Unterbrechungen das ganze halbe Deutschland ein. Dazu nun noch der schwäbische Bund, eine Macht im Innern des Reiches, über welche der Kaiser verfügen konnte. Seit Karl IV. hatte kein Kaiser eine solche Macht besessen. Die Versuchung lag sehr nahe, diese hervorragende Stellung zu benutzen, um in Deutschland eine größere Gewalt anzustreben, um so mehr, als einem solchen Versuche die öffentliche Meinung entgegengekommen wäre, ihn eifrigst unterstützt haben würde. Auch ist kein Zweifel, daß Maximilian solche Gedanken in seiner Seele trug. Es war eine von seinem Vater vollkommen verschiedene Persönlichkeit: rasch, feurig, lebhaft, von dem größten Unternehmungsgeist, tapfer, der erste Ritter seiner Zeit, in allen Leibesübungen geübt, die geistigen Strebungen der Nation mit Aufmerksamkeit verfolgend, dabei von frühester Jugend an durch eine reiche Schule des Lebens gegangen, daher erfahren, ein Kenner des Menschen, wie wenige. Diese Eigenschaften machten ihn zum Liebling des Volks: man sah in ihm das Ideal eines Kaisers

verwirklicht: man hoffte von ihm die Durchführung der großen Ideen, von welchen die öffentliche Meinung getragen war. Fast alle Schriftsteller der damaligen Zeit, die Humanisten voran, preisen ihn als den Retter des Vaterlandes, als die Zierde der Nation, und können die selbstsüchtigen Absichten und Bestrebungen der Fürsten nicht genug tadeln.

Gleichwohl hat Maximilian die großen Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht erfüllt. Die Hindernisse, die sich den Wünschen der öffentlichen Meinung und seinen eigenen Planen entgegenthürmten, waren zu groß, als daß er sie zu besiegen vermochte.

Maximilian besaß zwar eine bedeutende Hausmacht. Diese war jedoch von einem äußeren Feinde beständig in Schach gehalten. Wir haben gesehen, wie es über die burgundische Erbschaft zwischen ihm und Frankreich sofort zu Zerwürfnissen und zum Kriege gekommen. Der Krieg wurde zwar durch den Frieden zu Arras beendigt. Allein die Feindschaft, welche zwischen den beiden Mächten bestand, war zu sehr in der Natur der Dinge gegründet, als daß an einen dauerhaften Frieden hätte gedacht werden können. Vielmehr benutzte Frankreich jede Gelegenheit, um von Neuem mit Oesterreich anzubinden. Maximilian hatte sich mit der Erbin von Bretagne, Anna, verlobt. Bretagne war aber dem Könige Karl von Frankreich ein zu schätzbares Land, als daß er es einem fremden Fürsten gegönnt hätte. Er wollte es lieber selbst in Besitz nehmen, und zwang Anna (1491), ihm ihre Hand zu reichen. Die Beleidigung Maximilians war um so größer, als im Frieden von Arras ausgemacht worden war, daß Karl die Tochter Maximilians, Margaretha, heirathen sollte, die auch zur Erziehung nach Paris geschickt worden war. Karl sandte sie jetzt ihrem Vater zurück. Natürlich kam es sofort zum Kriege. Dieser wurde aber von Seite des Kaisers durchaus nicht mit der Kraft geführt, welche die Beleidigung erforderte. Denn er wurde von Deutschland nicht unterstützt. Die deutschen Fürsten nämlich hüteten sich wohl, dem Oberhaupte der Nation in seinen Streitigkeiten mit seinen Feinden beizuspringen, weil sie dadurch nur die Macht desselben vermehrt hätten, und Frankreich auf der andern Seite wußte die Eifersucht der deutschen Fürsten vortrefflich zu benutzen, um Maximilian in Schach zu halten. Es knüpfte seitdem namentlich mit den rheinischen Fürsten

Verbindungen an, welche auf die Entwickelung der deutschen Verhältnisse einen unheilvollen Einfluß äußerten. Und gerade dieser Umstand war eine der wesentlichsten Ursachen, warum der deutsche Kaiser nicht so entschieden mit seiner inneren Staatskunst voranschritt, als er wohl sonst gewünscht hätte. Der Streit mit Frankreich wurde zwar durch den Frieden zu Senlis (1493) wieder beigelegt und zwar nicht zum Nachtheile Maximilians, welcher die Grafschaften Burgund, Artois und Charolois zurückerhielt. Aber Karl VIII. verstand sich nur deßhalb zu diesen Zugeständnissen, weil er die Hand frei haben wollte bei dem vorhabenden Feldzuge nach Italien, wo, wären seine Plane geglückt, dem deutschen Reiche ein noch gefährlicherer Schlag versetzt worden wäre. Seitdem hörte die Feindschaft zwischen Habsburg und Frankreich nicht auf, und ebensowenig die Versuche des letzteren, zum Nachtheil des Kaisers Einfluß auf die inneren Verhältnisse Deutschlands zu üben.

Unter solchen Umständen erklärt sich die Entwicklung, welche nunmehr die inneren Zustände des deutschen Reiches nahmen.

Die Nothwendigkeit einer Reform, so oft und so vergebens versucht, war ein so dringendes Bedürfniß und wurde namentlich in den letzten Jahrzehenden so laut und so anhaltend begehrt, daß sich ihr die Gewalten nicht mehr entziehen konnten. Auch die Fürsten drangen darauf, wie wir denn gesehen haben, daß sie selbst unter der Regierung Friedrichs III. sie öfter denn einmal in Anregung gebracht hatten. Die Reform der Reichsverfassung, wie sie die Fürsten wünschten, war aber eine ganz andere, als wie sie der Kaiser beabsichtigte, und als wie sie die öffentliche Meinung verlangte. Die Fürsten wünschten eine solche Verfassung, in welcher die Reichsgewalt durch die Fürsten beschränkt oder vielmehr durch sie selbst ausgeübt worden wäre, während hingegen der Kaiser seine Macht eher erweitern als beschränken wollte. Das war der Kern des Unterschiedes zwischen beiden Gewalten, und der Kampf zwischen diesen beiden Richtungen zieht sich durch die vielen großen Reichstage hin, welche in dem letzten Jahrzehend des 15. und in dem ersten des folgenden Jahrhunderts gehalten worden sind und in denen schließlich die fürstliche Anschauung den Sieg davon trug.

Es ist nicht zu läugnen: eine Zeitlang machten sich selbst bei den Fürsten Gesichtspunkte geltend, welche auf die Herstellung einer

größeren Einheit des Reiches gerichtet waren. Die Seele dieser Bestrebungen war der Erzbischof Berthold von Mainz, ein geborener Graf von Henneberg, seit dem Jahre 1486 im Besitz des Kurfürstenthums. Dieser verfolgte den Gedanken, eine ständische Reichsverfassung zu Stande zu bringen, welche zwar den Kaiser beschränke, ja ihm die eigentliche Verwaltung im Wesentlichen ganz aus der Hand nähme — in derselben Weise, wie auch die Landstände, beziehungsweise ihre Ausschüsse in den einzelnen fürstlichen Gebieten nicht selten die Summe der Gewalt in ihre Hände gebracht hatten — aber doch zugleich den Gedanken der Einheit des Reiches entschiedener und kräftiger festhalte und handhabe, als es bisher der Fall gewesen. Zu diesem Ende brachte er drei Einrichtungen in Vorschlag, die auf das Innigste mit einander zusammenhingen, nämlich den Reichsrath, das Kammergericht und den gemeinen Pfennig. Der Reichsrath sollte aus 16 Personen bestehen, aus einem Vorsitzenden, den der König ernennt, aus den Abgeordneten von sechs Kurfürsten — der König von Böhmen wurde übergangen — und aus zehn von den übrigen Ländern. Derselbe sollte nun die eigentliche Reichsregierung führen. Das Kammergericht, aus ebenso viel Personen bestehend, auf dieselbe Weise zusammengesetzt, ebenfalls ganz unabhängig, sollte das höchste Reichsgericht sein und bei ihm unter andern auch die Entscheidung über Landfriedensbruch liegen. Endlich drittens der gemeine Pfennig war eine, regelmäßig zu entrichtende, Abgabe — 1 Gulden von 1000 — von allen Angehörigen des Reichs ohne Unterschied, ohne Rücksichtnahme auf die einzelnen Gebiete, zu denen sie gehörten: von dieser Reichssteuer sollte sowohl das Kammergericht, als auch das Reichsregiment bestritten werden, und sonstige Reichsausgaben. Die Verwendung dieser Reichssteuer sollte aber ebenfalls den Reichsständen, beziehungsweise dem Reichsrathe, überlassen sein. Man sieht: es war dies eine wohl auf dem Gedanken der Einheit ruhende, aber wesentlich republikanische Verfassung, nur daß eben die Träger dieser Verfassung nicht das Volk, sondern die Fürsten waren — die Städte waren zwar auch nicht vergessen, sie hatten aber nicht mehr als zwei Stimmen.

Auf dem Reichstage zu Worms (1495) rückte Berthold mit diesen Vorschlägen heraus, und erfreute sich wohl der Zustimmung der Stände. Allein Maximilian, welcher seine königlichen Vorrechte

dadurch auf das Aeußerste geschmälert sah, wollte die beiden ersten Punkte nicht eingehen. Da er aber von den Ständen Geld verlangte wegen des Kriegs gegen den König von Frankreich, der sich eben nach Italien geworfen, so entschloß er sich bezüglich des Kammergerichts nachzugeben, welches denn sofort in der von Berthold vorgeschlagenen Weise zum Reichsgesetz erhoben ward. Gegen den gemeinen Pfennig hatte natürlich der König selber nichts einzuwenden. Dafür ließen denn die Stände ihrerseits den Reichsrath fallen. Sonst ist dieser Reichstag auch dadurch merkwürdig, daß auf ihm der ewige Landfriede errichtet ward. Dieser Beschluß unterschied sich in so ferne von allen vorangegangenen, daß der Landfriede nicht mehr auf eine gewisse Anzahl Jahre, sondern für immer statt haben sollte.

Diese Beschlüsse standen nun wohl auf dem Papier, fanden aber großen Widerspruch im Leben. Besonders gegen den gemeinen Pfennig hatte man von allen Seiten Einwendungen zu machen, und er ging auch nur zu einem sehr geringen Theile ein. Auch mit dem Landfrieden wollte es nicht gehen und das Kammergericht konnte ebenfalls zu keiner rechten Lebensfähigkeit gelangen. Es wurden in den nächsten Jahren noch mehrere Reichstage gehalten, auf denen die wormser Beschlüsse erneuert wurden: außerdem verfaßte man eine Menge neuer Gesetze, Verordnungen und Vorschriften besonders über Polizeigegenstände, ohne daß diese jedoch sonderlich befolgt worden wären. Man sah: diese Umgestaltungsversuche wollten keinen rechten Fortgang nehmen. Zum Theil arbeitete ihnen wohl der Kaiser selbst entgegen, da ihm offenbar das Streben der Stände, seine Gewalt einzuschränken, ihm das Heft der Regierung aus der Hand zu nehmen, unangenehm war.

Uebrigens waren ihm die Stände doch noch überlegen und im Jahre 1500, auf dem Reichstage zu Augsburg, als der König wieder um Hülfe gegen den äußeren Feind nachsuchte, erklärten diese, ihm nur unter der Bedingung beispringen zu wollen, wenn er sich zur Annahme des Reichsrathes verstehe. Maximilian gab wirklich nach, und so trat der Reichsrath ganz nach dem Vorschlage Bertholds unter dem Namen eines Reichsregiments ins Leben. Hiermit war denn das ganze staatliche Gebäude des Kurfürsten von Mainz aufgerichtet.

Allein wie dem König nun doch die gewünschte Hülfe nicht wurde, wie das Reichsregiment fast in allen Dingen mit der Ansicht des Königs in Widerspruch gerieth, wie es in den auswärtigen Angelegenheiten eine ihm geradezu entgegengesetzte Staatskunst befolgte, da machte endlich Maximilian dem lange genährten Unwillen Luft. Er sah sich beschimpft, seine Ehre angetastet: er errichtete jetzt auf eigene Faust ein neues Kammergericht, auch ein Reichsregiment, und kümmerte sich nichts mehr um die vorhergehenden Beschlüsse. Jedoch die Kurfürsten, Berthold an der Spitze, leisteten entschiedenen Widerstand: sie hielten mehrere Versammlungen, um gegen das Verfahren des Königs Widerspruch einzulegen. Es kam zu völligem Bruche: schon dachte man daran, den König abzusetzen (1502).

Sollte nun aber Maximilian diesen Zeitpunkt nicht benutzen, um auf seine Weise eine gründliche Reichsreform vorzunehmen und damit zu beginnen, daß er das widerspenstige Fürstenthum überwältigte?

Ich finde, daß gerade um jene Zeit eine Reihe von Schriften erschienen ist, welche den Kaiser ziemlich unzweideutig dazu aufforderten. Es war die nationale, besonders von den Humanisten vertretene Partei, die in dem Kaiser den Wahrer der Einheit sowohl, wie einer großartigen auswärtigen Staatskunst, dagegen in allen Versuchen der Fürsten nur volksfeindliche, undeutsche, die Zerrissenheit des Reiches bezweckende Absichten erblickte.

Es lag aber am Tage, daß bei der damaligen Stellung des Fürstenthums, bei seinen vielfältigen Verbindungen mit Frankreich, von dem es augenblicklich unterstützt worden wäre, ohne eine Volksbewegung nichts erreicht werden konnte. An einer solchen fehlte es nun wirklich nicht. Gerade im Jahre 1502, zur Zeit, als der Bruch zwischen Maximilian und den Fürsten offenbar geworden war, sollte eine Bauernverschwörung ausbrechen. Der Mittelpunkt derselben war im Bisthum Speier, in Untergrumbach. Ein junger Bauer, Jost Fritz, war die Seele der Verschwörung. Der Zweck des Aufruhrs war Vertilgung des Adels, der Fürsten und der Pfaffen: man wollte sich die gleiche Freiheit erringen wie die Schweizer. Der Plan der Ausführung war in großem Maßstabe entworfen. Denn nicht auf das Bisthum Speier wollte man sich

beschränken: man wäre von da gegen die Markgrafschaft Baden vorgerückt, und dann immer weiter, bis ganz Deutschland dem Bundschuh unterworfen gewesen wäre. Darum wollten die Verschworenen an einem Orte nicht länger als 24 Stunden bleiben. Sie hofften eine allseitige Unterstützung von Bürgern und Bauern, da die Liebe zur Freiheit doch allgemein sei. In der That waren bereits mehr als 7000 Menschen in die Sache verwickelt.

Maximilian war aber nicht gesonnen, sich eines solchen Bundesgenossen zu bedienen. Seine ganze Richtung, seine bisherige staatliche Handlungsweise stand einem solchen Verfahren entgegen. Wir haben gesehen, wie er in früher Jugend sich mit der niederländischen Demokratie verfeindet hatte, welche Demüthigungen er von ihr erduldet, wie er sie später wieder zur Unterwerfung gezwungen hat. Die bäuerliche Bewegung der Käsebröder insbesondere konnte er nicht vergessen. Später, 1494, bewies er sich ebenfalls feindlich gegen die uralte bäuerliche Demokratie der Friesen, die ihre Unabhängigkeit bis auf die letzten Zeiten behauptet hatten. Um den Herzog Albrecht den Beherzten von Sachsen zu belohnen, der ihm gegen die Niederländer die wesentlichsten Dienste geleistet, ernannte er diesen zum erblichen Statthalter von Friesland unter Bedingungen, welche die Freiheit der Friesen bedeutend beschränkten. Auch waren diese nicht gesonnen, sich zu unterwerfen, und nur durch Klugheit und geschickte Benutzung der unter ihnen selbst eingerissenen Uneinigkeiten gelang es Albrecht Boden zu fassen. Wie er nun aber im Jahre 1499 seinen zweiten Sohn Heinrich zum Statthalter ernannte, welcher auf gewaltthätige und willkürliche Weise verfuhr, da erhoben sich die Friesen nochmals, um ihre ganze Freiheit wieder zu erringen. Heinrich wurde von ihnen belagert und wäre sicherlich verloren gewesen, wenn nicht sein Vater noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen. Albrecht begann nun den Vernichtungskrieg gegen die friesische Freiheit und 1500 war es ihm in der That gelungen, sie zu unterwerfen. Es geschah dies in demselben Jahre, in welchem die benachbarten Dithmarsen einen neuen Unterwerfungsversuch von Seite der Holsteiner auf die glorreichste Weise zurückschlugen.

Ebenso feindselig benahm sich Maximilian gegen die Schweizer. Er suchte jede Veranlassung hervor, um mit ihnen anzubinden.

Zuletzt kam es wegen einer Gränzstreitigkeit zwischen den Tyrolern und den Graubündtnern, welche letztere sich nun in die Eidgenossenschaft aufnehmen ließen, zu völligem Bruch und zu Krieg (1499). Maximilian hoffte bei dieser Gelegenheit die Sonderstellung der Schweizer brechen, und für die ehedem dem Hause Habsburg zugefügten Niederlagen Rache nehmen zu können. Aber dieser Schweizerkrieg, an welchem sich hauptsächlich der schwäbische Bund betheiligte, nahm einen für den Kaiser sehr unglücklichen Ausgang. Er erlitt Niederlagen über Niederlagen, und mußte sich zuletzt zu einem nachtheiligen Frieden verstehen. Die Schweiz stand seitdem mächtiger und siegreicher da, wie je, und erweiterte sich bald durch die Aufnahme von Basel und Schaffhausen in ihre Eidgenossenschaft. 1504 wurde sogar die Befreiung der Eidgenossen von den Reichsgerichten und den Reichssteuern ausgesprochen.

Daß dadurch der Haß Maximilians gegen diese Bauern sich noch mehr steigern mußte, begreift sich, und so hatte er gegen Alles einen Widerwillen, was mit der Schweiz in irgend einer Beziehung stand. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete er auch die eben erwähnte Bauernverschwörung. Er sah in ihr nur einen Zusammenhang mit der Schweiz, er glaubte, daß sie durch die Eidgenossenschaft gegen ihn und das Reich angestiftet sei,*) und weit entfernt, sich ihrer zu bedienen, bewies er vielmehr einen großen Eifer, um sie zu unterdrücken. Die Verschwörung, kurz vor ihrem Ausbruch entdeckt, wurde besonders auf Maximilians Betrieb auf das Härteste geahndet. Alle Schuldigen sollten mit dem Leben bestraft, ihre Güter eingezogen, ihre Kinder in die Verbannung gejagt, die Rädelsführer an Roßschweife gebunden und so auf die Richtstätte geschleppt werden.**)

Wenn nun aber der Kaiser zur Durchführung seiner Plane von einer bäuerlichen Bewegung absah, was boten sich ihm für

---

*) Vergleiche die merkwürdige Mittheilung Maximilians gegen die Reichsstädte vom 24. Juni 1502 in den Urkunden zur Geschichte des schwäbischen Bundes, herausgegeben von Klüpfel. (1846.) I. S. 469. 470. 471. Er glaubte übrigens, daß auch Frankreich bei diesem Bundschuh mit unter der Decke spiele.

**) Trithemius chronicon Hirsaugiense ad ann. 1502. Mone badisches Archiv. II. 168. 169.

fernere Mittel dar? Es scheint, daß er einen Augenblick daran gedacht habe, die Städte auf seine Seite zu ziehen. Allein diese hatten schon lange eine Richtung verfolgt, welche der habsburgischen Staatskunst nichts weniger als vortheilhaft war. Vor allen Dingen auf ihren Beutel bedacht, waren sie sehr ärgerlich über die beständigen Geldforderungen Maximilians und besonders darüber, daß sie bei den Reichssteuern verhältnißmäßig viel höher, als die andern Stände angesetzt worden seien. Es war daher ganz in ihrem Vortheil, daß der Kaiser beschränkt wurde, und so waren sie in die Ansichten des Kurfürsten Berthold von Mainz sehr gerne eingegangen, der die Wichtigkeit der Städte erkennend nichts versäumte, um sie für seine Plane zu gewinnen, und ihnen daher auch einen größeren Antheil an der Reichsregierung zugesichert hatte.

Auch der schwäbische Bund nahm dem Kaiser gegenüber nicht mehr die frühere Stellung ein. Er war selbständiger geworden, verfolgte eine eigene Staatskunst, die mitunter sogar der kaiserlichen in den Weg trat. Natürlich: eines der bedeutendsten Mitglieder war der Erzbischof von Mainz, und Albrecht von Baiern, der früher vom Bunde so lebhaft bekämpft worden war, war nun selber Mitglied desselben, ja sogar Feldhauptmann.

Nun war noch die Ritterschaft vorhanden, welche dem Kaiser treu anhing, und die er selbst sehr bevorzugte. Ja, es sind Spuren vorhanden, daß Maximilian wohl einmal den Gedanken gehegt, mit Hülfe der Ritterschaft eine Umgestaltung des Reichs durchzuführen.*) Immerhin aber wäre ihre Macht allein zu schwach für eine solche Aufgabe gewesen.

Aber das Fürstenthum selbst kam ihm jetzt zu Hülfe. Bei allen diesen Verfassungsplanen, die seit 1495 der Gegenstand so vieler Reichsverhandlungen gewesen, wurde im Grunde doch nur ein Theil der Fürsten, die Kurfürsten, bedacht: sie hatten verhältnißmäßig die meisten Stimmen, und außerdem war die Leitung des Ganzen in ihre Hände gekommen. Das mindermächtige Fürstenthum fühlte sich dadurch beeinträchtigt, glaubte seine Unabhängigkeit eigentlich nur zu Gunsten einiger anderen Fürsten opfern zu müssen, und setzte

*) Urkundliche Darstellung der Geschichte Wilhelms von Grumbach in Stumpf Denkwürdigkeiten der deutschen, besonders fränkischen Geschichte. I. 18.

sich daher je länger, um so entschiedener, diesen Versuchen entgegen. Von dieser Seite konnten also die Kurfürsten keine Unterstützung gewärtigen. Außerdem waren manche Fürsten durch persönliche Verhältnisse an das Kaiserhaus gebunden, wie das sächsisch=albertinische Haus durch Friesland, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Würtemberg und andere.

Und nun kam glücklicher Weise für den Kaiser der pfälzisch=baierische Krieg dazu. Max wurde in der Streitigkeit zwischen Pfalz und Baiern=München über die landshutische Erbschaft zum Schiedsrichter gewählt. Er entschied zu Gunsten des letzteren, und zwang, als die Pfalz nicht nachgeben wollte, diese in einem Kriege, in welchem sich wieder die Kräfte des Reichs um den Kaiser schaarten, zur Nachgiebigkeit. Einer der vorzüglichsten Feinde des Kaisers, der besonders mit Frankreich in genauen Beziehungen gestanden, war somit gedemüthigt.

Jetzt glaubte Maximilian sich wieder so mächtig, daß er nun die Reichsreform selber, und natürlich in seinem Sinne durchführen könne. Auf dem Reichstage zu Köln (1505) machte er darauf bezügliche Vorschläge. Er lehnte sich an die Einrichtungen Bertholds von Mainz an, allgemeinen Pfennig, Reichskammergericht, Reichsregiment; allein diese gestaltete er wesentlich um, so daß eben die Summe der Macht beim Kaiser und nicht bei den Ständen gewesen wäre. Bedeutsam ist, daß auch der Ritterschaft ein gewisser Antheil an der Reichsregierung eingeräumt worden wäre. Die Stände dachten jedoch nicht daran, auf diese Vorschläge einzugehen. Sie wiesen das Reichsregiment zurück, ebenso den gemeinen Pfennig, und nur das Kammergericht behielten sie in der früher schon gut geheißenen Einrichtung bei. Statt des gemeinen Pfennigs, den man nun ganz fallen ließ, kehrte man wieder auf die Matrikel zurück, d. h. die einzelnen Gebiete wurden als solche, je nach ihrer Macht veranschlagt: der Gedanke der Landeshoheit der einzelnen Fürstenthümer trat also wieder an die Stelle des Gedankens der Reichseinheit, welcher dem gemeinen Pfennig zu Grunde gelegen. Was das Reichsregiment anbetrifft, so verzichteten die Stände darauf, eine ähnliche Einrichtung wieder ins Leben zu rufen: sie erklärten, sie wollten den Kaiser in der Regierung nicht beschränken, er habe bisher wohl und weise regiert. Dies hieß jedoch nichts anderes, als die

frühere Unbestimmtheit zurückführen, wo der Kaiser nur dann auf Gehorsam der Fürsten rechnen konnte, wenn es ihnen beliebte.

Dies war der Ausgang der zehnjährigen Unterhandlungen über eine Reform der Reichsverfassung. Man sieht: das Ergebniß war im Grunde kein anderes, als daß man wieder zu dem Alten zurückkehrte. Die Stände, oder vielmehr die Kurfürsten, wollten zuerst eine größere Einheit, mit Zurücksetzung des Königs, mit Vorwiegen der ständischen Macht. Das ließ sich aber nicht durchführen, weil sich diesem Gedanken sowohl der König, als die kleineren Reichsstände, als auch die öffentliche Meinung widersetzten. Dann wollte der König eine Reform des Reichs mit Vorwiegen der königlichen Macht. Dem setzten sich die Stände entgegen. Endlich beschlossen die Stände, sowohl ihren Gedanken aufzugeben, als auch der König, den seinigen: man kehrte also zum Alten zurück. Das Reich blieb in seiner Zersplitterung, in seiner staatsrechtlichen Unbestimmtheit, und nur das Kammergericht ließ man als einzige Errungenschaft, aber im Sinne der Reichsstände, bestehen. Dabei blieb es denn, und alle folgenden Reichstage unter Maximilian veränderten nichts mehr in der Sachlage. Das einzige Bemerkenswerthe ist noch, daß zur besseren Handhabung des Landfriedens später die deutschen Länder in zehn Kreise eingetheilt wurden, ein Streben, wie wir uns erinnern, das seit mehr als einem Jahrhundert verfolgt worden war. Diese Kreise waren der österreichische, der baierische, der schwäbische, der fränkische, der oberrheinische, der niederrheinische (die 4 rheinischen Kurfürsten umfassend), der westphälische, der obersächsische, der niedersächsische, der burgundische. Böhmen wurde nicht dazu gezählt.

---

8. Staatliche Folgen von dem nochmaligen Scheitern der Reformbestrebungen. Auswärtige Verhältnisse. Innere Auflösung. Bäuerliche Umwälzungsversuche.

Noch einmal also wurden die Hoffnungen der Nation auf eine durchgreifende Aenderung der Reichsverfassung getäuscht. Was waren die Folgen davon?

Fürs Erste, daß das Reich gegen Außen wieder eine sehr schlechte Rolle spielte. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts war in die äußere Staatskunst der großen Mächte Europas eine außerordentliche Bewegung gekommen. Der Schauplatz derselben war Italien, wo sich zuerst Frankreich, sodann Spanien festzusetzen suchte. Karl VIII. von Frankreich unternahm 1494 den Eroberungszug gegen Neapel, welcher zwar mißglückte, aber 1499 setzte sich dessen Nachfolger Ludwig XII. in Mailand fest, und bald darauf theilte er sich mit Spanien in das Königreich Neapel. Seitdem übte Frankreich den entschiedensten Einfluß auf die italienischen Verhältnisse. Diese Thatsache war an sich schon eine Verkleinerung des deutschen Reiches: denn dieses besaß immerhin noch die Oberhoheit über Italien, und wenn nun doch einmal Fremde über dies Land herrschen sollten, so hatte Deutschland zweifelsohne das erste und älteste Recht darauf. Sie wurde aber für Deutschland um so bedenklicher, wenn man bedachte, daß es gerade Frankreich war, welches über Italien herrschte. Denn seit geraumer Zeit hatte diese Macht ihr Augenmerk auf Deutschland gerichtet, suchte, wie wir gesehen, durch Verbindungen mit deutschen Fürsten Einfluß auf die inneren Verhältnisse des Reiches zu gewinnen, und trachtete an der Westgränze ein Stück nach dem anderen davon loszureißen. Durch sein Uebergewicht in Italien wurde Frankreich noch mehr gestärkt und die Gefahr für Deutschland noch größer. Eine gesunde Staatskunst gebot daher der deutschen Nation, dieser Macht entschieden entgegen

zu treten und ihre Fortschritte in Italien zu hemmen. Dies war nicht nur ein Gebot der Nationalehre, sondern auch der Selbsterhaltung. Maximilian erkannte mit richtigem Blicke die Lage der Dinge: er sah in Frankreich den gefährlichsten Feind und glaubte Alles aufbieten zu müssen zu seiner Bekämpfung. Allerdings waren die Absichten Frankreichs vorzugsweise gegen die habsburgische Hausmacht, gegen die burgundischen Besitzungen, gerichtet, und es war also zunächst das eigene Haus, welches Max zu vertheidigen unternahm. Aber die Vortheile Deutschlands und Oesterreichs fielen hier zusammen, und die habsburgische Staatskunst war also zugleich eine nationale, indem sie gegen Frankreich in die Schranken trat.

Hier aber zeigte sich sogleich, von welch traurigen Erfolgen das Vorwiegen der fürstlichen Anschauungsweise begleitet war. Maximilian vermochte die Reichsstände zu keiner entschiedenen auswärtigen Staatskunst zu bestimmen. Sie machten ihre Unterstützung beständig von Zugeständnissen in den inneren Angelegenheiten abhängig, und wenn sie doch zuletzt Hülfe gewährten, so war diese so unbedeutend, daß mit ihr keine erklecklichen Erfolge erreicht werden konnten. Nun hätte zwar Maximilian seine eigenen Kräfte anstrengen können: auch versäumte er dieses nicht, aber diese Kräfte reichten nicht aus, um so weniger, als Max ein schlechter Haushalter war: er sah sich immer wieder in die Nothwendigkeit versetzt, das Reich herbeizuziehen. Aber das Reich spielte, wie gesagt, eine sehr erbärmliche Rolle. Und es war nicht immer die bessere Ueberzeugung, welche diese Haltung der Reichsfürsten in den auswärtigen Angelegenheiten bestimmte, sondern gar zu häufig französischer Einfluß. So entzog sich das Reich bisweilen jeder Hülfe. Oft freilich glaubte es doch etwas thun zu müssen. Es gab aber dann so wenig und so spät, daß die Betheiligung des deutschen Reichs an den europäischen Händeln ihm weit mehr zum Nachtheil und zum Spotte gereichte, als eine gänzliche Unthätigkeit. So mußte es Maximilian geschehen lassen, daß Frankreich im Besitze Mailands blieb, Spanien im Besitze Neapels und daß die Venetianer sich immer weiter in Oberitalien ausdehnten, ohne das deutsche Reich zu beachten. Die Mißachtung der Venetianer bestimmte endlich Maximilian (1508) sich mit Frankreich, Spanien, dem Papste gegen diesen Freistaat zu verbinden. Es kennzeichnet aber die

damalige Haltung des deutschen Reiches, daß es ihm trotz der Verbündeten nicht möglich war, über Venedig erkleckliche Vortheile zu erringen. Später löste sich die Verbindung gegen Venedig auf, und durch Papst Julius II. wurde eine andere gegen Frankreich in's Leben gerufen, welches aus Italien verdrängt werden sollte. Auch Maximilian trat diesem Bunde bei und suchte bei dieser Gelegenheit sich auch des Herzogthums Burgund zu bemächtigen. In der That gelang die Vertreibung der Franzosen aus Italien, nicht aber durch Maximilian, sondern durch die Schweizer: diese setzten auch den neuen Herzog ein, Maximilian Sforza, den Sohn des von den Franzosen gestürzten Ludwig Moro, und der Kaiser mußte denselben in seiner Würde bestätigen. Sein Versuch aber gegen das Herzogthum Burgund (1512) mißlang gänzlich. Auch in Italien trat bald wieder eine Wendung zu Gunsten der Franzosen ein. Der neue französische König, Franz I., unternahm 1515 nochmals einen Zug gegen Italien und es gelang ihm durch den Sieg über die Schweizer bei Marignano, sich wieder Mailands zu bemächtigen, und hierdurch den früheren Einfluß in Italien zu befestigen.

Die traurige Rolle, welche Deutschland in den europäischen Händeln spielte, wurde von den vaterländisch-gesinnten Männern um so tiefer gefühlt, als die meisten Kriege der Fremden mit deutschem Blute geführt wurden. Die deutschen Landsknechte gehörten zu dem gefürchtetsten Fußvolke der damaligen Zeit, und nur die Schweizer durften sich mit ihnen messen. Sie wurden daher von den kriegführenden Mächten angeworben, und unsere Söhne schlugen die Schlachten der fremden Könige. „Was könnte Deutschland sein, rufen unsere vaterländisch gesinnten Männer aus, wenn es die eigene Kraft benutzen, für sich selber ausbeuten wollte. Kein Staat der Welt könnte ihm Widerstand leisten!“ Denn die vaterländische Gesinnung der Deutschen erstreckte sich ganz besonders auch auf die auswärtige Staatskunst. Sie wünschte von Deutschland auch in der Beziehung zu den übrigen Staaten wieder die vorwiegende Stellung eingenommen zu sehen, wie sie dasselbe in den Zeiten der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser inne gehabt.

Daran war nun aber um so weniger zu denken, als die inneren Zwiespälte, Uneinigkeiten und Fehden wieder in erschrecklicher

Weise überhand nahmen. Der ewige Landfriede stand zwar auf dem Papier. Aber daß man ihm nachkam, daran fehlte viel. Nur der schwäbische Bund hielt innerhalb seines Kreises noch die Ordnung aufrecht, aber auch nur mit genauer Noth. Diese Anstalt, welche gleich nach ihrem Entstehen eine so große Kraft entfaltet hatte und eine so bedeutende Zukunft versprach, so daß man in ihr den Keim einer einheitlichen Verfassung für ganz Deutschland zu erblicken glaubte, erduldete natürlich auch die Einflüsse der oben angegebenen Entwicklungen. Der schwäbische Bund wurde von den Fürsten, die für ihre Selbstherrlichkeit fürchteten, mit mißgünstigen Blicken betrachtet und von ihnen offen und insgeheim bekämpft. Einer der gefährlichsten Gegner desselben war der Kurfürst von der Pfalz. Bei der Erneuerung desselben im Jahre 1512 traten mehrere Fürsten nicht mehr hinzu. Die bedeutendsten unter diesen waren der Herzog Ulrich von Würtemberg und der Markgraf von Baden. Ja, die feindselige Gesinnung derselben trat sofort in einer anderen Verbindung hervor, welche eben diese Fürsten mit dem anerkannten Gegner des schwäbischen Bundes, mit dem Kurfürsten von der Pfalz schlossen. Alle Versuche, diesen Gegenbund aufzulösen, scheiterten. Der Kaiser selbst, der von dem schwäbischen Bunde deßhalb angegangen wurde, ließ es an der nöthigen Thatkraft fehlen, wie er denn in seinen letzten Jahren mehr durch Unterhandlungen, als durch kräftiges Dreinschlagen auszurichten versuchte. Dies machte den Bund etwas ängstlich und minder zuversichtlich, wie sonst. So konnte es denn kommen, daß ein einfacher Edelmann, Franz von Sickingen, freilich einer der gefürchtetsten und angesehensten Ritter in Franken und am Rhein, ihm ungestraft Trotz bieten durfte. Allerdings noch andere Fürsten zitterten vor ihm, wie denn der Landgraf von Hessen (1518) von ihm zu einem demüthigen Vergleiche gezwungen ward. Und nicht nur der schwäbische Bund, sondern selbst das gesammte Reich wagte nichts gegen den kühnen Ritter, welcher dem ewigen Landfrieden Hohn sprach und für seine Privatstreitigkeiten keinen anderen Richter anerkannte, als das Schwert. Aber außer Sickingen kümmerten sich noch eine Menge anderer Ritter nichts um den Landfrieden, trieben vielmehr das frühere Handwerk der Wegelagerei, und machten die Wege unsicher. Einer der bekanntesten dieser Edelleute vom

alten Schlag ist Götz von Berlichingen. Alle Augenblicke sucht er Händel mit einer Stadt, um ihr ihre Waaren niederwerfen zu können, oder mit einem Bischof, um ihn zu brandschatzen. Wie klagen die Kaufleute über diese wilden Wegelagerer, und wie wenig wird im Ganzen gegen sie ausgerichtet! Trieben es doch die Fürsten nicht viel besser! Auch unter ihrem Geleite wurden Räubereien ausgeübt, und wenn sie selbst in Streitigkeiten verwickelt waren, so griffen sie auch lieber zum Schwerte, als daß sie Recht beim Kammergericht suchten.

Unter solchen Umständen, da eigentlich Alles auseinanderzufallen drohte, begreift es sich, wie die umwälzenden Gedanken in den unteren Schichten der Gesellschaft erneuerte Versuche wagen konnten, um sich geltend zu machen. Wir bemerken im zweiten Jahrzehend des 16. Jahrhunderts zunehmende Kühnheit in den Entwürfen und Bestrebungen des gemeinen Mannes.

Zunächst in den Städten. Hier setzten sich die bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts begonnenen Umwälzungsversuche mit gesteigertem Uebergewichte der demokratischen Parteien fort. So kommt es 1509 in Erfurt zu einer Empörung der Gemeinde gegen den Rath; 1511 desgleichen in Konstanz; 1512 in Speier; 1513 in Köln, Worms, Aachen, Deventer, Andernach, Halle, Lübeck, Regensburg, Schweinfurt und in einer Menge anderer.*) Hier siegt überall die Gemeinde, und nicht selten wird der Sieg derselben damit bezeichnet, daß die Rathsherren, gegen welche die Empörung sich gerichtet hat, hingerichtet werden.

In demselben Jahre 1513, welches so günstig für den Sieg der städtischen Demokratie war, versuchten auch die Bauern eine neue Erhebung. Diesmal war der Mittelpunkt das Dorf Lehen bei Freiburg im Breisgau. Die Seele der Verschwörung war aber wieder jener Jost Fritz, der schon im Jahre 1502 die Bauernverschwörung im Bisthum Speier angezettelt hatte, und dem es gelungen war, sich unerkannt im Lande herumzutreiben, und für seine Plane Anhänger zu gewinnen. Die Verschwörung erstreckte sich auf beide Ufer des Rheins von Basel an bis Bruchsal, und es waren sogar Edelleute und Pfarrer in dieselbe verwickelt. Die

*) Trithemius chronicon Hirsaugiense ad ann. 1513.

Ziele dieser Verschwörung waren hoch gesteckt. Gleich der erste Satz von den zwölf Bundesartikeln derselben lautete: keinen anderen Herrn anzuerkennen, als Kaiser und Papst. Vogeln, Fischen, Holz und Wald sollte frei und allgemein sein. Alle unbilligen Steuern und Zölle sollten abgethan werden. Um Schuld sollte Jeder nur vor dem eigenen Richter an dem Orte, wo er gesessen ist, zur Rede stehen. Nur so lange sollte man Zinse geben, bis diese dem Hauptgute gleich kommen. Die geistlichen Gerichte sollten nur in geistlichen, nicht aber in Schuldsachen richten. Kein Priester sollte mehr, als eine einzige Pfründe haben, die übrigen sollten ihm genommen und Anderen gegeben werden. Endlich sollte ein beständiger Friede in der ganzen Christenheit aufgerichtet werden: Alle, die sich dawider setzten, sollte man erschlagen; wer zu kriegen Lust hätte, dem sollte man Geld geben, und ihn an die Türken und Ungläubigen schicken. Höchst bedeutsam war, daß die Bauern zuletzt erklärten, wenn der Bundschuh aufgerichtet, der Haufe zusammengekommen sei, dem Kaiser Maximilian von ihrem Vorhaben Anzeige machen und ihn bitten zu wollen, an die Spitze zu treten. Erst wenn er es verweigere, wolle man zu den Schweizern rücken.

Mit dem letzten Gedanken überschritt, wie man sieht, diese Verschwörung den beschränkten bäuerlichen Gesichtskreis und lehnte sich an die allgemeinen Wünsche der öffentlichen Meinung an. Es ist merkwürdig, daß gerade um dieselbe Zeit von Seite der Humanisten ähnliche Gedanken ganz offen ausgesprochen wurden. Coccinius*) machte den Fürsten ganz ernstlich den Vorschlag, ihre gesammte Gewalt in die Hände des Kaisers niederzulegen. Sie thäten ja doch nichts, was dem Reiche fromme, unterstützten den Kaiser in nichts, es sei daher billig, daß sie alle ihre Rechte wieder an denselben herausgäben. „Früher, sagt er, als die Kaiser Zölle und sämmtliche königliche Gerechtsame noch beisammen hatten, waren sie mächtig genug, um die größten Heere auf die Beine zu bringen. Wenn später die Kaiser aus Nachlässigkeit und Sorglosigkeit manche ihrer Rechte an die Fürsten überlassen haben, wie Karl IV., so ist damit nicht gesagt, daß die Fürsten sich dieser ihrer Rechte ganz nach Belieben bedienen dürften. Thun sie es so, daß es dem Reiche

*) Coccinii de bellis Italicis ap. Froheri scriptores rerum Germanicarum. II. 288. 289.

zum Schaden gereicht, wie jetzt, so können diese Vorrechte von Rechts wegen ihnen wieder genommen werden. Ueberlasset also, ihr Fürsten, entweder dem Kaiser Maximilian alle Rechte des Reichs, oder sagt zu ihm: Alles, was wir haben, gehört dir. Bediene dich dessen, wie du willst. Auch erkennen wir dich und deine männlichen Nachkommen als Kaiser, als unsere geborenen und erblichen Herren an."

Das war deutlich genug gesprochen. Maximilian war aber damals weniger, wie je, in der Lage, dergleichen Gedanken verwirklichen zu können. Und der Hülfe des gemeinen Mannes wollte er jetzt so wenig, wie früher, sich bedienen. Zwar hat es den Anschein, als ob er einen Augenblick lang geschwankt habe. Wenigstens wurde das Gerücht verbreitet, als ob der Kaiser günstig für den Bundschuh gesinnt sei, und die Langsamkeit, mit welcher die kaiserliche Regierung in Ensisheim gegen die Bauern verfuhr, als ihre Verschwörung von Freiburg und Baden entdeckt worden war, war allerdings geeignet, um jenes Gerücht nicht ganz unwahrscheinlich zu finden. Doch bald änderte sich die Lage der Dinge. Die kaiserliche Regierung erklärte jenes Gerücht für falsch und forderte nun zur äußersten Strenge gegen die Verschwörer auf. Viele wurden mit dem Leben gestraft, Jost Fritz gelang es aber wiederum, zu entkommen.

Ein Jahr darauf, 1514, kam es im benachbarten Würtemberg zum Aufstand des „armen Konrad". Der Herzog Ulrich führte eine verschwenderische Regierung, machte ungeheuere Schulden, und um diese zu decken, legte er Steuern über Steuern auf das Land. Zuletzt führte er ein kleineres Gewicht und Maaß ein, während doch die alten Preise und die von jenen zu erhebenden Abgaben blieben. Da erhob sich der Bauer in ganz Würtemberg und griff zu den Waffen. Längst schon hatte er sich in eine Verbindung zusammengethan, der arme Konrad genannt, die Anfangs unschuldiger Natur gewesen zu sein scheint, durch den zunehmenden Druck jedoch von selbst eine staatliche Bedeutung gewann. Dieser Bauernaufruhr war um so gefährlicher, weil er nicht vereinzelt stand. Denn alle anderen Schichten der Gesellschaft, insbesondere aber die Bürgerschaft in den Städten, waren mit dem Herzog unzufrieden: sie alle verlangten ernstlich die Abstellung ihrer vielfachen Beschwerden.

Der Herzog entschloß sich endlich nachzugeben. Er versammelte (1515) seine Landschaft zu einem Landtag in Tübingen. Dort kam es zu dem bekannten tübinger Vertrag, welcher die Rechte der Landstände zu dem Herzoge sicher stellte, die meisten Mißbräuche abschaffte und Vorsorge gegen eine ähnliche Willkürherrschaft, wie die vorangegangene, traf. Dagegen übernahm die Landschaft die Bezahlung der Schulden des Herzogs. Mit diesem tübinger Vertrag waren aber die Bauern nichts weniger als zufrieden. Sie hatten verlangt, ebenfalls zu dem Landtag zugezogen zu werden, welchem Begehren jedoch nicht entsprochen wurde: sie stellten Forderungen, welche zum Theil gerade gegen die auf dem Landtage vertretenen Schichten der Gesellschaft, gegen die Ehrbarkeit in den Städten und gegen den Adel gerichtet waren, und die nun, wie sich von selbst versteht, abgewiesen wurden. Ja, es wurden von den Landständen Gesetze wider die Empörung des gemeinen Mannes verabfaßt, welche denselben in eine noch härtere Lage zurückstießen. Wenn man nun bedachte, daß der Bauer gerade wegen der erhöhten Steuern sich erhoben hatte, und daß diese Beschwerde durch die Uebernahme der Schulden des Herzogs von Seite der Landschaft nicht nur nicht abgestellt, sondern sogar noch verstärkt wurde, so begreift sich, daß die Bauerschaft sich nicht zufrieden gab, sondern immer noch unter den Waffen stehen blieb. Damals war aber der Bauer überall schwierig: im benachbarten Baden wirkten die Umtriebe der Bundschuher noch nach, in Franken kam es ebenfalls zu Unruhen: es war zu fürchten, daß eine allgemeine Empörung der Bauern daraus würde, welche, wenn sie sich mit den Unzufriedenen in den Städten in Verbindung setzte, noch gefährlicher werden mußte. Der Herzog von Würtemberg glaubte daher mit aller Strenge dagegen auftreten zu müssen: er wurde bereitwillig unterstützt von dem fränkischen Adel, der in dem armen Konrad den eigenen Gegner zu erblicken vermeinte, und so wurde diese bäuerliche Erhebung mit Waffengewalt unterdrückt, und nach der Weise der Zeit auf die grausamste Weise bestraft.

Es dauerte aber nicht lange, so galt eben dieser Herzog Ulrich von Würtemberg selber als ein Gönner des armen Konrad. Noch in demselben Jahre 1515 nämlich beging er einen Mord an einem fränkischen Edelmann Hans von Hutten, und brachte dadurch den

gesammten Adel gegen sich auf. Selbst sein eigener Adel ging nun damit um, ihn zu stürzen. Der an Hutten vollzogene Mord wurde vor das Gericht des Kaisers gebracht. Dieser war ohnedies übel auf den Herzog zu sprechen, weil er aus dem schwäbischen Bund getreten war, und sich an Pfalz und Frankreich anlehnte, zuletzt seine Frau, eine baierische Prinzessin und eine Nichte des Kaisers, durch üble Behandlung zur Flucht genöthigt hatte. Schon im Jahre 1516 sollte Ulrich in die Acht gethan werden, und nur durch die Verwendung des kaiserlichen Kanzlers, des Kardinals Mathäus Lang, gelang es dieselbe abzuwenden. Ulrich übte hierauf eben solche Rache an seinem Adel, wie ehedem an dem armen Konrad, lehnte sich aber jetzt, wie es scheint, mehr an den letzteren an, um im Falle der Noth vom Volke unterstützt zu werden. Wenigstens warf ihm Maximilian bei mehr als einer Gelegenheit vor, daß er mit dem armen Konrad gemeinsame Sache mache, und in des Kaisers eigenen Erblanden die Empörung des gemeinen Mannes vorbereite.*) Merkwürdig bleibt immerhin, daß Ulrich mit der republikanischen Schweiz in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand, eine Verbindung, die um so wichtiger war, weil er von dorther im Falle der Noth die besten Krieger erhalten konnte.

Wie tiefgewurzelt aber die Bestrebungen der Bauern waren, sah man daraus, daß trotz aller bisher mißlungenen Versuche immer wieder neue gemacht wurden. Im Breisgau spuckte immer noch Jost Fritz mit seinen Gesellen;**) in Ungarn kam es 1516 zu einem sehr gefährlichen Bauernaufstand, und 1517 nicht minder in der wendischen Mark.***) Da rotteten sich die Bauern in großer Anzahl zusammen, fielen über den Adel her, ermordeten ihn, und trugen die Köpfe der erschlagenen Edelleute auf Spießen umher. Lange dauerte der Unfug, bis endlich Maximilian 800 Landsknechte gegen sie schickte, welche die Empörung in blutiger Weise unterdrückten.

*) Urkunden zur Geschichte des schwäb. Bundes. II. 145. 146. 147.
**) Schreiber der Bundschuh zu Lehen. S. 39.
***) Franck deutsche Chronika. S. 267.

9. Kampf der Humanisten gegen die Scholastiker. Reuchlin und die Ketzermeister. Ulrich von Hutten.

Während nun diese Unruhen auf dem staatlichen Gebiete statt fanden, während es in den unteren Schichten der Gesellschaft kochte und gährte, kam es auf einem anderen Gebiete zu einer nicht minder bedeutenden Bewegung. Es entspann sich ein ernstlicher folgenreicher Kampf zwischen den Humanisten, den Vertretern der neuen freien wissenschaftlichen Richtung, und den Scholastikern, den Anhängern des Alten.

Diese, die Theologen des alten Schlags, die Mönche und die Ketzerrichter, hatten schon lange den Fortschritten des Humanismus mit Unwillen zugesehen, und suchten ihnen, wo sie konnten, entgegenzuarbeiten. Allein wenn es auch ihren kleinlichten Ränken hie und da gelang, den Humanisten Hindernisse in den Weg zu werfen, die Lehrthätigkeit des einen oder des andern auf einer Hochschule unmöglich zu machen — denn sie waren immerhin noch im Besitze der Gewalt — so machte die humanistische Richtung im Ganzen und Großen von Tag zu Tag größere Eroberungen. Ja, sie wurde nun immer kecker in ihren Angriffen auf das alte Lehrgebäude und auf die Vertreter desselben, die sie mit den Waffen des Witzes auf ebenso erfolgreiche Weise wie mit den Waffen der Gelehrsamkeit bestritt: jene wurden von Tag zu Tag lächerlicher und verächtlicher, während der Humanismus bereits als diejenige Richtung galt, welche allein zu wahrhafter Geistesbildung führen könne. Doch gaben sich die Scholastiker noch keineswegs geschlagen. Vielmehr benutzten sie die kirchliche Gewalt, die immer noch in ihren Händen lag, dazu, um auf den Humanismus einen großen Schlag zu führen. Sie versuchten, eines der Häupter der neuen wissenschaftlichen Richtung in einen Ketzerprozeß zu verwickeln, in der Hoffnung, wenn sie diesen Einen zu Boden geschmettert, auch die

Andern demüthigen zu können. Der Mann, den sie sich zum Gegenstand ihres Angriffs ausersehen, war Johann Reuchlin.

Ein ehemaliger Jude, Namens Pfefferkorn, welcher zum Christenthum übergetreten war, und sich des besondern Schutzes der kölner Dominikaner und Theologen erfreute, glaubte die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung besonders dadurch beweisen zu müssen, daß er seine ehemaligen Glaubensgenossen auf das Maßloseste verfolgte. Nachdem er mehrere Bücher gegen sie geschrieben, suchte er zuletzt beim Kaiser Maximilian einen Erlaß zu bewirken, zufolge dessen alle Bücher der Juden, weil sie gegen das Christenthum gerichtet seien, vertilgt werden sollten: nur das alte Testament sollte übrig bleiben. Maximilian ertheilte nun mehreren gelehrten Männern, unter diesen auch Johann Reuchlin, den Auftrag, ihr Gutachten über diesen Vorschlag abzugeben. Reuchlin gab es (1510), und natürlich nicht im Sinne Pfefferkorns. Darüber wurde dieser wüthend: er schrieb sofort eine bissige Schrift gegen Reuchlin, in welcher er ihm vorwarf, daß er nur deßhalb zu Gunsten der jüdischen Bücher sich ausgesprochen, weil er von den Juden bestochen worden sei. Reuchlin antwortete darauf in einer Schrift, dem Augenspiegel (1511), in welcher er Pfefferkorn und sein Gebahren in dieser Angelegenheit ziemlich derb und leidenschaftlich abfertigte. Jetzt aber legten sich die kölner Dominikaner, in deren Auftrag Pfefferkorn bisher gehandelt, in den Streit. Sie erklärten, daß in dem Augenspiegel Reuchlins mehrere ketzerische Sätze enthalten seien, und daß sie daher die Sache vor ihr Gericht ziehen wollten. Darüber erschrack denn doch Johann Reuchlin. Er hatte die neue Wissenschaft von jeher nur in rein gegenständlicher Weise behandelt, und nicht daran gedacht, Jemanden anzugreifen. Sein Ruhm war ihm auch nicht aus einer verneinenden, sondern aus einer positiven Thätigkeit erwachsen. Auch hatte er bisher nur allgemeine Anerkennung, nicht Angriffe erfahren. Um so mehr erschrack er, als das theologische Ungewitter sich gegen ihn zusammenzog. Ein Ketzerprozeß war keine Kleinigkeit. Einem aus seinen Schriften oder sonstigen Aeußerungen Ketzereien herauszuklauben, war damals ebenso leicht, wie heutzutage Hochverrath. Und wenn diejenigen, welche die Kirchengewalt in den Händen hatten, wie die Ketzerrichter, entschlossen waren, Einem wegen seiner Gesinnungen den Ketzerprozeß

an den Hals zu werfen, so war dem ebenso wenig zu entrinnen, wie heutzutage dem Hochverrathsprozeß. Die kölner Dominikaner hatten noch dazu einen Mann an ihrer Spitze, der mit allen Ketzerrichtern, was Unduldsamkeit, Hochmuth, Grausamkeit und Ränkesucht anbetrifft, wetteifern konnte. Das war Jakob von Hogstraten. Reuchlin also glaubte, zuerst gelinde Saiten aufziehen zu müssen: er schrieb einen sehr demüthigen Brief an die kölner Theologen, durch welchen er jene zufrieden zu stellen hoffte: in diesem Briefe sagte er ganz offen, daß er nichts anderes glaube, als was die Kirche vorschreibe, und daß er alles von vornherein widerrufe, was er etwa im Widerspruche mit der Kirche geschrieben haben möchte. Dieser Brief Reuchlins, der auf den Leser einen etwas peinlichen Eindruck macht, wenn man bedenkt, daß einer der größten Gelehrten seiner Zeit zu unwissenden und hochmüthigen Theologen sich so weit heruntergeben konnte, hatte jedoch nicht die gewünschte Wirkung. Die Kölner verlangten von ihm nicht nur den Widerruf des Augenspiegels, sondern daß er sogar eine neue Schrift gegen diesen selbst schreiben sollte. Das war denn doch zu viel. Jetzt ermannte sich Reuchlin und trat gegen die Kölner in einer anderen Sprache auf. Er nannte sie Verläumder und Lügner und behandelte sie nicht mehr als seine Richter, sondern als seine Feinde. Diese dagegen leiteten nun wirklich (1513) den Ketzerprozeß gegen ihn ein.

Den äußeren Verlauf dieses Prozesses zu verfolgen, würde zu weitläuftig sein. In Kürze nur so viel, daß die Sache zuletzt noch vor den Papst kam, daß dieser, selbst ein Freund der Humanisten, den Bischof von Speier mit der Untersuchung derselben beauftragte, daß dieser zu Gunsten Reuchlins sich aussprach, daß nun aber Hogstraten nochmals nach Rom Berufung einlegte, wo der Prozeß mehrere Jahre anhängig war, bis ihn der Papst niederschlug (1517), und daß schließlich Franz von Sickingen die Dominikaner zwang, Johann Reuchlin ganz in Ruhe zu lassen, und ihm alle Prozeßkosten zu erstatten, die sich über 100 Goldgulden beliefen.

Der äußere Prozeß war aber bei Weitem das Unwichtigere. Die Hauptsache war, daß sich um diesen Prozeß der Kampf des Humanismus mit der alten Schultheologie gleichsam kristallisirte. Denn alle Humanisten sahen sich in Johann Reuchlin angegriffen: sie sahen, daß es sich nicht sowohl um den einzelnen Mann, sondern

um die Richtung, welche er vertrat, handelte, und daß die Niederlage Reuchlins gleichbedeutend war mit einer Niederlage des Humanismus. Sie Alle, diese rüstigen Gelehrten, traten daher auf den Kampfplatz und stritten gegen die Verfinsterer und blinden Eiferer mit allen Waffen des Geistes. Sie boten ihren ganzen Einfluß auf, um Hohe wie Niedere gegen sie einzunehmen. Allen aber ging an Kühnheit, Muth und Schlagfertigkeit Ulrich von Hutten voran. Dieser, einem alten fränkischen Adelsgeschlechte entsprossen, 1488 geboren zu Stackelberg am Rhein, zeigte schon in frühester Jugend die Kühnheit und Selbständigkeit seines Wesens. Er war, als nachgeborener Sohn, zum geistlichen Stande bestimmt, entfloh aber, weil er keine Lust dazu hatte, aus der Klosterschule, in die er von seinem Vater gethan worden war, und wählte sich nun seinen eigenen Lebensgang. Er besuchte die Hochschulen, Erfurt, Köln, Frankfurt an der Oder, wo er sich mit der ganzen Gluth seiner Seele auf die neuen Wissenschaften warf, die Alten auf das Eifrigste studierte, und sich selbst als lateinischer Dichter hervorthat. Dann machte er Reisen durch Deutschland, theils um dieses kennen zu lernen, theils um die Liebe zu dem neuen Studium noch weiter zu verbreiten. Endlich besuchte er auch Italien, um dort seinem Vater zu Gefallen das römische Recht zu treiben: denn dieser erklärte, sich mit seinem Sohne nur unter der Bedingung aussöhnen zu wollen, daß er eine einträgliche Wissenschaft, das Recht, studiere. Hutten aber benutzte diesen seinen italienischen Aufenthalt nur zur Erweiterung seiner allgemeinen Bildung und seiner Lebenserfahrung. Das römische Recht lernte er allerdings kennen, aber nur um es zu verachten, gleich wie die gesammte Scholastik. Hutten war jedoch keine Natur, die sich mit eigener fortschreitender Erkenntniß begnügte: was er gelernt, was er innerlich durchgearbeitet, als Wahrheit erkannt hatte, sollte zugleich der Mitwelt zu Gute kommen. Seine wissenschaftliche Richtung war wesentlich eine werkthätige, ins Leben eingreifende. Nachdem er die Verwerflichkeit, Abgeschmacktheit und Thorheit des Scholasticismus erkannte, so wollte er ihn auch vernichten, seinen Einfluß auf die Mitwelt zerstören. Und keiner besaß auch so sehr alle Eigenschaften zu einem derartigen Beginnen. Hutten war wohl der beredteste, erfindungsreichste, einbildungskräftigste Schriftsteller seiner Zeit. Mit entschiedenster

Ueberlegenheit greift er den Gegenstand seiner Untersuchungen an, geht ihm ohne Umschweif zu Leibe, hebt dann die verschiedenen Gesichtspunkte, von denen er betrachtet werden kann, hervor, und dies Alles in so feuriger, hinreißender, überzeugender Sprache, wie keiner. Man sieht, wie dieser Schriftsteller bei Allem, was er schreibt, mit ganzer Seele ist: da macht kein Buch den Eindruck, als ob es ein Erzeugniß des klügelnden Verstandes wäre, als ob der Verfasser Rücksichten genommen hätte. Vielmehr, es ist der ganze Mensch, wie er leibt und lebt, der seine Seele auf das Papier gegossen: man merkt es ihm an, daß der Verfasser jeden Augenblick entschlossen wäre, für die Ideen, für die er eben mit der Feder gekämpft, auch in anderer Weise einzustehen. Es ist die Kühnheit, der rücksichtsloseste Muth, die höchste Liebe zur Freiheit, was allen seinen Arbeiten diese Anziehungskraft verleiht, womit sie edlere Gemüther zu entflammen vermögen. Dabei war er aber nicht minder des Witzes, der Ironie und der Satyre Meister, die er auf die schonungsloseste Weise zu handhaben verstand. Hutten war einer von den Männern, wie sie große umwälzende Zeiten nicht selten hervorzubringen pflegen, die alle Ideen der Mitwelt in sich wie in einem Brennpunkt vereinigen und nachdem sie dieselben in sich zu einem großen Ganzen verarbeitet, nun auch in die Wirklichkeit zu übersetzen streben. Zunächst nun war seine Thätigkeit auf den Sturz des Scholasticismus gerichtet. Er trat an die Spitze der Schaar, welche für Reuchlin kämpfte, und trug nicht wenig zu ihrem Siege bei.

Von bedeutendem Einflusse darauf sind ohnstreitig die Briefe der dunkeln Männer gewesen, welche im Anfange des Jahres 1516 erschienen sind, und von denen Hutten wenigstens als der Urheber, ja auch als der vorzüglichste Verfasser angenommen werden muß. Diese Briefe enthalten weitaus die beste Satyre, welche damals erschienen ist. Sie sind angeblich von Anhängern des Alten, von Dominikanern, Theologen, Feinden Reuchlins und der Humanisten geschrieben, die nun alle ihre Schwächen, Fehler und Schlechtigkeiten und zugleich ihre Furcht vor ihren Feinden, den Humanisten, auf die ergötzlichste Weise zur Schau stellen. Sie schreiben alle ein ganz furchtbares Küchenlatein, das allein schon hingereicht hätte, sie dem Gelächter der Mitwelt preiszugeben. Aber nicht minder

belachenswerth ist der Inhalt dieser Briefe: die Wichtigkeit, mit welcher sie gewisse ganz einfältige Gegenstände behandeln, die Leerheit ihrer scholastischen Untersuchungen, das Behagen, mit welchem sie von ihren unzüchtigen Streichen reden, und die Naivetät, mit welcher sie die Angriffe der Reuchlinisten auf sie selber erzählen, und wie wenig diese von ihnen und ihren Glaubenssätzen hielten. Die Briefe der dunkeln Männer hatten eine ganz außerordentliche Wirkung: noch niemals waren die Anhänger des Alten so sehr in ihrer Blöße hingestellt, so sehr mit Jauche übergossen worden. Und noch nie hatte ein Angriff auf sie ein so außerordentliches Gelächter hervorgerufen. Die Getroffenen wußten zwar in Rom ein Verbot dieser Briefe auszuwirken. Dies schadete aber so wenig etwas, daß sie nur noch mehr verbreitet wurden, und ein zweiter Theil (1517) davon erschien, der sogar noch ernsthafter war und noch tiefer ging. Dieser griff nun schon einzelne Kirchenlehren und den Papst selber an.

Ueberhaupt hatte sich nach und nach ein immer entschiedenerer Widerstand gegen Rom herausgebildet. Die deutsche vaterländische Gesinnung, von welcher die Humanisten erfüllt waren, mußte sie von selber zu dem Wunsche führen, die Abhängigkeit der deutschen Nation von Rom aufgehoben zu sehen. Diese Abhängigkeit erschien aber um so unerträglicher, je unverschämter die Päpste mit ihren Geldforderungen wurden, je weniger sie sich um den Inhalt der Konkordate kümmerten, je größere Summen sie von den neu ernannten Bischöfen und Erzbischöfen verlangten, je rücksichtsloser sie die deutschen Kirchenpfründen an ihre Günstlinge, an die sogenannten Kurtisanen, verliehen, und je größer der Unfug mit der Häufung der Kirchenstellen auf eine und dieselbe Person wurde. Selbst die Reichstage hatten von Zeit zu Zeit ihre Beschwerden gegen die zunehmenden Mißbräuche erhoben, doch ohne daß sie irgend eine Wirkung gehabt hätten. Im Jahre 1510, als Maximilian in Streit mit dem Papste Julius II. gerieth, dachte er ernstlich daran, diese Beschwerden hervorzusuchen und geltend zu machen. Damals gab er Jakob Wimpfeling den Auftrag, eine Schrift gegen die Anmaßungen der Päpste und für die Unabhängigkeit der deutschen Kirche zu schreiben. Er veranstaltete auch mit Ludwig von Frankreich die Kirchenversammlung zu Pisa, und

schließlich dachte er sogar daran, die päpstliche Krone sich selbst auf das Haupt zu setzen, was wohl nichts anderes bedeuten sollte, als die geistliche und die weltliche Macht in sich zu vereinigen. Die darauf folgenden Ereignisse vereitelten aber sowohl die Wirksamkeit der Kirchenversammlung zu Pisa, welche vielmehr bald aufgehoben wurde, als auch Maximilians Plan auf die päpstliche Krone. Nur Wimpfeling verfaßte die ihm aufgetragene Schrift gegen die Anmaßungen des päpstlichen Hofes (1515), welche, wie gemäßigt sie im Ganzen gehalten war, dennoch das klarste Zeugniß von der papstfeindlichen Gesinnung der deutschen Nation ablegte.

Nun aber nahm Ulrich von Hutten auch diese Frage in die Hand. Wenn irgend Einer mit dem Eifer zu den neuen Studien die glühendste Liebe zum Vaterlande vereinigte, so war es Ulrich von Hutten. Der Ruhm, die Größe, die Freiheit seines Volkes galt ihm über Alles: auch in dieser Beziehung gipfelt in ihm die öffentliche Meinung seiner Zeit. In Italien hatte er nun hinreichende Gelegenheit, das Wesen des Papstthums kennen zu lernen, die ungeheure Sittenlosigkeit, die Frivolität, mit welcher am päpstlichen Hofe selbst vom christlichen Glauben gesprochen wurde, die Schamlosigkeit, mit welcher man sich nicht scheute, zu erklären, daß man die Leichtgläubigkeit des Volks eben nur benutzen wolle, um sich den Beutel zu füllen. Früher schon ließ sich Hutten mit Entrüstung über diese Wahrnehmungen aus. Im Jahre 1517 aber entdeckte er zufälliger Weise eine Schrift Laurentius Vallas, eines italienischen Humanisten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, über die falsche Schenkung Konstantins (an die Päpste). Diese Schrift, die früher verboten war, gab er neu heraus und begleitete sie mit einer Vorrede, welche das Stärkste enthält, was seit langer Zeit gegen das Papstthum geschrieben worden war. Diese Vorrede war zwar eine Widmung an den nicht lange zuvor gewählten Papst Leo X., der bekanntlich ein großer Freund der Wissenschaften und Künste war, und Hutten gibt sich hierin das Ansehen, als halte er Leo für einen Papst, wie er sein solle, weßhalb er kein Bedenken trage, ihm die neue Ausgabe Vallas zu widmen; was er aber in der Vorrede gegen die früheren Päpste sagt, paßt bis auf das Kleinste auf das Papstthum unter Leo X. Denn alle die Mißbräuche, die er an jenen rügt, bestanden noch fort, und

wurden ebenso schamlos geübt, wie ehedem. Solche Päpste nun, die jene Mißbräuche übten, nennt er Diebe, Räuber und Tyrannen, gegen die man um so entschiedener auftreten müsse, als sie sich selber die Seligsten und Heiligsten nennen, „diese Wölfe in Schafskleidern, welche die christliche Heerde verschlangen, und die Seelen der Christen tödteten". —

Auf diese Weise befand sich die ganze Nation nach den verschiedensten Richtungen hin in der heftigsten Gährung. Eine große Umwälzung fast auf allen Gebieten hatte sich bereits unter den Geistern vollzogen, oder war begonnen. Es kam jetzt darauf an, die neuen Richtungen und Ideen in das Leben einzuführen. In diesem Augenblick trat ein Mann auf die öffentliche Bühne des Lebens, der auf dem kirchlichen Gebiete in gewaltigster großartigster Weise die Bahn dazu brach: Martin Luther.

---

10. Luthers Anfänge.

Martin Luther, 1483 zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld geboren, der Sohn eines Bauern, Augustinermönch, seit 1508 Professor der Theologie an der 1502 gestifteten Universität Wittenberg, gehörte seiner ganzen Geistesrichtung nach nicht zu den Humanisten. Diese, an der Hand der Alten herangebildet, durch sie von so manchen Vorurtheilen befreit, mit keckem Muthe, frischer Natürlichkeit das Leben betrachtend, nicht unzugänglich für die heitere und lustige Seite der Zeit, schritten so zu sagen im Lichte der Welt auf der öffentlichen Bühne des Lebens einher und wie sie sich, in beständigem lebhaften Verkehre mit einander, alle neuen Errungenschaften auf dem gesammten Gebiete des Wissens anzueignen wußten, so strebten sie in rühmlichem Wetteifer vorwärts in wissenschaftlicher Forschung, kampfgerüstet gegen ihre Feinde, die sie, wie wir gesehen, bis auf das Blut zu geißeln wußten, unbekümmert

um irgend eine Gränze, die ihnen Halt geboten hätte. Wir haben schon erwähnt, wie die Einen bereits bei der Läugnung der Gottheit Christi, Andere bei der Läugnung Gottes und der Unsterblichkeit der Seele angekommen waren. Wie sehr die Einen von der Nothwendigkeit einer Wiederherstellung der ächten christlichen Lehre durchdrungen sein mochten, so war doch bei den Andern die satyrische Richtung so überwiegend, daß sie sich mit den Angriffen auf die Abgeschmacktheiten der Kirchenlehre begnügten, und nicht daran dachten, eine tiefere religiöse Richtung zu verfolgen.

Luther dagegen stand auf einem ganz anderen Standpunkte: der Kern seiner Natur war ein tiefes religiöses Bewußtsein. Er hatte eine reiche innere Entwicklung durchgemacht: was er war, war er eigentlich nur durch sich selbst geworden, ohne äußere Einwirkungen: eine in sich abgeschlossene, in gewissem Sinne einseitige, aber von Kraft strotzende Natur, um so kräftiger, als sie nur durch einen ungeheuern inneren Kampf zur Klarheit, zu einer bestimmten Lebensanschauung durchgedrungen war. Luther faßte nämlich als Mönch in Erfurt die Lehren von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, von dem über unsere Sünden zürnenden Gott, den wir daher auf alle Weise zu versöhnen suchen müßten, nicht in der oberflächlichen Weise auf, wie die meisten seiner Standesgenossen, welche durch die vorgeschriebenen kirchlichen Büßungen genug gethan zu haben glaubten, sondern er nahm sie in dem ganzen Ernste, der hineingelegt werden konnte. Er war in der That von seiner Sündhaftigkeit auf das Tiefste überzeugt, und diese Ueberzeugung machte ihn um so unglücklicher, als er durch Zweifel gequält wurde, ob denn die von der Kirche vorgeschriebenen Büßungen, Fasten, Kasteien, Geißeln u. s. w. in der That hinreichend seien, um die Sünden abzuwaschen, Gott zu versöhnen und die ewige Seligkeit zu erlangen. Diese Zweifel quälten ihn unaufhörlich, rüttelten sein ganzes Innere auf und machten ihn zum trostlosesten Menschen. Dabei erfüllte er alle Regeln des Ordens auf das Gewissenhafteste: wie er selbst von sich erzählt: wäre irgend Einer durch Möncherei in den Himmel gekommen, so wäre er es gewiß gewesen; aber das Alles half ihm nichts. Endlich machte ihn ein alter Mönch, dem er seine Anfechtungen und Geistesqualen mittheilte, auf die Worte der Schrift aufmerksam: „Es gibt eine Vergebung der Sünden",

und auf die Lehre Augustins von der Rechtfertigung durch den Glauben. Das war es, was Luther brauchte. Nun wurde es auf einmal Licht in der Nacht seines Gemüthes: jetzt hatte er den Punkt gefunden, an dem er sich festhalten konnte, der ihn mit freudiger Zuversicht erfüllte. Die auf Augustinus gegründete Lehre Luthers, welche den Mittelpunkt seiner ganzen Theologie und seines reformatorischen Wirkens wurde, ist in Kurzem folgende. Der Mensch ist von Natur sündhaft und kann aus eigener Kraft die Gebote Gottes nicht erfüllen: er hat keinen freien Willen, sein Wille ist vielmehr nur zum Bösen geneigt; deßhalb reichen auch alle Werke, die er thut, nicht hin, um ihm die ewige Seligkeit zu erwerben. Aber Gott ist zugleich der Gott der Liebe. Um den Menschen doch der Seligkeit theilhaftig werden zu lassen, hat er seinen eingeborenen Sohn auf die Erde geschickt, daß dieser die Sünden der Welt auf sich nehme und für sie sterbe. Der Opfertod Christi ist das Zeugniß dafür, daß Gott uns ein Gott der Liebe ist, daß er uns sündhaften Menschen seine Gnade wieder zu Theil werden läßt, daß wir die ewige Seligkeit erwerben können. Wir sind daher durch Christus gerechtfertigt, aber nur dadurch, daß wir an ihn glauben. Durch den festen unerschütterlichen Glauben an Christus als den Erlöser erwerben wir uns die göttliche Gnade, und mit Hülfe der göttlichen Gnade werden wir wiedergeboren, können wir das Gute thun. So ist denn der Glaube unsere eigentliche Rechtfertigung, nicht aber unsere Werke.

Wenn man nun diese Lehre mit der theologischen Richtung der Humanisten vergleicht, so erscheint sie gewissermaßen als Rückschritt. Luther verkannte auch nicht im Geringsten den Unterschied, der zwischen seiner Lehre und der des Erasmus z. B. statt fand, war aber weit entfernt, die seinige als untergeordnet zu betrachten, vielmehr behauptete er von Erasmus, daß er eben noch nicht bis zum eigentlichen Wesen des Christenthums durchgedrungen sei. Uebrigens hatte er mit dem Humanismus manche Berührungspunkte. Fürs Erste, daß dieser den Scholasticismus bekämpfte, den auch Luther als den hauptsächlichsten Gegner seiner religiösen Ansicht betrachtete: denn eben der Scholasticismus hatte die Lehre von den äußerlichen Werken und der Verdienstlichkeit derselben bis auf die höchste Spitze ausgebildet. Fürs Zweite, daß durch den Humanismus ein genaueres

und gründlicheres Studium der Bibel ermöglicht wurde. Denn Luther stützte seine Lehre vorzugsweise auf die Bibel, besonders auf Paulus, und nahm sie, gleich wie alle reformatorischen Vorgänger, als das Wort Gottes, als die eigentliche Quelle der christlichen Religion an.

Auch mit den freieren theologischen Richtungen früherer Zeit verglichen, erscheint Luthers Glaubensbegriff nicht als Fortschritt. Zu verkennen ist indessen nicht, daß unter diesen, wie in Goch, Wessel und Wesel, manche Anklänge an die lutherische Rechtfertigungslehre sich finden. Doch kannte Luther zur Zeit, als er seine Ueberzeugung ausbildete, die Schriften dieser Männer nicht. Nur einige von den Mystikern waren ihm bekannt. Besonders die „deutsche Theologie" sprach ihn außerordentlich an, so daß er sie im Jahre 1516 neu herausgab und in der Vorrede mit dem größten Lobe überschüttete. Es fällt dies auf, wenn man bedenkt, daß die Grundrichtung dieses Buches eine pantheistische ist, und daß in ihm die Unfreiheit des menschlichen Willens keineswegs angenommen wird. Allein die religiöse Richtung dieses Büchleins, wie überhaupt die der Mystik, hatte doch viel Verwandtschaft mit der lutherischen Anschauungsweise, insoferne als die Mystik, um zum wahren Schauen Gottes zu gelangen, eine allseitige Entäußerlichung des Menschen, und zuletzt ein vollkommenes Aufgeben seiner selbst, seines Ich, seiner Besonderheit als Kreatur verlangte: nur alsdann sei er fähig, Gott in sich aufzunehmen, in Gemeinschaft mit ihm zu treten, sich durchgotten zu lassen. Denn im Grunde genommen bestand das Wesentliche der lutherischen Lehre, das, wodurch sie weltgeschichtliche Wirkungen hervorbrachte, doch darin, daß die wahre Frömmigkeit nicht in etwas Aeußerlichem, sondern in der Gesinnung, in der Erneuerung des ganzen inneren Menschen zu suchen sei. Und eben in diesem Punkte traf sie mit der Mystik zusammen. Es besteht allerdings zwischen dieser und der lutherischen Rechtfertigungslehre noch ein sehr wesentlicher Unterschied. Nach jener wirkt Gott seiner Natur gemäß von vornherein in dem Menschen: der Mensch ist selbst ein Theil des göttlichen Wesens, daher unmöglich blos zum Bösen geneigt: um zur Vollkommenheit zu gelangen, darf er nur die göttliche Kraft seines Wesens wirken lassen und ihr folgen. Nach Luther hingegen besteht zwischen

Gott und dem Menschen eine ungeheuere Kluft: es sind zwei ganz verschiedene Naturen, um mich so auszudrücken: der eine der Herr, der Gebieter, das vollkommenste Wesen, der andere ein nichtswürdiges Geschöpf, unfrei, nur zum Bösen und zum Schlechten geneigt. Diese ungeheuere Kluft wird aber ausgeglichen durch die göttliche Gnade. Dieser Gnade können wir alle theilhaftig werden durch den Glauben an Christus. Ein fester inniger Glaube an Christus wirkt aber so mächtig, daß wir durch ihn allerdings Gott in uns ziehen können und er in uns wirkt. Das Reich Gottes ist dann in unserem Herzen aufgeschlagen. So traf denn Luther in seiner Ansicht über die Wirkungen der göttlichen Gnade wiederum mit der Mystik zusammen. Beide gelangten zu einem und demselben Ergebniß, nur auf verschiedenen Wegen.

Ueberhaupt ist in Luther der mystische Grundstoff in keineswegs unbedeutender Weise vertreten. In seinen späteren Schriften kommen manche Aeußerungen vor, die sehr lebhaft an die früheren Mystiker erinnern, ja sogar an ihre pantheistische Anschauungsweise hinstreifen. In manchen wichtigen Augenblicken seines Lebens, wo er übermenschlicher Hülfe sehr bedürftig war, wendet er sich zu Gott im Gebet, in fast himmelstürmender Weise, und fordert von ihm Unterstützung, gleichsam als sei Gott sein Diener und er, Luther, der Gebieter. An Träumen und Gesichten, die ihn in unmittelbare Berührung mit Gott gebracht hätten, fehlte es ihm auch nicht. Dennoch, scheint es, befriedigte die Mystik allein sein religiöses Bedürfniß nicht. Er fühlte sich nur stark, ruhig und sicher in der Rechtfertigungslehre, in der Vorstellung eines persönlichen Gottes, dessen Liebe, Hülfe und Unterstützung er versichert sei durch den Glauben an den Erlöser. Dieser Glaube war aber in ihm so kräftig und erfüllte ihn mit einer so großen Zuversicht und einem solchen Todesmuth, daß er vor den größten Gefahren nicht zurückbebte, daß er mit einer fast übermenschlichen Kühnheit die Kämpfe mit den ersten Mächten der Welt bestand, geradeaus auf sein Ziel lossteuernd, links und rechts die gewaltigsten Schläge austheilend, durch nichts sich beirren lassend. Und man mag nicht so unrecht haben, wenn man behauptet, daß Luther aus einer mehr vernunftgemäßen Lehre nicht jene ungeheuere sittliche Kraft und jenen Muth

gezogen haben würde, welcher erforderlich war, um so große Dinge zu vollbringen.

Es dauerte übrigens doch lange, bis Luther aus seiner Lehre Folgerungen zog, welche die Einrichtungen und Grundsätze der Kirche angegriffen hätten. Er war zwar ein Gegner der Scholastiker und ihres Treibens, nahm wohl auch die Partei Reuchlins in seinem Streite mit den Kölnern, aber er glaubte noch fest an den Papst und an die römische Kirche, dachte auch nicht daran, irgend wie an dem kirchlichen Gebäude zu rütteln. Da aber erschien, im Jahre 1517, ein Ablaßkrämer, Johann Tetzel, in der Nähe von Wittenberg, ein Dominikaner, der an Schamlosigkeit Alles überbot, was noch jemals von der Kirche bezüglich des Ablasses war gesündigt worden.

Der Ablaß wurde vom Papste ausgeschrieben, angeblich um den Erlös für die Verbesserung der Peterskirche in Rom zu verwenden, eigentlich aber, um die Kasse des Papstes zu füllen. In Deutschland gab sich der Erzbischof von Mainz, Albrecht von Brandenburg, dazu her, ihn in seiner Diöcese zu verbreiten. Dieser Albrecht war, wie der Papst Leo X. selbst, einer der aufgeklärtesten Kirchenfürsten jener Zeit, ein Beschützer der humanistischen Studien, ein Gönner Reuchlins, ein Gegner der Scholastiker und der Dominikaner. Aber er gehörte zu den vielen Prälaten, welche für sich selbst zwar freisinnig dachten, nichts desto weniger aber den Aberglauben des Volkes begünstigten, um aus diesem Nutzen zu ziehen. Ueberdies hatte Albrecht noch eine besondere Veranlassung, um sich an dem Vertrieb des Ablasses zu betheiligen. Er war dem Papste für das Pallium eine große Summe, 30,000 Gulden, schuldig, die er für den Augenblick nicht auftreiben konnte, und sein Stift war durch die in den letzten Jahren so oft vorgekommenen Erledigungen des erzbischöflichen Stuhls und die damit in Verbindung stehenden Steuern an den päpstlichen Hof so erschöpft, daß er es ihm nicht zumuthen konnte, die Palliumsgelder nochmals zu zahlen. Er bedang sich also die Hälfte der in seiner Diöcese eingehenden Ablaßgelder aus: dafür wollte er sich mit dem Vertrieb des Ablasses befassen. Einer seiner Beauftragten war nun der Dominikaner Tetzel, eine an und für sich schon übel berufene Persönlichkeit: er hatte schon viele schlechte Streiche gemacht, und in Augsburg wollte

ihn der Kaiser Maximilian einmal ersäufen lassen: nur durch die Fürbitte des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen wurde er gerettet. Tetzel ging nun in der Anpreisung des Ablasses noch weit über die Lehre der Kirche hinaus: nicht nur die Strafe für die Sünde, sondern die Sünde selbst werde durch den Ablaß aufgehoben, und nicht nur sich selbst könne man dadurch sündlos machen, sondern jede andere Seele dadurch, daß man für sie zahle, aus dem Fegefeuer erlösen. Ja, auch für zukünftig zu begehende Sünden könnte man durch den Ablaß Verzeihung erlangen. Es war Alles ganz genau verzeichnet: jede Sünde wurde berechnet: eine Vielweibereisünde kostete 6 Dukaten, ein Meineid 9, ein Mord 8, eine Zauberei 2. Ein Geistlicher, der sich mit einer Nonne oder Beichttochter vergangen, wurde für 3 Dukaten losgesprochen: eine Nonne, welche Unzucht getrieben, für 9, konnte dann aber noch Aebtissin werden. Mitunter ließ wohl auch Tetzel mit sich handeln, und schlug den Ablaß wohlfeiler los, als er sollte, wenn er sah, daß er nicht mehr bekommen konnte. Am bezeichnendsten für die Unsittlichkeit des Ablaßunfuges ist wohl die Aeußerung Tetzels, daß er selbst Einen, der die Mutter Gottes beschlafen und geschwächt hätte, von dieser Sünde befreien könne.

Diesem Unfuge trat nun Martin Luther mit voller Entschiedenheit entgegen. Zwar durfte der Ablaß im Kurfürstenthum Sachsen, wozu Wittenberg gehörte, nicht verkauft werden — Friedrich der Weise hatte dies ausdrücklich verboten — aber an der sächsischen Gränze trieb Tetzel doch sein Wesen, und selbst aus Wittenberg strömten viele Leute zu ihm, um sich Ablaß zu kaufen. Da schlug nun Luther am 31. Oktober 1517 die 95 Streitsätze gegen den Ablaß an der Schloßkirche zu Wittenberg an.

Diese Streitsätze waren nur gegen den Ablaß gerichtet, ja eigentlich nur gegen den Mißbrauch, der mit ihm getrieben ward, keineswegs aber gegen die Kirche oder gegen den Papst. Allein es waren in ihnen schon die Keime zu der ganzen späteren kirchenfeindlichen Richtung Luthers enthalten. Vor Allem bedeutend war die Behauptung, daß das Wesen der Buße nicht in Beichte und Genugthuung (d. h. von der Kirche vorgeschriebenen äußeren Werken), sondern in der wahren Reue des Menschen über seine Sünde bestehe: finde diese statt, so sei der Mensch schon aller Güter Christi

und der göttlichen Gnade und Verzeihung theilhaftig: er brauche keinen Ablaß, keine Dazwischenkunft eines Priesters. Man sieht: es ist dies der Ausgangspunkt des späteren Angriffs auf die Lehre vom katholischen Priesterthum, auf die gesammte Hierarchie. Sodann sind in diesen Streitsätzen schon einige enthalten, welche die Unumschränktheit des Papstes angreifen: Luther läugnet, daß sich der Papst über Alles hinwegsetzen dürfe, er müsse sich an die bestehenden Kirchengesetze halten.

Luthers Streitsätze machten in Deutschland großes Aufsehen, und fanden unter den Gebildeten allgemeinen Beifall. Denn über den Ablaßunfug war man doch allenthalben entrüstet. Natürlich ließen auch die Gegner nicht lange auf sich warten. Da kam zuerst Tetzel selbst, dann Jakob Hogstraten, der kölner Ketzermeister, der schon in der reuchlinischen Sache eine Rolle gespielt, Johann Eck, einer der berühmtesten und streitfertigsten Scholastiker der damaligen Zeit, endlich sogar ein römischer Kardinal, Silvester Prierias. Aber die Angriffe dieser Männer, weit entfernt, Luther zu widerlegen, befestigten ihn nicht nur in seinen bereits gewonnenen Ueberzeugungen, sondern stießen ihn vorwärts durch die Uebertreibungen, welche sie sich zu Schulden kommen ließen. Sie behandelten ihn von vornherein als einen Ketzer, der des Verbrennens würdig sei: seinen Sätzen stellten sie in ausschweifendster Weise eben die Lehren wieder entgegen, die er angegriffen: Silvester Prierias sagte vom Papste, er sei die allgemeine Kirche, unumschränkt, könne von Niemanden gerichtet werden, auch von einer Kirchenversammlung nicht, selbst wenn er die Seelen der Christen offenbar zum Teufel führe. Da scheute sich denn auch Luther nicht mehr, zu erklären, wenn es sich so verhalte, wolle er von Rom nichts mehr wissen, dann sei es höllisches Ottergezücht: da sollten lieber Alle dazu thun, um dieses Sodom, das die Kirche Gottes zu Grunde richte, anzugreifen und umzustoßen.

Der lutherische Handel hatte nun doch schon ein so großes Aufsehen erregt, daß der Papst, welcher sich Anfangs ganz gleichgültig verhalten zu haben schien, endlich einschreiten zu müssen glaubte. Er gab dem Kardinal Cajetan, der sich in Deutschland aufhielt, den Auftrag, Luthern zu sich zu entbieten und ihn zu verhören. Die Zusammenkunft fand in Augsburg statt, im Oktober

1518, diente aber nur dazu, die Kluft zwischen Luther und der Kirche noch größer zu machen. Denn der Kardinal, unglücklicher Weise Dominikaner und ein eifriger Anhänger der Scholastik, verlangte von Luther nichts, als unbedingten Widerruf, und als Luther erklärte, diesen könne er nicht leisten, bis er aus der Schrift widerlegt worden, so wurde er aufs Zornigste entlassen. Luther schrieb sodann eine Berufung vom schlecht unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden: wie er aber erfuhr, daß Rom von seinem Fürsten die Auslieferung verlangte, und daß Cajetan ihn auf das Schrecklichste verketzere, so berief er sich (November 1518) auf eine allgemeine Kirchenversammlung.

Als die Dinge diese Wendung genommen, glaubte man in Rom andere Saiten aufziehen zu müssen. Denn darüber war man sich klar, daß Luther einen großen Theil des Volks auf seiner Seite habe, und daß ein ernstes Verfahren gegen ihn auch von weltlicher Seite auf Widerstand gestoßen wäre. Wenigstens glaubte man, daß sein Landesfürst, Friedrich der Weise von Sachsen, entschlossen sei, ihn zu schützen. Und dieser Friedrich war einer der einflußreichsten Fürsten Deutschlands, um so einflußreicher im gegenwärtigen Augenblick, wo es sich um die Wiederbesetzung des deutschen Thrones handelte. Maximilian wurde alt und fühlte das Herannahen des Todes. Noch vor seinem Tode wollte er seinem Enkel Karl die deutsche Krone verschaffen. Der Papst wünschte dies zu verhindern, da eben dieser Karl zugleich König von Spanien und Neapel war, und suchte daher das Einverständniß der deutschen Fürsten. Es war natürlich, daß Friedrich nicht vor den Kopf gestoßen werden durfte. Man beschloß also, die lutherische Sache in anderer Weise anzugreifen. Der römische Hof schickte einen gewandten, milden und verständigen Mann, Karl von Miltitz, nach Sachsen. Dieser hatte den Auftrag, mit Luther zu unterhandeln und ihn zur Ruhe zu bewegen. Er leistete Alles, was er vermochte. Luther war über die freundliche Art und Weise, wie Miltitz mit ihm verfuhr, gerührt, erklärte, wenn man gleich Anfangs mit ihm so verfahren hätte, so wäre die Sache nicht so weit gediehen, und versprach, zwar nicht zu widerrufen, aber doch auch nichts weiter in der Sache schreiben zu wollen, wenn auch den Gegnern gleiches Stillschweigen aufgelegt werde; ja, eine Ansprache

an den Papst drucken zu lassen, in welcher er sich wegen etwaiger heftiger Ausdrücke entschuldigen und Jedermann zum Gehorsam gegen die römische Kirche ermahnen wolle. Dies geschah im Anfange des Jahres 1519.

Demnach schien die ganze Sache auf friedlichem Wege beigelegt zu sein, als der Ehrgeiz Johann Ecks sie wieder aufrüttelte. Dieser forderte zwar nicht Luther, aber seinen Freund und Amtsgenossen, Dr. Karlstadt in Wittenberg, zu einer Unterredung über den freien Willen auf, nahm nun aber in das Verzeichniß der Streitsätze, die er verfechten wollte, solche auf, welche nicht nur den unfreien Willen, sondern auch andere Meinungen Luthers bekämpften, besonders solche, die sich auf die Stellung des Papstthums bezogen. Luther glaubte nun nicht zurückbleiben zu dürfen. Er nahm den Handschuh auf, der ihm hingeworfen wurde: er selber erschien jetzt auf dem Kampfplatz.

In Leipzig ging diese Unterredung vor sich, im Juni und Juli des Jahres 1519. Eck, als gewandter Klopffechter in ganz Deutschland berühmt, wußte allerdings seine Gegner in die Enge zu treiben, und sich das Ansehen zu geben, als sei der Sieg auf seiner Seite, obschon die Wittenberger ihn ebenfalls für sich in Anspruch nahmen. Die Hauptsache aber war, daß Luther sowohl durch die Vorbereitungen zu dem Kampfe, als auch in der Unterredung selbst einen sehr großen Schritt weiter geführt wurde. Er studierte nämlich eifriger die Kirchengeschichte und gelangte durch dieses Studium zu der festen Ueberzeugung, daß das Papstthum keine göttliche, sondern eine menschliche Einrichtung sei, die man eben darum wieder abschaffen könne. Diese Ueberzeugung sprach er auch in der leipziger Unterredung aus. Eck warf ihm nun vor, daß er in die Ketzerei des Johann Huß verfalle: Luther entgegnete, nicht alle Sätze Hussens, die in Konstanz verdammt worden, seien ketzerisch. Eck erwiderte: dann läugne er ja die Unfehlbarkeit einer Kirchenversammlung. Luther nahm keinen Anstand, zu erklären: Allerdings, auch eine Kirchenversammlung könne irren: es gebe weiter keine Quelle des christlichen Glaubens außer der heiligen Schrift.

Und nun versenkte er sich immer tiefer in das Studium der Kirchengeschichte: er las die Schriften Hussens, Wikleffs, Johann Wessels und anderer kirchenfeindlicher Männer. Er wurde von

der Wahrnehmung überrascht, daß diese Männer doch eigentlich nichts Anderes gelehrt hätten, wie er selber: es erfüllte ihn mit der tiefsten Verachtung gegen die Kirche, daß sie diese Männer als die ärgsten Ketzer verschreie, welche doch nur die Wahrheit des Evangeliums gepredigt. Nun fielen ihm plötzlich die Schuppen von den Augen. Worauf er selber noch nicht gekommen, dazu führten ihn diese seine Vorgänger. Schon glaubte er in dem Papste den Antichrist sehen zu müssen: er drang jetzt zu der Ansicht von dem allgemeinen Priesterthum aller Christen hindurch, zu einem neuen Begriff von der Kirche. Die wahre Kirche ist ihm nicht die äußere, sondern eine geistige, die Gemeinschaft aller Christgläubigen auf Erden, d. h. aller derer, die im rechten Glauben, Liebe und Hoffnung leben. Das Haupt der wahren Kirche ist darum auch nicht der Papst, sondern Christus. Und nun stellte er endlich mit vollster Bestimmtheit einen Grundsatz auf, welcher fortan die mächtigste Triebfeder des Zeitalters werden sollte, den Grundsatz einer unbedingten Freiheit in Sachen des Glaubens. Niemand könne über den Glauben urtheilen, als Gott: kein Mensch habe das Recht ihn zu gebieten oder zu verbieten. Er verwirft darum jeden Zwang in Glaubenssachen: natürlich auch den Bann.

---

11. Theilnahme der Nation. Fortgang der reformatorischen Bewegung bis zum Reichstag von Worms.

Und nun, als Luther auf diesem Punkte seiner religiösen Entwicklung angekommen war, traf er erst recht mit dem Geiste der Zeit, mit der Richtung der Nation zusammen. Denn gestehen wir es nur: der Glaubenssatz, von dem er ausgegangen, der strenge augustinische Lehrbegriff von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur und von der Unfreiheit des Willens, war es nicht, der die Nation begeisterte und mit sich fortriß: dieser Lehrbegriff war sogar

etwas Fremdartiges und stand mit der sonstigen freien Geistesrichtung der damaligen Zeit gewissermaßen in Widerspruch. Allein der Tiefsinn, mit welchem Luther diese Lehre erfaßte, die unerbittliche Folgerichtigkeit, mit welcher er sie ausbildete, hatte ihn nachgerade zu denselben Ergebnissen geführt, zu welchen die freigesinnten Parteien der Nation bereits auf einem anderen Wege gekommen waren: zum Widerstande gegen den Papst, zur Bekämpfung der äußeren Kirche, ihrer Mißbräuche, ihrer Satzungen, ihrer Tyrannei und endlich zu dem Grundsatze unbedingter Freiheit in Sachen des Glaubens. Diese einfachen, aber eine der größten Umwälzungen in ihrem Schooße tragenden Bestrebungen waren es, welche Luthern zum Manne des Volks, zum Mittelpunkte des Geistes der Zeit, ja zum Führer desselben machten. Und Niemand war von der Natur so sehr mit allen Eigenschaften des Führers einer so großen geistigen Bewegung ausgerüstet, als Luther. Diese von Natur ihm inwohnende Kraft, dieser Todesmuth, diese ihm durch seine Lehre gewordene Ueberzeugung, daß er unter göttlichem Schutze stehe, verbunden mit der erstaunlichsten Thätigkeit nach allen Seiten hin, als Schriftsteller, Lehrer, Prediger, Rathgeber — waren nothwendig, um die ungeheueren Erfolge zu erzielen, deren sich die Bewegung erfreute. Darum wurde er aber willig von allen freien Parteien als Mittelpunkt ihrer Bestrebungen, als Führer angesehen, und alle Richtungen derselben lösten sich gewissermaßen in die eine große, in die lutherische Bewegung auf.

Da waren es zunächst die Humanisten, die mit gewohntem Eifer die lutherische Sache zu ihrer eigenen machten. Sie betrachteten gleich Anfangs den Ablaßstreit als eine Fortsetzung des reuchlinischen Handels — Luther selbst hatte als Anhänger Reuchlins in dem Streite desselben Partei genommen, und war den Humanisten schon früher als Gegner der Scholastiker bekannt: was war natürlicher, als daß sie sich nun ebenfalls seiner annahmen? Es kam hinzu, daß kurz nach dem Beginn des Ablaßstreites einer der namhaftesten Humanisten, Philipp Melanchthon, obschon noch ein ganz junger Mann, als Lehrer der alten Sprachen nach Wittenberg berufen wurde, durch welchen die humanistischen Studien in Wittenberg in neue Aufnahme kamen, und durch welchen die Berührung zwischen Luther und den Humanisten noch enger geknüpft wurde. In der

That sehen wir die ersten wissenschaftlichen Größen der damaligen Zeit Partei für Luther nehmen, so Johann Reuchlin, Erasmus, Willibald Pirkheimer, Peutinger, um nur einige zu nennen. Die Humanisten versäumten nun nicht, den Streit auf dieselbe Weise, wie den reuchlinischen, zu behandeln, indem sie die Lauge des Witzes und des Spottes über die Gegner ausschütteten: nur wurden ihre Angriffe immer heftiger, weiter greifend und gefährlicher.

Und nun blieb natürlich auch nicht jene nationale Richtung zurück, von der wir gesehen, daß sie einen so wesentlichen Bestandtheil des Zeitgeistes ausmachte, welche die Größe, Selbständigkeit und Freiheit Deutschlands erstrebte, die aber nicht zu erreichen war, so lange die Abhängigkeit von Rom bestand. An der Spitze dieser nationalen Widerstandspartei stand Ulrich von Hutten, welcher, seitdem er durch die Herausgabe der Schrift Vallas den Kampf wider Rom begonnen, keinen Augenblick denselben unterbrach, sondern von Tag zu Tag heftiger in seinen Angriffen wurde. Er schrieb eine Menge Schriften wider die römische Gewaltherrschaft: keine aber war bitterer, als die „römische Dreifaltigkeit", die bereits im Sommer 1519 erschien, wo er die Habsucht, den Geiz, die Schamlosigkeit und entsetzliche Lasterhaftigkeit des römischen Hofes mit den schwärzesten Farben schilderte, und zuletzt die Deutschen aufforderte, diesen Sitz des Satans zu zerstören. So weit war überhaupt schon die nationale Richtung gelangt: sie verlangte eine völlige Trennung Deutschlands von Rom, und in zahllosen Schriften wurde dieselbe ausgesprochen.

Und es waren nicht blos die Gelehrten, die kühnen Humanisten, welche solchen Bestrebungen huldigten: fast alle Stände des Volkes waren bereits in die Bewegung hineingerissen. Am Ersten zündete sie bei den Reichsstädten, die ja von jeher eine kirchenfeindliche Richtung verfolgten: fast alle ohne Ausnahme stürzten sich jetzt mit Lebhaftigkeit in die lutherische Bewegung, wenn auch nicht gerade immer die Obrigkeiten der Städte, so doch die Gemeinden. Aber auch der Adel wurde dafür gewonnen. Nicht ohne großen Einfluß auf dieses Ergebniß mögen die Bemühungen Ulrichs von Hutten gewesen sein. Es gelang ihm, Franz von Sickingen, den angesehensten und einflußreichsten Ritter der damaligen Zeit, für

die neuen Ideen einzunehmen und durch diesen auf die anderen Standesgenossen zu wirken. Es war wohl nicht immer die bloße Ueberzeugung von der Wahrheit der Sache, die man verfechte, und die reine Begeisterung für dieselbe, welche den Adel bewog, die Partei der Reformation zu ergreifen, sondern ebenso sehr die stofflichen Vortheile, welche er dadurch zu erhalten hoffte. Denn die neue Richtung, indem sie gegen die äußere Kirche auftrat, und den Grundsatz des allgemeinen Priesterthums aller Christen aufstellte, dagegen den eines besonderen Priesterstandes bekämpfte, bestritt zugleich der Kirche das Recht, äußere Güter zu besitzen: vielmehr sollten diese dem Allgemeinen zu Gute kommen, der Gemeinde, dem Volke, dem Staate. Dabei hoffte denn der Adel nicht leer auszugehen. Früher, sahen wir, hat er die Stifte als Versorgungsanstalten für nachgeborene Söhne und Töchter betrachtet: daraus vielfach durch das Fürstenthum verdrängt, hielt er es jetzt für zuträglicher, sie überhaupt in Besitz zu nehmen. Nicht minder aber, wie der Adel, ja im Allgemeinen noch viel entschiedener, wie er, schloß sich die bäuerliche Landbevölkerung an die Bewegung an. Sie war ja, wie wir gesehen, gegen die Geistlichkeit am meisten erbittert, und alle ihre bisherigen Umwälzungsversuche hatten zugleich Abstellung kirchlicher Mißbräuche zum Zwecke. Es war natürlich, daß sie die neue Bewegung mit dem größten Eifer ergriff, und vor keinen Folgerungen derselben zurückbebte. Ja, sogar in der Geistlichkeit selbst bemerken wir eine ganz außerordentliche Theilnahme an derselben. Diese Erscheinung kann nicht auffallen, wenn wir bedenken, daß die Abneigung gegen die Mönchsgelübde innerhalb der Klostergeistlichkeit selbst schon seit Jahrzehenden überhand genommen, daß manche Aebte, die ein edleres Streben verfolgten, sich zur humanistischen Richtung bekannten, und daß überhaupt die besseren Kräfte unter der Geistlichkeit längst schon zu den neuen Bestrebungen sich gewendet hatten. Nun war sicher nicht ohne Bedeutung, daß die Bewegung aus einem Mönchsorden hervorgegangen war. Wir bemerken, daß die Augustiner fast überall der Bewegung, die durch einen ihrer Brüder hervorgerufen worden, sich anschlossen. Bald folgten andere Mönche, besonders Franziskaner, die ja schon an der kirchenfeindlichen Bewegung des 14. Jahrhunderts Antheil genommen hatten. Und nicht minder die Weltgeistlichen, die

Dorfpfarrer. Im Allgemeinen war es wohl die Strömung der Zeit, welche die Meisten von diesen bewog, sich an die Bewegung anzuschließen, aber nicht minder wirkte auch bei ihnen die Hoffnung auf eine Verbesserung ihrer Lage ein. Die niederen Geistlichen nämlich befanden sich in sehr traurigen Verhältnissen. Sie hatten wohl kaum genug, um zu leben, während die Mitglieder der höheren Geistlichkeit, die Pfründenbesitzer, als deren Stellvertreter die Pfarrer die geistlichen Thätigkeiten auszuüben hatten, Alles in Hülle und Fülle besaßen, zehn bis zwanzig und noch mehr Pfründen, von denen eine einzige hinreichend gewesen wäre, um einen Dorfpfarrer anständig zu ernähren. Sie hofften also durch die Bewegung eine Abstellung dieser schreienden Mißbräuche und eine Verbesserung ihrer Lage. Indessen selbst die höhere Geistlichkeit war der Bewegung nicht allenthalben abgeneigt. Wir haben gesehen, wie manche Bischöfe ja schon von der humanistischen Richtung ergriffen worden sind, eine Erscheinung, welche sich in den ersten Jahrzehenden des 16. Jahrhunderts noch weit häufiger wiederholte. Viele von ihnen waren von der Nothwendigkeit einer Läuterung der Kirchenlehre überzeugt. Sodann litten ja alle diese hohen Würdenträger der Kirche unter den Anmaßungen des Papstes, unter seinen unaufhörlichen Ausbeutereien. Sie mußten ja unerhört große Summen nach Rom schicken. Es lag demnach nur in ihrem eigenen Vortheile, wenn diese Anmaßungen aufhörten, was am sichersten dadurch zu erzielen war, daß man die Abhängigkeit der deutschen Kirche von Rom aufhob. Es braucht nicht erst weiter ausgeführt zu werden, von welch außerordentlicher Bedeutung es gewesen wäre, wenn es gelang, das deutsche Bisthum in seiner Mehrheit für die Bewegung zu gewinnen und dasselbe zu vermögen, in geschlossenen Reihen ihr voranzugehen. Unter den Männern, welche dies mit vollster Klarheit eingesehen und Alles in Bewegung setzten, um ein solches Ergebniß herbeizuführen, nimmt wieder Ulrich von Hutten einen der ersten Plätze ein. Vor Allem wendete er sein Augenmerk auf den wichtigsten deutschen Erzbischof, auf den von Mainz, dem er von früher her, von der Zeit des reuchlinischen Kampfes, befreundet war, und an dessen Hof er sich sogar befand. In der That gelang es ihm und seinen Genossen, den Erzbischof, trotz dem, daß er selber gewissermaßen die

Veranlassung zu der Bewegung gegeben, für die neuen Ideen zu gewinnen. Im Anfang des Jahres 1520 wurde sogar einer der Anhänger der neuen Lehre, Capito, von Basel nach Mainz berufen, zum Rathe des Kurfürsten ernannt, und diesem gestattet, in lutherischem Sinne den entschiedensten Einfluß zu üben. Ebenso waren die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, wo Hutten gleichfalls seine Freunde und Gesinnungsgenossen hatte, ferner von Augsburg, von Konstanz und so manche Andere Anhänger der Neuerung: die Hoffnung auf den Beitritt des deutschen Bisthums war daher so ungegründet nicht. Was endlich die weltlichen Fürsten anbetrifft, so hatten sich diese, mit Ausnahme des Herzogs Friedrich des Weisen von Sachsen, im Ganzen gleichgültig gegen die neuen Ideen bewiesen, in so ferne als sie dieselben weder unterstützten, noch hemmten. Es war aber immerhin kein kleiner Vortheil, daß sie das Letztere nicht thaten. So war die Hoffnung vorhanden, daß sie sich ebenfalls zu ihnen schlagen würden. Und Viele von ihnen waren von den zahllosen Mißbräuchen der päpstlichen Herrschaft und der Nothwendigkeit einer Abstellung derselben ebenfalls überzeugt.

Diesen außerordentlichen Anklang, diese allseitige Theilnahme der Nation hatte die neue Lehre gefunden. Es war natürlich, daß Luther durch diese Wahrnehmung in seinen Ideen nur bestärkt wurde, daß er auf dem Grunde, den er gelegt, immer weiter fortbaute und daß die Bestrebungen, die mit ihm und um ihn unternommen wurden, wiederum auf ihn zurückwirkten und ihn weiter trieben. Im Sommer des Jahres 1520 war er schon so weit gekommen, den ganzen Inhalt der neuen Ideen, die er theils selber aus sich heraus erzeugt, theils in den Strebungen der Zeit vorgefunden hatte, in einer Schrift an den Adel der deutschen Nation niederzulegen. Folgendes sind die Grundsätze, die er hier niederlegt. Erstens der Grundsatz von dem allgemeinen Priesterthum aller Christen, wonach die Annahme der Kirche, als sei der Priesterstand ein besonderer, unvertilglicher Stand, bekämpft, vielmehr die Behauptung ausgesprochen wird, daß der Priester nur der Diener, der Beamte der Gemeinde sei, und von ihr, wenn er ihr nicht genüge, entsetzt werden könne. Zweitens der Grundsatz der Glaubensfreiheit. Drittens der Grundsatz der vollständigen Unabhängigkeit der deutschen

Kirche von Rom. Viertens Aufhebung oder wenigstens Beschränkung der Klöster. Fünftens Aufhebung aller widerchristlichen Gebräuche, der Wallfahrten, der Vorrechte der einzelnen Kirchen, der Seelmessen, der Befreiungen, der Fasten, aller Festtage außer dem Sonntage, des Bannes, der Ehelosigkeit der Geistlichen, des geistlichen Rechts. Sechstens Vereinigung mit den Böhmen, d. h. den Nachkommen der Hussiten. —

Und nun, bei diesen außerordentlichen Fortschritten der kirchenfeindlichen Richtung, glaubte der römische Hof nicht länger mit ernstlichen Widerstandsmaßregeln zurückbleiben zu dürfen. Schon im Anfange des Jahres 1520 war Eck nach Rom gegangen, um dem römischen Stuhle seine Hülfe anzubieten: im Sommer kam er wieder nach Deutschland heraus mit der Bannbulle gegen Luther und die namhaftesten seiner Anhänger. Diese Waffe der geistlichen Macht war doch noch nicht ganz ohne Wirkung. Viele unter den bisherigen Anhängern der neuen Ideen wurden eingeschüchtert: natürlich wagten manche Obrigkeiten nicht, dem päpstlichen Gebote einen offenbaren Ungehorsam entgegenzusetzen, und so gelang es Eck in der That, drei der eifrigsten Anhänger Luthers, Adelmann von Adelmannsfelden, Domherr in Eichstädt, Wilibald Pirkheimer und Lazarus Spengler, zwei nürnberger Bürger, zum Widerrufe zu nöthigen: der Erzbischof von Mainz, mit der päpstlichen Ungnade bedroht, wenn er Hutten noch ferner schütze, sah sich veranlaßt, diesen letzteren aufzugeben: überhaupt kam nun plötzlich ein merkliches Schwanken in die höheren Kirchengewalten zum Nachtheile der neuen Lehre. Im Ganzen jedoch diente die Bannbulle, und die Art und Weise, auf welche sie verkündet wurde — Johann Eck, Luthers persönlicher Feind, wurde damit beauftragt, außer ihm ein ehemaliger Jude Aleander, den man der größten Erpressungen beschuldigte — nur dazu, den Unwillen gegen Rom noch höher zu steigern, und die Widerstandspartei noch weiter zu treiben. Die Schriften derselben wurden immer heftiger, leidenschaftlicher, umwälzungssüchtiger: schon scheute man sich nicht mehr drucken zu lassen, daß nicht nur Rom, sondern die gesammte Priesterschaft zu allen Zeiten nichts Anderes erstrebt habe, als das Volk zu belügen und zu betrügen, daß alle Lehren, die sie als angebliche Gebote Gottes verkündige, das gerade Gegentheil davon seien: aus Licht machten die

Priester Finsterniß, aus Finsterniß Licht, sie seien Räuber und Diebe, und nicht eher werde es der Menschheit wieder wohl werden, als bis das ganze Gelichter vernichtet sei. Allen aber schritt wieder Ulrich von Hutten in dem Kampfe für die religiöse und nationale Freiheit voran: er errichtete mit seinem Freunde Franz von Sickingen eine eigene Druckerei auf der Ebernburg, wo er mit seinen Gesinnungsgenossen zahllose Flugschriften verfertigte und in die Welt hinaus schickte: ihm und seinen Freunden war es vollkommen klar geworden, daß es sich jetzt nicht mehr um einzelne Zugeständnisse handeln könne, die man der geistlichen Gewalt abnöthige, sondern um gänzlichen Bruch mit dem alten Lehrgebäude, um vollständige Lossagung von Rom, um Feststellung ganz neuer Einrichtungen im Sinne der Freiheit. In diesem Sinne sind auch alle seine Schriften geschrieben.

Und zu dieser Ueberzeugung gelangte um dieselbe Zeit auch Luther. Anfangs glaubte er, der gegen ihn erlassene Bannstrahl sei eine bloße Erdichtung Ecks. Wie er aber jeden Zweifel über die Aechtheit der Bannbulle aufgeben mußte, so faßte er einen großen Entschluß. Er verbrannte am 10. December 1520 die Bannbulle sammt dem geistlichen Recht und mehreren Schriften seiner Gegner in einer feierlichen Handlung, wozu Studenten, Professoren und andere Gelehrten eingeladen waren, vor dem Elsterthore in Wittenberg. Er selber warf die Bulle in die Flammen mit den Worten: „Dieweil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer.“ Es war die entschiedenste Erklärung, daß er sich ein für allemal von dem Papstthum losgesagt habe. Und so wurde die That auch von der gesammten Nation gefaßt. Sie fand allgemeinen Anklang.

Und jetzt war die Frage, wie sich zu dieser großen nationalen Bewegung, die mit unwiderstehlicher Macht vorwärts gedrungen war, die eben so sehr auf eine Läuterung der Kirchenlehre, wie auf die Unabhängigkeit von Rom sich gerichtet hatte, die oberste Gewalt im Reiche, der Kaiser sich verhalten werde. Man sollte meinen, daß dieser, dem wegen seines Verhältnisses zum Papste doch ein sehr großer unberechenbarer Vortheil aus dem Gelingen der Bewegung erwachsen mußte, dieselbe nicht mit ungünstigen Augen

betrachtet habe. Es ist jetzt nöthig, der anderen Seite unserer nationalen Entwicklung, der staatlichen, wiederum unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

12. Staatliche Verhältnisse bis zum Reichstag von Worms. Uebergang des Kaiserthums von Maximilian I. auf Karl V. Die verschiedenen Parteien im Reiche.

In den letzten Zeiten seines Lebens scheint Maximilian auf die Reform der Reichsverfassung in kaiserlichem Sinne vollkommen verzichtet zu haben. Die bitteren Erfahrungen, die er hatte machen müssen, die Widerstände, auf welche er gestoßen, verleideten ihm diese Bestrebungen. Nicht, als ob die öffentliche Meinung sich in Bezug auf diese Frage geändert habe: im Gegentheile, wir finden die Ansicht, daß eine Verbesserung der Reichsverfassung im Sinne der Einheit, aber mit Verstärkung der kaiserlichen Gewalt, das allein Ersprießliche und Wünschenswerthe für Deutschland sei, noch in dem letzten Jahre Maximilians mit derselben Begeisterung und Lebhaftigkeit ausgesprochen, wie ehedem. Einer der ersten Schriftsteller der Nation, einer der begeistertsten Vorkämpfer für ihre Freiheit, Ulrich von Hutten, ließ im Jahre 1518 auf dem Reichstage zu Augsburg bei Gelegenheit der Verhandlungen über den Türkenkrieg eine Rede drucken, die zu dem Besten gehörte, was aus seiner Feder geflossen: und in dieser Rede schilderte er nicht nur mit den brennendsten Farben alle Fehler und Untugenden des deutschen Fürstenthums, dem er weissagend zuruft, daß sich wider dasselbe eine furchtbare Empörung des gemeinen Mannes erheben werde, wenn es sich nicht baldigst besserte, sondern er weist auch die Nothwendigkeit einer kräftigen kaiserlichen Gewalt und des einmüthigen Gehorsams der Fürsten gegen sie nach. Auch die religiöse Bewegung war nicht nur nicht gegen die kaiserliche Gewalt gerichtet,

sondern hing vielmehr auf das Innigste mit jener nationalen staatlichen Richtung zusammen, welche die Einheit des Reichs unter der Wiederherstellung des Kaiserthums erstrebte. Maximilian jedoch, wie er schon früher Anstand nahm, sich ernstlich an die Grundstoffe der Nation anzuschließen, welche es allein ehrlich mit dem Kaiserthum meinten und die Wiederherstellung seines früheren Glanzes möglich gemacht hätten, dachte in seinen späteren Jahren noch viel weniger daran. Seine einzige Sorge war nur darauf gerichtet, die Größe seines Hauses, wozu er den Grund gelegt, dauerhaft zu befestigen, und vor Allem die Nachfolge eines seiner Enkel auf dem deutschen Throne zu bewerkstelligen.

Maximilians Sohn Philipp war im Jahre 1507 gestorben. Er hinterließ zwei Söhne, Karl und Ferdinand, welche nun eine Macht erbten, der sich kein anderer Staat Europas vergleichen konnte. Von ihrer Mutter her kamen sie in den Besitz der spanischen Monarchie, Siciliens, Neapels; von ihrem Vater erbten sie die burgundischen Lande; von ihrem Großvater die österreichischen Besitzungen in Deutschland. Aber schon dachte Maximilian daran, diese Besitzungen auch gegen den Osten hin zu erweitern. Er hatte zwar schon mit dem Könige von Ungarn und Polen, Wladislaus, im Jahre 1491 einen Vertrag geschlossen, zufolge dessen das habsburgische Haus die Anwartschaft auf diese beiden Königreiche, im Falle der Mannsstamm Wladislaus' ausstürbe, haben sollte. Allein er wollte noch sicherer gehen, und verlobte daher im Jahre 1515 seinen zweiten Enkel Ferdinand mit der Tochter des Königs Wladislaus, Anna, welcher außer ihr nur noch einen Sohn, Ludwig, besaß, der ihm in der Regierung folgte. Nach dem Tode dieses Ludwig schienen daher die beiden Königreiche den Habsburgern unzweifelhaft zufallen zu müssen, wie dies auch geschehen ist. Und nun, nachdem ihm diese Unterhandlung so gut geglückt war, bot Maximilian Alles auf, um für seinen ältesten Enkel, Karl, die Nachfolge im Reiche durchzusetzen. Hiebei stieß er freilich auf lebhaften Widerstand von Seite der Kurfürsten. Auch erlebte er den glücklichen Ausgang der Unterhandlungen nicht mehr. Im Januar 1519 starb er, in einem Alter von nicht ganz 60 Jahren.

Nach seinem Tode bildete zweifelsohne die Besetzung des kaiserlichen Thrones eine Zeitlang die wichtigste Frage im deutschen

Reiche. Es traten zwei mächtige Bewerber um denselben auf. Der eine war eben jener Enkel des verstorbenen Kaisers, Karl, Herr von Burgund und zugleich König von Spanien, Neapel und Sicilien. Der andere war der König von Frankreich, Franz I. Beide Könige bewarben sich nicht blos aus Achtung vor der kaiserlichen Würde an und für sich um den Kaiserthron, sondern weit mehr wurden sie durch ihre sonstige staatliche Lage dazu getrieben. Frankreich und Habsburg waren, wie wir gesehen, schon von den Zeiten Maximilians her staatliche Gegner. Es war zwar zwischen beiden Mächten im Jahre 1516 der Friede von Noyon geschlossen, und in diesem Frieden war sogar eine engere Verbindung ausgemacht worden: Karl von Spanien nämlich sollte später eine Tochter des Königs von Frankreich heirathen. Allein Niemand täuschte sich darüber, daß dieser Friede kein aufrichtiger sei, sondern daß er blos als eine Art Waffenstillstand betrachtet werden dürfe. Denn die Eifersucht beider Mächte war zu sehr in der Natur der Dinge, in der gegenseitigen Lage ihrer Reiche gegründet, als daß an eine aufrichtige Versöhnung gedacht werden konnte. Das Haus Habsburg erschien dem Könige Franz jetzt gefährlicher, wie je. Unter Maximilian war es ihm nicht sehr gefährlich. Dieser war, wie wir gesehen, durch eine Menge von Hindernissen abgehalten, gegen Frankreich die ganze Kraft zu entfalten. Ganz anders war es aber unter Karl, welcher zu den Besitzungen seines Großvaters und Vaters auch noch die spanische Monarchie hinzufügte, nebst Neapel und Sicilien, dadurch also Frankreich von drei Seiten bedrohte, vom Westen, vom Osten her und in Italien. Erhielt Karl zu seinen Erbreichen auch noch die deutsche Kaiserkrone, welche bisher zwar wenig Macht gewährte, aber unter einem sonst so mächtigen Herrscher, wie Karl, eine neue Bedeutung erlangen konnte, so war Franz I. doppelt und dreifach gefährdet. Abgesehen von allem Anderen, war zu erwarten, daß Karl das Herzogthum Mailand, in dessen Besitz sich Franz I. befand, als Lehen des deutschen Reiches in Anspruch nahm und den König von Frankreich daraus verdrängte. Die französische Staatskunst mußte daher Alles aufbieten, um Karln die Kaiserkrone zu entziehen. Und darauf war auch ihre Thätigkeit gerichtet. Sie verfolgte aber, indem sie dieses erstrebte, zugleich einen noch großartigeren Plan. Franz I. bewarb sich selber um die Kaiserkrone.

Wäre ihm dies gelungen, so war Karl nicht nur um einen bedeutenden Vortheil gebracht, sondern Franz bekam nun mehrfache Waffen gegen Karln in die Hände. Als deutscher Kaiser war er der Oberlehnsherr von den burgundischen Landen Karls, die zum deutschen Reiche gehörten: als König von Frankreich war er es ohnedies über Flandern und Artois: von zwei Seiten konnte er daher seinen Gegner auf der verwundbarsten Seite fassen, zu geschweigen davon, daß ihm sodann der Besitz von Mailand ohnedies gesichert geblieben wäre. Die Wichtigkeit dieser Vortheile war zu groß, als daß nicht Franz Alles aufgeboten hätte, um zum Ziele zu gelangen. Die Verbindung zwischen Frankreich und den deutschen Fürsten, die schon seit geraumer Zeit unterhalten worden war, wurde lebhafter, wie je. Franz ließ es sich ganz bedeutende Summen kosten, um die Kurfürsten zu bestechen. Mehrere waren auch bereits auf seine Seite gebracht, wie Pfalz und Trier: man hegte Hoffnung, daß man auch die übrigen gewinnen werde, und außerdem waren mehrere andere Fürsten, wie Würtemberg und Braunschweig, zu ihm herübergezogen worden.

Natürlich strengte nun auch die habsburgische Partei Alles an, um Franz den Rang abzulaufen. Sie wußte nicht minder, um welch große Sache es sich handle. Sie sah in der Gewinnung der Kaiserkrone ebenfalls eine Lebensfrage, und bewies den größten Eifer, um den Sieg zu erlangen. Natürlich kam zuletzt Alles auf die deutschen Fürsten an. Von ihrem Standpunkte aus angesehen, behagten ihnen eigentlich beide Bewerber gleich wenig. Eben die große Macht Karls erschien ihnen bedenklich für ihre „Freiheit", und Franz, obschon im Besitze eines minder großen Reiches, genoß doch als Beherrscher der Franzosen eine so bedeutende Gewalt, daß sie fast als eine unbeschränkte bezeichnet werden konnte: was war natürlicher, als daß er sich bestreben würde, diese Gewalt, wie er sie über die Franzosen besaß, auch auf die Deutschen auszudehnen? Mit der fürstlichen Selbständigkeit war es dann vorbei. Am Liebsten wäre es daher den Fürsten gewesen, Einen aus ihrer Mitte, der keine bedenklich große Hausmacht besaß, zum Kaiser zu erwählen. Ein solcher Ausweg hätte auch dem Papste am Meisten zugesagt, der natürlich dann für sich und für Italien am Wenigsten zu besorgen gehabt hätte, während ihm Franz sowohl, wie

Karl, die ja beide italienische Fürstenthümer besaßen, als deutsche Kaiser gleich sehr mißbehagten: immerhin aber wäre ihm Franz noch lieber gewesen, als Karl. In der That dachten die Fürsten eine Zeitlang daran, einen kleineren deutschen Großen zu wählen: es war der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen. Dieser war jedoch zu klug, um darauf einzugehen: er sah, daß um aus der deutschen Krone etwas zu machen, es einer größeren Hausmacht bedürfe, als ihm zu Gebote stand. Er schlug sie also aus. Es blieb demnach nur noch die Wahl zwischen Frankreich und Habsburg. Zuletzt entschieden sich aber doch die Kurfürsten für letzteres — im Juni 1519 erfolgte die Wahl — und keinen geringen Antheil an dieser Entschließung hatte Friedrich der Weise von Sachsen selbst. Es mochte wohl bei den Kurfürsten der Gedanke maßgebend gewesen sein, daß Karl wegen seines weitschichtigen Länderbesitzes sehr oft gezwungen sein werde, sich außerhalb Deutschlands aufzuhalten, daß es ihm daher nicht möglich sein werde, sich viel um die deutsche Regierung zu bekümmern, die dann den Kurfürsten in die Hände fallen werde. Und in der That: bei dem Wahlvertrage machten sie die Bedingung, daß Karl, so wie er Kaiser geworden, endlich den Gedanken ausführe, den sie bereits unter Maximilian verfolgt, der aber damals gescheitert war, nämlich ein Reichsregiment einzusetzen, und zwar ganz nach der früheren fürstenfreundlichen Anlage. Karl versprach nicht nur dies, sondern auch noch — ein weiteres Zugeständniß an die hohe Aristokratie — daß er alle Bündnisse der Unterthanen gegen die Fürsten, also von Rittern, Städten, Bauern, verbieten wolle; er erklärte sich demnach von vornherein gegen die demokratischen Bestrebungen der Nation. Endlich mußte er versprechen, keine Anschläge einzugehen, um die kaiserliche Würde in seiner Familie erblich und eigenthümlich zu machen, sondern den Kurfürsten das volle und freie Wahlrecht zu sichern.

Die Fürsten hatten sich demnach hinlänglich vorgesehen. Es war nun die Frage, wie sich Karl V. als deutscher Kaiser benehmen werde.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der kaiserlichen Regierung gleich von Beginn an der Gedanke vorschwebte, die Reichsgewalt zu erweitern und zu stärken, ein Gedanke, welchen Karl V. sein ganzes Leben lang verfolgte und noch wenige Jahre vor seinem Tode auf

die überraschendeste Weise auszuführen suchte. Und dieser Gedanke schien jetzt bereits eine neue Kraft zu erhalten: denn eben um die Zeit, als Karl V. die Kaiserkrone davon trug, errang die habsburgische Macht einen neuen Zuwachs durch ein gar nicht unbedeutendes Land, durch Würtemberg. Der Herzog Ulrich nämlich, schon seit der hutten'schen Geschichte mit dem kaiserlichen Hause verfeindet, in genauen Verbindungen mit Frankreich, beging unmittelbar nach Maximilians Tode einen Landfriedensbruch: wegen einer unbedeutenden Veranlassung überzog er die Reichsstadt Reutlingen, nahm sie ein, und ließ sich daselbst zum Herren huldigen: schon fürchtete man, er werde noch weiter vorangehen und auch andere Reichsstädte sich unterwerfen. Dieser Friedensbruch war nicht nur gegen den schwäbischen Bund, sondern insbesondere auch gegen Oesterreich gerichtet: man glaubte, daß diese Handlung mit den Absichten des Königs von Frankreich auf die deutsche Kaiserkrone zusammenhänge: Habsburg sollte hier in Schwaben beschäftigt, angegriffen, sein Einfluß geschmälert werden. Indessen auf Betrieb der österreichischen Regierung erhob sich der schwäbische Bund gegen den Herzog von Würtemberg, trieb ihn aus dem Lande, und als Ulrich einige Wochen darauf wiederkehrte, wurde er nochmals verjagt. Würtemberg aber wurde vom schwäbischen Bund an den Kaiser Karl überlassen, und zwar nicht als Oberhaupt des Reichs, sondern als Erzherzog von Oesterreich: nur unter dieser Bedingung wollte Karl das Land übernehmen. Der schwäbische Bund, der bei der Verwaltung des Landes weit mehr Kosten und Unbequemlichkeiten gehabt haben würde, als ihm Vortheil daraus erwuchs, der überdies die Kriegskosten bezahlt zu haben wünschte, sah keinen andern Ausweg, als auf diesen Vorschlag einzugehen: nur mußte Karl versprechen, aus den Einkünften des Herzogthums den Mitgliedern des Bundes wirklich die Kriegskosten zurückzuerstatten. Wenn man bedenkt, welch wichtige Rolle in Schwaben Würtemberg von jeher gespielt, daß der Herzog dieses Landes in der letzten Zeit eine Oesterreich feindselige Staatskunst eingeschlagen, daß er mit den benachbarten Fürsten, die ebenfalls feindselig gegen die Habsburger sich benahmen, genau verbündet gewesen, so begreift sich die Wichtigkeit des Sturzes des Herzogs Ulrich und der Erwerbung seines Landes. Oesterreich herrschte nunmehr in Schwaben unbedingt, und war,

wie es scheint, noch mehr wie jemals Herr des schwäbischen Bundes. Um ganz sicher zu gehen, ließ sich die österreichische Regierung auch noch den jungen Sohn des Herzogs Ulrich, Christoph, ausliefern, der nunmehr in österreichischem Gewahrsam gehalten wurde.

Dieses Verhalten Oesterreichs bei der würtembergischen Angelegenheit deutete auf ernstere weitergehende Absichten, auf eine gewisse Entschiedenheit, und ließ eben deßhalb manche Hoffnungen entstehen. Doch würde man sich täuschen, wenn man annehmen wollte, daß die Bestrebungen der kaiserlichen Regierung auf dasselbe ausgegangen wären, was die vaterländische Richtung der damaligen Zeit erstrebte. Die Staatskunst Karls war nichts weniger als deutschnational. Vielmehr betrachtete er sich immer zugleich als den Herrn so vieler andern Länder, und die Rücksichten, welche diese geboten, waren bei Weitem maßgebender für seine Staatskunst, als die Rücksichten auf Deutschland. Es kam hinzu, daß bald (1522) eine Theilung zwischen ihm und seinem jüngeren Bruder Ferdinand verabredet wurde, in Folge deren der letztere die deutschen Besitzungen als erblichen Antheil bekam, während Karl im Besitze von Burgund, Spanien, Neapel und Sicilien blieb, wodurch natürlich die Theilnahme Karls für Deutschland sich noch mehr vermindern mußte. Diese Thatsache brachte aber den Kaiser von vornherein in eine schiefe Stellung zu Deutschland. Er ward genöthigt, Richtungen einzuschlagen, welche geradezu im Widerspruche mit denjenigen waren, die er als deutscher Kaiser befolgen mußte. Es war allerdings seine Absicht, seine Gewalt im Reiche so hoch zu steigern, als möglich, aber nur, um sich ungehindert der Kraft Deutschlands für seine sonstigen Zwecke bedienen zu können, nicht um der Nation selber willen. Die Zweideutigkeit und Zweizüngigkeit, welche aber eine solche Staatskunst nothwendig mit sich brachte, mußte ihm nachgerade alle die Grundstoffe entfremden, welche sonst seinen Bestrebungen günstig gewesen wären.

Gleich in dem jetzigen Augenblicke, wo doch das deutsche Oberhaupt so nothwendig gewesen, zeigte es sich, daß die Rücksichten auf seine anderen Länder überwogen. Karl befand sich zur Zeit seiner Wahl in Spanien: erst im Jahre 1520 kam er in die Niederlande: erst im Oktober wurde er zu Aachen gekrönt, und

erst im Anfange des folgenden hielt er seinen ersten Reichstag, in Worms.

Inzwischen war das deutsche Reich ohne Regierung: die aufgelösten Zustände nahmen immer mehr überhand: die Verwirrung und gegenseitige Feindseligkeit vergrößerte sich von Tag zu Tag: die verschiedenen Parteien sammelten frische Kräfte, um sich unter dem neuen Kaiser und bei der Errichtung der bevorstehenden neuen Ordnungen gegen einander zu messen.

Es gab damals ohngefähr sieben Parteien im deutschen Reiche. Zunächst die österreichisch-kaiserliche, zu welcher sich, wie wir gesehen, ein nicht geringer Theil der öffentlichen Meinung hielt und die meisten der Schriftsteller, welche wegen ihrer freien und vaterländischen Gesinnung einen bedeutenden Einfluß auf die Nation übten.

Die zweite Partei war die kurfürstliche, welche die Absicht hatte, die Plane Bertholds von Mainz wieder aufzunehmen, ein Reichsregiment einzuführen, welches den Kaiser in allen seinen Bewegungen beschränke und die Reichsregierung in die Hände der Stände, d. h. vorzugsweise der Kurfürsten bringe. Von dieser Partei wurde allerdings der Gedanke der Reichseinheit festgehalten, aber nicht unter der kaiserlichen Fahne, sondern unter der Fahne der Reichsstände.

Die dritte Partei war der schwäbische Bund. Dieser Verein, welcher früher zu so großen Hoffnungen berechtigte, verfolgte, seitdem man den Gedanken aufgeben mußte, daß sich aus ihm heraus eine neue Reichsverfassung entwickeln werde, eine Richtung, welche dem Gedanken einer erneuerten Reichsgewalt, unter welchen Formen auch immer, nichts weniger als günstig war. Trotz des Abfalls so mancher ehemaliger Mitglieder, trotz mancher bewiesenen Schwächen und trotz vielfacher Spaltungen in seinem Inneren, bildete er nichts desto weniger eine achtunggebietende Macht im deutschen Reiche, war verhältnißmäßig gut eingerichtet, entfaltete, besonders wenn es galt, Landfriedensbrecher zu bestrafen, eine bedeutende und rasch zusammengebrachte Kriegsmacht. Dieser Bund war aber nachgerade übermüthig geworden, pochte auf seine Selbständigkeit und war nicht gewillt, außer sich selbst einen höheren Richter anzuerkennen. So wollte er sich auch dem Kammergerichte nicht fügen, lud vielmehr Leute, die nicht zu ihm gehörten, vor sein Gericht, wo er Kläger und Urtheiler in Einer Person war, und machte sich nicht selten

der Ungerechtigkeit und der Willkür schuldig. Der Bund stand zwar im Ganzen gut mit dem Kaiser: doch durfte man darauf nicht zu sehr bauen. Denn in ihm hatte nachgerade das Fürstenthum das Uebergewicht erhalten: besonderen Einfluß übte der Herzog von Baiern, als das angesehenste und mächtigste Mitglied des Bundes, welcher nicht gesonnen war, den Bund für etwas anders als für seine eigenen Zwecke zu gebrauchen. Seit diesem Uebergewichte des Fürstenthums bewies sich der Bund nach zwei Seiten hin ganz anders, wie ehedem: er trat nämlich feindselig gegen den Adel und gegen die Städte auf. Was den Adel betrifft, so meinen wir natürlich den, welcher nicht zum Bunde gehörte, besonders den rheinischen und fränkischen: die Feindseligkeit gegen die Städte erstreckte sich aber auf die eigenen Mitglieder. Die Städte klagten häufig darüber, daß sie bei der Bundeshülfe immer zu hoch angesetzt seien, während man sie doch nicht zu den Berathungen ziehe, und in der That nicht selten wurden sie bei den wichtigsten Maßnahmen übergangen. Besonders aber seit dem Ueberfall Reutlingens durch Ulrich von Würtemberg hegten sie gegen ihre fürstlichen Bundesgenossen das äußerste Mißtrauen. Es dauerte nämlich ziemlich lange, bis sich der schwäbische Bund erhob: ein Mitglied desselben, Kasimir von Ansbach, erklärte sogar, gegen Würtemberg nicht kämpfen zu wollen, und zugleich fing er Streit mit Nürnberg an. Nun fürchteten die Städte, es sei auf nichts Geringeres, als auf einen Ueberfall sämmtlicher Städte von Seite der Fürsten, ihrer eigenen Bundesgenossen, abgesehen, und auf eine Theilung der Städte unter die Fürsten: eine Besorgniß, die sich zwar nicht erfüllte, von der sich aber die Städte niemals mehr losmachen konnten. Sie waren daher ungerne beim schwäbischen Bunde und suchten wieder von ihm loszukommen.

Die vierte Partei bildete das mindermächtige Fürstenthum: dieses war sowohl feindselig gegen den schwäbischen Bund, als gegen die kurfürstliche Partei gesinnt, von denen es seine Unabhängigkeit gefährdet glaubte. Seine einzige Absicht war die Ausbildung der Landeshoheit: deßhalb konnte auch ihm keine Entwicklung zusagen, welche auf eine größere Einheit des Reichs, auf eine Stärkung der kaiserlichen Macht hinauslief.

Zur fünften Partei gehörte der Adel, besonders der reichsunmittelbare in Schwaben, Franken und am Rhein, welcher noch eine

gewisse Unabhängigkeit behauptet hatte, die aber von Tag zu Tag mehr von den Fürsten gefährdet ward. Der Adel war daher der abgesagte Feind des Fürstenthums und zwar aller Parteien desselben auf gleiche Weise. Er wollte weder von der kurfürstlichen Partei, noch von dem schwäbischen Bunde, noch von dem mindermächtigen Fürstenthum etwas wissen. Dagegen war es in seinem Vortheil, sich an den Kaiser anzuschließen und die Gewalt desselben zu erweitern. Eine vollkommene Umwälzung der Zustände zum Nachtheile der Fürsten, mit Erhebung eines kräftigen Kaiserthums, lag daher gar nicht außer seinen Bestrebungen.

Die Städte, die sechste Partei, hielten wohl im Ganzen an der beschränkten ängstlichen kaufmännischen Staatskunst fest, wie wir dieselbe bereits seit dem Ausgange des ersten großen Städtekrieges sich haben entwickeln sehen. Sie hegten — selbst, wie wir eben dargethan, die Mitglieder des schwäbischen Bundes — die größte Angst vor den Fürsten, denen sie alles Ueble gegen sich zutrauten, und diese Besorgnisse waren durchaus nicht ungerechtfertigt. Bei jeder Gelegenheit — auch auf den Reichstagen — wurden sie zurückgesetzt, ihres früheren Einflusses beraubt, während man immer größere Geldforderungen an sie stellte. Eben diese letzteren waren ihnen besonders ärgerlich, und wie wir bereits oben bemerkt, sie waren namentlich daran Schuld, warum die Reichsstädte auch der Erweiterung der kaiserlichen Gewalt abgeneigt waren, und warum sie sich den Entwürfen Maximilians widersetzten. Sie fürchteten nämlich, in jenem Falle noch mehr besteuert zu werden, als bisher, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu verlieren: sie waren daher gegen den Kaiser nicht minder mißtrauisch, wie gegen die Fürsten. So erklärt sich denn, wie bei ihnen schon seit geraumer Zeit der Gedanke aufkommen konnte, sich an die Eidgenossenschaft anzuschließen und „schweizerisch zu werden",*) ein Gedanke, welcher besonders seit der Ueberhandnahme der Demokratie in den Städten eine neue Nahrung bekommen mochte. Dieser Gedanke eines vereinigten Freistaats konnte natürlich nicht ausgeführt werden, so wie

*) Vergl. den Brief Dr. Ilsungs aus Augsburg vom 8. März 1519 an den Geheimschreiber des Herzogs Wilhelm von Baiern, bei Jörg Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522 bis 1526 (1851.) S. 30.

derselbe sich blos auf die Reichsstädte erstreckte, sondern man mußte zugleich die umliegenden Gebiete, die Bauerschaften mit herein ziehen. In diesem Falle war es aber ein großartiger Gedanke, der eine außerordentlich folgenreiche Zukunft möglicher Weise in seinem Schooße trug: eine südwestliche deutsche Republik, welche Schwaben, Franken, die Rheingegenden, die Schweiz umfaßte, war das nächste Ziel, welches man verfolgt hätte: aber über dasselbe hinaus konnte sich die republikanische Bewegung auch den anderen deutschen Gebieten mittheilen. Die Umgestaltung des Reichs wäre dann nicht unter der Fahne des Kaiserthums, sondern unter der Form einer Bundesrepublik erfolgt.*)

Und solchen Gedanken war auch die siebente Partei im Reiche, die Bauerschaft, keineswegs fremd. Diese, seit geraumer Zeit die umwälzungssüchtigste Partei im Reiche, da sie unter allen Umständen durch eine Veränderung nur gewinnen zu können schien, war ja, wie wir gesehen, besonders durch das Beispiel der Schweiz angeregt, und hatte bei allen ihren bisherigen Unternehmungen die Eidgenossenschaft im Auge. Die Bauerschaft war gegen alle herrschenden Gewalten feindselig gesinnt, gegen die Geistlichkeit, gegen die weltlichen Fürsten, gegen den Adel, gegen die reichen Kaufleute in den Städten, und nur gegen die Gemeinen in den Städten hegte sie Zuneigung, da im Ganzen die Lage dieser letztern mit der ihrigen übereinstimmte und ihre Strebungen die nämlichen waren.

Man sieht: die Nation war in einer größeren Zersetzung aller ihrer einzelnen Bestandtheile begriffen, wie je. Von einem einmüthigen Zusammenwirken aller ihrer Parteien zur Herbeiführung eines besseren Zustandes konnte keine Rede sein. Es war nur noch die Frage, welche Partei das Uebergewicht behauptete. Auf dem ersten Reichstage, welchen der neue Kaiser hielt, auf dem zu Worms, im Anfange des Jahres 1521 mußte sich dies entscheiden. Hier sollte aber nicht nur die staatliche Lage des Reiches zur Sprache kommen, sondern auch die religiöse Bewegung.

*) Darauf hin deutete auch die Weissagung, es sollte einst eine Kuh auf dem Schwanenberge (in Franken) stehen, und da brüllen, daß mans mitten in der Schweiz höre, d. h. ganz Deutschland sollte zur Schweiz, nämlich frei wie die Schweiz werden.

13. Reichstag zu Worms. Die staatlichen Verhältnisse und der Fortgang der religiösen Bewegung in den Jahren 1521 und 1522.

Die nationale Partei, an ihrer Spitze die Hutten und Sickingen, welche neben der religiösen Freiheit und der Unabhängigkeit von Rom zugleich die Erstarkung des Kaiserthums, die Einheit des Reichs, die Beschränkung des Fürstenthums erstrebte, gab sich schon lange alle erdenkliche Mühe, die kaiserliche Regierung für ihre Ansichten zu gewinnen. Nicht nur in der Presse wirkte sie für diesen Gedanken, sondern Hutten wandte sich auch persönlich an den Kaiser und seinen Bruder Ferdinand, um ja nichts zu versäumen. Diese Partei verlangte, daß der Kaiser an die Spitze der religiösen Bewegung treten, die Abhängigkeit von Rom aufheben, die Freiheit der Gewissen verkünden solle. Würde er dies thun, so stellte sie ihm zugleich eine großartige Erweiterung der kaiserlichen Macht in Aussicht. Und in der That hätte der Kaiser dann, falls er eine Reform des Reichs unter der Fahne des Kaiserthums hätte durchsetzen wollen, auf die ganze öffentliche Meinung rechnen können.

Jedoch der kaiserliche Hof war, abgesehen davon, daß Karl V. kein Verständniß für die religiöse Bewegung in Deutschland besaß, zur Zeit der Eröffnung des Reichstages von Worms durch Rücksichten geleitet, welche ihn zu einer ganz anderen Entscheidung drängten. Der König von Frankreich, seit der Wahl Karls V. zum deutschen Kaiser doppelt auf ihn eifersüchtig, bereitete einen großen Krieg gegen ihn vor. Karl V. suchte nun seinerseits Bundesgenossen wider diesen gewaltigen Gegner. Vor Allem brauchte er den Papst, da einer der Hauptschauplätze des Kampfes Italien sein mußte. Der Papst aber, ohnedies gegen Karl mißtrauisch, wegen seiner doppelten Eigenschaft als Kaiser und König von

Neapel, erklärte nur dann auf seine Seite treten zu wollen, wenn er ihm bei der Unterdrückung der religiösen Bewegung in Deutschland beistehen würde. Die päpstliche Hülfe erschien dem kaiserlichen Hofe als so durchaus nothwendig, daß er um jeden Preis dieselbe erlangen zu müssen glaubte: er ging also auf die gestellte Bedingung ein.

Und eben dieser bevorstehende Krieg mit Frankreich war auch die Ursache, warum die kaiserliche Regierung vorderhand davon absah, größere Entwürfe bezüglich einer Aenderung der Reichsverfassung zu verfolgen. Diese Entwürfe würden jetzt auf bedeutende Hindernisse von Seite der Fürsten gestoßen sein, da eine Verbindung derselben mit Frankreich nahe lag. Ohnedies hatte der Kaiser in dem Wahlvertrage ganz andere, fürstenfreundliche, Versprechungen gemacht. Man sah sich also genöthigt, auch in staatlicher Beziehung die Ideen der nationalen Partei unberücksichtigt zu lassen.

Immerhin aber war die Lage der Dinge so, daß eine Wendung zu Gunsten derselben nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Was zunächst die religiöse Bewegung betrifft, so war die Ansicht der Mehrzahl der Reichsstände, welche zu Worms versammelt waren, nichts weniger als mit den Forderungen des Papstes und mit der Bereitwilligkeit des Kaisers, denselben Genüge zu leisten, einverstanden. Die Beschwerden der Nation gegen den Papst waren ja uralt, und wurden fast auf jedem Reichstage wiederholt: auch jetzt suchte man dieselben hervor, und setzte 101 Punkte auf, welche man abgestellt zu sehen verlangte: diese Punkte stimmten mit den Forderungen der öffentlichen Meinung, so ferne sie sich gegen die Hierarchie und ihre Mißbräuche gerichtet hatte, im Wesentlichen überein. Und so wiesen die Reichsstände auch die Forderung des päpstlichen Gesandten, Luthern ungehört zu verdammen, zurück. Es ward beschlossen, obgleich sich die päpstlichen Gesandten mit Händen und Füßen dagegen sträubten, Luthern vor die Reichsversammlung zu laden und sich dort verantworten zu lassen. Zu diesem Ende wurde ihm freies kaiserliches Geleite zugesagt. Die Möglichkeit war vorhanden, daß die Reichsversammlung, wenn sie Luthern gehört, keineswegs in seine Verdammung willigen werde.

Und so war auch in Bezug auf die staatlichen Einrichtungen das Verhältniß zwischen Kaiser und Ständen nicht gerade ein

freundliches zu nennen. Die Kurfürsten nämlich, fußend auf die von dem Kaiser bei dem Wahlvertrag gemachten Versprechungen, legten ihm den Entwurf zu einem Reichsregiment vor, zufolge dessen das kaiserliche Ansehen zu einem Schatten gemacht, die Gewalt vielmehr in die Hände der Stände, vorzugsweise der Kurfürsten niedergelegt worden wäre. Das Reichsregiment, aus zwanzig Personen zusammengesetzt, wovon sechs auf die Kurfürsten kamen, zwölf auf die übrigen Stände, der neunzehnte der Vorsitzende, der zwanzigste einer der Kurfürsten war, von denen jeder abwechselnd ein Vierteljahr lang bei dem Regimente anwesend sein mußte, sollte nämlich bestehen, auch während sich der Kaiser im Reiche befand, und da diesem Regimente die wichtigsten Befugnisse zugetheilt wurden, so war die Absicht nicht zu verkennen, dem Kaiser alle wirkliche Macht aus den Händen zu winden. So viel wollte sich aber Karl V. doch nicht gefallen lassen: er erklärte, den Entwurf in dieser Form nicht annehmen zu können: es erfolgte eine merkliche Spannung zwischen dem Kaiser und den Fürsten. Unter solchen Umständen glaubte man von Seite der kaiserlichen Regierung die nationale Partei doch nicht vor den Kopf stoßen zu dürfen: man trat vielmehr mit ihr in Unterhandlungen. Die Häupter dieser Partei waren theils in Worms selbst, theils bei Sickingen auf der benachbarten Ebernburg versammelt. Die kaiserliche Regierung ging so weit, daß sie Franz von Sickingen zum Rathe erwählte und zum Feldhauptmann in dem bevorstehenden Kriege gegen Frankreich: ja auch Ulrich von Hutten wurde die Aussicht eröffnet, in irgend einer Weise in den kaiserlichen Dienst aufgenommen zu werden. Diese Thatsachen erhielten ein desto größeres Gewicht, wenn man bedachte, daß gerade während des Reichstags von Hutten und seinen Genossen von der Ebernburg aus die heftigsten Schriften gegen die päpstlichen Gesandten und überhaupt gegen die ganze kirchliche Partei geschleudert wurden, ja daß diese nicht anstanden, den Vernichtungskrieg gegen sie zu predigen.

Trotz alle dem war aber doch nicht daran zu denken, daß die kaiserliche Regierung ernstlich in die Plane der nationalen Partei eingehen werde. Die oben angegebenen Beweggründe blieben immer die maßgebenden für die kaiserliche Staatskunst. Man versuchte nunmehr durch geschickte Unterhandlung wenigstens so viel zu

erreichen, als möglich war. Was das Reichsregiment anbetrifft, — jene von den Kurfürsten vorgeschlagene Einrichtung, welche dem Kaiser am wenigsten behagte — so war ihm zwar nicht zu entgehen, doch versuchte der Kaiser einige Veränderungen zu seinen Gunsten durchzusetzen. Und dies gelang ihm. Die Anzahl der Mitglieder wurde auf 22 Personen ausgedehnt, von denen die zwei neuen durch den Kaiser ernannt werden sollten; ferner sollte das Regiment nur dann aufgerichtet werden, wann der Kaiser nicht im Lande sei; den Vorsitzenden sollte der Kaiser ernennen; und endlich sollte in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen ein Wechsel in den Personen der Mitglieder des Regiments vorgenommen werden: man hoffte, durch diese Einrichtung einen größeren Einfluß üben zu können. Trotz dieser Zugeständnisse, die man dem Kaiser machte, war gleichwohl die Aufrichtung des Regiments als ein Sieg der kurfürstlichen Partei zu bezeichnen, als eine Schmälerung des kaiserlichen Ansehens, und als eine Niederlage der demokratischen Bestandtheile der Nation. Denn an dem Regimente waren weder die Ritter, noch die Städte vertreten: ja die letzteren — von der Ritterschaft war es ohnedies nie der Fall — waren nicht einmal zu den Verhandlungen des Reichstags zugezogen: ausdrücklich wurde ihnen Sitz und Stimme auf demselben verweigert.

Und die religiöse Frage nahm ebenfalls einen der nationalen Partei höchst ungünstigen Ausgang.

Luther folgte mit Freuden der an ihn ergangenen Aufforderung. Es fehlte nicht an Personen, welche ihm, als er sich Worms näherte, Warnungen zugehen ließen, und ihn zu bestimmen suchten, wieder umzukehren, da sein Leben in Gefahr sei. Nicht nur von Freunden gingen diese Warnungen aus, sondern auch von der päpstlichen Partei, welche in dem Nichterscheinen Luthers einen weit sicherern Erfolg voraussah, als in seinem Auftreten. Luther setzte aber all diesen Rathschlägen den unerschütterlichsten Muth, das begeisterteste Gottvertrauen entgegen. „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, antwortete er, als Ziegel auf den Dächern sind, so spräng ich doch unter sie mit Freuden." Sein Erscheinen machte begreiflich in Worms ein ungeheueres Aufsehen. Schon bei seinem Einzug — er saß in einem offenen Wagen — hatte sich eine zahllose Menschenmenge versammelt, die ihn bis in seine Wohnung

begleitete. Am andern Tage, am 17. April, als er das erste Mal vor den Reichstag geladen ward, waren die Straßen so vollgestopft von Menschen, daß man ihn auf Umwegen, durch Gärten und Häuser zu dem Orte der Versammlung führen mußte. Der Reichstag selbst war einer der glänzendesten und besuchtesten seit langer Zeit: alle Kurfürsten waren daselbst gegenwärtig, außer ihnen gegen sechzig Fürsten, eine Menge von Bischöfen, Aebten und sonstigen Großen, Gelehrten und Städteabgeordneten. Luther wurde zweimal vor die Reichsversammlung geladen. Das eine Mal wurde ihm die Frage vorgelegt, ob er sich als Verfasser seiner Schriften bekenne, und ob er die in ihnen niedergelegten Grundsätze widerrufe. Das Erste bejaht er, bezüglich der zweiten Frage bat er sich Bedenkzeit für den andern Tag aus. Da hielt er denn die merkwürdige, kühne todesmuthige Rede, in welcher er erklärte, nicht widerrufen zu können, da dies wider sein Gewissen und wider die heilige Schrift sei, eine Rede, die er mit den berühmten Worten schloß: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" Es wurden nachher noch verschiedene Versuche gemacht, ihn umzustimmen, ihn wenigstens zur Zurücknahme einiger seiner Sätze zu vermögen: es war vergebens. Am 26. April reiste er wieder von Worms ab. Auf dem Wege wurde er aber auf Anstiften seines Landesherrn, des Kurfürsten Friedrich, welcher das Kommende voraussah, aufgehoben und auf die Wartburg gebracht, wo er eine Zeitlang verborgen lebte.

Nach Luthers Abreise drangen die päpstlichen Gesandten mit erneuerter Heftigkeit auf seine Verdammung. Der Kaiser fühlte aber wohl, daß die Mehrzahl der Reichsstände in einen solchen Beschluß nicht willigen werde: denn Luthers Benehmen hatte doch bei Vielen einen tiefen Eindruck gemacht, abgesehen davon, daß sie bei der außerordentlichen Theilnahme, welche Luther beim Volke gefunden, im Falle seiner Verdammung eine Empörung fürchteten. Ganz in der Nähe, in Worms selbst, drohte man sogar damit. Ein Anschlag an den Straßenecken besagte, daß mehr als 400 Edelleute sich verschworen hätten, um Luthern zu schützen, ebenso ein Bundschuh von 8000 Bauern. Genug: man wartete von Seite der kaiserlichen Regierung, bis der Kurfürst von Sachsen und der größte Theil der Fürsten, deren man nicht gewiß war, den Reichstag

verlassen hatten: dann erst wurde über die Sache verhandelt: der Kaiser und die päpstlichen Gesandten erlangten von den Zurückgebliebenen die Zustimmung zu der Verordnung, zufolge deren Luthers Lehre verboten, er selbst in die Reichsacht gethan wurde. Man setzte aber den Tag dieses Beschlusses auf mehrere Wochen zurück, als sei er zu einer Zeit gefaßt worden, wo noch alle Fürsten beisammen gewesen.

Dies waren die Ergebnisse des Reichstages von Worms. Man sieht: es wurden Beschlüsse daselbst gefaßt, welche staatlich wie religiös im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung, mit der Mehrzahl der Nation waren. Staatlich, indem durch die Errichtung des Reichsregiments nur die kurfürstliche Partei begünstigt ward, während die anderen, insbesondere aber Adel und Bürgerthum, von der Bauerschaft gar nicht zu reden, zurückgesetzt wurden. Religiös, indem die neue Lehre der Verdammung preisgegeben ward, während sich diese doch bereits der ganzen Nation bemächtigt hatte.

Es war jetzt nur die Frage, ob diese Beschlüsse auch ausgeführt werden konnten. Die nächste Zukunft lehrte sofort das Gegentheil.

Was zuerst das Reichsregiment anbetrifft, welches zu Nürnberg im November 1521 ins Leben trat, so setzte man sich ihm von den verschiedensten Seiten entgegen: von Seite der Städte, des Adels, der kleineren Fürsten, des schwäbischen Bundes. Sie alle sahen sich durch die Gewalt, welche das Regiment für sich in Anspruch nahm, gefährdet. Durch den schwäbischen Bund wirkte aber auch der Kaiser dem Regimente entgegen. Er erblickte in dem Bunde ein Gegengewicht wider diese ständische Gewalt, und gab sich daher noch auf dem Reichstage von Worms alle Mühe, um seine Erneuerung zu Wege zu bringen: denn mit dem nächsten Jahre lief die Frist, auf welche er geschlossen war, zu Ende. Das wichtigste, angesehenste und einflußreichste Mitglied des schwäbischen Bundes war der Herzog von Baiern: es galt also zunächst diesen für den Gedanken zu gewinnen. Auch ging er gerne darauf ein, da er wohl einsah, daß ihm der schwäbische Bund ebenso viel Vortheil gewähre, wie dem Kaiser. Desto größer war die Abneigung bei den Städten. Diese wollten nichts mehr von der Erneuerung des Bundes wissen, aus den Gründen, die wir schon oben angeführt: sie beklagten sich

darüber, daß sie mit den Beiträgen zu hoch angesetzt seien, daß man sie zu den wichtigsten Berathungen gar nicht ziehe, daß man ihnen doch keinen rechten Schutz gewähre, und daß die verschiedenen Ausnahmen, welche die Fürsten des Bundes mit anderen Fürsten sich vorbehielten, den Zweck desselben doch zur reinen Täuschung machten. Bei den oberländischen Städten, welche sich am Eifrigsten und am Längsten widersetzten, wirkte offenbar der Gedanke eines Anschlusses an die Eidgenossenschaft ein. Bei den gegenwärtigen Zuständen des Reichs hielten sich die Reichsstädte für verrathen und verkauft, und selbst dem Kaiser trauten sie nicht, da er mit den Fürsten in so engen Verhältnissen zu stehen schien, und die Städte auf dem Reichstage von Worms offenbar zurückgesetzt hatte. Da aber die kaiserliche Regierung nicht nachgab, es weder an guten Worten noch auch an Drohungen fehlen ließ, so wurden die Städte doch endlich vermocht, in die Erstreckung des schwäbischen Bundes zu willigen. (1522.) Nun aber nahm dieser sofort eine entschieden feindselige Stellung gegen das Reichsregiment ein. Er erkannte dasselbe als oberste Behörde des deutschen Reiches nicht an, sondern betrachtete sich ihm gegenüber ebenso unabhängig. Und er konnte dem Regimente wohl trotzen, da er über eine sehr bedeutende kriegerische Macht zu verfügen hatte, während das Reichsregiment noch gar keine stoffliche Unterlage besaß.

Die Mitglieder des Reichsregiments sahen bald ein, daß es sich vor Allem darum handle, ihm diese stoffliche Unterlage zu verschaffen. Sie brauchten Mannschaft und Geld, vor Allem aber das letztere, weil damit auch die erstere zu erlangen war. Sie dachten nun daran, eine allgemeine Reichssteuer ins Leben zu rufen, wagten jedoch nicht zu dem gemeinen Pfennig zurückzukehren, welcher unter Maximilian einen so großen Widerstand gefunden hatte. Sie verfielen dagegen auf die Errichtung eines Gränzzolls, der auf alle fremden Waaren gelegt werden sollte. Man berechnete, daß ein solcher Zoll mehr eintrage, als jede andere Art der Besteuerung: begreiflich, daß die Regimentsmitglieder diesen Gedanken mit Eifer verfolgten. Desto größer war aber der Widerspruch von Seite der Stände. Vor Allem erhoben sich dagegen die Städte, welche in der Errichtung des Zolls ihr gänzliches Verderben erblickten: denn eigentlich schien diese Maßregel nur gegen sie gerichtet.

Sie setzten Hände und Füße in Bewegung, um sie nicht ins Leben treten zu lassen, und als nichts Anderes half, schickten sie eine eigene Gesandtschaft an den Kaiser nach Spanien (1523), um die Aufhebung dieser Einrichtung zu bewerkstelligen. Aber nicht nur die Städte waren gegen den Gränzzoll, sondern auch die Fürsten. Sie sahen darin eine bedeutende Hülfsquelle für die Reichsgewalt, welche zunächst allerdings dem ständischen Regimente zukam, aber möglicher Weise über kurz oder lang — wenn etwa das Regiment sich auflöste — dem Kaiser in die Hände fallen mußte. Diesen aber wollten sie so wenig als möglich unterstützen, und selbst der Herzog von Baiern, mit dem der Kaiser doch als Haupt des schwäbischen Bundes in gutem Vernehmen stand, wirkte diesem Reichszoll aus dem Grunde entgegen, weil möglicher Weise eine Erhöhung der kaiserlichen Gewalt daraus erwachsen könnte und hiemit Unterdrückung aller Fürsten.*)

Der eine auf dem Reichstage zu Worms gefaßte Beschluß, die Errichtung des Reichsregiments, obschon ins Leben getreten, stieß also jetzt bereits auf die vielfältigsten Hindernisse und Widersetzlichkeiten.

Ebenso aber ging es mit dem andern Beschlusse, mit dem Verbote der lutherischen Lehre. Weit entfernt, daß das Verbot etwas genützt hätte, dehnte sich vielmehr die Theilnahme noch weiter aus, ja es trat die Bewegung nunmehr in eine Entwickelungsstufe ein, welche Niemanden gefährlicher werden mußte, als den herrschenden Gewalten.

Seit dem Reichstage von Worms mußte man die Hoffnung aufgeben, welche von den Führern der Bewegung bis dahin gehegt worden war, daß sich die Fürsten, geistliche wie weltliche, an die Spitze derselben stellen und in Uebereinstimmung mit den Wünschen der öffentlichen Meinung eine neue Ordnung der Dinge begründen würden. Die herrschenden Gewalten hatten dieses nicht nur nicht gethan, sondern sie hatten sogar die neue Lehre verdammt. Die Folge davon war, daß nun die Bewegung keine Rücksicht weiter auf sie nahm, vielmehr den Widerstand, welchen sie bisher gegen die geistliche Gewalt bewiesen, jetzt auch gegen das Fürstenthum

*) Vergl. Jörg a. a. O. S. 14 — 15.

kehrte. Die Bewegung schlug jetzt eine demokratische, fürstenfeindliche, auch in staatlicher Beziehung umwälzungssüchtige Richtung ein.

Schon früher hatten die Führer der Bewegung es für nöthig gefunden, sich mit ihren Schriften an den gemeinen Mann zu wenden, und diesen in die Frage des Tages mit hereinzuziehen. Jetzt wird dieses Streben immer allgemeiner. Nicht nur, daß fast alle Schriften in deutscher Sprache geschrieben wurden, sondern man ging auch in die Anschauungsweise des gemeinen Mannes ein, man schrieb im Volkstone, mit der entschiedensten Derbheit, und suchte namentlich durch kleinere Flugschriften, durch ihren witzigen Inhalt, durch unterhaltende Einkleidung auf die Massen zu wirken. Besonders großen Beifall fanden die Gespräche, unter welcher Form die neuen Ideen sehr häufig dargestellt wurden. Diese Gespräche erinnerten an die Fastnachtspiele, übertrafen sie aber natürlich bei Weitem in Bezug auf den Inhalt der Gedanken und auf die Zwecke, die man dabei verfolgte. Bald war ganz Deutschland mit einer Fluth von solchen Volksschriften übersäet: eine wurde begieriger gelesen, wie die andere. Je derber, je einschneidender, um so mehr behagten sie. Außer diesen Schriften wirkten aber auch die Führer durch ihre Persönlichkeit. Wir finden, daß jetzt eine Menge von Anhängern der Neuerung als Prediger durch die deutschen Länder zogen, da und dort das Volk auf offenem Markte, oder auf freiem Felde versammelten und Reden hielten. Mit Begierde wurden solche herumreisende Prediger von dem Volke gehört. Setzten sich etwa die herrschenden Gewalten entgegen, so war es meistens zu spät. Denn sie hielten sich nie lange an einem Orte auf, sondern wanderten, nachdem sie ein paar Reden gehalten, wieder weiter.

Die Theilnahme des gemeinen Mannes an der Bewegung steigerte sich durch diese und ähnliche Erscheinungen außerordentlich. Er warf sich mit dem größten Eifer in die angeregten Fragen, las entweder selber die Schriften der Widerstandspartei, besonders auch die Bibel, welche seit dem Jahre 1521 von Luther verdeutscht wurde, oder ließ sie sich vorlesen. Fast das ganze öffentliche Leben wurde von diesen Bestrebungen durchdrungen. Selbst in den Wirthshäusern, auf offenem Markte, sprach man über religiöse Gegenstände. Die Laien waren bald besser unterrichtet, als die Geistlichen

selbst. Diejenigen unter ihnen, welche sich noch zum alten Lehrgebäude bekannten, und die meistentheils unwissend waren, wurden bei jeder Gelegenheit von den Laien verspottet: es kam nicht selten vor, daß ihnen auf der Kanzel von Einem aus der Gemeinde in die Rede gefallen wurde, daß man sie sogar heruntertrieb, daß dagegen Laien die Kanzel betraten und predigten. Ueberhaupt stieg der Haß gegen die Geistlichkeit bis zum höchsten Grade: man verachtete jeden Pfaffen von vornherein, nur weil er ein Pfarrer war, und so hielten es selbst solche Geistliche, welche Anhänger der Neuerung waren, und als reisende Prediger auf die Volksmassen wirken wollten, für angemessener, sich für Laien, für Bauern auszugeben, weil man zu solchen mehr Zutrauen hegte, als zu den Geistlichen.

Unter solchen Umständen, bei diesem täglichen Anwachsen der Widerstandspartei, sowohl in Bezug auf den Umfang als auf die innerliche Kraft, war natürlich an eine Ausführung des wormser Beschlusses gar nicht zu denken. Die Anhänger der Neuerung waren zu massenhaft, als daß man nur irgend etwas gegen sie auszurichten vermochte. Ja, wenn der päpstliche Gesandte Miltitz im Jahre 1519 sagen konnte, daß unter fünf Leuten immer zwei oder drei Luthern anhingen, so konnte man dies nunmehr wohl mit wenig Ausnahmen vom ganzen Volke behaupten. Und natürlich mit dem äußeren Umsichgreifen der Bewegung wuchs auch ihr Inhalt: die Ideen rissen sich mehr und mehr von dem Bestehenden los, wurden klarer, folgerichtiger, entschiedener, umwälzender. Eben in jenen Zeiten entwickeln sich die großen Gedanken, welche das eigentliche Wesen der Reformation ausmachten, Gedanken, welche die späteren Jahrhunderte erfüllten, und wenn auch zeitweise unterdrückt, sogar durch die Vertreter der Reformation selber, doch immer wieder als die Grundsäulen jeder wahren freien Geistesbildung erkannt worden sind und sich geltend gemacht haben.

So stellte man als Grundsatz hin, daß man keine Ueberlieferung, kein Ansehen, keine Gewalt in Glaubenssachen anerkenne: die einzige Quelle der Religion könne nur das Evangelium sein, das wahre unverfälschte Wort Gottes, wie man es nannte, und neben ihm der gesunde Menschenverstand, Natur und Vernunft. Die Natur bildete einen zu wesentlichen Bestandtheil in der geistigen

Entwicklung der Nation während der letzten Jahrhunderte, als daß sie nicht auch jetzt eine bedeutende Rolle hätte spielen sollen. Ja, die Einflüsse dieser natürlichen Richtung, selbst auf religiöse Meinungen, sind offenbar viel stärker gewesen, als man selber wußte. Aus ihr entsprangen die Ansichten über die Ehe, über das Verhältniß beider Geschlechter: die Nothwendigkeit von der Aufhebung der Ehelosigkeit der Geistlichkeit, der unnatürlichen Kirchengesetze, welche die Heirathen zwischen Verwandten erschweren, die Scheidung zwischen Ehegatten verbieten; überhaupt die Bekämpfung aller der Lehrmeinungen, welche von dem mittelalterlichen Grundsatze von der Tödtung des Fleisches ausgegangen sind. Man erkannte der Natur in und außer dem Menschen wieder ihr volles Recht zu: nur dadurch glaubte man das Rechte zu treffen, und die Sittlichkeit weit mehr zu befördern, als durch die unnatürlichen Kirchengesetze, die doch niemand gehalten. Neben diesem freien Grundsatze spielt nun aber das Evangelium, das Wort Gottes, eine große Rolle. Es war dasselbe das Schlagwort für die Bewegungspartei geworden. Natürlich: Luther selber stützte sein ganzes Lehrgebäude auf die Bibel, die er als göttliche Offenbarung faßte. Seine Anhänger folgten ihm hierin nach. Sie legten schon deßhalb ein so großes Gewicht darauf, weil die Kirche sich rühmte, eine göttliche Einrichtung zu sein. Diesem Vorgeben war die Spitze abgebrochen, so wie man die Bibel als eigentliches Wort Gottes faßte, in dem Gott seinen Willen geoffenbart habe: denn da in der Bibel von dem Papstthume und überhaupt von der gesammten Hierarchie nichts stand, so mußten diese schon dadurch zusammenfallen. Daß indessen die Bibel verschiedene Auslegungen zulasse, wollte man nicht bestreiten. Jedem Christen stehe aber das Recht der Schriftauslegung zu. Ja, in Bezug auf die Verfasser der einzelnen biblischen Bücher, auf die Aechtheit derselben wurden bereits scharfsinnige Untersuchungen angestellt.

Der Kern der neuen Lehre bestand aber offenbar darin, daß man die Religion als etwas rein Innerliches faßte, im Gegensatze zu der Kirche, welche die Hauptsache in etwas Aeußerlichem suchte. Luther bezeichnete dieses Innerliche als Glauben, mit Beziehung auf den besondern Ausgangspunkt seiner Theologie, wovon wir oben gesprochen. Im Wesentlichen aber muß man darunter die Gesinnung

verstehen. Die Gesinnung also ist der neuen Lehre die Hauptsache, und Alles, was mit ihr in keine nothwendige Beziehung gebracht werden kann, müsse daher verschwinden. Und so wurden denn alle bisherigen Gebräuche der Kirche, alles weltliche Gepränge, alle äußeren Bußwerke, Anbetung der Heiligen, Reliquienverehrung, Fasten, Rosenkranzbeten, Kirchen und Altäre bauen, Messen stiften, und wie alle diese mittelalterlichen frommen Kirchenwerke heißen mochten, über Bord geworfen. Man glaubte auch alle Feiertage entbehren zu können, außer dem Sonntag. Man fand nicht einmal das Kirchengehen so unabläßig nothwendig: der Christ könne ebenso gut in seinem Kämmerlein beten oder in Gottes freier Natur: der wahre Tempel Gottes sei die Seele des gläubigen Menschen. Und so wurden auch die Sakramente behandelt: von den sieben Sakramenten der Kirche behielt man nur die Taufe und das Abendmahl bei; und selbst auf diese wurde keineswegs ein großes Gewicht gelegt: man betrachtete sie als Zeichen für die Verheißung der Gnade Gottes: die Nothwendigkeit dieser Sakramente bestritt man durchaus. Dagegen legte man das größte Gewicht auf die Liebe des Nächsten: hierin erblickte man das Wesen des Christenthums, und die wahrhaft religiöse Gesinnung des Menschen könne sich eben nur in den Werken der Liebe bethätigen.

Aus diesen Grundsätzen folgte aber von selbst der von der Gewissensfreiheit, von der Duldung gegen Andersgläubige. Die wahre Religion sei etwas Innerliches, das könne nur Gott beurtheilen, und gesetzt auch, uns anderen erscheine die Religion des Nebenmenschen als Irrthum, so gebiete uns die Liebe, ihn zu dulden und ihn höchstens durch Ueberzeugung auf den rechten Weg zu leiten. Der Grundsatz der Gewissensfreiheit wurde nun in der größtmöglichsten Ausdehnung angewendet: nicht blos auf Christen, sondern auch auf Nichtchristen, auf Juden, Türken, Heiden. Man hielt demgemäß auch die Ehe zwischen Christen und Nichtchristen zuläßig. Ja, man scheute sich nicht zu bekennen, daß auch ein Nichtchrist den rechten Glauben haben könne.

Bei so freien Ansichten konnte natürlich das Priesterthum, wie sich dasselbe in der katholischen Kirche ausgebildet hatte, dieser bevorrechtete Stand, welcher die Vermittlung zwischen Gott und den Menschen bildete, ohne dessen Zuthun die Seligkeit nicht zu erlangen

war, nicht mehr bestehen. Wir haben bereits bemerkt, wie bald Luther den Grundsatz von dem allgemeinen Priesterthum aller Christen aufgestellt. Er wurde unerbittlich festgehalten und die weitgehendesten Folgerungen daraus gezogen. Ursprünglich habe jeder Christ das Recht zu predigen — das eigentliche Amt des Priesters —: nur um Verwirrung zu vermeiden, bestelle man Einen in der Gemeinde, der das Predigtamt übe: das Recht der Ernennung besitze die Gemeinde, sie könne den Prediger, wenn er ihr nicht gefiele, ebenso gut wieder absetzen, und wo überhaupt schlechte Priester seien, habe jeder Laie nicht nur das Recht, sondern selbst die Pflicht, das Predigtamt zu üben, so wie er den Beruf dazu in sich spüre. Und fehle es an Männern, so stehe auch Weibern das Recht zu. Indem nun aber der Priester zu einem Diener der Gemeinde herabsank, war es natürlich, daß man ihn aller der Vorrechte entkleidete, die er bisher besessen. Die weltlichen Güter sollten den Kirchen genommen werden und der Gemeinde zufallen, ebenso alle Nebeneinnahmen, die sogenannten Accidentien, mit denen die Geistlichen so häufig Wucher getrieben: dagegen sollte die Gemeinde für den Unterhalt des Pfarrers sorgen. Die Geistlichen sollten sich in keiner äußerlichen Weise von den Laien unterscheiden, ebenso gekleidet sein, wie diese, keine Freiheit vor den Bürgern voraushaben, derselben Obrigkeit unterworfen sein, wie diese, alle ehrlichen Handwerke thun dürfen. Es versteht sich von selbst, daß man auch die Mönchsorden nicht mehr dulden wollte und wenn auch nicht auf eine plötzliche Aufhebung des ganzen Mönchswesens, so doch auf Einrichtungen drang, welche ein allmähliges Aussterben desselben ermöglichten.

Und so wurde auch ausdrücklich die Vorstellung von der Kirche, als einer äußeren Genossenschaft, deren Haupt der Papst sei, über die er unumschränkt gebiete, welcher er Glaubenssätze vorschreibe, niedergerissen. Man erkannte keine außere Kirche mehr an, sondern nur eine geistige, deren Haupt Christus sei. Hierdurch verstand es sich von selbst, daß auch von einer besonderen Stellung der Kirche neben oder gar über dem Staate keine Rede mehr sein konnte. Diejenigen, welche bisher die Kirche ausgemacht hatten, nämlich die Priester, seien, da sie sich ja im Wesentlichen von den Laien nicht unterschieden, folgerichtig der weltlichen Macht ebenso unterworfen, wie diese. Unter diesem Grundsatze verstand man jedoch nicht das,

was später daraus gemacht worden ist, daß nämlich die Obrigkeiten das Recht haben sollten, in Glaubenssachen zu gebieten. An solche Folgerungen dachte die Bewegung um so weniger, als sie vielmehr gerade damals gegen die weltliche Macht, gegen Fürsten und Herren, nicht minder strafend, rügend und angreifend zu Werke ging, als gegen die Geistlichkeit.

Von Tag zu Tag stieg die Unzufriedenheit des gemeinen Mannes mit den öffentlichen Zuständen. Die Steuern nahmen kein Ende, und doch war es um die Sicherheit der Straßen, des Eigenthums, des Rechts um nichts besser geworden. Seit Jahrzehenden beschäftigte man sich mit einer Reform des Reichs: aber alle Versuche, welche von oben herab deßhalb unternommen wurden, führten zu keinem Ergebniß. Ein sicheres Zeichen, daß den großen Herren das Salz der Erde nicht übermäßig zu Theil geworden. Was war natürlicher, als daß der Gedanke Wurzeln schlug, da die großen Herren keine Besserung im öffentlichen Wesen zu Stande brächten, so müsse das Volk dazu thun? Die Aenderung aber, welche das Volk in den öffentlichen Zuständen beabsichtigte, war wesentlich verschieden von dem, was die Fürsten bisher ausgeklügelt. Das Volk verlangte in den staatlichen Dingen ein ebenso durchgreifendes Verfahren, wie in der Religion. Der Grundsatz der Freiheit wurde hier in derselben Ausdehnung in Anwendung gebracht, wie bei den Gewissen. Die Ansicht, daß alle Menschen einander gleich seien, die sich bereits die letzten Jahrhunderte daher geltend gemacht, erhielt jetzt eine fernere Begründung durch das Evangelium, und so konnte man sich eine neue Ordnung der Dinge nur unter der Herrschaft jenes Grundsatzes denken. Auch war man überzeugt, daß eine wirkliche Heilung der vielen Gebrechen des Reiches nicht zu bewirken sei, so wie man alle die besonderen Satzungen, Ordnungen, Gesetze und Gerechtsame stehen lasse; vielmehr verlangte man eine vollkommene Aufhebung aller dieser Gesetze, insbesondere aber des römischen Rechts, dagegen sollte ein neues gemeinsames Recht, nämlich das Naturrecht (d. h. das alte germanische Recht) aufgerichtet werden. Ebenso müßten alle bisherigen Zölle, Mauthen, Geleite u. s. w. fallen, vielmehr die Straßen und Wege im ganzen Reiche frei sein: dagegen müßte eine gemeinsame Münze, gemeinsames Maaß und Gewicht aufgerichtet werden. Und nicht minder

war man auf Mittel und Wege bedacht, um die Verhältnisse der niederen Stände zu verbessern, namentlich ihre Beziehungen zu den reichen Kaufleuten, und die Ungleichheit des Vermögens zu beseitigen.*)

Unter solchen Umständen, bei dieser von Tag zu Tag steigenden Aufregung der Massen, bei ihrer neuerungssüchtigen, umwälzenden Gesinnung, bei dem zunehmenden Hasse gegen die Fürsten — glaubten die Häupter der nationalen Partei, Hutten und Sickingen, sei die Zeit gekommen, um eine großartige staatlich-religiöse Umwälzung in den öffentlichen Zuständen des Reiches, und zwar mit den Waffen, durchzusetzen. Im Sommer 1522 sollte das Unternehmen ausgeführt werden.

---

14. Umwälzungsversuch Huttens und Sickingens.

Schon seit dem Ausgange des wormser Reichstages ging Hutten mit diesem Unternehmen um. Aber erst seit der Rückkehr Sickingens von dem Feldzuge gegen Frankreich konnte an die Ausführung desselben gedacht werden. Die Mittel, welche beiden Männern zu Gebote standen, waren nicht unbedeutend, und die Vorbereitungen, welche sie zu dem beabsichtigten Schlage trafen, zeugten von nicht geringem Verstand und Einsicht. Sickingen gebot an sich schon über ansehnliche Kräfte: als weit und breit bekannter Kriegsherr gelang es ihm leicht, Tausende von Söldnern unter seine Fahnen zu versammeln, und so die nothwendige stoffliche Unterlage für das Unternehmen zu gewinnen. Aber weit bedeutender war die Unterstützung, welche er durch seine Verbindungen zu erlangen hoffte. Sickingen galt als der erste Edelmann im deutschen Reiche: sein Anhang unter dem deutschen Adel war daher ein sehr großer, man konnte

---

*) Siehe bes. die angebliche Reformation Friedrichs III. Vergl. meine Reformationsgeschichte. II. S. 339 folg.

ihn als das Haupt des Adels betrachten, besonders des rheinischen, fränkischen, schwäbischen. Es war nicht schwer, den Adel für das Unternehmen zu gewinnen, welcher sich sowohl an die neuen religiösen Ideen angeschlossen hatte, als auch auf das Heftigste gegen die Fürsten erbittert war. Bei dem Gelingen des Unternehmens stand ihm eine glänzende Zukunft in Aussicht: er erlangte wieder die frühere Bedeutung, sicherte sich die Freiheit und vereitelte für immer die Absichten des Fürstenthums. So wurde bereits im Anfange des Jahres 1522 auf einem Tage zu Landau eine große Adelsverschwörung geschlossen, Sickingen zum Haupte ernannt. Der Adel bildete demnach den eigentlichen Kern der beabsichtigten Umwälzung.

Natürlich aber entging es Hutten und Sickingen nicht, daß mit ihm allein wenig auszurichten sei. Sie erkannten sehr wohl, daß alle fürstenfeindlichen Stände mit herbeigezogen werden müßten, also die Städte und die Bauern. Und Hutten ließ es auch an keinen Versuchen fehlen, um eine Vereinigung zwischen Adel, Städten und Bauern zu Stande zu bringen. In mehreren Schriften, die das Stärkste enthalten, was bisher gegen die Fürsten geschrieben worden, führte er diesen Gedanken aus. Sodann handelte es sich darum, die Häupter der religiösen Bewegungspartei ebenfalls in den Plan mit hereinzuziehen. Hutten versuchte es zuerst mit Luther. Mit diesem schien es zwar nicht gelingen zu wollen. Aber dagegen befanden sich mehrere andere Häupter der religiösen Bewegungspartei, Oekolampad, Bucer, Schwebel, Aquila, Brunfels, auf der Ebernburg, welche in das Unternehmen vollkommen eingeweiht und mit ihm einverstanden waren. Auch der Erzbischof von Mainz ließ sich sehr tief in die Sache ein: sein ganzer Adel verband sich mit Sickingen, von ihm selbst sagte man, daß er vorgehabt, sein Erzstift in ein weltliches Fürstenthum zu verwandeln. Selbst der Kaiser schien zu den Planen Sickingens in irgend einer Beziehung gestanden zu sein. Wenigstens war die Meinung verbreitet, daß Sickingen im Auftrage des Kaisers handle, und wenn dies auch nicht der Fall gewesen sein mochte, so hoffte man wenigstens bei dem Gelingen des Unternehmens den Dank Karls V. verdienen zu können. Denn allem Anscheine nach ging dasselbe zugleich auf die Stärkung des Kaiserthums hinaus.

Im Anfang Septembers 1522 begann Sickingen mit dem Kriege gegen den Erzbischof von Trier, gegen welchen er eine unscheinbare Veranlassung hervorsuchte. Gelang ihm der Sturz dieses Kurfürsten, der übrigens ein Freund Frankreichs und ein heftiger Gegner der Reformation war, so war dies immerhin ein ganz bedeutender Erfolg. Von da aus wäre Sickingen sofort auf den Landgrafen von Hessen losgegangen. Aber gleich der Anfang war von keinem Glücke begleitet. Sickingen lag acht Tage vor Trier, ohne die Stadt einnehmen zu können, welche der Erzbischof heldenmüthig vertheidigte. Unterdessen rafften die benachbarten Fürsten von Hessen und von der Pfalz, welche die größeren Absichten Sickingens durchschauten, eifrigst Kriegsschaaren zusammen und eilten dem Erzbischof zu Hülfe. Franz gab nun die Belagerung Triers auf und zog sich auf seine Burgen zurück.

Damit war doch schon viel verloren. Eine Bauernbewegung, welche Sickingen hoffte, und welche auch da und dort schon ausgebrochen war, bedeutete nur etwas, wenn sie sich an ein siegreiches Heer im offenen Felde anschließen konnte. Das war jetzt vorbei. Bald folgte ein neues Unglück: die drei Fürsten, Trier, Pfalz, Hessen, griffen nunmehr die Freunde Sickingens am Rhein und in der Wetterau an und brachen ihre Burgen. Zugleich wurde Sickingen vom Reichsregiment in die Acht gethan.

Gleichwohl stand seine Sache noch gar nicht schlecht. Seine Macht war noch ungebrochen: der ihm verbündete Adel nur zu einem kleinen Theile in den Kampf verwickelt, der andere eben im Begriff, für ihn zu rüsten, die Aufregung im Volke von Tag zu Tag steigend, die Furcht vor Empörung allgemein; endlich nahm sich sogar das Reichsregiment, an seiner Spitze der Erzherzog Ferdinand selbst, des Kaisers Bruder, Franzens an.

Mit dem Reichsregiment war nämlich nachgerade eine merkwürdige Aenderung vorgegangen. Ursprünglich eine ständische Einrichtung, im Sinne der kurfürstlichen Partei, hatte sich diese oberste Reichsbehörde, deren Mitglieder zwar von den einzelnen Fürsten gesetzt, aber bei der Uebernahme des Amtes von ihren besonderen Eiden und Verpflichtungen gegen ihre Landesherrn entbunden werden mußten, allmählig von ihren fürstenfreundlichen Anschauungen befreit, und strebte das, was sie vorstellen sollte, in der That zu

werden: die nationalen Gesichtspunkte in jeder Beziehung schienen bei ihr die Oberhand zu gewinnen. Dies zeigte sich nicht nur in der unverkennbaren Hinneigung der Mitglieder des Regiments zu der religiösen Bewegung, so daß diese durch dasselbe sogar in Schutz genommen, und durch den Einfluß des Regiments auf dem nächsten Reichstage der wormser Beschluß wieder umgestoßen wurde, sondern auch in der Haltung, welche es in dem sickingischen Handel einnahm. Obschon das Regiment zuerst die Achtserklärung gegen Franz ausgesprochen hatte — vielleicht nur aus dem Grunde, um die Fürsten zu bestimmen, von weiteren Maßnahmen abzustehen, und die Ausgleichung der Sache dem Regiment zu überlassen — so ergriff es doch später ganz entschieden seine Partei, gestand zu, daß es sich in der Achtserklärung übereilt habe, und verlangte von den Fürsten, daß sie mit dem weiteren Verfahren gegen Sickingen inne halten sollten. Am Eifrigsten benahm sich dabei der Statthalter des Kaisers, der Erzherzog Ferdinand selbst. Kein Zweifel, daß das Regiment über die Plane und Absichten Sickingens vollkommen unterrichtet war, und daß es sie unterstützen wollte. Ganz auffallend tritt diese Absicht in Folgendem hervor. Zu derselben Zeit, als die drei rheinischen Fürsten Sickingen neuerdings angreifen wollten, im Frühling 1523, sollte mit ihnen in Verbindung der schwäbische Bund die fränkische Ritterschaft überziehen. Veranlassung dazu war allerdings vorhanden. Denn mehrere Mitglieder dieser Ritterschaft hatten an einigen Angehörigen des schwäbischen Bundes den Frieden gebrochen. Nichts desto weniger aber setzte sich das Reichsregiment diesem Vorhaben des schwäbischen Bundes auf das Heftigste entgegen. Warum? weil eben diese fränkische Ritterschaft rüstete, um Sickingen zu Hülfe zu kommen.

Das Reichsregiment stand also auf der Seite Sickingens und billigte seine Plane. Dagegen waren die drei rheinischen Fürsten, so wie auch der schwäbische Bund im Begriff, Sickingen und den ihm verbündeten Adel anzugreifen. Es war nun die Frage, wer der stärkere Theil sei?

Das Reichsregiment befand sich im Augenblicke nicht im Besitz einer Kriegsmacht. Wenn es den Fürsten mit Erfolg entgegentreten und sein Vorhaben aufrecht erhalten wollte, so mußte es sich

an das Volk, an die Bauern und an die Städte wenden. Dazu scheint es aber keine Lust gehabt zu haben, und wenn auch, so waren die Städte unglückseliger Weise auf das Reichsregiment eben wegen der Aufrichtung des Gränzzolls äußerst aufgebracht, so daß diese nicht daran dachten, es in irgend einer Weise zu unterstützen. Es kam hinzu, daß die Sache Sickingens durch den Bund mit dem fränkischen Raubadel den Städten in einem minder vortheilhaften Lichte erschien, abgesehen davon, daß es durchaus nicht in ihrem Wesen lag, einer sinkenden Sache beizuspringen.

Genug: das Reichsregiment fand nirgends Unterstützung: es mußte also Sickingen sich selber überlassen. Franz, auch der Hülfe seiner fränkischen Freunde entbehrend, weil diese durch den schwäbischen Bund in Schach gehalten wurden, war zuletzt nur auf sich selber angewiesen. Er zog sich auf seine Feste Landstuhl zurück. Diese wurde von den drei rheinischen Fürsten belagert. Sickingen fand daselbst 7. Mai 1523 seinen Tod. Mit ihm entfloh der Unternehmung die Seele und der Arm. Sie war als vollkommen gescheitert zu betrachten. Auch Ulrich von Hutten fand wenige Monate darauf, im August 1523, seinen Tod. Die Fürsten verfolgten ihren Sieg bis aufs Aeußerste, nahmen die festen Schlösser des Adels ein, vertrieben ihre Besitzer: der schwäbische Bund verfuhr nicht anders mit der fränkischen Ritterschaft, gegen 23 Schlösser zerstörte er, und eine Menge Edelleute mußten als Geächtete in die Verbannung wandern. Es war ein großer Sieg des Fürstenthums über den Adel: er hat seitdem nie wieder die frühere Bedeutung erlangt.

Dieser Ausgang des sickingischen Unternehmens war nicht ohne schwere Folgen. Fürs Erste hob nicht nur das Fürstenthum sein Haupt und gewann wieder neue Zuversicht, sondern auch die päpstliche Partei. Einen Augenblick lang fühlte sich die Bewegung entmuthigt, gehemmt, geschlagen. Fürs Zweite führte der Ausgang Sickingens auch den Sturz des Reichsregiments herbei, d. h. jener Richtung in demselben, welche, wie wir gesehen, größere nationale Zwecke verfolgte. Fast alle Parteien hatten gegen das Regiment zu klagen, die Fürsten vor Allem, dann die Städte, die Anhänger des Papstthums, endlich der Kaiser selbst, welcher sich darüber ärgerte, daß es ihn durch die Begünstigung Sickingens zu sehr blosgestellt habe.

Es wurden also die bisherigen Mitglieder des Regiments abgesetzt. Mit genauer Noth erlangte der Kaiser auf dem Reichstage zu Nürnberg (1524), daß das Regiment überhaupt beibehalten wurde — die Fürsten merkten nämlich, daß es zu einer Waffe des Kaisers geworden war — allein es wurde nun nach Eßlingen verlegt, und errang im Grunde doch keine Bedeutung mehr.

Und jetzt gingen die verschiedenen Parteien im Reiche weiter auseinander, wie je. Der Adel, erbittert über die eben erlittene Niederlage, dürstete nach Rache. Die Städte, welche auf dem Reichstage nochmals mit ihrer Forderung um Sitz und Stimme abgewiesen worden waren, verließen denselben in der äußersten Entrüstung und trafen Vorbereitungen, um sich gegen das übermüthige Fürstenthum zu vertheidigen, von welchem sie angegriffen zu werden fürchteten. Sie hielten mehrere Städtetage, nochmals wurde der Gedanke eines Anschlusses an die Eidgenossenschaft besprochen, schon trat man mit dieser in Unterhandlungen und ebenso wurden solche mit Böhmen eröffnet. Die Fürsten, obgleich zusammenstehend gegen Adel und Städte, waren doch Einer gegen den Andern: jeder verfolgte seinen eigenen Vortheil, dachte aber nicht an das Ganze. Die kurfürstliche Partei hatte nun zwar durch die Auflösung des Reichsregiments eine Niederlage erlitten, dagegen versuchte der Pfalzgraf am Rhein die Gewalt, welche dasselbe besessen, unter dem Namen der Reichsstatthalterschaft, die ihm von Rechtswegen gebühre, an sich zu bringen, darin auch wohl von einigen andern Fürsten unterstützt, welche unter französischem Einflusse standen, während der Kaiser sowohl, wie der schwäbische Bund, diese Bestrebungen wiederum mit mißtrauischen Blicken überwachten.

Und zu diesem Allem kam noch die unglückselige Wendung, welche die religiöse Bewegung einschlug.

Wir haben bereits angedeutet, daß der Beschluß des wormser Reichstages nicht zum Vollzug kam, ja daß der das Jahr darauf abgehaltene Reichstag unter dem Einflusse des Regiments einen dem wormser geradezu entgegengesetzten Beschluß faßte, nämlich die Predigt des Evangeliums ganz frei zu lassen. Auf dem Reichstage von 1524, wo sich in so mancher Beziehung eine Rückwirkung geltend machte, wurde doch dieser Beschluß im Wesentlichen aufrecht erhalten, ja es war sogar beschlossen, nächstens einen neuen Tag

zu Speier zu halten, wo die religiöse Frage ihre vollkommene Erledigung finden sollte. Man konnte keinen Augenblick im Zweifel sein, daß dies wohl im Sinne der Neuerung, nämlich im Sinne der Unabhängigkeit von Rom geschehen wäre.

Nun aber gelang es dem päpstlichen Gesandten, einige Fürsten, die Herzoge von Baiern nebst mehreren Bischöfen zur Schließung eines Bundes zu vermögen, dessen Zweck die Aufrechthaltung der katholischen Religion sei. Dieser Bund wurde noch im Jahre 1524 zu Regensburg geschlossen, und er erhielt dadurch seine ganze unglückselige Bedeutung, daß ihm der Bruder des Kaisers selbst, der Reichsstatthalter, Ferdinand, beitrat. Hierdurch hörte der kaiserliche Hof auf, über den Parteien zu stehen; er wurde selbst Partei und entfremdete sich hiermit die ganze nationale Richtung, welche zugleich mit der religiösen Freiheit die Einheit des Reichs unter dem Kaiserthum erstrebte. Daß der Kaiser mit der Handlung Ferdinands übereinstimmte, bezeugte er sofort durch ein Ausschreiben, in welchem er den Tag zu Speier verbot, der nun auch nicht zu Stande kam. Und daß es dem Erzherzog ernst war mit seiner religiösen Ueberzeugung, bewiesen die blutigen Verfolgungen gegen die Anhänger der Neuerung, die jetzt in seinen Ländern begannen und denen die anderen katholischen Fürsten nachfolgten.

Die Haltung des Kaisers war aber ein neuer Grund des Mißtrauens der Städte, der Entfremdung gegen das Kaiserthum. Denn gerade in den Städten hatte die religiöse Bewegung die tiefsten Wurzeln geschlagen: sie waren nicht gesonnen, die Freiheit, die sie in dieser Beziehung erlangt, sich wieder nehmen zu lassen.

Aber dabei blieb es nicht stehen. Um dieselbe Zeit, als die zwei religiösen Parteien, die altpäpstliche und die reformatorische, einander so schroff gegenübertraten, war es innerhalb der letzteren selbst zu einer tiefen Spaltung gekommen. Es erhoben sich unter den Anhängern der Neuerung Gegensätze, welche der bisher so großartig und unwiderstehlich daherschreitenden Bewegung die größte Gefahr brachten, indem sie ihre Kraft, ihre Einmüthigkeit, ihre Geschlossenheit untergruben.

---

15. Gegensätze innerhalb der reformatorischen Richtung.

Eine Bewegung von solchem Umfang, solcher Kraft und solcher Tragweite, wie wir sie bisher geschildert haben, war nicht möglich, ohne daß in ihrem Schooße selbst eine Menge verschiedener Anschauungen, Richtungen, Bestrebungen entstanden. Hatten sich doch an der Hervorbringung derselben gar manche Parteien und Richtungen betheiligt, welche von verschiedenen Standpunkten ausgingen und verschiedene Ziele im Auge hatten. Anders dachte der Geistliche, anders der Ritter, anders der Bauer, anders der Gelehrte. In der That: kaum, daß die Bewegung so weit angeschwollen war, daß man annehmen konnte, der größere Theil der Nation sei von ihr ergriffen, machten sich innerhalb derselben verschiedene Anschauungen geltend, welche, durch keinen überlegenen Geist vermittelt, bald zu Gegensätzen wurden.

Zunächst begegnen wir Männern, welche zwar die Bewegung mit hervorgerufen hatten, nun aber, als sie da war, nichts mehr von ihr wissen wollten. Es waren ruhige Naturen, deren Wirksamkeit mehr eine lehrende, als eine werkthätige gewesen, welche sich über die Folgerungen nicht klar waren, die aus ihren Lehren gezogen werden konnten und nun auf das Unangenehmste überrascht wurden von der Heftigkeit, mit welcher die neue Richtung sich geltend machte, von der Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie das Bestehende niederriß, und von der allgemeinen Aufregung, der Unruhe und der Unsicherheit aller Verhältnisse, welche die Bewegung begleiteten. Sie meinten, das hätten sie nicht gewollt, eine solche Umgestaltung der Dinge sei nicht in ihren Absichten gelegen: sie wandten daher der Bewegung den Rücken, und verhielten sich entweder gleichgültig gegen sie oder bekämpften sie sogar. Die Anzahl solcher Männer war nicht gering. Es gehörten namentlich solche zu ihnen, welche gewisse Stellungen einnahmen, die sie bei dem Siege der Neuerung zu verlieren fürchteten, Bischöfe, Domherren, Aebte,

Professoren und dergleichen. Dahin gehörte, um nur Einige anzuführen, Jakob Wimpheling, einer der namhaftesten Vorkämpfer der neuen Richtung, der noch kurz vorher eine Abhandlung gegen das Papstthum geschrieben; selbst Johann Reuchlin, dessen Streit ja gewissermaßen den Anlaß gegeben zu der religiösen Bewegung, der aber in den letzten Jahren seines Lebens von derselben nichts mehr wissen wollte.

Ueberhaupt kann man dazu einen nicht kleinen Theil der Humanisten rechnen: solche nämlich, welche lediglich den wissenschaftlichen Standpunkt im Auge, die Besorgniß hegten, daß unter der allgemeinen Aufregung, bei dem Vorzuge, welcher einestheils der Theologie zu Theil geworden, anderntheils bei der Bedeutung, welche die niederen Stände des Volks gewonnen hatten, die Wissenschaften leiden möchten. Und so ganz unbegründet war diese Vermuthung nicht. Die Theologie gewann in kurzem weitaus ein so ungeheueres Uebergewicht und beschäftigte so sehr fast alle Geister, daß die humanistischen Wissenschaften vor ihr in den Schatten treten mußten, und an manchen Hochschulen, Wittenberg voran, fast gar nicht mehr gelehrt wurden. Und ebenso nachtheilig mußte der Wissenschaft auch die Richtung sein, welche sich der Presse bemächtigt hatte. Sie drohte sich fast ganz in Flugschriften aufzulösen. Man las kaum etwas Anderes mehr, als was auf die Bewegung Bezug hatte, und zwar mußte es im Volkstone gehalten sein. Die Thätigkeit in der Presse warf sich daher ganz auf diese Richtung: selber die Papisten mußten im Volkstone schreiben, wenn sie gelesen werden wollten.

Unter den Humanisten, welche meist aus dem eben angedeuteten Grunde der Bewegung abgeneigt wurden, nimmt Erasmus die erste Stelle ein. Sein Verhalten zu der Reformation war bei dem außerordentlichen Ansehn, welches er in der gelehrten Welt genoß, von keiner geringen Bedeutung. Zuerst hatte er sie gut geheißen: er sah in ihr eben nichts weiter, als eine Folgerung seiner Grundsätze. Aber bald fand er doch Manches an ihr zu tadeln. Nicht etwa, weil sie im Grundsatze weiter gegangen wäre, als er billigen konnte. Im Gegentheil: Erasmus war ebenso freisinnig, ja noch freisinniger, als Luther, und zwar nicht nur in religiöser, sondern auch in staatlicher Hinsicht. Wir haben bereits bemerkt, wie er

sich socialistischen Meinungen hinneigte. Im Jahre 1516 schrieb er ein Buch über die Erziehung eines christlichen Prinzen, das heute noch als Muster empfohlen werden kann. Er führt darin aus, daß der Fürst des Volkes wegen da sei, nicht umgekehrt, daß die Freiheit des Volkes und dessen Wohlfahrt des Fürsten höchstes Ziel sein müßte, daß es eine Majestätsbeleidigung nur gegen das Volk gebe, nicht gegen den Fürsten, und daß diejenigen, welche in der Willkürherrschaft und in der Knechtschaft der Bürger die wahre Größe des Fürsten erblickten, folgerichtig auch dazu kommen müßten, den Schweinehirten und Eselstreiber für den größten Fürsten zu halten: denn Schweine und Esel, als unvernünftiges Vieh, haben natürlich noch viel weniger Rechte gegen den Menschen, als der Bürger gegen den Fürsten. Diese Schrift gewinnt noch dadurch an Bedeutsamkeit, daß sie Erasmus dem jungen König von Spanien, dem späteren Kaiser Karl V. gewidmet hat. Allein Erasmus bei all' seiner Freisinnigkeit war kein Mann der That. Sein Wunsch war, eine Umgestaltung der Theologie, der Kirche, des staatlichen Lebens auf dem Wege ruhiger Entwicklung, durch die Macht der freien Wissenschaft herbeizuführen: er hoffte, daß am Ende die herrschenden Gewalten selber, von der Nothwendigkeit einer tief gehenden Verbesserung überzeugt, dieselbe durchführten. Er hoffte dies um so mehr, als er mit den meisten hohen Herrschaften sehr gut stand, manchen Jahrgehalt von ihnen bezog, viele Geschenke erhielt, die er nicht entbehren wollte und konnte — denn er hatte viele Bedürfnisse — die aber weggefallen wären, sowie es zu einer vollkommenen Umkehrung aller Verhältnisse von unten herauf gekommen wäre. Erasmus war also aus persönlichen Beweggründen Aristokrat. Gesetzt aber auch, diese Verhältnisse hätten nicht statt gefunden, so war es überhaupt nicht des Erasmus Sache, sich in Gefahren zu stürzen. Ein Kampf, nicht nur zwischen Ideen, sondern zwischen natürlichen Kräften, wo zuletzt die ganze Persönlichkeit einstehen mußte, war gar nicht nach seinem Geschmack. Je größeren Umfang daher die Bewegung gewann, je leidenschaftlicher sie wurde, je entschiedener sie zum Kampfe drängte und zum Angriff auf die herrschenden Gewalten, um so weniger wollte er von ihr wissen. Dazu kam aber endlich, daß manche Lehren, welche die Bewegung voran stellte, mit seiner Ueberzeugung nicht übereinstimmten. Be-

sonders mit der Rechtfertigungslehre Luthers, der Lehre von der Unfreiheit des Willens und von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, wollte sich sein klarer Verstand gar nicht befreunden. Erasmus war Rationalist und über den zum Theil noch beschränkten rechtgläubigen Standpunkt Luthers weit hinaus. Um so viel weniger war er gesonnen, sich an der lutherischen Bewegung zu betheiligen. Uebrigens nahm Erasmus lange eine parteilose Stellung ein, und suchte zwischen den beiden mit einander kämpfenden Richtungen, bei welchen er überall seine guten Freunde und Gönner hatte, sich in der Schwebe zu halten, bis sein Streit mit Ulrich von Hutten ihn zwang, sich auszusprechen. Dieser nämlich war nach dem unglücklichen Ausgang des sickingen'schen Unternehmens in die Schweiz gegangen. Dort wollte er in Basel seinen alten Freund Erasmus besuchen, wurde aber von dessen Thüre weggewiesen, weil der ängstliche Mann mit dem gefürchteten und verfolgten Umwälzer nichts mehr zu thun haben wollte. Hutten war über diese Behandlung empört, und da ihn das zweideutige Benehmen des Erasmus längst schon unangenehm berührt hatte, ihn, dem nichts mehr zuwider war, als Halbheit und Unentschiedenheit, so griff er Erasmus in einer äußerst bitteren Schrift an, der letzten, die er geschrieben, von der die Schwäche und die Feigheit des Erasmus und seine Schmeicheleien gegen die großen Herren den wesentlichen Inhalt bildeten. Erasmus antwortete darauf in einer nicht minder bitteren Schrift, in welcher er nicht nur Huttens Persönlichkeit mit Schmutz bewarf, sondern ganz offen erklärte, daß er nicht zur lutherischen Partei gerechnet sein wollte: er halte sich vielmehr zur katholischen Kirche, und erkenne die Gewalt des Papstes als die rechtmäßige an. Hutten erhielt diese Schrift nicht mehr zu Gesicht. Er starb am 29. August 1523 zu Ufnau, einer Insel des züricher Sees. Dieser edle Deutsche, der Leben, Kräfte und Alles, was ihm zu Gebote stand, dahingab, um seinem Volke die Freiheit zu erkämpfen, starb arm, entblößt von Allem: das Einzige, was er zurückließ, war seine Feder.

In dem Streite mit Hutten hatte Erasmus sich von der umwälzungssüchtigen Partei der Bewegung losgesprochen: bald aber folgte auch der Bruch mit der Partei, welche nur die Lehre voranstellte. Der tiefgehende Widerspruch zwischen Luthers und Erasmus'

Theologie war beiden schon längst klar geworden, und beide Männer sprachen sich darüber ganz rücksichtslos in Briefen an ihre Freunde aus, die aber ihnen beiderseitig wieder zu Gesicht kamen. In der Schrift gegen Hutten setzte nun Erasmus die Grundlehren der lutherischen Theologie, die Unfreiheit des Willens, die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, die bloße Rechtfertigung durch den Glauben auf gleiche Stufe mit den Grübeleien der Scholastiker. Luther war äußerst aufgebracht darüber und äußerte sich verächtlich über die Theologie des Erasmus. Die Spannung wurde immer größer und schon forderten die Papisten Erasmus auf, gegen Luther zu schreiben. Dieser, bestimmt durch seine Freunde, richtete zwar noch einen versöhnlichen Brief an jenen; der Brief war aber so hochmüthig gehalten, daß er gerade das Gegentheil bewirkte. Im Sommer 1524 schrieb Erasmus in der That gegen Luther, seine Schrift über den freien Willen.

Daß Erasmus gegen Luther in die Schranken trat, war immerhin ein bedenkliches Ereigniß, um so mehr, als er dies keineswegs als Papist, als Anhänger des alten Lehrgebäudes, sondern als gelehrter, bibelforschender und zugleich freimüthiger Mann that. Es konnte dies als Beweis gelten, daß in der neuen Richtung doch nicht Alles ohne Ausnahme wahr und über allen Zweifel erhaben sei. Und Erasmus hatte immer noch einen ganz bedeutenden Anhang. Allein noch gefährlicher war der Zwiespalt, welcher innerhalb der entschiedenen Bewegungspartei selber ausbrach.

Wir können hier nämlich zwei große Richtungen unterscheiden, welche ebenfalls in einem tiefgehenden nicht zu vermittelnden Widerspruch gegen einander standen. Das Haupt der einen Richtung war Luther und ihre vorzüglichsten Verfechter waren die Professoren an der Universität Wittenberg: wir können sie daher als lutherische oder wittenbergische bezeichnen. Der Grundzug der anderen war die Mystik, und wir wollen sie daher die mystische nennen.

Oben haben wir bereits bemerkt, wie der Lehrbegriff Luthers, obschon er in seinen Ergebnissen mit den Bestrebungen der Zeit zusammentraf, gleichwohl weder mit den freien Ansichten der Humanisten, noch selbst mit manchen der früheren weitergehenden theologischen Richtungen übereinstimmte. Der lutherische Lehrbegriff ruht auf zwei Hauptgrundsätzen: erstens auf der Annahme, daß die

eigentliche Quelle der christlichen Religion die Bibel sei, das geoffenbarte Wort Gottes: und dieses Wort Gottes dürfe man daher nicht willkürlich deuten, sondern man müsse es buchstäblich nehmen; zweitens auf der Lehre von der allein seligmachenden Kraft des Glaubens an den Erlöser, eine Lehre, mit welcher die von der Unfreiheit des Willens, von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, von der Nichtsnutzigkeit der guten Werke auf das Innigste zusammenhing: sie waren alle Glieder einer und derselben Kette. Diese zwei Grundsätze enthielten von vornherein eine gewisse Beschränkung der freien Forschung und konnten zu den furchtbarsten Mißdeutungen führen, wie denn in der That geschehen ist. Namentlich die Lehre von der Rechtfertigung blos durch den Glauben verleitete zu einer gränzenlosen Verwirrung der Begriffe über die Anforderungen der Sittlichkeit an den Menschen.

Eine in jeder Beziehung geistig so außerordentlich aufgeregte Zeit wie die damalige, konnte aber unmöglich bei diesen Lehrsätzen stehen bleiben. Es dauerte nicht lange, so that sich neben der lutherischen Richtung in der Theologie eine andere hervor, welche bereits im 14. Jahrhundert eine so große Rolle gespielt, welche wir noch im 15. eine so mannichfaltige Wirkung haben entfalten sehen, zu welcher selbst Luther anfänglich in Beziehungen gestanden: die mystische. Sie trat jetzt nicht nur neben Luther auf den Kampfplatz, sondern sie stellte sich ihm sogar entgegen. Das Unterscheidende dieser mystischen Richtung bestand nun in Folgendem. Fürs Erste erkannte sie die Bibel nicht als die einzige Quelle des Glaubens an, sondern sie nahm neben ihr, als dem äußerlichen Worte Gottes, noch ein anderes, ein innerliches Wort Gottes an, welches in unseren Herzen niedergelegt sei, als eine fortwährende Offenbarung Gottes in den Menschen. Es ist dies der pantheistische Grundstoff, welcher bereits bei den Mystikern des 14. Jahrhunderts so sehr ausgebildet worden ist. Mit dieser Annahme einer fortwährenden göttlichen Offenbarung in den Menschen hing nun aber die Verwerfung der Lehre von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur und von der alleinseligmachenden Kraft des Glaubens an den Erlöser zusammen. Diese mystische Richtung selbst aber zerfiel wieder in zwei Schattirungen: wir können die eine die stoffliche, die andere die geistige oder die philosophische nennen. Die stoffliche

Richtung der Mystik faßte die Lehre von einer fortwährenden Offenbarung Gottes im menschlichen Geiste so auf, als ob Gott selbst in Person zu einzelnen auserwählten Menschen niedersteige und denselben durch Gesichte, Träume, Erscheinungen, Gespräche seinen Willen enthülle. Zu einer solchen Bevorzugung könne man natürlich nicht so leicht gelangen: es müssen ihr die größten inneren Kämpfe des Menschen vorangegangen sein, er muß sich von allem Irdischen entäußert, die ganze Welt mit ihren Freuden geflohen, die Leiden Christi gewissermaßen in sich selber durchgemacht haben und dergleichen, bis er so weit gekommen, daß sich der Geist Gottes in ihm niederläßt und ihn lehrt. Diese Richtung erinnerte in vieler Beziehung wieder an das eben überwundene Mönchswesen: sie hielt ebenfalls viel auf unscheinbare Kleider, auf graue oder schwarze, und näherte sich ihm auch insofern, als sie meinte, die wahre Kirche bestehe eben nur aus den Auserwählten d. h. aus den Mitgliedern ihrer Sekte; wie auch der Mönchsstand sich für vorzüglicher, als jeden anderen hielt. Diese trieb indessen das Streben nach Innerlichkeit, nach Entäußerlichung so weit, daß sie nicht nur nichts, was in der katholischen Kirche daran erinnert, wie Bilder und sonstigen Kirchenschmuck dulden wollte, sondern daß sie das Dasein derselben als Sünde betrachtete: die Bilderstürmerei spielt daher bei dieser Partei eine große Rolle. Die andere, die geistige oder philosophische Richtung der Mystik nahm die Ideen eines Eckart und der Brüder vom freien Geiste wieder auf. Sie verstand unter der fortwährenden göttlichen Offenbarung nichts weiter, als daß Gott, welcher Alles in Allem sei, welcher daher in der ganzen Natur, in jedem Dinge sich finde, ebenso auch in dem Menschen sich offenbare, hier aber auf der höchsten Stufe: hier nämlich sei er zum Selbstbewußtsein, zur Selbsterkenntniß gekommen. Mit dieser Vorstellung war natürlich die Lehre von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christus nicht in Uebereinstimmung zu bringen. Ja folgerichtig mußte diese Richtung, ebenso wie die Brüder des freien Geistes, zur Läugnung der Gottheit Christi gelangen. Und hier fiel sie mit den Ergebnissen der freieren Richtung des Humanismus, z. B. mit Erasmus, zusammen welcher in der That sich über diese

Seite der Mystik weit beifälliger äußerte, als über die streng lutherische Richtung.

Schon aus dem Angegebenen ersieht man den tiefen unzuvermittelnden Gegensatz zwischen Luther und der Mystik. Allein er trat noch in einer anderen Beziehung hervor, in dem Verhältniß nämlich, in welches sich beide zu der weltlichen Macht, zu Staat und Gesellschaft setzten.

Die Gährung, in welcher sich die Nation seit mehreren Jahrzehnden befand, war, wie wir so oft bemerkt, eine allgemeine: sie betraf den Staat und die Gesellschaft nicht minder, wie die Wissenschaft und die Kirche. Auf die Gährung folgte eine Bewegung, zunächst die wissenschaftliche in dem Kampfe zwischen Reuchlin und den Kölnern, dieser folgte die religiöse seit 1517, und der religiösen sollte die staatliche folgen. Hutten und Sickingen beabsichtigten damit die Bahn zu brechen; es mißlang aber vorderhand. Keinem, der die Dinge und die Menschen kannte, mochte es entgehen, daß eine ersprießliche Entwicklung keiner einzelnen dieser Richtungen möglich sei, ohne die beiden anderen; nur eine allgemeine, eine gemeinschaftliche Bewegung auf allen drei Gebieten zusammen konnte zum Ziele führen. Luther dachte aber anders. Er fing an die religiöse Bewegung von der staatlichen zu trennen. Nicht als ob er die Nothwendigkeit einer Verbesserung der staatlichen Verhältnisse nicht ebenfalls eingesehen, nicht als ob er gegen die Fehler und Gebrechen der damaligen Fürsten blind gewesen wäre — im Gegentheil öfter wie einmal sprach er es aus, daß dem Staate ebenso ein Luther noth thue, wie der Kirche, und gegen die Fürsten zieht er bei mehr als einer Gelegenheit so los, wie nur irgend Einer — aber es fiel ihm nicht ein, die staatliche Umgestaltung zum besonderen Gegenstand seiner Bestrebungen zu machen, oder sie mit seiner Lehre in eine bestimmte Verbindung zu bringen. Es ist nicht unmöglich, daß die besonderen Verhältnisse, unter den sich Luther befand, einen größeren Antheil an seinen staatlichen Ansichten hatten als die innere Ueberzeugung und daß, hätte er vielleicht unter anderen minder wohlwollenden Fürsten gelebt, die ihm Hindernisse in den Weg geworfen, folgerichtig auch zu einer umstürzenden Richtung auf dem staatlichen Gebiete gekommen wäre: genug, daß es nicht so war. Seit dem unglücklichen Ausgange des sickingenschen Unternehmens, in welches

er ebenfalls hereingezogen werden sollte, und das seine Partei nicht wenig mit Haß beschwerte, wurde er all diesen staatlichen Bestrebungen noch abgeneigter: er fürchtete, sie möchten seine Sache verderben. So bildete er sich allmählig die Meinung aus, daß den Christen die weltlichen Dinge nichts angingen: Aufruhr und Ungehorsam gegen die Obrigkeit sei nicht einmal christlich, denn nach der Bibel sei die Obrigkeit von Gott eingesetzt; auch wenn diese unrecht handle, so dürfe der Christ, nichts dagegen mit Gewalt thun, denn seine Pflicht sei zu leiden und zu dulden; jenseits, in der anderen Welt, werde es ihm schon vergolten werden. War schon diese Ansicht den Fürsten günstig, indem sie die germanischen Grundsätze über staatliche Freiheit geradezu aufhob, so war es nicht minder die, wonach ihnen, als der weltlichen Obrigkeit, die Aufsicht über die Kirche gebühre, und wornach sie auch über die Güter derselben zu verfügen hätten, welche Luther jetzt gleichfalls aufstellte.

Ganz anders die Mystik. Ihre Bestrebungen erstreckten sich nicht blos auf die Religion, sondern auch — und hierin erinnerte sie wiederum an die Mystik des 14. Jahrhunderts, an die Begharden und die Brüder des freien Geistes — auf die gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse. Sie dehnte den Grundsatz von dem allgemeinen Priesterthum oder von der Gleichheit aller Christen auch auf den Staat aus: sie setzte sich hier mit den Wünschen und den Bestrebungen des gemeinen Mannes in die unmittelbarste Beziehung: sie wollte nicht nur die Lehre, sie wollte auch das Leben, sie wollte Staat und Gesellschaft reformiren. Doch bestand allerdings ein nicht unbedeutender Unterschied zwischen den staatlichen Ansichten der Mystik und denen der Nationalen. Die staatliche Umsturzpartei, an deren Spitze die Hutten und Sickingen gestanden, wollte eine Erneuerung des deutschen Reiches unter dem Kaiserthum. Den Mystikern war es aber mehr um socialistische Reformen zu thun, um eine allgemeine christliche Republik: die Nationalität trat somit in den Hintergrund, und an die Stelle derselben der Communismus, wie denn die Lehre von der Gütergemeinschaft bei ihnen eine ausgedehnte Verbreitung fand.

Es war gegen Ende des Jahres 1521, zur Zeit, als Luther auf der Wartburg saß, als diese Richtung sich zum ersten Male bemerklich machte. Mehrere Leute aus Zwickau, einfache Hand-

werker, Nikolaus Storch, Marx Thomä, Marx Stübner — der letzte hatte übrigens studirt — kamen, da sie von Zwickau ausgewiesen waren, nach Wittenberg, um dort ihre Ansichten zu verbreiten. Man nannte sie nur die zwickauer Propheten. Sie rühmten sich Gespräche mit Gott: was sie lehrten, das thäten sie in unmittelbarem Auftrage Gottes: die Bibel sei zur Lehre des Menschen unkräftig: der Mensch müsse allein durch den Geist gelehrt werden, alle andere Gelehrsamkeit sei nichts. Bisher sei viel zu wenig gethan: die ganze Kirche sammt ihrem Gottesdienst, Bildern u. s. w. müßte umgestoßen werden: die Welt überhaupt sei voll schlechter Menschen, Gott habe ihre Vertilgung beschlossen, ein neues unschuldiges Geschlecht müsse an ihre Stelle treten: in dieser werden dann jene Propheten herrschen. Zu diesem Ende hatte sich Storch bereits mit 12 Aposteln umgeben, denn er selber hielt sich von Gott zum Herrscher über dieses neue Geschlecht erwählt. Unter den vielen eigenthümlichen Meinungen, welche sie vorbrachten, war besonders die von der Wiedertaufe auffallend: die Kindertaufe sei zu verwerfen, in der Bibel stehe kein Wort davon, nur dann habe die Taufe einzutreten, wenn dem Menschen der rechte Glaube gekommen sei. Diese Männer brachten nun in Wittenberg große Aufregung hervor: manche Lehrer an der Universität, namentlich Andreas Karlstadt, Didymus, der Rector der Stadtschule, Mohr, Martin Cellarius, schlugen sich zu ihnen: selbst Melanchthon war anfänglich so überrascht, daß er in seinen Ueberzeugungen irre wurde; besonders die Lehre von der Kindertaufe machte ihm viel zu schaffen. Und nun griff diese Partei, Karlstadt voran, sofort zum Werke. Der ganze alte Gottesdienst wurde abgeschafft, Messe nicht mehr gelesen, das Abendmahl in beiden Gestalten ausgetheilt, die Bilder aus den Kirchen geworfen, kurz, Alles umgestoßen, was noch an die alte Kirche erinnerte. Der Rector Mohr schloß die Stadtschule und warf die Bücher zum Fenster hinaus: man brauche fortan keine Gelehrsamkeit mehr, weil man von Gott selbst gelehrt würde: Karlstadt ging zu den Bürgern und verlangte von diesen die Auslegung einzelner Schriftstellen, indem sie, als Ungelehrte, mehr davon verständen, als er in seiner gelehrten Thorheit.

Die Art und Weise, wie die mystische Partei gleich bei ihrer ersten Erscheinung auftrat, war viel zu stürmischer und

schwärmerischer Natur, als daß die Besonnenen sich von ihr hätten bestechen lassen können. Vor Allem aber war Luther darüber entrüstet; er fürchtete, daß seine ganze Aussaat verloren gehe, wenn diese Richtung noch weiter um sich greife. Wider den Willen des Kurfürsten verließ er die Wartburg und erschien Anfang März 1522 in Wittenberg, wo er mehrere Tage hinter einander predigte und mit ebensoviel Sanftmuth, als Bestimmtheit, Klarheit und Entschiedenheit über das Verwerfliche der letzten Vorgänge sprach. Luthers Erscheinen reichte hin, die Ruhe wieder herzustellen: Karlstadt sowohl, als die zwickauer Propheten, mußten vor ihm weichen. Die letztern verließen die Stadt, Karlstadt wurde zur Ruhe verwiesen, und Luther begann nun auf seine Weise die Reformation des Gottesdienstes nach dem Sinne der neuen Lehre.

Aber jene mystische Partei war keineswegs zu Boden geschlagen. Sie sammelte vielmehr neue Kräfte zum Angriffe auf die lutherische Anschauungsweise. Karlstadt, der sich grollend nach Orlamünde zurückzog, wo er als Pfarrer wirkte, aber in grobem Bauernrock und grauem Filzhut daherging, um recht auffallend zu zeigen, daß es keinen Unterschied zwischen Laien und Priestern gebe, schrieb nun mehrere Schriften, in denen er die mystischen Grundlehren, wie wir sie oben angegeben, weiter entwickelte: es war aber besonders die freiere geistige Richtung der Mystik, der er sich zuwandte. Endlich stellte er eine Ansicht über das Abendmahl auf, welche Luthern viel zu gefährlich dünkte, als daß er sie ungerügt hätte lassen dürfen. Er bestritt nämlich, daß das Abendmahl ein Sakrament sei, denn Brod und Wein sei eben nichts weiter, als Brod und Wein: die Annahme, als verwandle sich dasselbe in den Leib und in das Blut Christi, sei lächerlich und unvernünftig: auch komme gar nichts darauf an, denn es handle sich nicht darum, Christus körperlich, sondern geistig in uns aufzunehmen. Gegen diese Ansicht trat Luther mit Heftigkeit auf: besonders deßhalb, weil sie mit der Bibel nicht übereinstimme, denn bei den Einsetzungsworten des Abendmahls habe Christus ausdrücklich gesagt: „das ist mein Leib und mein Blut: das esset und trinket!“ Nahm er Karlstadts Auslegung an, so gab er seinen Grundsatz, die Bibel wörtlich zu nehmen, preis, und dann fiel die ganze Grundlage seiner Theologie zu Boden. Freilich Karlstadt hatte längst die Ansicht

von der Bibel als alleinigen Quelle des Glaubens aufgegeben, und mit den Mystikern ein inneres Wort Gottes angenommen.

Die karlstadtischen Ideen fanden ungemeinen Beifall, nicht nur bei dem gemeinen Manne, sondern auch bei den Geistlichen, und nicht wenige predigten nunmehr in seinem Sinne. Luther empfand täglich mehr, wie sehr er an Boden verliere, und betrieb daher, daß Karlstadt des Landes verwiesen wurde (September 1524). Vorher schon hatte er durchgesetzt, daß Karlstadt im Lande nichts drucken lassen dürfe, was nicht die Erlaubniß der Behörden erhalten. Es war dies der erste Abfall von dem von ihm selbst aufgestellten Grundsatze der Glaubensfreiheit. Karlstadt begab sich an den Rhein und in die Schweiz, wo sich seiner Ansicht vom Abendmahl der größte Theil der süddeutschen Bewegung anschloß.

Und um dieselbe Zeit griff überhaupt die freiere mystische Richtung, welche in ihren Ergebnissen mit dem gesunden Menschenverstande zusammentraf, immer weiter um sich. Schon läugnete man mit Entschiedenheit die Gottheit Christi: namentlich in Nürnberg war diese Meinung sehr verbreitet, wo als Haupt derselben ein Lehrer an einer der dortigen Schulen, Johann Denck, sich bemerklich machte. Andere führten bereits die ganze Religion auf den einfachen Satz zurück: daß ich meinem Nächsten thun soll, was ich mir will gethan haben: dieses wollen, sei der Glaube. Der heilige Geist sei nichts weiter, als unsere Vernunft: jeder Mensch habe daher den heiligen Geist, und wer keine Vernunft habe, könne auch nicht sündigen.

Noch größer war die Aufregung, welche Thomas Münzer, Pfarrer in Altstädt, einem kurfürstlich-sächsischen Städtchen in der Nähe der Grafschaft Mansfeld, hervorbrachte. Er war im Jahre 1498 zu Stollberg geboren. Von der Natur mit großen Geistesgaben ausgestattet, entwickelte er sich sehr rasch, war schon in seinem 15. Jahre Lehrer, und wurde 1520 als evangelischer Prediger nach Zwickau gerufen. Dort schloß er sich an die Partei der Propheten an, mußte später mit ihnen die Stadt verlassen, begab sich zunächst nach Böhmen, in der Hoffnung, hier einen Boden für die Verwirklichung seiner Ansichten zu finden, verließ es aber wieder, als sich seine Hoffnung nicht erfüllte, und begab sich sodann nach Altstädt, wo er als Seelsorger nah und fern einen ungemeinen Einfluß übte. In

Münzer waren alle Richtungen der Mystik mit seltener Kraft vereinigt. Obschon er nichts von dem Prophetenthum seiner Genossen hielt, so verschmähte er es doch nicht, die Vorstellung von göttlichen Offenbarungen sich zu Nutzen zu machen, und sich selber Gespräche mit Gott zu rühmen; wohl in der Hoffnung, seinen Ideen bei der Menge größeren Eingang zu verschaffen, wenn er sie als höhere Eingebungen darstellte. Aus seinen Schriften aber geht hervor, daß er eigentlich zur freieren Richtung der Mystik gehörte. Er verwarf die Bibel als einzige Quelle des Glaubens, setzte ihr vielmehr das innere Wort Gottes entgegen, griff die lutherische Rechtfertigungslehre an, welche nur zur Weichlichkeit und zur Wollust führe, hielt nichts von den Sakramenten, welche die Lutheraner noch beibehalten hatten, vom Abendmahle und der Taufe, und drang überhaupt auf einen vollkommenen Umsturz des ganzen Kirchenwesens. Daneben aber legte er zugleich das größte Gewicht auf eine Umgestaltung der staatlichen Verhältnisse. Er war von dem größten Hasse gegen die Fürsten erfüllt, und predigte ihren Sturz. Fast scheint es, als ob ihm diese seine staatliche Richtung die Hauptsache gewesen wäre, wenigstens später, und als ob er die religiöse Bewegung nur habe benutzen wollen, um jene durchzuführen. Er wälzte ungeheuere Gedanken in seiner Seele. Vernichtung des ganzen Fürstenthums, des weltlichen und des geistlichen, aller bestehenden Verhältnisse, Aufrichtung eines neuen Reiches, wo Jeder des Andern Bruder sei, wo alle Frohnden, alle Lasten, alle Herrschaftsrechte aufhörten, vielmehr eine Gemeinschaft der Güter bestehe, das war das Ziel, welches er im Auge hatte. Er lehnte sich dabei, wie man sieht, an die Vorstellung der zwickauer Propheten an, welche ihrerseits nur die Lehre von einem tausendjährigen Christenreich, die sich von Zeit zu Zeit, auch bei den Hussiten, aufgethan, wieder aufwärmten; es ist aber kein Zweifel, daß Münzer doch zugleich andere, mehr auf das wirkliche Leben sich stützende Gedanken gehabt hat: denn er geht bei seinen staatlichen Forderungen, wie sie in seinen Schriften hervortreten, ganz entschieden von den uralten germanischen Rechtsbegriffen aus, so daß man fast glauben sollte, das, was er wollte, sei die Aufrichtung einer Demokratie nach deutschem Muster gewesen. Münzer, bei all' seiner Jugend, war doch ein geborener Umwälzer. Er begnügte sich nicht mit Predigen, sondern stiftete zunächst in

Altstädt einen Verein zur Durchführung seiner Ideen, und sandte von da seine Boten aus, um Anhänger für seine Plane zu gewinnen.

Luther war schon längst auf Münzer erbittert und bat den Kurfürsten von Sachsen, ihm das Handwerk zu legen; als seine Versuche, Aufruhr zu machen, immer unzweifelhafter wurden, setzte er es endlich durch, daß Münzer ebenso, wie Karlstadt, des Landes verwiesen wurde. Münzer begab sich zuerst nach Nürnberg, wo er gegen Luther eine seiner heftigsten Schriften, „wider das sanftlebende Fleisch von Wittenberg" herausgab, in der er ihn besonders der Fürstendienerei beschuldigt, und voraussagt, wozu diese Unterordnung der reformatorischen Partei unter die weltliche Macht führen werde; wurde aber auch hier ausgewiesen und begab sich dann nach Schwaben, in die Nähe der Schweiz.

Hier war bereits eine ähnliche Bewegung entstanden, wie sie die zwickauer Propheten und Münzer im Sächsischen angefangen hatten.

In der Schweiz hatte sich Ulrich Zwingli, 1482 geboren, seit 1516 Prediger in Zürich, an die Spitze der Reformation gestellt und dieselbe, unterstützt durch seinen Freund Oekolampadius, seit 1523 Professor der Theologie in Basel, glücklich durchgeführt. Zwingli gehörte zu den Humanisten, war ein Anhänger der erasmus'schen Schule, und faßte daher von vornherein die Reformation in einem viel freieren Geiste auf, wie Luther. Daher zollte er der karlstadtischen Ansicht vom Abendmahl seinen Beifall: bereits im Jahre 1523 war er, selbständig, zu der Ueberzeugung gekommen, daß im Abendmahl eben nur einfaches Brod und Wein vorhanden sei, und daß die Handlung überhaupt nur als bloßes Erinnerungszeichen an Christi Versöhnungstod aufgefaßt werden dürfe. Auch in staatlicher Beziehung dachte er anders, wie Luther. Es fiel ihm nicht ein, das öffentliche Wesen von der Religion zu trennen, und eine staatliche Wirksamkeit als unvereinbar mit einer ächt christlichen zu erklären. Vielmehr nahm er den lebhaftesten Antheil an der Staatskunst seiner Republik, und seinem Einflusse sind manche Maßnahmen der züricher Regierung zuzuschreiben. Er war ein entschiedener Hasser der Willkürherrschaft, des Druckes, welchen die Mächtigen und Vornehmen gegen den armen Mann übten, und fand eine Auflehnung des Volkes gegen allzugroße Gewalt der

Mächtigen ganz in der Ordnung. Und wie Zwingli dachten im Grunde alle anderen Reformatoren in jenen Gegenden, nicht nur in der Schweiz, sondern auch im Elsaß, am Rhein, in Schwaben. Waren ja mehrere von ihnen, wie Oekolampad, Bucer, Schwebel, Brunsfels, Kettenbach, in das sickingensche Unternehmen verwickelt und wurden deßhalb verfolgt. Ein Gegensatz zu Luther war daher nicht zu verkennen, wie er sich denn auch bald genug bemerklich machte.

Nichts desto weniger fehlte es auch in jenen Ländern nicht an Gegnern der Art und Weise, wie die anerkannten Häupter der Bewegungspartei die Reformation durchzuführen strebten. Schon im Jahre 1523 that sich in Zürich eine Sekte auf, welche man wegen ihrer eigenthümlichen Ansicht über die Taufe — sie verwarfen nämlich gleich den zwickauer Propheten die Kindertaufe, und verlangten, daß alle die, welche ächte Christen sein wollten, sich noch einmal taufen lassen müßten — die Wiedertäufer nannte. Diese Sekte, an deren Spitze drei nicht unbedeutende Männer standen, Konrad Grebel, Simon Stumpf und Felix Manz, vertrat mehr die stoffliche Richtung der Mystik, indem sie viel auf Aeußerlichkeiten hielt, auf schlechte graue Kleider, auf Tödtung des Fleisches, auf Erneuerung alttestamentlicher Zustände, und darauf drang, eine eigene Kirche zu bilden, in welcher nur die Auserwählten, d. h. die Anhänger ihrer Sekte sich befänden: alle anderen Menschen seien als Gottlose zu betrachten und zu verfolgen. In dieser neuen Kirche aber sollte vollkommene Gleichheit herrschen, wie auch die Gütergemeinschaft eingeführt sein. Die Führer dieser Sekte suchten zuerst auch Zwingli zu sich herüberzuziehen: wie dies aber mißlang, so traten sie entschieden gegen ihn auf. Bald fand diese Sekte eine Menge Anhänger: vor Allem unter dem gemeinen Volke, unter Handwerkern und Bauern, welche durch die socialistische Richtung der Wiedertäufer angezogen wurden. Aber auch Viele unter den Predigern, welche sich an der allgemeinen reformatorischen Bewegung betheiligt hatten, schlossen sich an. Unter diesen nimmt Balthasar Hubmaier, Prediger in Waldshut, eine bedeutende Stelle ein. In der Schweiz wie in Schwaben, im Elsaß, am Rhein, in Baiern griff die wiedertäuferische Sekte um sich und brachte hier eine nicht mindere Aufregung hervor, wie Münzer und seine Ge=

nossen in Sachsen. Es war natürlich, daß Münzer, seitdem er (gegen Ende des Jahres 1524) sich in jenen Gegenden niederließ, sich sofort mit diesen Bestrebungen in Verbindung setzte.

Fassen wir noch einmal kurz das Gesagte zusammen, so stellen sich uns folgende Parteien dar: erstens eine, welche aus Solchen bestand, die zwar früher zur freien Richtung gehört, nun aber aus verschiedenen Gründen sich von der Bewegung losgesagt haben; zweitens eine gemäßigte erhaltende Bewegungspartei; drittens eine rücksichtslos vorwärts schreitende, eine Umsturzpartei. Jede dieser Parteien aber hat wieder mehrere Schattirungen. Die erste besteht entweder aus Solchen, welche sofort gegen die Bewegung feindselig auftreten, weil sie ihnen zu weit gegangen, oder aus Solchen, die sich zu ihr nur beobachtend oder gleichgültig verhalten, weil sie mit der Verfahrungsweise der Bewegungsmänner nicht übereinstimmen, nicht selten sogar, weil die Bewegung theilweise unfreie Bestandtheile in sich aufgenommen. Die gemäßigte oder erhaltende Bewegungspartei theilt sich wieder in die Lutheraner und in die Zwinglianer. Das Gemeinsame dieser Partei besteht darin, daß sie die Bibel als die Quelle des Christenthums, daß sie Christus als Sohn Gottes, die christliche Religion als eine geoffenbarte betrachtet. Sie unterscheiden sich aber darin, daß Luther die Bibel wörtlich verstanden wissen will und der Vernunft bei der Auslegung derselben keine Mitwirkung zugesteht, während die Zwinglianer dieses thun; ferner darin, daß Luther auf manche Aeußerlichkeiten der Lehre wieder mehr Gewicht legt, wie z. B. auf die beiden Sakramente, während die Zwinglianer die Sakramente als etwas ganz Unwesentliches betrachten, ja das Abendmahl nur als Erinnerungsmahl fassen; endlich darin, daß Luther in den staatlichen Dingen eine das Fürstenthum begünstigende Richtung verfolgte, während Zwingli und seine Freunde in der Schweiz und in Süddeutschland mit den freieren staatlichen Bestrebungen in sehr engen Beziehungen standen. Endlich die mystische Partei, welche wir auch die Umsturzpartei genannt haben, theilte sich 1) in Solche, welche, den Grundsatz der Freiheit im ausgedehntesten Sinne für sich in Anspruch nehmend, über das geoffenbarte Christenthum hinaus zu einer philosophischen, pantheistischen Anschauung gelangten, sodann 2) in die Wiedertäufer, welche die stoffliche Richtung der Mystik

vertraten, sich auf Erscheinungen Gottes, Offenbarungen, Träume u. s. w. beriefen, ein großes neues Reich Gottes auf Erden mit Gütergemeinschaft gründen wollten, und zu diesem Behufe vorher die Vernichtung aller herrschenden Gewalten beabsichtigten. Hiemit sind im Allgemeinen die Hauptrichtungen innerhalb der Bewegung selber angegeben: natürlich gab es außerdem noch eine Menge Schattirungen: die einzelnen Richtungen spielten oft sehr in einander über, und manche Persönlichkeit vereinigte in sich die Bestandtheile verschiedener Parteien.

Nichts konnte der Bewegung verderblicher sein, als der Zwiespalt, der nunmehr in ihr eingerissen. Es war um so bedenklicher, als keine Partei nachgeben wollte. Luther ließ sich durch den Streit mit Karlstadt und Münzer verleiten, so manche seiner früheren freien Grundsätze wieder aufzugeben, und seine Hauptlehren mit einer Schroffheit hinzustellen, daß ein vernünftiger Mensch keinen Sinn mehr darin finden konnte. Er sprach es offen aus, daß die Vernunft des Teufels Hure sei, und eine Meinung um so verwerflicher, je mehr sie mit der Vernunft übereinstimme. Mehr und mehr schwand aus seinem Lehrgebäude die Innerlichkeit, die Lebendigkeit, die Freiheit, und sonderbare Meinungen, die vor den eben bekämpften der Scholastiker nicht viel voraus hatten, traten an die Stelle der früheren frischen natürlichen Richtung. Ebenso unduldsam waren die Wiedertäufer, die Umsturzpartei der mystischen Richtung, die eben auch nirgends Heil erblickten, als in ihrer Sekte. Am freiesten waren die Zwinglianer und die zur philosophischen Richtung der Mystik gehörten, obschon auch Zwingli es nicht verschmähte, wider seine Gegner, die Wiedertäufer, das Schwert der Obrigkeit zu Hülfe zu rufen.

Unter solchen Umständen — bei diesen Gegensätzen innerhalb der Bewegung selbst — wozu noch die Verschiedenheit der staatlichen Parteien kam, mochte es wohl mehr als zweifelhaft erscheinen, ob der Versuch, die neuen Ideen mit Gewalt in das Leben einzuführen, einen glücklichen Ausgang nehmen werde.

16. Der Bauernkrieg.

Und doch war nichts natürlicher, als eben dieser Versuch.

Seit Jahren war die Aufregung genährt worden. Die Unzufriedenheit mit den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen wuchs von Tag zu Tag, ohne daß weder vom Reich, noch von den einzelnen Reichsständen Abhülfe geschehen wäre. Die Nothwendigkeit einer großen durchgreifenden Reform wurde allgemein gefühlt, von Niemanden mehr, als vom gemeinen Mann. Es geschah aber nichts von oben, um diesem Gefühle Rechnung zu tragen. Und zu dieser staatlichen Unzufriedenheit kam jetzt noch die religiöse Aufregung: diese Lehren von der christlichen Freiheit und von der Gleichheit, diese furchtbaren Ausfälle der Flugschriften gegen die Obrigkeiten, welche das Wort Gottes unterdrücken, gegen die „großen Hansen" in ihrer Pracht und in ihrem Wohlleben, die aber Gott doch noch von ihrem Stuhle herunterwerfen werde, wenn sie sich nicht besserten, diese schroffe Verhöhnung jedes menschlichen Ansehens, dem man das Evangelium und das Naturrecht als die einzig berechtigten Gesetzesquellen für alle Zustände des Lebens entgegenhielt! Selbst Luther, obschon er später eine ganz andere Meinung über die Obrigkeit ausgesprochen hat und über die Art und Weise, wie man den Widersachern des Evangeliums entgegentreten soll, hat doch durch seine früheren Schriften nicht wenig dazu beigetragen, die aufrührerische Stimmung in den Menschen zu nähren: forderte er doch das deutsche Volk einmal auf, sich in dem Blute der Päpstlichen zu baden, und erklärte er, daß diejenigen etwas Gott Wohlgefälliges thun, welche die Bischöfe vernichteten, Kirchen und Klöster zerstörten! Die eigenthümliche Ansicht über die Obrigkeit, wie wir sie oben dargelegt, stellte er erst auf, seitdem er mit den zwickauer Propheten, Karlstadt, Münzer und den Wiedertäufern

zusammengestoßen, und selbst dann noch nannte er die Fürsten in seinen Schriften gelegentlich gottvergessene, elende Buben, welche der Verachtung des Volks würdig seien, thörichte, unsinnige Narren, deren Tyrannei und Muthwillen man auf die Länge nicht ertragen könne noch wolle. Was Wunder, wenn die Leser dieses Urtheil des Reformators über die herrschenden Gewalten sich hinter die Ohren schrieben, dagegen die Richtigkeit seiner Lehre vom unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit bezweifelten? Denn abgesehen davon, daß dem gesunden Menschenverstande ein solches Gebot Gottes nicht in den Sinn wollte, daß dies noch dazu in vollkommenem Widerspruche mit den deutschen Rechtsgrundsätzen war, welche das Verhältniß zwischen Fürst und Volk als einen Vertrag auffaßten, den der Fürst nicht einseitig brechen dürfe, ohne des Gehorsams der Untergebenen verlustig zu gehen, so waren aus der Bibel selbst genug Stellen aufzufinden, welche gegen jene Lehre vom unbedingten Gehorsam mit Erfolg gebraucht werden konnten. Und nun bedenke man noch die Wirksamkeit der herumreisenden Prediger! Das waren lauter Leute, die entweder aus dem Volke hervorgegangen waren, oder durch Neigung und Grundsätze getrieben, ihm angehören wollten. Alle diese Prediger, die einen so außerordentlichen Beifall fanden, welche Hunderte und Tausende von Zuhörern um sich versammelten, waren zugleich auch in staatlicher Beziehung freigesinnte Leute, und versäumten nicht, in ihren Reden auch die bürgerlichen Zustände und die Nothwendigkeit einer Verbesserung derselben zu besprechen, und zwar mit dem nämlichen Eifer, mit welchem sie die religiösen Dinge behandelten. Der Boden war also gehörig vorbereitet. Daß nun aber der Aufruhr von den Bauern ausging, war sehr natürlich: dieser Stand war am meisten gedrückt, war, wie wir gesehen, seit Jahren zur Empörung geneigt, und hatte besonders seit der Ueberhandnahme der religiösen Bewegung noch mehr Selbstgefühl und Bewußtsein seiner eigenen Kraft erlangt, da ja die Flugschriften sich besonders angelegen sein ließen, ihn hervorzuziehen, seinen gesunden Verstand, seine Tüchtigkeit, seine Liebe zur Wahrheit in recht auffallender Weise den Pfaffen und den großen Hansen entgegenzustellen, ja ihn gewissermaßen zum Schiedsrichter in der großen Frage der Zeit zu machen. Die Anzeichen einer großen Empörung des gemeinen Mannes waren

auch so unzweideutig und so allgemein, daß man seit fünf Jahren überall davon sprach: die Presse war voll davon, und kam immer wieder darauf zurück. Besonders aber seit dem Unternehmen Huttens und Sickingens war man fast täglich darauf gefaßt. Und Niemand war mehr davon überzeugt und fürchtete sich begreiflich mehr darauf, als die Fürsten und die Regierungen überhaupt.

Es ist daher kein Zweifel: wenn irgend eine, so war die große Umwälzung, welche unter dem Namen des Bauernkriegs bekannt ist, eine naturgemäße, von selbst gewordene, aus den Tiefen des Volksbewußtseins hervorgegangene. Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß der wirkliche Ausbruch der Empörung herbeigeführt worden ist von Männern und Parteien, welche diesen Plan seit längerer Zeit mit der bestimmtesten Absicht verfolgten. Hier sind zunächst die Flüchtlinge zu erwähnen, welche seit längerer oder kürzerer Zeit wegen früherer mißlungener Aufstandsversuche den deutschen Boden verlassen mußten, und sich meistens in der Schweiz aufhielten. Vor Allem jener unermüdliche Jost Fritz, den wir schon öfter erwähnt [1]), und seine Gesellen. Sodann der Herzog Ulrich von Würtemberg, der sich seit seiner Vertreibung in Mömpelgardt und in der Feste Hohentwiel im Hegau aufhielt und dort über Plänen brütete, sich wieder in den Besitz seines Fürstenthums zu setzen. Er versuchte zuerst durch französische Hülfe diesen Zweck zu erreichen: wie dies nicht gelingen wollte, so versuchte er es mit den Bauern. An ihn schlossen sich jene fränkischen Ritter an, welche bei dem sickingischen Unternehmen betheiligt gewesen und in die Verbannung gejagt worden waren. Auch sie erblickten die Möglichkeit der Rückkehr nur in einem völligen Umsturz der Dinge. Wir sahen, schon Hutten und Sickingen riefen die Bauern auf zur Unterstützung ihrer Plane. Diesen Gedanken suchten die fränkischen Ritter jetzt

[1]) Die bisherigen Geschichtschreiber des Bauernkrieges lassen ihn seit 1518 verschwinden, so noch Zimmermann in seiner allgemeinen Geschichte des großen Bauernkriegs, I. S. 325. Aber nach einer erst neuerdings von Mone herausgegebenen Chronik (Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, II. 1854. S. 17.) erscheint er im Anfange des Bauernkrieges im Hegau. „Unter solchen Bauern ist auch Fritz von Grunbach uff dem Stift Speier mit einem alten grauen Bart gewesen, der sich allwegen hat hören lassen, er konne oder moge nit ersterben, der Bundschuh hab dann zuvor sein Fürgang erlangt.“

auszuführen. Unter ihnen nimmt besonders Dr. Fuchs von Fuchsstein eine hervorragende Stelle ein. Er war früher Kanzler beim Pfalzgrafen am Rhein, sodann Reichsregent, und als solcher war er einer der eifrigsten Unterstützer der sickingen'schen Plane. Bei der Eroberung von Landstuhl hatte man aber Briefe von ihm gefunden, welche seine auf den Sturz des Fürstenthums gerichteten Gesinnungen klar genug enthüllten: er mußte sich nun der Rache der Fürsten durch die Flucht entziehen. Darauf begab er sich zu Ulrich von Würtemberg und war von nun an einer seiner gewandtesten Unterhändler, bei der Erhebung der Bauern ganz besonders betheiligt. Der Herzog Ulrich und diese fränkischen Ritter faßten nun einen großartigen Plan, der, wenn er ausgeführt worden wäre, ihrem Unternehmen die glücklichste Wendung hätte geben können. Sie versuchten den böhmischen Adel in ihre Plane hereinzuziehen und ihn zu bestimmen, um dieselbe Zeit in Baiern und Oesterreich einzufallen, wenn Ulrich mit seiner ganzen Macht, unterstützt von den Bauern, in Schwaben eingefallen wäre. Ihre Umtriebe in Böhmen waren auch ziemlich weit gediehen, führten aber zuletzt — aus unbekannten Gründen — doch zu keinem Ergebniß. [1])

Außer diesen Flüchtlingen gab es aber in Deutschland selbst Männer, welche den Umsturz planmäßig betrieben. Hieher sind Münzer und die Wiedertäufer zu rechnen, welche alle deutschen Länder durchstreiften, um zum Aufruhr aufzufordern und Verbindungen einzuleiten; sodann solche, welche weniger von religiösen als von staatlichen Beweggründen geleitet waren und höchst wahrscheinlich einen geheimen Bund unter einander gestiftet hatten. Unbedenklich kann man dazu Wendel Hippler zählen, früher Kanzler bei den Grafen von Hohenlohe, dann in Unfrieden von ihnen entlassen, ein Mann von dem weitsehendsten Blicke und von den größten staatsmännischen Gedanken. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß im Sommer des Jahres 1524 in Oberschwaben an der Gränze der Schweiz, wo sich Münzer und Karlstadt eine Zeit lang aufhielten, Verabredungen unter den Umsturzmännern gepflogen und die Rollen, die jeder

---

[1]) Jörg a. a. O. S. 162 ff. Erzherzog Ferdinand an Karl V. vom 14. März 1525 bei Lanz Correspondenz des Kaisers Karl V. I. S. 154.

bei der Volksbewegung zu übernehmen habe, vertheilt worden sind. Hier begann auch die Empörung.

Den Anfang machten die Unterthanen des Grafen von Lupfen in der Landgrafschaft Stühlingen im Schwarzwald im Juni 1524. An die Spitze derselben stellte sich ein ehemaliger Landsknecht, Hans Müller von Bulgenbach. Im August trat die Stadt Waldshut bei und die Grafschaft Hauenstein, welche unter österreichischer Herrschaft stand. Hier gleich zeigte sich, wie weit die Empörung angelegt war. Die Aufgestandenen gründeten eine „evangelische Brüderschaft", errichteten eine Bundeskasse und schickten von da aus Boten in alle deutschen Länder, um gleichfalls zum Aufstand aufzufordern: sie wollten künftig keinen Herrn mehr anerkennen, als den Kaiser: alle Schlösser, Klöster, und was geistlich sei, zerstören. Bald darauf erhob sich der Hegau, der Kletgau, die Baar, am Anfang des folgenden Jahres die Gegenden um den Bodensee, der Unterallgau, der Oberallgau, wo die Bauern der Abtei Kempten den Anfang machten, kurz, ganz Oberschwaben. Doch schien der Aufstand bald wieder eine friedliche Färbung anzunehmen: Bauern und Obrigkeiten, insbesondere der schwäbische Bund, traten mit einander in Unterhandlungen. Die Bauern setzten zu diesem Ende ihre Forderungen auf und stellten sie in den bekannten 12 Artikeln, welche um die Mitte März 1525 verabfaßt wurden, zusammen.[1])

Der Inhalt dieser Artikel ist in Kurzem folgender: 1) Jede Gemeinde soll fortan das Recht haben, sich durch Stimmenmehrheit ihren Pfarrer zu wählen, welcher nur das reine Evangelium zu verkünden hat, und ihn, falls er sich unwürdig zeige, wieder abzusetzen; 2) der Kornzehnte soll von nun an von der Gemeinde erhoben, damit der Pfarrer besoldet, der Ueberschuß zur Unterstützung der Armen verwendet werden; der kleine und der Blutzehnte hört auf; Zehnten, welche Laien an sich gebracht haben, sollen, wenn sie die Rechtmäßigkeit des Erwerbs nachgewiesen von der Gemeinde abgelöst werden; 3) die Leibeigenschaft hört

---

[1]) Der Verfasser dieser Artikel, über den man sich lange gestritten, scheint nach den neuesten Untersuchungen Jörgs niemand anders, als der Ritter Fuchs von Fuchsstein zu sein.

gänzlich auf; 4) Wild, Geflügel, Fische im fließenden Wasser zu fangen, soll Jedermann frei stehen, es müßte denn Einer urkundlich nachweisen, daß er das Fischwasser gekauft habe; 5) die Holzungen, die einer Gemeinde widerrechtlich abgedrungen worden sind, fallen wieder an sie zurück, und die Gemeindeglieder können daraus ihren Bedarf an Brenn= und Bauholz unentgeldlich beziehen. Sind die Holzungen aber von ihrem gegenwärtigen Besitzer erkauft, so soll sich die Gemeinde mit ihm darüber vergleichen; 6) Frohndienste dürfen nicht gemehrt werden, sondern es soll das alte Herkommen bleiben; 7) Lehngüter dürfen nicht mit Beschwerungen übersetzt werden, sondern die Herrschaft muß sich genau an die Verträge halten; 8) wenn Güter mit Gülten so überladen sind, daß die Arbeit für den Anbauenden keinen Ertrag mehr liefert, so soll nach der Entscheidung ehrbarer Leute der Zinsfuß verringert werden; 9) Gerichtsstrafen sollen nicht willkürlich erhöht, sondern nach dem alten geschriebenen Herkommen auferlegt werden; 10) widerrechtlich an sich gebrachte Gemeindegüter müssen wieder zurückgegeben werden; über rechtlich erkaufte soll man sich vergleichen; 11) die Abgabe, welche Todtfall heißt, ist ganz abzuschaffen. 12) Jeder dieser Artikel soll als abgethan angesehen werden, wenn er auf den Grund der heiligen Schrift als ungeziemend bewiesen werden kann. Dagegen behält sich die Bauerschaft vor, noch mehr Artikel aufzustellen, falls sich dergleichen „in der Schrift mit Wahrheit“ erfinden ließen.

Die Forderungen, welche die Bauern stellten, waren, wie man sieht, noch sehr gemäßigt. Die meisten dieser Artikel verlangen nichts Neues, nichts Ungewöhnliches, sondern nur die Wiederherstellung des Rechtszustandes, die Beobachtung des Herkommens, und es ist aus den früheren Weisthümern mit Leichtigkeit nachzuweisen, daß die Rechte, welche die Bauern hier verlangen, ihnen ehedem in der That zugestanden haben. Neu ist nur der erste, zweite, dritte und eilfte Artikel. Dergleichen wurde aber, wie wir gesehen, seit Jahren von der öffentlichen Meinung gefordert. Immerhin jedoch waren diese Forderungen so bedeutend, daß sich eine gutwillige Annahme derselben von Seite der Betheiligten schwerlich erwarten ließ. Auch dachten die Obrigkeiten nicht daran, die Forderungen der Bauern zuzugestehen. Wenn sie sich in Unterhand=

lungen mit ihnen einließen, so geschah es nur, um Zeit zu gewinnen, um sie von entschiedenem Vorangehen abzuhalten, und um inzwischen mit Kraft rüsten zu können.

Um die Mitte des März änderte sich aber auf einmal die Scene. Der Herzog Ulrich von Würtemberg brach Ende Februar mit einem Haufen Schweizer, ferner unterstützt von den hegauer und schwarzwälder Bauern, in Würtemberg ein, und drang, von den Einwohnern fast allenthalben freudig begrüßt, bis in die Nähe von Stuttgart vor. Es zeigte sich jedoch sogleich, daß Ulrich kein Feldherr war: er wußte die ihm gebotenen Vortheile nicht zu benutzen. Unterdessen rückte ihm das Heer des schwäbischen Bundes unter der Anführung des Truchseß von Waldburg entgegen; die Schweizer, von ihren Obrigkeiten abgerufen, verließen den Herzog; die Bauern, über seine Gesinnungen enttäuscht, wandten sich ebenfalls von ihm: so sah er sich zum Rückzuge genöthigt, und schon am 17. März hatte er bereits die Gränzen seines Landes wieder überschritten. Von diesem Gegner befreit, wollte sich nun der schwäbische Bund gegen die Bauern wenden, die er bisher mit Unterhandlungen hingehalten hatte. Da aber, in der letzten Woche des März, erhob sich wie mit Einem Schlage die Bauerschaft in dem größten Theile des übrigen Deutschlands, und zwar überall massenweise. In drei großen Richtungen wälzte sich die Empörung gegen den Norden hin fort: von der Markgrafschaft Burgau über Nördlingen, Oettingen, nach Franken hinein, wo Eichstädt, Ansbach, Bamberg, Würzburg, die Grafschaften, die Städte, kurz, ganz Franken, sich der Umwälzung anschlossen; von da nach Thüringen, wo Münzer Mühlhausen zum Heerd des Aufstandes umschuf, und nach den sächsischen Landen, sprang sogar bis nach Preußen hinüber; sodann von Würtemberg aus nach Heilbronn, Weinsberg, ins Hohenlohische hinein, ins Mainzische bis nach Hessen und Westphalen; endlich auf beiden Seiten des Rheins vom Breisgau aus ins Badische, in die Pfalz, in die Bisthümer Speier, Worms, Mainz, und vom Sundgau ins Elsaß, nach Lothringen in die jenseitige Pfalz bis ins Trierische. Eine vierte Linie bewegte sich südlich nach Tyrol, sprang von da in das Erzbisthum Salzburg und in die österreichischen Herzogthümer hinüber: doch erfolgte hier der Aufstand erst später, Ende April und im Monat Mai. Ganz

Schwaben, Franken, Hessen, Thüringen, Sachsen, die Rheingegenden bis nach Köln, theilweise Westphalen, Tyrol, Oesterreich, Salzburg, standen im Aufruhr. Nur Baiern hielt sich noch: doch selbst da begann der Aufruhr bereits zu spucken.

Die Bewegung erfolgte, wie gesagt, urplötzlich: kaum hatte sich irgendwo ein kleiner Haufe zusammengethan, so war er in wenigen Tagen schon zu Tausenden angewachsen: unwiderstehlich lawinenartig wälzte sie sich fort. Und es waren nicht blos die Bauerschaften, welche sich anschlossen, obschon von diesen die Bewegung ausgegangen und sie den Kern derselben bildeten: nein, es war eine eigentliche Volksbewegung: denn es betheiligten sich alle Kräfte, die den niederen Ständen angehörten, entweder unmittelbar, thätig eingreifend, oder wenigstens mit dem Herzen, und mittelbar die Bewegung fördernd und unterstützend. Insbesondere drei Stände sind dabei ins Auge zu fassen: 1) die niedere Geistlichkeit; 2) die Städtebevölkerung; 3) die Landsknechte. Alle drei waren von gleicher Wichtigkeit.

Was die Geistlichkeit anbetrifft, so waren fast alle Geistlichen, die der religiösen Neuerung angehörten, Begünstiger des Aufstandes. Denn es war derselbe nicht blos gegen die weltlichen Herrschaften, sondern insbesondere gegen die Kirche und ihre Herrschaft gerichtet. Manche von diesen, welche überhaupt der vorwärts schreitenden Richtung angehörten, stellten sich sogar an die Spitze der Bauernhaufen und spielten eine nicht unbedeutende Rolle dabei. Dadurch erhielt die Bewegung einen religiösen Anstrich und es begreift sich, wie die Obrigkeiten dazu kommen konnten, die Schuld des Aufstandes lediglich der neuen Lehre beizumessen. Von der städtischen Bevölkerung waren es allerdings nicht die Räthe, nicht die Herren, welche die Gewalt in den Händen hatten, nicht die Reichen und Vornehmen, die sich an die Bewegung anschlossen, sondern die Gemeinen, die Handwerker, die Proletarier, kurz alle, die in staatlicher, wie in gesellschaftlicher Beziehung über gar manche Mißbräuche zu klagen hatten und den allgemeinen Sturm benutzen wollten, um auch die städtischen Zustände zu verbessern. Und so erhob sich jetzt fast überall die Gemeinde wider den Rath, stürzte denselben und führte eine demokratische Verfassung ein, oder zwang ihn wenigstens zu bedeutenden Zugeständnissen. Ebenso wurde fast

durchgängig der Anschluß an die Bauern gefordert. Die Landstädte solcher Gebiete, wohin sich die Bewegung gewendet hatte, traten größtentheils bei. Weniger war dies bei den Reichsstädten der Fall. Die meisten waren zu ängstlich, um offen beizutreten, und wenn sie es vermeiden konnten, thaten sie es. Dagegen unterstützten sie die Bauern auf andere Weise, ließen ihnen Lebensmittel und Kriegsbedarf zukommen und dergleichen. Viele Reichsstädte schlossen sich aber unbedingt an, wie Heilbronn, Rotenburg an der Tauber, Windsheim, Schweinfurt, Mühlhausen, Erfurt, Memmingen, Nördlingen, Kaufbeuern, Kempten, Donauwörth, Weißenburg: Mainz versuchte bei dieser Gelegenheit wieder die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen, und trat daher gleichfalls auf die Seite der Bauern. Die Dinge lagen aber so, daß über kurz oder lang der Beitritt aller Reichsstädte in Aussicht stand. Wenigstens wurde dieses von den Fürsten gefürchtet: ja, sie hielten die Städte sogar für die eigentlichen Urheber der Empörung. Und wenn man bedenkt, welch große Besorgnisse die Reichsstädte vor den Fürsten hegten, wie sie durch die letzteren in ihrer Reichsstandschaft beeinträchtigt worden waren, wie alle Versuche, ihre frühere Stellung wieder einzunehmen, an dem Widerstande eben der Fürsten scheiterten, wie sie für nothwendig fanden, ihre Bündnisse zu erneuern und sogar mit der Eidgenossenschaft in Unterhandlungen zu treten, so läßt sich begreifen, wie selbst bei den Regierungen der Städte der Gedanke entstehen konnte, diese große Volksbewegung zu benutzen, um das ihnen feindliche Fürstenthum zu stürzen und auf dem Ruin desselben eine neue Ordnung der Dinge zu gründen, mit Einem Worte: die Plane des Städtebundes von 1388 wieder aufzunehmen.[1] War nun schon diese Stimmung der Städte gefährlich, so war es nicht minder die Haltung der Landsknechte, des Fußvolks der damaligen Zeit. Diese, wie schon öfter angeführt, aus dem Bauernstande hervorgegangen, hegten das größte Mitgefühl für die Bestrebungen ihrer Standesgenossen, boten sich von selber den Bauern als Kämpfer für ihre Sache an, wären höchst

---

[1] Vergleiche den Brief des Mutianus Rufus an den Kurfürsten von Sachsen, unter Anderem in meiner Schrift „zur politischen Geschichte Deutschlands" (1842) S. 263.

wahrscheinlich massenweise zu ihnen übergetreten, sowie die Bauern nur einigermaßen leidliche Bedingungen gestellt hätten — ein Theil derselben fand sich ohnedies bei den Bauernheeren ein — und waren, selbst wenn sie unter den Reihen der Fürsten kämpften, durchaus nicht zuverlässig, sowie es gegen die Bauern gehen sollte.

Alle diese Dinge machen es begreiflich, daß Adel und Fürsten, geistliche und weltliche, von einem panischen Schrecken ergriffen wurden, daß sie im Augenblicke völlig den Kopf verloren, und daß sie, um nur ihr Dasein zu retten, in Alles eingingen, was die Bauern forderten. Fürsten und Adel machten allerdings zuerst einige Versuche, Zusammenkünfte zu veranstalten, um auf diesen gemeinsame Maßregeln gegen die Empörung zu besprechen, diese führten jedoch zu keinem Ergebnisse. Nur der schwäbische Bund nahm noch eine achtunggebietende Stellung ein. Doch fehlte es auch in ihm nicht an Angst und Zaghaftigkeit, und trotz einiger glücklichen Treffen gegen die Bauern, die der Feldherr des Bundes, Georg Truchseß von Waldburg, erfochten (bei Leipheim, 4. April, bei Wurzach, 14. April), sah er sich doch veranlaßt, am 17. April mit den Bauern einen für sie günstigen Waffenstillstand abzuschließen bei Weingarten. Inzwischen aber wurden anderwärts Edelleute, Grafen, Fürsten, Bischöfe und Klöster von den Bauern überzogen, gebrandschatzt, zur Annahme der 12 Artikel oder anderer, wohl auch zum Beitritt in ihre Brüderschaft gezwungen, und die meisten der herrschenden Gewalten priesen sich glücklich, unter den eingegangenen Bedingungen wenigstens ihr Dasein gefristet zu haben. Die Meinung der Fürsten von der Gewalt der Volksbewegung war so groß, daß manche unter ihnen keinen Anstand nahmen, mit den Bauern in Unterhandlungen zu treten, um mit ihrer Hülfe gewisse selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen, auf Kosten ihrer Standesgenossen. Man glaubte so ziemlich allgemein, es sei jetzt die Zeit gekommen, die geistlichen Fürstenthümer aufzuheben. Die weltlichen Fürsten wollten sich nun die Beute nicht entgehen lassen und glaubten diesen Zweck am ersten durch die Verbindung mit der Volksbewegung erreichen zu können. So knüpfte der Markgraf Kasimir von Ansbach geheime Unterhandlungen mit den Führern der Bauern an, um vermittelst derselben die reichen fränkischen Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt in seine Hände zu bringen: ganz Franken

hätte ihm dann zufallen müssen. Nicht minder unterhandelte der Herzog Wilhelm von Baiern mit den aufrührerischen Bauern im Erzbisthum Salzburg, um dieses für Baiern so günstig gelegene große geistliche Fürstenthum zu erlangen: freilich stieß er hier mit dem Erzherzog Ferdinand zusammen, welcher dasselbe Ziel verfolgte.

Es war also wieder ein Augenblick eingetreten, wie deren die deutsche Geschichte mehrere aufzuweisen hat, wo die herrschenden Gewalten, von Schrecken gelähmt, sich ohnmächtig fühlten, den Sturm, der die alte Ordnung der Dinge umstürzen sollte, zu beschwören, da sie sich eigentlich schon selber aufgegeben hatten und kaum noch daran dachten, diejenigen Kräfte, die ihnen noch zu Gebote standen, zu verwenden, um dem drohenden Umsturze zu begegnen. Es kam jetzt darauf an, diesen günstigen Augenblick zu benutzen, um endlich die staatliche und religiöse Reform, wie sie das deutsche Volk seit Jahrhunderten erstrebte, mit kühner und sicherer Hand durchzuführen.

Fanden sich nun in der Volksbewegung die dazu nöthigen Kräfte? die gehörige Einsicht? die Gemeinsamkeit des Zusammenwirkens? die dazu erforderliche Entschlossenheit und der Muth?

Wenn man den Bauernkrieg blos von der Oberfläche betrachtet, so kommt er uns als ein wüstes, rohes Getreibe vor. Kaum scheint der Beweggrund ein anderer, als die wildeste Zerstörungswuth gewesen zu sein: zügellose Volksmassen stürzen sich auf die Burgen und Schlösser des Adels, auf Kirchen und Klöster, plündern, was zu plündern ist, betrinken sich in den vorgefundenen geistigen Getränken, schütten das Uebrige auf den Boden, mißhandeln Mönche, Geistliche, Edelleute, kurz jeden, den sie als ihren Feind betrachten, und verbrennen zu guter Letzt auch noch die erstürmten Gebäude. Ueber tausend Burgen und Klöster sind während des Bauernkrieges ein Raub der Flammen geworden. Diese Seite des Bauernkrieges ist auch von jeher besonders hervorgehoben, und man hat der blinden Zerstörungswuth auch noch die Grausamkeit und den Blutdurst der Bauern, als wesentliche Eigenschaften der großen Volksbewegung, hinzugefügt. Auch ist gar nicht zu läugnen, daß sich unter den Massen nicht wenige Leute fanden, die von keinen höheren Beweggründen geleitet gewesen sind, als von dem augenblicklichen Genuß und von der Raubsucht, andere, welche für die zahllosen

Quälereien der höheren Stände gegen sie eine blutige Rache nehmen wollten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Uebelthaten und Ueberschreitungen solcher Leute am meisten in die Augen fielen und deßhalb an die große Glocke gehängt wurden. Doch würde man Unrecht thun, nach diesen die ganze Volksbewegung zu beurtheilen. Die Bauern ließen allerdings meistens einen ziemlich derb aufgetragenen Uebermuth der Sieger hervortreten, im Ganzen aber klangen die Worte rauher als die Thaten, und wenn man wohl öfter von ihnen die Aeußerung hörte, sie wollten alle Edelleute, Fürsten und Pfaffen todtschlagen, so kann man im Grunde nur sehr vereinzelte Thatsachen anführen, wo sie grausam gehandelt haben. Eine von diesen war die weinsberger That. Und auch diese That wird durch die Umstände, unter deren Einfluß sie vollzogen wurde, sehr gemildert. Die Besatzung von Weinsberg, an deren Spitze der Graf von Helfenstein stand, unterhandelte nämlich vorher mit den Bauern, ließ aber während des Waffenstillstandes eine Schaar derselben treuloser Weise überfallen und gänzlich aufreiben. Natürlich wurden die Bauern wüthend über diese Treulosigkeit und wollten ihre Brüder rächen. Noch während der Belagerung von Weinsberg verhehlten sie auch nicht, daß die ganze Besatzung sterben müßte. Und als sie nun Stadt und Schloß wirklich erstürmt hatten (17. April), so wurde der Graf von Helfenstein nebst anderen Rittern, die man vorfand, durch die Spieße gejagt, trotz des Flehens seiner Frau, die sich mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arme den Bauern vor die Füße warf. Nach dem Tode des Grafen wühlte man auch noch in seinem Leichnam, der Eine beschmierte mit seinem Fette seinen Spieß; der Anführer der Bauern, Jäcklein Rohrbach, zog die Kleider und das Barett des Grafen an, und tanzte mit diesem vor der Gräfin herum: kurz, es fielen bei dieser Gelegenheit Scheußlichkeiten und Gräuelthaten genug vor. Man muß nun aber bedenken, daß außerdem, daß die Rache der Bauern durch die Treulosigkeit der Ritter an ihren Brüdern eine Entschuldigung findet, nicht einmal das ganze Bauernheer an dieser That Antheil hatte, sondern vielleicht nur der achte Theil, der unter der Führung des Jäcklein Rohrbach stand. Dieser nahm die Handlung vor, während die Uebrigen sich in die Häuser und Schenken zerstreut hatten, also von der Sache nicht einmal etwas wußten. Auch wurde diese That von

der Mehrzahl entschieden mißbilligt, und um ähnlichen Auftritten vorzubeugen, die nothwendigen Maßregeln getroffen. Liest man überhaupt die Ordnungen, welche die Bauern unter sich selbst aufgerichtet, so sieht man, daß wenigstens die Führer nichts weniger, als zuchtloses Treiben im Sinne hatten: so würde im Lager ausdrücklich das Zutrinken, Völlerei, Gotteslästerung, Streit und Hader, Spiel, Unzucht verboten, Gehorsam gegen die Hauptleute zur Pflicht gemacht. Trotz alledem war es doch nicht möglich, alle Unordnungen zu verhüten, so wenig wie dies bei einem regelmäßigen Heere der Fall ist. Merkwürdiger Weise aber pflegt man einem solchen alle Gräuel und Gewaltthaten nachzusehen, während man von einem Volksheere einen so hohen Grad von Zucht und von Ordnung verlangt, als ob es von jeher nichts Anderes getrieben hätte, und eine Sittenreinheit, vor welcher selbst die Tugend der Engel verblassen müßte. Auch damals trug die That von Weinsberg und ähnliche Ueberschreitungen ihre bitteren Früchte: man nahm den Bauern dergleichen Dinge zehnmal mehr übel, als alle Grausamkeiten der Herren: das Niederreißen der Burgen, das Verbrennen der Klöster, die Plünderungen, die Völlerei, der man sich dabei hingab, ließen den Bauernkrieg nur als den Ausbruch der rohesten und niedrigsten Leidenschaften erscheinen.

Und doch war nichts weniger als dieses der Fall: aus der Tiefe der Volksbewegung hervor entwickelte sich vielmehr eine Fülle der großartigsten und nationalsten Gedanken. Freilich war eben diese Fülle und Reichhaltigkeit der Gedanken eher ein Nachtheil als ein Vortheil zu nennen: denn sie hinderte die Gemeinsamkeit des Ziels und eben darum die Gemeinsamkeit des Handelns.

In Bezug auf das letzte Ziel, welches die Bewegung verfolgte, muß man vor Allem zwei große Parteien unterscheiden. Die eine Partei beschränkte sich auf die Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse, ging also über den Gesichtskreis des Bauernstandes nicht hinaus; die andere hingegen hatte eine allgemeine Reform des ganzen deutschen Reiches im Sinne. Die erste Partei war der Natur der Sache nach friedlicher gesinnt: sie ging gerne und leicht in Unterhandlungen ein, welche ihr die Hoffnung gewährten, ihre Zwecke, wenn auch nur theilweise, zu erreichen. Die andere Partei aber, welche eine durchgreifende Reform des Reiches wollte, konnte

natürlich in friedlichen Unterhandlungen, welche die herrschenden Gewalten stehen gelassen hätten, keine Förderung ihrer Plane entdecken und suchte sie daher zu vereiteln. Auch kannte sie die Natur des Fürstenthums zu gut, um nicht zu wissen, daß alle Zugeständnisse, welche im Augenblicke der Noth von den herrschenden Gewalten an die Bauern gemacht würden, nach einiger Zeit, wenn sich das Blatt gewendet, wieder zurückgenommen worden wären. Diese zwei Parteien finden sich fast in allen Bauernheeren und streiten miteinander um die Herrschaft: seit Ende März aber war die zweite obenan, am entschiedensten ausgeprägt in Franken und im Odenwald. Diese zweite Partei selber aber war keineswegs einig. Wir können in ihr vielmehr drei verschiedene Richtungen unterscheiden. Die eine Richtung wollte eine Reform des Reichs auf demokratischer Grundlage, jedoch mit Berücksichtigung des Adels und mit einer kaiserlichen Spitze; die zweite Richtung war republikanisch; die dritte mystisch-socialistisch: sie wollte auf Erden ein Gottesreich stiften, mit Gütergemeinschaft und Aufhebung jeder obrigkeitlichen Gewalt. Auch diesen drei Hauptrichtungen fehlte es indessen nicht an mannigfachen Schattirungen. So stand zwischen der ersten und zweiten noch ein demokratisches Kaiserthum mit Aufhebung des Adels, zwischen der zweiten und dritten eine bürgerlich-socialistische Reform, deren Ziel war, eine größere Gleichheit des Vermögens zu Gunsten der armen gedrückten Stände herbeizuführen: Fürsten, Edelleute und Geistliche hätten dann ihre Güter mit den Armen theilen müssen. Auch eine demokratisch-socialistische Verfassung mit kaiserlicher Spitze ward erstrebt.

Wir haben gesehen, alle bisherigen staatlichen Reformbestrebungen, welche aus dem Volke hervorgingen, drangen auf die Erneuerung und Kräftigung des Kaiserthums: es war daher sehr natürlich, daß die kaiserliche Spitze auch in der großen Volksbewegung einen wesentlichen Bestandtheil ihrer Verfassungsentwürfe ausmachte, und daß sogleich im Anfange der Empörung der Grundsatz aufgestellt ward, fortan Niemanden mehr als Herrn anerkennen zu wollen, als den Kaiser. Es war nun die Frage, wen man an die Spitze des Ganzen stellen wolle. Das Natürlichste und Einfachste war, den gegenwärtigen Kaiser als solchen anzuerkennen, oder seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, welcher in Abwesenheit Karls V.

dessen Statthalter im deutschen Reiche war, an die Spitze zu stellen. Für Letzteres sprach das Verhalten des Erzherzogs bei dem sickingenschen Unternehmen. Gegen ihn und gegen das habsburgische Haus überhaupt sprach aber die Feindseligkeit der beiden Brüder wider die neue Lehre, die ja einen wesentlichen Bestandtheil der ganzen Reform ausmachte, ferner die harten Maßregeln, welche Ferdinand gegen die ersten bäuerlichen Aufstandsversuche, die ja zum Theil von seinen eigenen Unterthanen ausgegangen waren, angeordnet hatte. Man glaubte somit in den Habsburgern Gegner der Volksbewegung zu erkennen: und es war demnach sehr zu bezweifeln, ob sie sich an die Spitze derselben stellen würden. Der Gedanke lag nun sehr nahe, einen Anderen zum Kaiser zu machen. Daß es einmal dazu kommen würde, daß ein neuer Kaiser nicht von den Kurfürsten, sondern unmittelbar vom Volke auf den deutschen Thron gesetzt werde, fürchtete Ferdinand schon im Jahre 1524 *). Und in der That: die Besorgniß war nicht ohne Grund. Zwei Fürsten hatten Aussicht, durch die Volksbewegung auf den kaiserlichen Thron gehoben zu werden: der Herzog Ulrich von Würtemberg und der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen. Der Erstere verfolgte ähnliche Gedanken schon vor seiner Vertreibung aus Würtemberg: wenn er jetzt durch die Bauern sich wieder in den Besitz seines Fürstenthums setzen wollte, so hieß dies nichts Anderes, als Krieg mit Oesterreich und mit dem Kaiser: vollkommene Sicherheit erlangte er nur durch den Sturz des habsburgischen Kaisers, und was war natürlicher, als daß er unter dieser Voraussetzung selber nach der deutschen Krone strebte? Gewiß hatten auch die geheimen Unterhandlungen des Fuchssteiners dieses Ziel im Auge und waren auch nicht ganz ohne Erfolg. Indessen die ganze Persönlichkeit des Herzogs Ulrich, so wie seine frühere Handlungsweise, namentlich im armen Konrad, ließen bei den Bauern kein rechtes Vertrauen aufkommen, und der unrühmliche Ausgang seines Feldzugs nach Würtemberg im März 1525, in Verbindung mit seinem ganzen Gebahren während desselben, das nichts weniger als auf eine Aenderung seiner früheren staatlichen Gesinnungen hindeutete, ent-

*) Vergl. seine Instruction für Karl von Burgund bei Chmel Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. 1848. II. S. 140—142; 109—111. Jörg a. a. O. S. 621—623.

natürlich in friedlichen Unterhandlungen, welche die herrschenden Gewalten stehen gelassen hätten, keine Förderung ihrer Plane entdecken und suchte sie daher zu vereiteln. Auch kannte sie die Natur des Fürstenthums zu gut, um nicht zu wissen, daß alle Zugeständnisse, welche im Augenblicke der Noth von den herrschenden Gewalten an die Bauern gemacht würden, nach einiger Zeit, wenn sich das Blatt gewendet, wieder zurückgenommen worden wären. Diese zwei Parteien finden sich fast in allen Bauernheeren und streiten miteinander um die Herrschaft: seit Ende März aber war die zweite obenan, am entschiedensten ausgeprägt in Franken und im Odenwald. Diese zweite Partei selber aber war keineswegs einig. Wir können in ihr vielmehr drei verschiedene Richtungen unterscheiden. Die eine Richtung wollte eine Reform des Reichs auf demokratischer Grundlage, jedoch mit Berücksichtigung des Adels und mit einer kaiserlichen Spitze; die zweite Richtung war republikanisch; die dritte mystisch-socialistisch: sie wollte auf Erden ein Gottesreich stiften, mit Gütergemeinschaft und Aufhebung jeder obrigkeitlichen Gewalt. Auch diesen drei Hauptrichtungen fehlte es indessen nicht an mannigfachen Schattirungen. So stand zwischen der ersten und zweiten noch ein demokratisches Kaiserthum mit Aufhebung des Adels, zwischen der zweiten und dritten eine bürgerlich-socialistische Reform, deren Ziel war, eine größere Gleichheit des Vermögens zu Gunsten der armen gedrückten Stände herbeizuführen: Fürsten, Edelleute und Geistliche hätten dann ihre Güter mit den Armen theilen müssen. Auch eine demokratisch-socialistische Verfassung mit kaiserlicher Spitze ward erstrebt.

Wir haben gesehen, alle bisherigen staatlichen Reformbestrebungen, welche aus dem Volke hervorgingen, drangen auf die Erneuerung und Kräftigung des Kaiserthums: es war daher sehr natürlich, daß die kaiserliche Spitze auch in der großen Volksbewegung einen wesentlichen Bestandtheil ihrer Verfassungsentwürfe ausmachte, und daß sogleich im Anfange der Empörung der Grundsatz aufgestellt ward, fortan Niemanden mehr als Herrn anerkennen zu wollen, als den Kaiser. Es war nun die Frage, wen man an die Spitze des Ganzen stellen wolle. Das Natürlichste und Einfachste war, den gegenwärtigen Kaiser als solchen anzuerkennen, oder seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, welcher in Abwesenheit Karls V.

dessen Statthalter im deutschen Reiche war, an die Spitze zu stellen. Für Letzteres sprach das Verhalten des Erzherzogs bei dem sickingenschen Unternehmen. Gegen ihn und gegen das habsburgische Haus überhaupt sprach aber die Feindseligkeit der beiden Brüder wider die neue Lehre, die ja einen wesentlichen Bestandtheil der ganzen Reform ausmachte, ferner die harten Maßregeln, welche Ferdinand gegen die ersten bäuerlichen Aufstandsversuche, die ja zum Theil von seinen eigenen Unterthanen ausgegangen waren, angeordnet hatte. Man glaubte somit in den Habsburgern Gegner der Volksbewegung zu erkennen: und es war demnach sehr zu bezweifeln, ob sie sich an die Spitze derselben stellen würden. Der Gedanke lag nun sehr nahe, einen Anderen zum Kaiser zu machen. Daß es einmal dazu kommen würde, daß ein neuer Kaiser nicht von den Kurfürsten, sondern unmittelbar vom Volke auf den deutschen Thron gesetzt werde, fürchtete Ferdinand schon im Jahre 1524 *). Und in der That: die Besorgniß war nicht ohne Grund. Zwei Fürsten hatten Aussicht, durch die Volksbewegung auf den kaiserlichen Thron gehoben zu werden: der Herzog Ulrich von Würtemberg und der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen. Der Erstere verfolgte ähnliche Gedanken schon vor seiner Vertreibung aus Würtemberg: wenn er jetzt durch die Bauern sich wieder in den Besitz seines Fürstenthums setzen wollte, so hieß dies nichts Anderes, als Krieg mit Oesterreich und mit dem Kaiser: vollkommene Sicherheit erlangte er nur durch den Sturz des habsburgischen Kaisers, und was war natürlicher, als daß er unter dieser Voraussetzung selber nach der deutschen Krone strebte? Gewiß hatten auch die geheimen Unterhandlungen des Fuchssteiners dieses Ziel im Auge und waren auch nicht ganz ohne Erfolg. Indessen die ganze Persönlichkeit des Herzogs Ulrich, so wie seine frühere Handlungsweise, namentlich im armen Konrad, ließen bei den Bauern kein rechtes Vertrauen aufkommen, und der unrühmliche Ausgang seines Feldzugs nach Würtemberg im März 1525, in Verbindung mit seinem ganzen Gebahren während desselben, das nichts weniger als auf eine Aenderung seiner früheren staatlichen Gesinnungen hindeutete, ent-

*) Vergl. seine Instruction für Karl von Burgund bei Chmel Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. 1848. II. S. 140—142; 109—111. Jörg a. a. O. S. 621—623.

frembete ihm die Gemüther der Bauern vollends. Dagegen waren auf den Kurfürsten Friedrich von Sachsen mit weit mehr Grund die Hoffnungen der Bewegungsmänner gerichtet. Dieser Fürst empfahl sich nicht nur dadurch, daß unter seinem Schutze die religiöse Bewegung entstehen und gedeihen konnte, sondern auch dadurch, daß er vielleicht unter allen damaligen Fürsten — nur etwa der Markgraf Philipp von Baden konnte hierin mit ihm gleichgestellt werden — am mildesten und gerechtesten über die Volksbewegung urtheilte. Er gestand offen, daß die Fürsten die größte Schuld an der Empörung des gemeinen Mannes trügen, ja er war großherzig genug, zu erklären: wenn er wüßte, daß er mit Unrecht die fürstliche Herrschaft übe, so würde er sie augenblicklich niederlegen. Mit diesen Gesinnungen im Einklang stand, daß er nicht im Geringsten daran dachte, gegen den Aufstand sich zu rüsten, ja daß er sogar die drohende Haltung des schwäbischen Bundes gegen die Bauern unverhohlen mißbilligte *). Daher kam es denn, daß die Bauern ihn allein unter allen Fürsten nebst dem Erzherzog Ferdinand als Schiedsrichter erwählten, und daß selbst die weitestgehenden Parteien ihn allein unter allen Fürsten stehen bleiben lassen wollten. Welch große Hoffnung die Bewegungsmänner überhaupt auf Friedrich den Weisen bei der Durchführung ihrer Plane gesetzt, geht auch aus dem Schreiben eines derselben, Weigands von Miltenberg, hervor **). Es war allerdings noch sehr die Frage, ob dieser Fürst sich in der entschiedenen Weise, wie man hoffte, an die Spitze der Bewegung stellen werde. Wie dem aber auch sein mag: auch auf ihn mußte man verzichten. Denn er starb bereits am 5. Mai 1525.

Es blieb nun keiner übrig, als der Erzherzog Ferdinand. Denn unter den anderen deutschen Fürsten nahm keiner in Bezug auf Gesinnung und sonstige nothwendige Eigenschaften eine hervorragende Stellung ein. Der Landgraf von Hessen, welcher wegen seines Geistes und seiner Kühnheit ohne alle Widerrede am besten sich dazu geeignet hätte, war damals noch zu jung und spielte sowohl in dem sickingenschen Unternehmen, als auch in dem Bauernkriege eine den volksthümlichen Bestrebungen geradezu entgegengesetzte

*) Jörg a. a. O. S. 280.

**) Öchsle Beiträge zur Geschichte des Bauernkriegs. S. 160.

Rolle. Der Erzherzog Ferdinand hingegen änderte bald sein Verhalten gegen die Volksbewegung, und zwar zu ihren Gunsten. Es entging ihm nicht, so wenig wie bei dem sickingenschen Unternehmen, zu welch großen weitaussehenden Entwürfen er die Bewegung benutzen könnte. Er hatte schon im Jahre 1524 vor, römischer König, d. h. der eigentliche Beherrscher von Deutschland zu werden: ihm mußte es daher besonders daran gelegen sein, die Machtverhältnisse des Kaiserthums so günstig wie möglich zu gestalten. Wir sehen daher den Erzherzog Ferdinand seit dem Monat Februar mit den Bauern in eifrigen Unterhandlungen: besonders seiner Mitwirkung ist der Waffenstillstand von Weingarten (am 17. April), der im Ganzen für die Bauern günstig war, zuzuschreiben. Ferdinand spielte übrigens ein doppeltes Spiel, um, wenn etwa die großen Entwürfe mißlangen, doch wenigstens ein gutes Stück Landes zu gewinnen: er hatte es besonders auf den Allgau abgesehen. Dieser Landstrich, dessen Besitz die österreichische Herrschaft über ganz Schwaben fast vollendet hätte, wäre ihm wohl ohne Zweifel zugefallen, so wie er mit den Bauern entschieden gemeinsame Sache gemacht hätte. Es war jedoch bedenklich, sich zu tief mit ihnen einzulassen und offen auf ihre Seite zu treten; denn wer wußte denn, was ihre Unternehmung für einen Ausgang nehmen würde? Ferdinand hielt es daher für das Beste, die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen, um in dieser Eigenschaft nach allen Seiten hin gesichert zu sein. In welcher fürstenfeindlichen Weise er jedoch das Vermittleramt auszuüben beabsichtigte, zeigte er deutlich genug bei der Besetzung von Füssen. Dieses Städtchen, an der Gränze vom Allgau, Tyrol und Baiern gelegen, gehörte dem Bischof von Augsburg. Es war Anfang April schon einige Mal von den Bauern aufgefordert worden, in ihre Brüderschaft zu treten: als sie eine abschlägige Antwort erhielten, so beschlossen die Bauern, es mit Gewalt zu nehmen. Das Städtchen war nicht stark genug, um Stand halten zu können. Dies wußte Ferdinand und machte nun dem Bischof den Vorschlag, es einstweilen zu besetzen und in seine Obhut zu nehmen. Der Bischof ging darauf ein: Ferdinand besetzte Füssen, ließ sich aber sofort als eigentlichen Herrn huldigen. Als nun die Bauern kamen, erhielten sie von dem österreichischen Befehlshaber die Antwort, daß sich die Stadt an den Erzherzog ergeben

habe, und daß sie ihm daher gehöre, worauf die Bauern in der That abzogen.

Das Verhalten des Erzherzogs bei dieser Gelegenheit machte aber die Bauern mißtrauisch. Sie sagten, es sei kein ehrlich Spiel, wenn ein Verbündeter (der Erzherzog) einen gemeinsamen Feind gegen den anderen Verbündeten in Schutz nehme: denn sie glaubten, Füssen gehöre dem Bischofe von Augsburg in der That noch. Andere meinten, sie hätten die Stadt dem Erzherzog als einen Beutepfennig gerne gegeben, es wäre daher unnöthig gewesen, sie vorher in Besitz zu nehmen. Durch dieses gegen Ferdinand entstandene Mißtrauen wurde nun die zweite Partei unter den Bauern, nämlich die republikanische, nicht wenig verstärkt. Diese Partei, welche, wie wir gesehen, schon seit einiger Zeit entstanden war, und besonders in den Städten, so wie auch in einigen Oesterreich zugehörigen Landen Anhänger gefunden hatte, beabsichtigte eine Verfassung, wie die schweizerische Eidgenossenschaft, und drückte ihre Plane und Absichten ziemlich deutlich in einer Schrift „an die Versammlung gemeiner Bauerschaft" aus *). Diese Schrift, welche um die Mitte April geschrieben sein mochte, warnte die Bauern vor Unterhandlungen mit den herrschenden Gewalten, vor allzu großem Vertrauen gegen sie: den Herren sei nicht zu glauben, und wenn die Bauern nicht mit Ernst dazu thäten, so würden sie später von den Fürsten noch viel mehr unterdrückt werden, als es bisher der Fall gewesen: nur in der Aufrichtung einer Republik sei Rettung. Diese republikanische Partei wurde außerdem verstärkt durch die Schonung, welche die kaiserliche Partei dem Adel angedeihen lassen wollte. Nach ihr sollte derselbe nicht aufgehoben werden, vielmehr — im Sinne Hutten's und Sickingen's und der um Ulrich von Würtemberg versammelten Ritter — eine neue Bedeutung erhalten, die freilich nicht in Widerspruch mit den demokratischen Bestrebungen der Bewegung treten dürfte. Eine solche Schonung des Adels war aber der großen Mehrzahl der Bauern widerwärtig, vielmehr verlangten sie eine vollkommene Aufhebung des Standesunterschieds, der Adel sollte alle seine Schlösser und Burgen abthun, in die

*) An die Versammlung gemeiner Pauerschaft, so in hochdeutscher Nation und viel anderer Ort mit Empörung und Ufruhr entstanden, u. s. w. Vergl. Zimmermann a. a. O. II. 113—115.

Städte ziehen, Bürger werden, in Nichts sich von den Anderen unterscheiden. Bezeichnend für diese Richtung ist der Ausspruch: es solle künftig kein anderes Haus mehr geben, als ein Bauernhaus.

Indessen schloß eine so derb ausgeprägte adelfeindliche Gesinnung die kaiserliche Spitze nicht mit Nothwendigkeit aus. Ganz entschieden war aber dieses bei der dritten Richtung, bei der mystisch-socialistischen, der Fall. Diese Richtung war zu sehr von schwärmerischem Geiste durchdrungen, zu sehr erfüllt mit alttestamentlichen Vorstellungen, als daß sie auf die Dinge dieser Welt die gehörige Rücksicht hätte nehmen können. Sie fand sich aber eigentlich nur unter den Bauernhaufen in Thüringen und Sachsen, wo Münzer sein Wesen trieb, und selbst hier scheinen nüchterne und der Wirklichkeit mehr entsprechende Richtungen doch auch in nicht geringem Grade vorhanden gewesen zu sein. Von der eigentlich schwärmerischen Richtung in Thüringen wollten indessen die übrigen Bauernhaufen nichts wissen. Sie war daher so ziemlich vereinzelt und hätte später nothgedrungen sich den anderen Haufen anbequemen müssen. Wir glauben dies sogar auch von Münzer, dessen Prophetenrolle wir nur für ein Mittel zum Zwecke halten.

Die Verschiedenheit der Meinungen war also, wie man sieht, groß genug. Und eben diese Verschiedenheit hinderte die Gemeinsamkeit des Plans und des Handelns. Gleichwohl läßt sich nicht verkennen, daß aus allen Verfassungsbestrebungen zwei Grundsätze mit überwiegender Kraft hervortreten: erstens eine demokratische Grundlage mit entweder völliger oder möglichster Beseitigung des Standesunterschieds; zweitens eine kaiserliche Spitze mit Beseitigung des Fürstenthums. Letztere wurde sogar von den am weitesten gehenden Bauernhaufen betont und hervorgehoben, und würde ohne Zweifel von allen angenommen worden sein, so wie der Erzherzog den ernstlichen Willen zeigte, in die Plane der Bauern einzugehen. Wie? wenn er sich jetzt noch offen zu den Bauern geschlagen, sich an die Spitze der Bewegung gesetzt, die Leitung derselben in die Hand genommen, Einheit in sie gebracht hätte?

Den Erzherzog mochten wohl ähnliche Gedanken beschäftigen, aber er hatte doch seine guten Gründe vorsichtig zu sein. Fürs Erste wußte er nicht, wie weit die Bauern gehen würden? ob man sich auf sie verlassen könnte? Die Verbindung einiger Haufen mit

Herzog Ulrich wurde doch bedenklich. Sodann: sein bloßer Name nützte nichts: wir haben gesehen, wie wenig man auf seine Stimme bei dem sickingenschen Unternehmen geachtet. Er war nur furchtbar und von Einfluß, wenn er eine Kriegsmacht hinter sich stehen hatte. Die besaß er aber im Augenblicke nicht. Er war gar nicht gerüstet, hatte auch nicht Geld genug, um rasch ein bedeutendes Heer auf die Beine zu bringen. Dagegen war den Fürsten, insbesondere des schwäbischen Bundes, sein zweideutiges Verhalten gegen die Bauern nicht entgangen. Sie erkannten augenblicklich seine eigentlichen Absichten und traten diesen, wo sie konnten, entgegen. Schon das Verfahren mit Füssen beunruhigte sie: als nun aber der Feldherr des schwäbischen Bundes, Georg Truchseß von Waldburg, ohne beim Bunde anzufragen, lediglich auf Antrieb des Erzherzogs den Vertrag von Weingarten eingegangen, so waren sie aufs Höchste darüber entrüstet, und sie beschlossen, fortan dem Truchseß mehrere Räthe des Bundes beizuordnen, ohne welche er nichts von Wichtigkeit thun dürfte, um dadurch dem Einflusse Ferdinands zu begegnen. Die Seele des schwäbischen Bundes war der baierische Kanzler Leonhard von Eck, einer der ersten Staatsmänner der damaligen Zeit, schlau, umsichtig, dabei aber auch kühn im Augenblicke der Gefahr, grundsätzlich ein Feind jeder Neuerung und jeder volksthümlichen Freiheit. Diesem Manne sind eigentlich alle Maßregeln zuzuschreiben, welche jetzt das Fürstenthum nahm, um seine sinkende Sache wieder aufzurichten. Dieser durchschaute Ferdinands Entwürfe, erkannte die Schwächen der Volksbewegung, suchte den Muth des Fürstenthums wieder zu beleben und drang unablässig auf immer größere Rüstungen. Der schwäbische Bund brachte nun endlich eine Kriegsmacht auf die Beine, welche groß genug war, um jeden etwaigen Versuch von Seite des Erzherzogs zu vereiteln, und auch der Empörung Schach bieten zu können.

Unter solchen Umständen, sieht man, hing das Schicksal der Volksbewegung in letzter und entscheidender Stelle doch wieder von den Bauern selber ab, von der Klugheit und der kriegerischen Einsicht ihrer Führer, von der Tapferkeit der Massen.

Es ist das Zeichen des ächten Staatsmannes, daß er sich nicht von augenblicklichen Erfolgen täuschen läßt, sondern daß er die innerste Natur der Dinge und der Menschen, mit denen er zu thun

hat, ergründet und nach dieser seine Handlungsweise einrichtet. Bisher waren die Bauern siegreich gewesen: fast alle ihre Bewegungen waren von den außerordentlichsten Erfolgen begleitet. Aber man durfte dabei nicht übersehen, daß sie es eigentlich nie mit einem bedeutenden Feinde zu thun gehabt, daß ihnen kein geordnetes Heer gegenübergestanden war. Wo dies der Fall gewesen, wie bei Leipheim und Wurzach, wurden sie geschlagen. Die Bauern hatten sich wohl zu Haufen, aber noch zu keinem Heere gebildet. Es war also die Aufgabe: erstens die Fürsten zu verhindern, größere Heere zusammenzuziehen; zweitens alle kriegerischen Kräfte im Lager der Bauern zu vereinigen und die Bauernhaufen selber zu einer wohlgeschulten Kriegsmacht heranzubilden; drittens dafür zu sorgen, daß sämmtliche Bauernheere einen gemeinsamen Kriegsplan befolgten. Nun befand sich im vereinigten odenwäldischen und fränkischen Heere, welches von der größten Wichtigkeit war, da es den Mittelpunkt des ganzen Aufstandes bildete, ein Mann von ausgezeichnetem staatsmännischen Blick, der schon erwähnte Wendel Hippler. Dieser täuschte sich nicht im Geringsten über die Schwächen der Volksbewegung, und um diese zu beseitigen, machte er den Bauern folgende Vorschläge. Erstens sollten sie sich mit dem Adel verbinden, diesen in die Bewegung mit hineinziehen, und zwar nicht so, daß er gezwungen würde, sondern daß er mit ganzer Seele derselben angehöre, was natürlich nur dann möglich sei, wenn er durch die Bewegung nicht verliere, sondern gewinne. Man sieht: es war dies die Wiederaufnahme des sickingenschen Planes. Hippler hatte dabei besonders im Auge, daß durch den Beitritt des Adels das Bauernheer Reiterei erhalte, die ihm gänzlich mangelte, und daß dagegen die Reiterei dem Heere der Fürsten entzogen würde. Denn bisher bestand eben die Reiterei meistens noch aus Edelleuten. Der zweite Vorschlag Hipplers war, die Landsknechte, welche sich in großer Anzahl dem Bauernheere angeboten hatten, in Sold zu nehmen und aus ihnen besondere Schaaren zu bilden, welche den Kern des Heeres ausmachen sollten. Der dritte Vorschlag ging dahin, daß die Bauern nicht, wie es bisher der Fall war, nur vier Wochen lang beim Heere blieben, worauf sie durch andere abgelöst wurden, sondern daß sie länger ausharrten, damit es möglich sei, aus diesen Bauernhaufen ein wohlgeschultes Heer zu gestalten.

Alle diese Vorschläge wurden aber abgewiesen: der erste, weil ihm die ziemlich durchgängige Abneigung der Bauern gegen den Adel entgegenstand, den man noch dazu wegen seiner fast völligen Unterwerfung unter die Bauern verachtete; der zweite, weil man mit den Landsknechten die Beute nicht theilen wollte; der dritte, weil man es unbequem fand. Jeder Bauer wollte eben gerade so lange beim Heere bleiben, um ansehnliche Beute zu machen, und dann mit seinem Raube heimgehen, um ihn zu genießen. Man kann wohl sagen: die Verwerfung der hipplerischen Vorschläge entschied über das Schicksal der Volksbewegung.

Wendel Hippler gab nun aber doch seine Bemühungen nicht auf. Und da er sah, daß er mit den zwei letzten Vorschlägen auf keinen Fall durchdringe, so versuchte er wenigstens den ersten, die Verbindung mit dem Adel, durchzusetzen. Zu diesem Ende machte er den Bauern den Vorschlag, einen berühmten kriegserfahrenen Ritter zum Hauptmann zu wählen, nämlich Götz von Berlichingen. Er hoffte vermittelst desselben den ganzen fränkischen Adel zu gewinnen. Es war dies aber ein unglückseliger Gedanke. Götz von Berlichingen wurde allerdings von den odenwälder Bauern (Ende April) gezwungen, ihr Hauptmann zu werden *), er war aber niemals mit ganzem Herzen bei der Sache: ja eben seine Hauptmannschaft trug nicht wenig dazu bei, die Spaltung zwischen den verschiedenen Parteien der Bauern zu vermehren und dadurch ihre Kraft zu lähmen. Anfangs nämlich versuchte er mit Wendel Hippler, zu Gunsten des Adels zu wirken, und so verfaßten sie (5. Mai) die sogenannte Declaration der zwölf Artikel, deren Zweck kein anderer war, als dem Adel wieder einige der Rechte zu sichern, welche ihm durch die zwölf Artikel abgesprochen worden waren, wenigstens auf so lange, bis die allgemeine Reform des Reichs zu Stande gekommen wäre, und mit Entschiedenheit auszusprechen, daß der Zweck der Bewegung keineswegs in der völligen Abthuung aller Zinsen, Gülten und Schulden bestehe, so wenig wie in der Abthuung jeder Obrigkeit; vielmehr wurde der Gehorsam gegen diese geboten. Man sieht:

*) Daß Götz von Berlichingen nur gezwungen Hauptmann der Bauern wurde, und daß er niemals mit ganzem Herzen bei der Bewegung war, ist erst neuerdings wieder durch Zöpfls Abhandlung: „Die Hauptmannschaft des Götz von Berlichingen“ (1850) urkundlich erwiesen.

Wendel Hippler hatte zugleich die Absicht, in die Bewegung mehr Ordnung, Geregeltheit, Anstand zu bringen, und die Meinung zu beseitigen, welche sich nur zu sehr verbreitet hatte, als wäre man jetzt aller Gesetze und Abgaben ledig und dürfte thun, was man wolle. Was Letzteres anbetrifft, so stimmten hierin die meisten Führer der Bauern mit Hippler überein, insbesondere auch die Führer der fränkischen Bauern. Ganz anders aber verhielt es sich mit den adelfreundlichen Bestrebungen. Als den odenwälder Bauern die Declaration der 12 Artikel zu Gesichte kam, so wurden sie wüthend darüber: sie sagten, nicht deßhalb hätten sie sich erhoben, um wieder unter die alte Knechtschaft zu kommen: sie führten einen Bauernkrieg und brauchten deßhalb den Adel nicht: sie hielten Götz von Berlichingen sammt Wendel Hippler für Verräther und trachteten sogar in der ersten Leidenschaft nach ihrem Leben. Diese legte sich zwar wieder, aber seitdem wurde Götz von Berlichingen mit Mißtrauen betrachtet, so zu sagen als Gefangener behandelt; an eine Annahme der Declaration war nicht zu denken. Auch die fränkischen Haufen verfaßten gerade um diese Zeit einige Artikel, in welchen recht im Gegensatz zu der Declaration der 12 Artikel der Grundsatz ausgesprochen ward, daß der Adel all seine Burgen und Schlösser abthun, jedem Bürger und Bauern gleichgeachtet werden müßte: ja es wurde ihm sogar verboten, Kriegsdienst zu Roß zu leisten, sondern zu Fuß, wie die Bauern.

Es ist begreiflich, daß in Anbetracht aller dieser Dinge der Adel kein sonderliches Gefallen an der Volksbewegung fand. Zwar traten mehrere mächtige Grafen, wie die von Werthheim, von Hohenlohe, von Rieneck, von Henneberg, in den Bund der Bauern, jedoch mehr durch den Drang der Dinge dazu genöthigt, als aus freiem Antriebe, und sie waren so wenig mit ganzem Herzen bei der Sache, wie Götz von Berlichingen.

Und nun dürfen wir ferner nicht vergessen, daß auch die Hinneigung der Städte zu der Volksbewegung doch nur eine sehr bedingte war. Wir haben gesehen, nur ein Theil derselben trat zu ihnen. Aber gerade die mächtigsten zögerten und suchten abzuwarten. Sie hatten gute Gründe: die Regierungen wußten, daß der Sieg der Bauern gleichbedeutend war mit dem Siege der städtischen Demokratie, oder, was sie noch mehr fürchteten, des Proletariats über die

Reichen. Manche städtische Regierungen nahmen daher keinen Anstand, mit den Fürsten zur Unterdrückung der Bewegung in heimliche Unterhandlungen zu treten.

Zu diesen Spaltungen kam noch eine andere. Die thüringischen Bauern suchten bei den fränkischen um Bündniß und Unterstützung nach. Sie wurde ihnen abgeschlagen, wahrscheinlich, weil die fränkischen Bauern mit der Richtung Thomas Münzers nicht übereinstimmten, oder vielmehr, weil sie Luthern nicht beleidigen wollten. Ohne Zweifel wiesen sie aus demselben Grunde den Dr. Karlstadt aus ihrem Lager, der von Rothenburg an der Tauber, wo er sich beim Beginn der Empörung aufgehalten, zu ihnen gekommen war. Die Bauern hegten nämlich Anfangs die Hoffnung, daß Luther auf ihre Seite treten werde. Sie mochten in dieser Meinung durch die Thatsache bestärkt werden, daß sich ja eine Menge der neugläubigen Geistlichen an sie angeschlossen hatten. Deßhalb nannten sie Luthern zur Zeit, als sie mit den Regierungen unterhandelten, als einen der Schiedsrichter über ihre Forderungen, und schickten ihm auch die 12 Artikel zu, um sein Gutachten darüber abzugeben. Die Bauern täuschten sich aber vollkommen in dieser ihrer Meinung von Luther. Hier zeigte sich vielmehr eine der unglücklichsten Folgen von der Spaltung, welche in der religiösen Seite der Bewegung eingerissen war. Luther sah nämlich von vornherein in dem Bauernaufstande nur das Werk seiner Gegner, der Schwarmgeister und der Mordpropheten, wie er Karlstadt, Münzer und die Wiedertäufer nannte, und war ihm schon aus diesem Grunde entschieden abgeneigt: denn er schloß nicht mit Unrecht, daß mit dem Gelingen der Volksbewegung diese seine Gegner obenan kommen würden. Dazu kam seine Lehre von dem leidenden Gehorsam der Christen, von der unbedingten Unterwerfung unter die Obrigkeit. Doch war die erste Schrift, welche er über die Angelegenheit der Bauern schrieb, die „Ermahnung auf die 12 Artikel der Bauernschaft" noch ziemlich glimpflich. Er hielt darin zuerst den Fürsten eine furchtbare Strafpredigt, maß ihrer Tyrannei und ihrem Wüthen die einzige Schuld an dem Aufstande bei, stellte diesen als eine gerechte Strafe des Himmels hin und sagte, daß sie dieser nicht entgehen würden: selbst wenn sie diese Bauern erschlagen hätten, so würde Gott wieder andere erwecken. Im Widerspruche damit nannte er aber im zweiten

Theile das Verfahren der Bauern ein unchristliches, ein ungöttliches, setzte ihnen die Lehre vom leidenden Gehorsam auseinander und verlangte die Niederlegung der Waffen. Dann sollten sich beide Parteien gütlich verständigen. Darauf konnten natürlich die Bauern nicht eingehen: vielmehr wurden ihre Bewegungen kühner, umfassender, zugleich häuften sich die damit verbundenen Unordnungen, die Verbrennung der Burgen und Klöster: auch die That von Weinsberg kam hinzu. Jetzt wurde Luther wüthend. Er schrieb eine zweite Schrift „wider die mordbrennerischen Haufen der Bauern", in welcher er jede Milde, jede Klugheit, jede Billigkeit außer Augen setzt, und von den Fürsten, als der rechtmäßigen Obrigkeit, die Verfolgung und Ermordung der Bauern verlangt, als Leuten, die sich wider das göttliche Gebot gesetzt: keiner könne etwas Gott wohlgefälligeres thun, als die Bauern umzubringen.

Dieses Verhalten Luthers zum Bauernkriege war doch nicht ohne große Wirkungen. Wie sehr auch in Folge seiner Streitigkeiten mit weitergehenden Richtungen sein Ansehen gelitten haben mochte, so zählte er doch noch eine große Zahl von Anhängern, die in ihm den Helden der religiösen Bewegung verehrten: viele von diesen, die der Bauernempörung Anfangs ihren Beifall geschenkt haben mochten, wurden jetzt an derselben irre, schwankten oder wandten sich von ihr ab. Was aber das Wichtigste war: die Regierungen erhielten nunmehr durch Luthers Lehre eine sittliche Unterlage, und konnten sich, indem sie gegen die Bauern in die Schranken traten, gewissermaßen rühmen, die öffentliche Meinung auf ihrer Seite zu haben, d. h. sofern sie von dem Lutherthum vertreten ward.

Die Ereignisse thaten aber immerhin das Meiste.

Es war eine Zeit, in der ersten Hälfte des Mai, wo der Volksaufstand trotz der Spaltungen in seinem Innern, trotz der kriegerischen Schwäche der Bauernheere, durch große zusammenhängende strategische Bewegungen noch Alles gewinnen konnte.

Damals hatten die Fürsten noch nicht gerüstet. Nur Ein Heer derselben war vorhanden, das des schwäbischen Bundes unter dem Truchseß von Waldburg. Dagegen standen Bauernheere in großer Anzahl in Würtemberg, im Allgau, im Schwarzwald, im Elsaß, in Franken, in Thüringen: eben erhob sich die Empörung in Salzburg. Der Erzherzog Ferdinand nahm immer noch die Partei der Bauern:

in Tyrol, wo sich ebenfalls die Bewegung erhob, stellte er sich sogar, wie es schien, an ihre Spitze. Rüstungen wurden allerdings vorbereitet, von dem Herzog von Lothringen, von dem Pfalzgrafen am Rhein, von dem Landgrafen von Hessen, den Herzogen von Braunschweig und Sachsen. Auch war bedenklich, daß Baiern, das einzige Gebiet in Süddeutschland, von der Bewegung noch gar nicht berührt worden. Es galt nun, einen gemeinsamen Plan zu verfolgen. Dieser konnte nur darin bestehen: 1) das Heer des Truchseß von Waldburg zu erdrücken; 2) die Versuche der Fürsten von Hessen, Sachsen, Braunschweig zu vereiteln; 3) Baiern zu überziehen und das Feuer der Empörung auch in dieses Land zu werfen, um die Herzoge abzuhalten, ihren Standesgenossen zu Hülfe zu kommen; und endlich 4) den Pfalzgrafen und den Herzog von Lothringen zurückzuwerfen. Demzufolge mußte zu gleicher Zeit ein Heer vom Allgau, ein zweites vom Schwarzwald, ein drittes von Franken aufbrechen, um in Verein mit dem würtembergischen Heer den Truchseß von allen Seiten zu umschließen und aufzureiben. Ein anderes Heer mußte vom Allgau aus in das Baierische einfallen. Die Hauptmacht der Franken mußte von Würzburg aus alle kleineren Schaaren an sich ziehen, bis in das Ansbachische vordringen, um die Rüstungen des Markgrafen Kasimir zu vereiteln, sich Nürnbergs bemächtigen, was vermittelst der überwiegenden demokratischen Partei daselbst nicht sehr schwer fallen konnte, sodann in Baiern eindringen, um dem allgauischen Heere die Hand zu reichen. Ferner ein Theil der Franken mußte sich mit den Thüringern verbinden, um den dortigen Fürsten entgegenzutreten. Und was von schwarzwälder und anderen rheinischen Schaaren noch übrig war, mußte über den Rhein ziehen, um den dortigen Brüdern gegen den Herzog von Lothringen zu Hülfe zu kommen.

Die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Zusammenwirkens wurde auch von den Führern der fränkischen und schwäbischen Bauern keineswegs verkannt, und auf Wendel Hipplers Antrag wurde von dem fränkischen Heere Anfang Mai beschlossen, an alle Bauernhaufen zu schreiben, ihre Gesandten nach Heilbronn zu schicken, um dort theils über einen gemeinsamen Kriegsplan, theils über die Reform der Reichsverfassung zu berathen. Ebenso waren auch fast alle der oben angegebenen Kriegsbewegungen von einzelnen Führern

in Vorschlag gebracht worden. Die Allgauer wollten ein Heer gegen Würtemberg schicken, ein anderes gegen Baiern — das letztere ging in der That bei Schongau am 11. Mai über den Lech, und warf die ihm entgegenstehende Reiterei zurück —: die Schwarzwälder zogen wirklich den Würtembergern zu Hülfe, und sogar der Herzog Ulrich hatte von Neuem gerüstet, um mit einem wohlbewaffneten Heere in sein Fürstenthum einzubrechen. Die Elsässer riefen die Unterstützung ihrer Brüder jenseits des Rheines an. Bei den odenwälder Bauern gab Götz von Berlichingen den Rath, eine starke Abtheilung nach Hall vorzuschieben, diese Stadt in Besitz zu nehmen, und von da aus dem schwäbischen Bund entgegenzurücken. Bei den Franken wurde der Vorschlag gemacht, rasch mit gesammter Kraft gegen Ansbach zu nach Nürnberg zu ziehen. Und die Thüringer baten die Oberfranken um Unterstützung. Kurz: es fehlte keineswegs an gutem Rath. Das Unglück war nur, daß er nicht gehört, oder wenn auch, daß er nicht ausgeführt wurde.

Betrachten wir zuerst, was in Franken geschah. Die vereinigten Schaaren vom Odenwald, vom Neckarthal und von Franken faßten Anfang Mai den unglückseligen Entschluß, den Frauenberg bei Würzburg zu belagern und zu erstürmen. Im Bauernrathe waren die Stimmen getheilt: unter Anderen war Wendel Hippler nicht dafür. Und um so leichter konnte man die Belagerung unterlassen, als die Besatzung der Festung sammt dem ganzen Domcapitel sich bereit erklärte, die 12 Artikel anzunehmen. Der Uebermuth Florian Geyers, sonst einer der tüchtigsten, kriegskundigsten und edelsten Führer — er war ein geborener Edelmann, aber mit voller Seele der Sache der Bauern ergeben — hinderte jedoch die Annahme dieses Anerbietens: die Bauern verlangten die Uebergabe des Frauenbergs, die natürlich verweigert wurde. Nun lagen die Bauern vier Wochen lang vor der Festung, vergeudeten ihre besten Kräfte — namentlich ging ein großer Theil der schwarzen Schaar, des Kernes des Bauernheeres, deren Anführer eben jener Florian Geyer war, bei dem Sturme zu Grunde —, verloren die kostbarste Zeit, das Selbstvertrauen und den Muth. Und inzwischen ließen sie dem Markgrafen Kasimir Zeit, sich zu rüsten, ebenso den Fürsten von Hessen und Sachsen, gegen welche sie den Thüringern

die geforderte Unterstützung abschlugen. Und auch an Hülfe gegen das schwäbische Bundesheer wurde nicht gedacht. Das Einzige von allgemeiner Bedeutung, was sie thaten, und was möglicher Weise zu einer günstigen Wendung hätte führen können, war die Ausschreibung eines allgemeinen Bauerntages nach Heilbronn und die Niedersetzung eines Ausschusses (9. Mai) zur Berathung der künftigen Reichsverfassung.

Der allgemeine Bauerntag kam aber nicht zu Stande: nur die vor Würzburg vereinigten Schaaren schickten ihre Gesandten dazu; der wichtigste unter diesen war Wendel Hippler. Dieser entwarf nun mit seinem Freunde Weigand, einem mainzischen Beamten in Miltenberg, die Grundzüge der künftigen Reichsverfassung, die ein neues Zeugniß von dem Geiste und der Staatsklugheit ihres Urhebers ablegen *). Wendel Hippler wußte sehr gut, daß die Bauern, trotzdem, daß sie damals noch allmächtig erschienen, nicht im Stande wären, aus eigener Kraft ihr Vorhaben durchzuführen: er glaubte daher den Augenblick, wo die Furcht der Fürsten noch keineswegs gewichen war, benutzen zu müssen, um durch scheinbar gemäßigte Vorschläge Fürsten und Adel zum Eingehen in die Sache der Bauern und in die von ihnen beabsichtigte Reichsreform zu bestimmen. Seine Vorschläge lauten daher nichts weniger, als übertrieben, durchgreifend zwar, aber doch sich an das Bestehende anlehnend: Fürsten und Adel werden sogar in ihrer Stellung gelassen, und wenn sie auch zu Gunsten des gemeinen Mannes manche von ihren Rechten aufgeben müssen, so werden sie reichlich dafür durch die geistlichen Güter und Fürstenthümer entschädigt, welche Hippler, wie es scheint, als Hauptköder für die weltlichen Herren ausgeworfen hatte. Dabei sollten seine Vorschläge zur Reichsreform nicht in der That schon diese Reform enthalten: es sollten

*) Der heilbronnische Verfassungsentwurf gründete sich auf die sogenannte Reformation Friedrichs III., die wir Seite 159 erwähnt haben. Schon in meiner Reformationsgeschichte II. 338 habe ich die Vermuthung ausgesprochen, daß diese sogenannte Reformation Friedrichs III. wahrscheinlich Wendel Hippler zum Verfasser hat. In dieser Vermuthung werde ich bestärkt durch Vergleichung anderer Schriftstücke Wendel Hipplers: die Schreibart in diesen scheint mir mit der in der Reformation ein und dieselbe zu sein. Wendel Hippler mochte die sogenannte Reformation Friedrichs III. vorher drucken lassen, um seinen Vorschlägen eine geschichtliche Berechtigung zu geben.

eben nur die Vorschläge der Bauern sein: eine allgemeine Versammlung, wozu auch die anderen Stände ihre Gesandten schicken könnten, sollte das eigentliche Werk vollenden: es schien also dadurch den Fürsten und Herren keineswegs vorgegriffen. Betrachtet man übrigens die hipplerischen Vorschläge aufmerksam, so kann es Einem nicht entgehen, daß seine eigentliche Absicht auf vollkommene Umgestaltung des ganzen Reichs mit demokratischer und zum Theil auch socialistischer Grundlage und mit kaiserlicher Spitze ausging, auf die Herabsetzung der Fürsten zu großen Gutsbesitzern oder zu bloßen Beamten, und auf die durchgreifende Einheit des ganzen Reiches.

Der hipplerische Entwurf zur Reichsreform enthält 12 Artikel. Der erste verlangt eine Reform der Geistlichkeit; der zweite eine Reform der Fürsten und des Adels; der dritte eine Reform der Städte und der Gemeinden; der vierte die Abschaffung des römischen Rechts — nur an den hohen Schulen dürfte es gelehrt werden, aber kein römischer Rechtsgelehrter dürfte in irgend einem Gerichte sitzen; der fünfte das Verbot, daß Geistliche zu weltlichen Räthen genommen werden; der sechste die Aufhebung aller bisherigen verschiedenen Rechte und Einführung des Naturrechts, mit einer neuen Ordnung der Gerichte; der siebente Abthuung aller ungesetzlichen Zölle, Geleite, Umgelder, Aufschläge und Beschwerden; der achte Freiheit der Straßen; der neunte Aufhebung der Steuern, außer der an den Kaiser; der zehnte eine gleiche Münze durch das ganze Reich; der eilfte gleiches Maß und Gewicht; der zwölfte Aufhebung der großen Handelsgesellschaften und Beschränkung des Uebergewichts des Hauptguts (Capitals). Endlich wird Abthuung aller besonderen Bündnisse verlangt: nur der kaiserliche Schirm und Friede soll gehandhabt werden.

Einige von diesen Artikeln wollen wir noch besonders herausheben. Was die neue Ordnung der Gerichte betrifft, so sollte an der Spitze des ganzen deutschen Reiches das Kammergericht stehen. Dieses sollte 16 Mitglieder zählen, nämlich zwei von Fürsten, zwei von Grafen und Herren, zwei von der Ritterschaft, drei von Reichsstädten, drei von allen Fürstenstädten, vier von allen Gemeinden. Der Kammerrichter soll einer aus dem Grafen- oder Herrenstande sein. Unter dem Kammergerichte stehen vier Hofgerichte, jedes

ebenfalls mit 16 Personen besetzt, wie das Kammergericht. Unter jedem Hofgerichte stehen vier Landgerichte, also 16 im Ganzen, jedes mit 16 Personen besetzt, vier von Fürsten, Grafen und Herren, vier von Edelleuten, vier von allen Städten, vier von allen Gemeinden. Der Landrichter soll ein rittermäßiger Mann sein. Unter jedem Landgerichte stehen vier Freigerichte, also 64 im ganzen Reiche, jedes ebenfalls mit 16 Mitgliedern besetzt, vier von den Reichsstädten, vier von dem Adel, vier von den Fürstenstädten, vier von allen Gemeinden. Außer diesen gibt es noch Stadt- und Dorfgerichte. Von jedem dieser Gerichte kann an das nächst höhere Berufung eingelegt werden. Schon diese Eintheilung der Gerichte, wobei auf die besonderen Gebiete gar keine Rücksicht genommen ist, hätte das Fürstenthum durchbrochen, welches auf diese Weise eines seiner wesentlichsten Rechte, nämlich die Gerichtsbarkeit verloren hätte. Aber noch mehr: mit der Aufhebung der Zölle, der Geleite, des Münzrechts, des Rechts auf die Bergwerke — denn der zehnte Artikel erklärte die Bergwerke für frei und verordnete für das ganze Reich nur 21 Münzstätten, mit der Bestimmung, daß jede Münze auf der einen Seite den Reichsadler haben müßte, auf der andern könnte wohl das Bildniß der Münzherren sein — verloren die Fürsten fast alle ihre Regalien. Und nimmt man hinzu, daß ihnen im neunten Artikel untersagt war, Steuern zu erheben, so sieht man wahrlich nicht, was ihnen vom eigentlichen Wesen des Fürstenthums übrig geblieben wäre. Wenn nun der zweite Artikel von Lehen spricht, die sie von Kaiser und Reich tragen, von dem Gehorsam, den sie dem Kaiser erzeigen, und dem Schutz, den sie den Unterthanen angedeihen lassen müßten, so geht doch ziemlich klar hervor, daß Wendel Hippler die Fürsten, gleich wie die frühere Reichsverfassung, als bloße Beamte von Kaiser und Reich angesehen wissen wollte: darauf deutet auch die Stelle, daß sie je nach ihrer Geburt „versehen", d. h. besoldet werden sollten. Also für die mannichfachen Rechte der Selbstherrlichkeit, die sie aufgeben mußten, sollten sie ein bestimmtes anständiges Einkommen erhalten, das, wie gesagt, aus den geistlichen Gütern herausgeschnitten worden wäre.

Der Kaiser dagegen, obschon der Entwurf absichtlich nur wenig und fast nur beiläufig von ihm spricht, wird als der alleinige und

wahrhafte Beherrscher des deutschen Reiches hingestellt. Ihm müssen Alle gehorchen: ihm allein wird gesteuert — allerdings auch nur mäßig: denn nach dem neunten Artikel soll die Kaisersteuer alle zehn Jahre einmal kommen — er allein hält Schirm und Frieden über das ganze Reich.

Bemerkenswerth sind noch die Ansichten des Entwurfs über die Reform der gesellschaftlichen Verhältnisse. Durch alle Artikel beinahe zieht sich wie ein rother Faden der Gedanke, daß die armen Leute mit den Reichen und Vornehmen gleichberechtigt sind, daß ihnen also auch dasselbe zukommen muß, wie diesen. Am weitläuftigsten aber läßt sich darüber der eilfte Artikel aus. Darnach sollen die großen Handelsgesellschaften, welche, wie wir gesehen, schon seit lange der Gegenstand des allgemeinen Unwillens gewesen, abgeschafft werden, und fortan weder einem Einzelnen, noch einer Gesellschaft erlaubt sein, mehr, als 10,000 Gulden als Betriebsgut zu verwenden. Wer mehr, als diese Summe verwendet, soll das Hauptgut und die Hälfte von dem Ueberschuß an die Reichskammer verlieren. Der Kaufmann, der über 10,000 Gulden reich ist, kann ja sein übriges Geld zur Unterstützung Anderer verwenden: es an den Rath der Stadt zu vier vom Hundert leihen, der es dann wieder um fünf vom Hundert an ärmere Bürger zu besserer Betreibung ihres Geschäfts ausleiht. Ferner sollen alle Geldwechslergeschäfte verboten sein. Sodann muß unter den Großhändlern eine Ordnung gemacht werden, damit die kleineren Kaufleute nicht unterdrückt werden, sondern sich auch ernähren könnten. Den Krämern in Städten, die mehrere Waaren feil halten, soll nur Eine Waare zugelassen, und den Kaufleuten überhaupt soll eine Ordnung gemacht werden, wie sie jede Waare geben sollten, damit man sich im Kaufe darnach richten könne und der Käufer nicht übervortheilt werde.

So schön und wohlausgedacht aber auch der heilbronner Verfassungsentwurf sein mochte: die Ereignisse, welche um dieselbe Zeit eintraten, als der Bauernausschuß in Heilbronn zusammensaß, hinderten seine Ausführung. Die Versäumnisse der Bauern rächten sich jetzt furchtbar.

Nach dem Vertrage von Weingarten war der Truchseß vom schwäbischen Bunde aufgefordert worden, mit seinem Heere nach

Würtemberg zu ziehen, um das dortige Bauernheer anzugreifen und zu vernichten. Die Würtemberger, welche ihre Gefahr erkannten, schrieben an die Allgauer, an die Hegauer und an die Schwarzwälder und baten um Hülfe. Die Allgauer, welche mit dem Erzherzog Ferdinand, dem Beherrscher Würtembergs, in gutem Vernehmen standen, hielten sich natürlich ruhig. Dagegen sandten die Hegauer und Schwarzwälder, die den Vertrag von Weingarten nicht angenommen hatten, wirklich Hülfe, aber nur wenig. Der größere Theil der Schwarzwälder trat von dem zuerst beabsichtigten Zuge zurück, weil zugleich auch der Herzog Ulrich rüstete und mit den würtemberger Bauern in Unterhandlungen stand, und von dem Herzog wollte jener Theil der Schwarzwälder nichts wissen. Der Ausfall der Schwarzwälder war allerdings bedeutend, konnte aber durch Ulrichs Heer, welches stark an Reisigen war, ersetzt werden: nur mußte dasselbe eben noch zu rechter Zeit ankommen. Indessen im würtembergischen Heere selbst waren die Ansichten über den Herzog verschieden: die Einen wollten ihn, die Andern nicht. Es trat eine merkliche Spaltung ein. Inzwischen rückte der Truchseß vor, knüpfte mit den Bauern Unterhandlungen an, die zu nichts führten, die ihm aber Gelegenheit gaben, die Lage der Bauern und ihre Uneinigkeit auszukundschaften, und griff sie endlich, noch ehe Ulrich angekommen, am 12. Mai bei Böblingen an. Er war ihnen an Geschütz und durch Reiterei überlegen. Anfangs kämpften besonders die hegauer und schwarzwälder Bauern tapfer. Die Schlacht endete aber doch mit einer furchtbaren Niederlage der Bauern. Das Heer wurde ganz zersprengt, und hiemit hatte der würtembergische Aufstand sein Ende erreicht.

Um dieselbe Zeit, als diese für die Bauern so unglückliche Schlacht vorfiel, welche ihnen ein ganzes Land entriß, wälzte sich gegen sie noch von zwei anderen Seiten her ein drohender Sturm. Der Herzog Anton von Lothringen rückte mit einem Heere von 30,000 Mann im Elsaß ein, schlug die Bauern einige Mal und vernichtete sie endlich (17. Mai) durch schändlich treulosen Ueberfall bei Elsaßzabern. Hiemit endete die elsäßische Bewegung. Zugleich hatten die Fürsten von Hessen, Braunschweig, Sachsen, und die Grafen jener Gegenden ihre Streitkräfte vereinigt und rückten gegen die thüringischen Bauern heran. Münzer stellte sich dem

Fürsten mit seinem Heere bei Frankenhausen entgegen (15. Mai): es ward gänzlich zersprengt und aufgetrieben, Münzer selbst gerieth in Gefangenschaft, ein paar Tage darauf mußte sich auch Mühlhausen ergeben. Hiemit endete der Aufstand in Hessen, Thüringen, bald darauf auch in Sachsen.

Und inzwischen verfolgte der Truchseß seinen Siegeslauf. Am 21. nahm er Weinsberg. Sein nächster Plan war, sich mit dem Heere des Kurfürsten von der Pfalz zu verbinden, um sodann die Schaaren im Neckarthal, Odenwald und in Franken anzugreifen. Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz hatte zwar mit den Bauern Verträge geschlossen, ließ sich aber theils durch die wittenberger Theologen, besonders Melanchthon, den er um ein Gutachten gebeten, theils durch den Adel und die übrigen Fürsten bestimmen, gegen die Bauern zu rüsten: ein angeblicher Vertragsbruch der Bauern ward auch bald aufgefunden. So brach das kurfürstliche Heer zuerst gegen Malsch auf, dann gegen Bruchsal, wirthschaftete furchtbar mit den Bauern, und nachdem sie zur Unterwerfung gebracht waren, vereinigte sich der Kurfürst mit dem Truchseß bei Fürfelden (28. Mai). Das vereinigte pfälzische und bündische Heer mochte ohngefähr 12,000 Mann betragen, und war besonders stark an Geschütz und Reiterei, indem sich ihm eine Menge Edelleute angeschlossen hatten, die vor Begierde brannten, sich für die Zerstörung ihrer Schlösser und für so manche Schmach an den Bauern zu rächen. Voll Siegeszuversicht zog es gegen die Franken heran.

Als Wendel Hippler die Nachricht von der Schlacht bei Böblingen erhielt, — es war schon den Tag darauf — so erkannte er sofort, was auf dem Spiele stand. Er reiste daher sogleich von Heilbronn aus den Neckar entlang, um die Bauern zum Widerstand zu entflammen, und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, fand jedoch wenig Unterstützung. Dann ritt er nach Würzburg in das Bauernlager. Hier war man über die Nachrichten, welche Wendel Hippler brachte, sehr bestürzt, nahm sich aber doch zusammen und entfaltete, besonders unter seiner Mitwirkung, eine ziemlich große Thätigkeit. Man schrieb nun an die verschiedenen Bauernhaufen, an die Hegauer, die Schwarzwälder, die Rheinfranken, sogar an den Herzog Ulrich von Würtemberg und forderte

diese auf, dem bündischen Heere in den Rücken zu fallen, man entbot die Bauern und Städte von Franken, man beschloß, einen allgemeinen Landtag in Schweinfurt zu halten, wohin alle Franken eingeladen werden sollten, man trat mit einzelnen Fürsten, wie mit dem listigen Markgraf Kasimir von Ansbach, in Unterhandlungen, sogar auch mit den Fürsten des heranrückenden feindlichen Heeres, und endlich beschloß man, zunächst Krautheim zu besetzen, dort ein Bauernlager zu bilden, und inzwischen eine Heeresabtheilung dem Feinde entgegenzuschicken, um die Verbündeten zu schützen, und das Vordringen des Truchseß aufzuhalten. Das war zwar Alles gut ausgedacht. Allein es fehlte an der Ausführung. In einen großen Theil der Bauern war bereits Entmuthigung eingerissen: sie fühlten jetzt wohl, daß sie keine Kriegsleute seien: zu spät ging man in Hipplers Vorschlag ein, Landsknechte anzuwerben, sie waren jetzt nicht mehr zu finden: dieser Mangel an Selbstvertrauen gab die Sache der Bauern von vornherein verloren. Noch zaghafter aber waren die Städte, besonders die kleineren, die Landstädte, welche dem vereinigten Heere der Fürsten die Thore öffneten, ja schon vorher heimlich mit ihnen in Unterhandlungen getreten waren, in der Hoffnung, sich dadurch Straflosigkeit zu sichern. Sie verschmähten wohl auch nicht, ihre eigenen Bundesgenossen, die Bauern, an die Fürsten zu verrathen.

Am 23. Mai zog nach gemeinsamer Uebereinkunft der odenwälder Haufe unter Georg Metzler und Götz von Berlichingen von Würzburg ab, um den Fürsten entgegenzurücken. Das fränkische Aufgebot sollte sich später mit ihm vereinigen. Die Odenwälder, etwa 7000 Mann stark, kamen am 27. nach Neckarsulm, warfen in dieses Städtchen, obschon es kurz vorher dem Truchseß gehuldigt hatte, eine Besatzung, zogen sich aber wieder zurück, weil sie sich allein nicht stark genug fühlten, um dem vordringenden Fürstenheer Stand halten zu können, und sie von dem Heranrücken des fränkischen Aufgebots nichts wußten. Auf dem Rückwege am 28. ersah zuerst Götz von Berlichingen seinen Vortheil, um sich davon zu machen. Sein Beispiel war ansteckend: der ganze odenwälder Haufe begann sich aufzulösen: nur etwa 2000 wußte Georg Metzler noch beisammen zu halten. Nach dem Abzug der Odenwälder erschien das fürstliche Heer vor Neckarsulm und suchte das Städtchen

zu erstürmen. Die Besatzung der Bauern wehrte sich aber tapfer, und alle Stürme des bündischen Heeres wurden zurückgeworfen: denn sie hoffte immer noch auf Entsatz. In der That kam in der Nacht das fränkische Aufgebot, auch etwa 7000 Mann stark, in der Nähe des Städtchens an. Unstern auf Unstern verfolgte aber das bäuerliche Heer. Diese Bauernschaar, welche die Odenwälder nicht mehr traf, die sie hier sicher vermuthete, hielt sich ebenfalls nicht für stark genug, um es mit dem Fürstenheere aufzunehmen, zog sich also wieder nach Krautheim zurück, und von da nach Königshofen an der Tauber, wo sich die Reste der Odenwälder mit ihr vereinigten. Neckarsulm aber mußte sich den Tag darauf an den Truchseß ergeben. Dieser verfolgte die Bauern auf ihrem Rückzuge, bis er sie endlich am 2. Juni bei Königshofen erreichte. Die Bauern mochten 7 bis 9000 Mann stark sein. Das Fürstenheer war ihnen nicht nur an Waffengeübtheit, Geschütz und Reiterei, sondern auch an Anzahl weit überlegen. Kaum begann die Schlacht, so begaben sich die Bauern auf die Flucht. Georg Metzler war unter den ersten. Nur einige Hundert wehrten sich tapfer. Sie warfen sich in einen anliegenden Wald und vertheidigten sich mit solchem Erfolg und solcher Entschlossenheit, daß ihnen das Leben gesichert blieb. Ungefähr 4000 Bauern wurden in diesem Treffen erschlagen.

Die Nachricht von dieser Niederlage wirkte natürlich auf die Bauern sehr entmuthigend. Die Meisten hielten jetzt Alles für verloren, und jeder suchte für sich selbst zu sorgen. Nicht Alle aber gaben die Hoffnung auf: eine Schaar von etwa 5000 Mann stellte sich bei dem Schlosse Ingolstadt, einige Stunden von Würzburg, dem Feinde entgegen. Es war am 4. Juni. Die Lage des Fürstenheeres war ziemlich bedenklich. Denn unter den Landsknechten war eine Meuterei ausgebrochen: sie wollten gegen die Bauern nicht fechten, nahmen aber zum Vorwand, daß sie für den Tag von Königshofen einen Schlachtsold verlangten. Wie? wenn die Meuterei zu einem förmlichen Angriffe auf das Fürstenheer umgeschlagen wäre, während die Bauern von vorne angriffen? Fast durchgängig in diesem Kriege war die Stimmung der Landsknechte in den fürstlichen Heeren zu Gunsten der Bauern, und es wäre sehr zu verwundern, wenn diese gar nicht davon unterrichtet gewesen

wären. Gewiß ist aber, daß sie diese günstige Stimmung niemals zu benutzen verstanden. Das erste Erforderniß war freilich, daß sie Miene machten, sich gegen die Fürsten ordentlich zu schlagen, auf daß die Landsknechte für ihren Abfall nicht Spott und Schande davon trügen. Lust zum Schlagen hatten aber im Ganzen doch nur wenige. Auch jetzt, kaum daß die Hauptmasse der Reisigen gegen die Bauern heranrückte, begannen sie zu fliehen: drei- bis viertausend wurden auf der Flucht niedergemacht. Nur 600 Mann, der Rest der schwarzen Schaar, unter der Anführung des Florian Geyer, zog sich in geschlossenen Reihen, alle Angriffe der Reisigen zurückweisend, auf die Trümmer des Schlosses Ingolstadt zurück. Hier wehrten sich diese Tapfern bis tief in die Nacht hinein mit dem größten Heldenmuthe gegen die ganze Macht des bündischen Heeres, dem sie die empfindlichste Verluste zufügten, bis sie endlich alle umgebracht wurden. Nur Florian Geyer gelang es, mit einigen der Kühnsten sich durchzuschlagen. Indessen wenige Tage darauf ereilte auch ihn das Schicksal. Bei einem Versuche, den Aufstand zu erneuern, wurde er am 9. Juni überfallen, und mit den letzten seiner Anhänger erstochen.

Mit dieser letzten Schlacht war der Bauernkrieg in Franken zu Ende. Vor Würzburg befanden sich zwar immer noch ohngefähr 5000 Mann, sie dachten jedoch nicht ans Fechten. Aber auch nicht an die Flucht: vielmehr blieben sie alle in Würzburg liegen, und warteten den Einzug der Fürsten ab. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier die Würzburger einen schändlichen Verrath übten, denen von den Fürsten Straflosigkeit zugesichert worden zu sein scheint, wenn es ihnen gelänge, die Bauern durch Vorspiegelungen in der Stadt zu behalten. Am 8. zogen die Fürsten in Würzburg ein. Sofort begann das Blutgericht: gegen zweihundert Bauern wurden daselbst enthauptet. Dann zog der Truchseß von Würzburg ab, um das übrige Franken zu beruhigen, während der Pfalzgraf wieder in die Heimath zurückkehrte, wo sich die Bauern, freilich zu spät, auf die Aufforderung der Franken nochmals erhoben hatten. Dieser nochmalige Versuch erhielt durch die Niederlage der Bauern bei Pfeddersheim (24. Juni) seine Endschaft. Der Truchseß aber stellte in Verbindung mit dem Markgrafen Kasimir von Ansbach

in ganz Franken die Ruhe her, und eilte sodann, dem Befehle des schwäbischen Bundes gehorchend, wieder nach Schwaben.

Während sich in Franken das Schicksal des Bauernkrieges erfüllte, verloren die Oberschwaben die kostbarste Zeit mit Unterhandlungen und mit Waffenstillständen. Zunächst, in der ersten Hälfte des Mai, hatten die Oberallgauer eine große Kriegsunternehmung gegen Baiern vor. Sie rückten auch in großen Massen über den Lech, warfen die baierische Reiterei zurück, und konnten um so mehr auf glückliche Erfolge rechnen, als die Herzoge von Baiern nur sehr schwach gerüstet waren — der größte Theil ihrer Waffenmacht befand sich beim schwäbischen Bundesheer — während die Oberallgauer eine ziemliche Anzahl von gedienten Kriegsleuten in ihren Reihen zählten und auch erfahrene Anführer hatten. Da aber ließen sich die Führer überreden, auf einen von den Herzogen von Baiern ihnen angebotenen, durch den Erzherzog Ferdinand vermittelten Waffenstillstand einzugehen, zufolge dessen sich die Herzoge von Baiern verpflichteten, die Bauern nicht anzugreifen, wogegen diese wieder über den Lech zurückgingen. Es scheint, daß der Erzherzog Ferdinand die Hoffnung hegte, auf friedlichem Wege die Sache der Bauern fördern zu können, sei es, um noch größere Entwürfe daran zu knüpfen, oder sei es blos, um den Allgau zu erlangen. Genug: er schloß am 13. Mai mit den oberallgauer Bauern einen für sie sehr vortheilhaften Vertrag zu Füssen, zufolge dessen er die Aufhebung der Leibeigenschaft zusicherte, soferne er als Statthalter des Kaisers es könne, die andern Beschwerden der Bauern aber auf einem Tag zu Kaufbeuern am 20. Juni gütlich entscheiden wollte. Dagegen sollten die Bauern zum Gehorsam zurückkehren, hätten indessen das Recht, sich zu wehren, so wie Eingriffe in ihre Rechte geschähen. Die Bauern waren damit zufrieden.

Allein der schwäbische Bund, welcher die Absichten des Erzherzogs durchschaute, wollte davon nichts wissen. Er nahm zwar den Stillstand an, welcher ihm erwünscht war, nicht aber die Bedingungen. Daß sich jetzt auch die Bauern nicht an den Vertrag banden, ist natürlich. Der Ausbruch neuer Feindseligkeiten ließ nicht lange auf sich warten. In Memmingen erhob sich die Bürgerschaft wider den Rath: der letztere schickte nach Ulm an den schwäbischen Bund um Hülfe: der Bund sandte etwa 2000 Mann,

welche eingelassen wurden. Jetzt belagerten die Bauern die Stadt. Der Bund betrachtete dies als einen Friedensbruch und bot den Truchseß auf, mit seinem Heere nach Schwaben zu rücken. Dies geschah. Ende Juni brach der Truchseß daselbst ein, zwang die Bauern, die Belagerung von Memmingen aufzuheben, und zog weiter. Dem Erzherzog Ferdinand war dies höchst unerwünscht. Er befahl dem Truchseß, mit seinem Zuge inne zu halten. Aber der Bund ertheilte ihm die gemessene Weisung, vorzurücken. Vergebens machte der Erzherzog wiederholt kräftige Vorstellungen dagegen. Indessen rotteten sich die Oberallgauer wieder zusammèn und stellten sich an 30,000 Mann stark, in der Nähe von Kempten, dem Truchseß gegenüber. Es waren meist geübte Leute, und der Ausgang des Kampfes wäre sehr zweifelhaft gewesen. Sie hatten eine vortreffliche Stellung, und in einzelnen kleineren Gefechten waren die Bauern Sieger geblieben. Da nahm der Truchseß zum Verrath seine Zuflucht. Es gelang ihm und Georg von Frundsberg, die angesehensten Führer der Bauern, welche unter ihnen in den italienischen Kriegen gedient hatten, zu bestechen. Diese ließen die Pulvervorräthe der Bauern in die Luft sprengen, führten sie aus ihrer vortheilhaften Stellung, spielten das Geschütz den Bündischen in die Hände, und machten sich dann davon. Der Truchseß fiel jetzt über die ihrer Führer Beraubten her, tödtete eine große Anzahl, die Uebrigen zerstreuten sich. Nur der dritte Theil hielt noch zusammen, und wollte es noch einmal gegen den Truchseß versuchen. Er ward aber umzingelt und mußte sich zuletzt auf Gnade und Ungnade ergeben. Dies war um die Mitte des Juli.

Der Bauernaufstand im Allgau war hiemit zu Ende. Aber der schwäbische Bund wollte auch dem Erzherzoge seine Hand fühlen lassen. Das Heer mußte nun auch gegen Füssen vorrücken, und dieses einnehmen, um es dem Erzherzoge zu entreißen und seinem rechtmäßigen Besitzer, dem Bischof von Augsburg, zurückzugeben. Ferdinand sträubte sich dagegen: es war umsonst. Und bald mußte er sehen, wie der schwäbische Bund seinen Entwürfen auch bei Salzburg in den Weg trat.

Der Erzherzog suchte nämlich auch den salzburgischen Aufruhr zu benutzen, um das Erzstift wo möglich in seine Hände zu bringen. Er knüpfte, wohl zum Theil veranlaßt durch die Tyroler, mit den

salzburger Bauern Unterhandlungen an, und es befand sich unter diesen eine nicht unbedeutende Partei, welche die Plane des Erzherzogs unterstützte. Zu gleicher Zeit war freilich auch der Herzog Wilhelm von Baiern auf den Gedanken gerathen, den Aufruhr zu benutzen, um das Erzstift an sich zu bringen, und auch er knüpfte deßhalb mit den Aufrührern Unterhandlungen an. Ja, wie Ferdinand Füssen, so besetzte er jetzt Mühldorf, eine erzbischöfliche Stadt, die aber von baierischem Gebiete umschlossen war. Auch mit Ferdinand trat er in Unterhandlungen, deren Zweck kein anderer war, als Verständigung der beiden Nachbarn des Erzbischofs über die Art und Weise, wie sie sich in sein Gebiet theilen wollten. Bald jedoch hielt der Herzog von Baiern es für zuträglicher, sich mehr auf die Seite des Erzbischofs zu schlagen, von welchem er das ganze Erzstift für seinen Bruder Ernst zunächst als Gehülfen, dann als seinen Nachfolger zu erlangen hoffte. Ferdinand durchschaute aber diese Plane und suchte sie zu vereiteln, indem er mehr und mehr in die Gedanken der Aufrührer einging und diese zu bestimmen suchte, sich in österreichischen Schutz zu begeben. Zuletzt hielt der Herzog, um Ferdinands Plane zu vereiteln, es für das Beste, den schwäbischen Bund zu rufen, obgleich der Erzbischof kein Mitglied desselben war. In der That rückte das Bundesheer im August in das Salzburgische ein dem Erzbischof zu Hülfe. Vergebens legte Ferdinand Verwahrung gegen dieses Verfahren ein: das Heer rückte vor, und noch dazu angeführt von Ludwig, dem Bruder des Herzogs Wilhelm von Baiern. Uebrigens hielten die Bundesfeldherren auch hier in Salzburg nicht für gerathen, mit den Bauern, welche gut bewaffnet waren und eine große Anzahl von Landsknechten in ihren Reihen zählten, eine Hauptschlacht zu wagen: man trat in Unterhandlungen, welche der Herzog Ludwig von Baiern leitete, und am 30. August 1525 ward mit ihnen ein für sie sehr günstiger Vertrag geschlossen. Es ward allen vollkommene Verzeihung zugesichert, und über die einzelnen Beschwerden sollte der schwäbische Bund entscheiden. Daß Herzog Ludwig sich zu einem so milden Vertrage entschloß, hatte unter Anderem wohl auch darin seinen Grund, weil er die Salzburger als die künftigen Unterthanen seines Bruders, des Herzogs Ernst betrachtete, den der Erzbischof Lang der Verabredung gemäß in der That zu seinem Gehülfen erwählte. Die

baierische Staatskunst trug demnach auch hier den Sieg über die österreichische davon, wie im Allgau und bei Füssen.

Dies war das Ende des salzburgischen Aufruhrs. Zugleich mit ihm oder noch vorher war derselbe auch in den noch übrigen Ländern gedämpft worden, in Steiermark, in Tyrol, im Breisgau, und im Sundgau. —

Auf diese Weise endete die ungeheuere Volksbewegung, welche unter dem Namen des Bauernkrieges bekannt ist: eine Bewegung, welche in Bezug auf Umfang, Kraft, Zweck und Möglichkeit des Gelingens vielleicht nur noch mit einer einzigen, die wir alle mit erlebt haben, verglichen werden kann. Sie scheiterte — nicht etwa an der Gleichgültigkeit des Volks gegen die Zwecke derselben, oder an der Unreife der Deutschen für eine bessere Verfassung — für gute staatliche Zustände ist ein Volk allezeit reif, und das deutsche war es damals mehr, wie später — sondern sie scheiterte an dem Mangel an Zusammenwirken, an Gliederung, an Zucht, kurz an einem allumfassenden Plan, der sich sowohl des Zieles, als auch des Weges, um dahin zu gelangen, klar bewußt ist.

---

17. Folgen des Bauernkriegs. Plötzliche Wendung in der Entwicklung der Reformation.

Nachdem der seit Jahrzehenden vorbereitete und geahnte Versuch, von unten herauf eine gewaltsame Umkehr aller Verhältnisse durchzuführen, im Bauernkriege gescheitert war, so war es natürlich, daß eben die Gewalten, gegen welche er sich gerichtet hatte, sich fester setzten, wie je: eine ungeheuere Rückwirkung trat ein.

Zunächst richtete sie sich, wie sich denken läßt, gegen diejenigen Personen, welche sich an der Empörung betheiligt hatten. Fürsten und Adel ließen an den armen Bauern eine furchtbare Rache aus, und wenn man die Grausamkeiten, welche sich die Sieger gegen die Ueberwundenen erlaubten, mit den Ungebührlichkeiten der Bauern zur Zeit ihres Uebergewichts vergleicht, so kann man nicht anders

sagen; die Bauern stehen als wahre Engel da gegen ihre Herren. Schon auf dem Schlachtfelde, auf der Flucht wurden die Bauern zu Tausenden hingeschlachtet, wenn sie nicht mehr daran dachten, sich zu vertheidigen: Zeitgenossen berechnen die Zahl der nur auf dem Schlachtfelde gemordeten Landleute zu mehreren hunderttausend. Dann kamen aber erst die Hinrichtungen, zunächst der Führer natürlich, deren man größtentheils habhaft wurde — nur Wenige unter den Namhafteren entkamen, wie Georg Metzler, auch Wendel Hippler, der indessen 1526 in Speier aufgegriffen ward und dort im Gefängnisse starb — und dann Anderer. Enthauptung war noch eine milde Todesstrafe. Doch begnügte man sich damit in Thüringen: selbst Thomas Münzer traf keine härtere Strafe. Anderwärts aber war man äußerst erfinderisch in der Ausdenkung neuer Todesarten. Jäcklein Rohrbach, der dem Truchseß bald nach der böblinger Schlacht in die Hände fiel, wurde mit einer Kette an einen Baum gebunden, so daß er ein paar Schritte weit um denselben herumgehen konnte, dann Holz an den Baum gelegt, dieses angezündet, und so der Unglückliche langsam gebraten. Der Truchseß und seine Edelleute schauten nicht nur voller Behagen zu, wie der Unglückliche zu Tode gemartert ward, sondern sie trugen wohl auch selber Holz zum Feuer. Dieses Stückchen wurde mehrmals aufgeführt. Der Markgraf Kasimir von Ansbach gefiel sich darin, seinen Unterthanen die Augen ausstechen zu lassen: dieser war schon von Natur grausam, er glaubte es aber noch mehr sein zu müssen, um dadurch die Zweideutigkeit zu verdecken, die er während des Bauernkrieges bewiesen hatte. Bei den Hinrichtungen wurde oft auf die willkürlichste Weise verfahren: man nahm sich keine Zeit, sorgfältige Untersuchungen anzustellen. Einfache Anzeigen genügten: mancher schlechte Mensch brachte auf diese Weise seinen Privatfeind auf das Blutgerüste. Uebrigens dauerten die Untersuchungen lange fort, nachdem auch der erste Blutdurst gesättigt war: unbedachte Reden, die Einem zur Zeit der Bewegung entschlüpft waren, wurden jetzt sorgfältig aufgeklaubt, um daraus hochverrätherische Absichten abzuleiten: keiner, auch nicht der bravste ruhigste Mann war sicher, wenn er eine gewisse Unabhängigkeit des Willens behauptete. Und nun dazu der ungeheuere Verlust an Geld und Gütern. Die Fürstenheere brannten während des Krieges fast alle Dörfer nieder,

durch welche sie kamen: dann brandschatzten sie die Einwohner, und nach dem Kriege wurden die Brandschatzungen und die Forderungen wegen Schadenersatz nochmals wiederholt, und nicht ein Mal, sondern mehrere Mal. Waren die Leute nicht schon durch den Krieg zu Grunde gerichtet, so wurden sie es jetzt vollends.

Man kann sich denken, daß es den Herren nicht einfiel, die Lage der Bauern überhaupt zu verbessern. Die Verträge, welche die Bauern hie und da während des Aufstandes mit den Herren geschlossen hatten, wurden als erzwungen sämmtlich aufgehoben: nur ausnahmsweise gedachte sich einer oder der andere Fürst an das Versprechen zu halten, wie der Markgraf Philipp von Baden, oder der Kurfürst von Sachsen. Da bei der Zerstörung so vieler Schlösser auch die früheren Verträge der Bauern mit ihren Herren verbrannt waren, so mußten sich die Bauern zu neuen Verträgen verstehen, welche für sie noch viel ungünstiger lauteten, wie die früheren. Die meisten ihrer sonstigen Vorrechte gingen verloren: so ihre Volksversammlungen, ihre Volksgerichte, ihre Mitwirkung bei der Wahl der Beamten. Was aber das Wichtigste war: die Bauern mußten alle ihre Waffen ausliefern, und durften sich bei Strafe keine neuen anschaffen. Die Entwaffnung des Landvolks blieb seitdem Regel.

Die Wuth der Bauern über all dieses war sehr groß. Die Erbitterung war im Allgemeinen viel stärker, wie zur Zeit vor dem Bauernkrieg: mehrere Jahre hinfort wuchs die Gährung und man fürchtete allenthalben eine neue Empörung, eine Stimmung, welche durch die Flüchtlinge genährt ward, die sich meist in der Schweiz aufhielten und von da aus ihre Sendlinge nach Deutschland schickten. In der That: in Salzburg kam es wirklich im Jahre 1526 zu einem neuen Aufruhr, an dessen Spitze sich der frühere Führer des tyroler Aufstandes, Geismaier, stellte, ohnstreitig einer der bedeutendsten Bauernführer, von den entschiedensten Geistesgaben: er hatte Anfangs Erfolg, konnte sich aber doch auf die Länge nicht halten, und die Folge davon war, daß auch in Salzburg die Verhältnisse für die Bauern viel ungünstiger wurden.

Uebrigens sah man doch von Seite des Reiches sowohl wie des schwäbischen Bundes ein, daß die Herrschaften endlich mit ihren Quälereien aufhören müßten, wenn man nicht eine neue Auflage

des Bauernkrieges erleben wollte. Es wurden daher auf dem Reichstage von 1526 mildernde Bestimmungen erlassen und darauf gedrungen, daß die Unterthanen in ihre früheren Rechte wieder eingesetzt werden, und die Bedrückungen der Beamten aufhören sollten.

Im Allgemeinen blieb aber das Ergebniß doch: der Bauernstand war gebrochen, er kam in eine viel unglücklichere Lage wie vordem, und durch die allgemeine Entwaffnung war ihm die Möglichkeit entzogen, durch eigene kühne That sich aus derselben zu befreien.

Hiemit sank aber nicht nur die Hoffnung für eine Verbesserung der Lage des Landvolks, sondern auch die Hoffnung für eine Umgestaltung der gesammten Reichsverfassung im volksthümlichen Sinne.

All die großen darauf zielenden Ideen, welche mehrere Jahrzehende hindurch die Thätigkeit des deutschen Volkes erfüllten, schienen nun aufgegeben werden zu müssen. Ihre Durchführung war nur möglich, wenn die ganze Nation ihre Gesammtkraft daran setzte: so wie der zahlreichste und kräftigste Bestandtheil des Volks nicht mehr mitwirkte, so war jedes darauf bezügliche Unternehmen von vornherein verloren.

Dagegen zogen die Fürsten die größten Vortheile daraus. Alle ihre Bestrebungen, welche durch die reformatorische Bewegung aufgehalten, vernichtet werden sollten, erhoben sich jetzt mit frischer Kraft, und zwar nach allen Seiten hin.

Die reformatorische Bewegung und der Bauernkrieg insbesondere bezweckte unter Anderem auch die Beseitigung des römischen Rechts und eine Erneuerung des deutschen: jetzt ist nicht mehr daran zu denken: das römische Recht gewinnt vielmehr eine unwiderstehliche Ausbreitung, und damit zugleich alle die Grundsätze, welche auf eine Erhöhung der Fürstengewalt hinzielen.

Auf dasselbe Ziel führte aber noch eine andere den Bauern feindliche Macht, welche während des Krieges eine Rolle gespielt hatte: das Lutherthum. Wir haben es schon bemerkt, müssen es aber der Wichtigkeit halber noch einmal wiederholen: die lutherische Lehre von der Obrigkeit war kein geringer Hebel für den Sturz der Volksbewegung, und bildet von nun an eine höchst bedeutende Grundlage für die um sich greifende Fürstenmacht.

Diese Lehre ist es auch vorzugsweise gewesen, welche nunmehr die Fürsten bestimmte, in größerer Anzahl das Lutherthum anzunehmen, sich offen dafür zu bekennen.

Bis zum Bauernkriege zögerten sie, weil sie in der religiösen Neuerung zugleich eine Gefahr für die Obrigkeit erblickten. Der Bauernkrieg schien sogar diese Anschauung zu rechtfertigen, und so ward denn in der That von allen katholischen Ständen die Volksbewegung als ein Ausfluß der religiösen Neuerung hingestellt. Eine der nächsten Folgen des Bauernkrieges war daher eine furchtbare Verfolgung der neuen Lehre von Seite der katholischen Fürsten: eine Menge von Predigern wurden hingerichtet, gleichviel ob sie bei der Empörung betheiligt waren oder nicht. Schon glaubte man, mit den Bauern zugleich auch über das ganze Lutherthum Herr geworden zu sein.

Aber ein anderer Theil der Fürsten wußte sehr gut zu unterscheiden zwischen Luthers Lehre und zwischen den Meinungen, welche den Bauernkrieg hervorgerufen haben. Sie erkannten augenblicklich, welch unermeßlichen Vortheil ihnen die lutherische Lehre brächte, daß durch keine ihre Macht fester begründet werden könnte, zumal in Verbindung mit der Obergewalt über die Kirche, welche ihnen Luther gleichfalls einräumte, und mit der Aussicht auf die Erwerbung der Kirchengüter, welche nicht ausbleiben konnte.

Folgende Fürsten bekannten sich jetzt offen zu der religiösen Neuerung: der Kurfürst Johann von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, die Markgrafen Kasimir und Georg von Ansbach und Baireuth, die Herzoge Philipp, Otto, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt, Herzog Heinrich von Mecklenburg, die Grafen von Mansfeld. Der Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, Markgraf Albrecht von Brandenburg, verwandelte sogar das geistliche Fürstenthum, das er verwaltete, in ein weltliches Erbfürstenthum, in das Herzogthum Preußen, und gab damit ein äußerst lockendes Beispiel zur Nachahmung.

Wir wollen nicht behaupten, daß bei ihnen die Hinneigung zur neuen Lehre nicht auch das Ergebniß ihrer Ueberzeugung gewesen sei: warum sollte die allgemeine kirchenfeindliche Richtung der Zeit gerade an den Fürsten spurlos vorübergegangen sein? Aber so viel

ist auch gewiß: hätte die neue Lehre nicht zugleich eine Aussicht auf Erweiterung der Macht und des Vermögens geboten, aus bloßer Liebe zur Wahrheit hätten sie sich wohl schwerlich ihrer angenommen.

Es war natürlich, daß die Fürsten, seitdem sie sich in größerer Anzahl zu ihr bekannten, die weitere Entwicklung der Reformation nunmehr in ihre Hand nahmen, sich an die Spitze derselben stellten.

Hierdurch aber hörte sie auf, eine Volksbewegung zu sein, was sie bis dahin gewesen. Sie erhält einen neuen Inhalt, eine neue Richtung: sie muß fürstlichen Zwecken dienen.

Und sogleich zeigte sich dies in dem Verhältniß der Fürsten zu Kaiser und Reich.

Wir haben gesehen: eines der Hauptziele der reformatorischen Bewegung und noch des Bauernkriegs war die Kräftigung des Kaiserthums, die Herstellung der Einheit des Reichs. Von den Fürsten wird jetzt die religiöse Neuerung gerade zum Deckmantel der entgegengesetztesten Strebungen gebraucht, zum Widerstand gegen die kaiserliche Gewalt, zur Ausbildung der Landeshoheit der einzelnen Fürsten.

Und die Haltung der kaiserlichen Regierung der neuen Lehre gegenüber war allerdings geeignet, eine solche feindselige Stellung des neugläubigen Fürstenthums gleichsam herauszufordern, und entschuldbar erscheinen zu lassen.

Wir wissen, wie der Kaiser auf dem Reichstage zu Worms Luther dem Pabste preisgab, wie er 1524 den Reichstag zu Speier vereitelte, wie er dagegen auf die Ausführung des wormser Beschlusses drang und die Widerspenstigen bedrohte. Diese streng katholische Haltung war allerdings zugleich das Ergebniß der staatlichen Verbindung, in welcher Karl mit dem Papste stand. Dieser war des Kaisers Bundesgenosse in seinem ersten Kriege mit dem Könige Franz I. von Frankreich, welcher von 1521 bis 1525 dauerte, und mit abwechselndem Glücke in Italien und in Frankreich geführt ward. Dieser erste Krieg endete mit der Schlacht bei Pavia (24. Februar 1525) zum Nachtheile des französischen Königs: Franz I. wurde selbst gefangen genommen und mußte sich nunmehr von Karl V. die Friedensbedingungen vorschreiben lassen. Im

Frieden zu Madrid (14. Januar 1526) verzichtete Franz auf alle seine Ansprüche auf Italien, auf die Lehnshoheit über Flandern und Artois, auf das Herzogthum Burgund zu Gunsten Karls V. Indessen Franz I. war nicht gesonnen, diese Bedingungen zu erfüllen: vielmehr bereitete er sogleich nach seiner Befreiung einen zweiten Krieg gegen Karl vor (1526 bis 1529), an welchem auch der Papst Clemens VII. Theil nahm, der nicht minder, wie der französische König, über die Machterweiterung des Kaisers erschrack. Diese feindselige Haltung des Papstes bestimmte nun zwar den Kaiser, gegen die religiöse Bewegung in Deutschland minder schroff aufzutreten, wie bisher, um dem heiligen Vater von dieser Seite seine Macht fühlen zu lassen: auf dem Reichstage zu Speier (1526) wurde daher beschlossen, daß jeder Reichsstand hinsichtlich der Religion es halten dürfe, wie er es vor Gott und vor dem Kaiser verantworten könne. Allein die folgenden Ereignisse zeigten, daß das Benehmen der kaiserlichen Regierung auf diesem speierer Reichstage nicht als Maßstab für die eigentliche Gesinnung Karls V. angesehen werden dürfe. Karl war auch in diesem zweiten Kriege mit Frankreich glücklich: sein Heer erstürmte (1527) Rom, belagerte den Papst in der Engelsburg, nahm ihn gefangen, bereitete ihm die größten Demüthigungen: aber nicht lange darauf söhnte sich der Kaiser mit dem Papste aus, und versprach ihm aufs Neue die Verfolgung der neuen Lehre in Deutschland. Sein Bruder Ferdinand erhielt daher die gemessensten Weisungen und auf dem 1529 abermals zu Speier abgehaltenen Reichstage trat die eigentliche religiöse Gesinnung des Kaisers — obschon er selbst nicht gegenwärtig war — scharf genug hervor. Es war inzwischen gelungen, auf dem Reichstage eine katholische Mehrheit zu bilden, und diese beschloß denn die Aufrechthaltung des wormser Beschlusses in den noch katholischen Ländern, in den anderen Innehalten mit jeder Neuerung, überhaupt mit jeder Verbreitung der neuen Lehre.

Es war ein nicht genug zu beklagendes Unglück für Deutschland, daß Karl V. die religiöse Bewegung in Deutschland nicht nur nicht begriff, sondern daß er gegen sie sogar feindselig gesinnt war; ein nicht minderes Unglück, daß sein Bruder Ferdinand im Ganzen denselben Ansichten huldigte. Die Nation, welche Erstarkung des Kaiserthums und religiöse Freiheit zugleich wollte, sah sich jetzt

in die bittere Nothwendigkeit versetzt, sich für das Eine oder das Andere zu entscheiden. Und da jenes seit dem Unterliegen der Bauern kaum mehr erreichbar war, so entschieden sich eben die Meisten für die religiöse Freiheit. Die Fürsten, welche für dieselbe gegen den Kaiser in die Schranken traten, erschienen jetzt bei Weitem nicht mehr in dem ungünstigen Lichte, wie vordem: vielmehr konnten sie sich als vom Geiste der Zeit, von den nationalen Wünschen und Hoffnungen getragen betrachten.

Und daher geschah es auch, daß jetzt ein Theil der Städte mit ihnen gemeinsame Sache machte.

Wir erinnern uns: lange vor dem Bauernkriege bestand zwischen Fürsten und Städten ein sehr gespanntes Verhältniß, und im Bauernkriege selbst haben die letzteren eine äußerst zweideutige, den Fürsten keineswegs günstige Haltung beobachtet. Auch war die Erbitterung der Fürsten gegen sie sehr groß, und in der ersten Zeit des Sieges gingen jene wirklich damit um, die Städte für ihr Verhalten empfindlich zu züchtigen: wäre das Fürstenthum ganz einig gewesen, so wären die Städte wohl schwerlich einer großen, ihre Unabhängigkeit bedrohenden Gefahr entgangen. Und auch so empfanden sie theilweise die Rache des Fürstenthums: Mühlhausen wurde vorderhand als Landstadt den benachbarten Fürsten übergeben, Weissenburg im Elsaß entging mit genauer Noth dem Verlust der Reichsunmittelbarkeit, Mainz wurde wieder Landstadt, andere wurden wegen ihrer Theilnahme am Bauernkriege bedeutend gebrandschatzt. Es war aber ein Glück für die Städte, daß ein Theil der Fürsten zur neuen Lehre übertrat, und daß diese ihnen, deren Hülfsquellen sie im Falle der Noth in Anspruch zu nehmen gedachten, die Hand zum Bündnisse boten. Nun waren die meisten Reichsstädte Anhänger der Neuerung, im Ganzen wohl mehr aus innigster Ueberzeugung, als die Fürsten, aber weltliche Beweggründe spielten doch auch keine unbedeutende Rolle dabei: die Städte gewannen durch die Einziehung der Klöster, durch die Obergewalt über die Geistlichkeit wohl nicht minder, wie die Fürstenthümer. Diese Vortheile wollten sie so wenig aufgeben, wie die Freiheit der Gewissen. Daß man dies aber am Ende verlangen würde, besorgten sie ebenso, wie die Fürsten. Und es war nur die Frage, ob sie in diesem Falle dem Kaiser gehorchen sollten, oder nicht? Die

Antwort auf diese Frage konnte nicht lange zweifelhaft sein: der Gedanke der Reichsangehörigkeit, der Uebereinstimmung ihrer Staatskunst mit der kaiserlichen, war bei ihnen doch schon seit geraumer Zeit abgeschwächt: wir haben bemerkt, wie wenig zufrieden sie mit den kaiserlichen Bestrebungen gewesen, und daß ihr Staatsleben sich in ganz anderen Kreisen bewegte. Genug: sie zogen das Beharren bei ihren religiösen Ueberzeugungen der Unterordnung unter den Willen des Kaisers vor. Da sie aber für sich allein nicht stark genug zum Widerstande waren, so ergriffen sie gerne die Verbindung mit dem neugläubigen Fürstenthum, durch welche sie zugleich einen Schutz gegen die etwaigen Unterwerfungsgelüste der katholischen Fürsten erhielten. Die Fürsten thaten aber natürlich nichts umsonst: auch die Städte mußten sich verpflichten zur Unterstützung des Fürstenthums, falls dieses angegriffen werden sollte!

Welch plötzliche Veränderung in allen Stellungen! Die reformatorische Bewegung, ursprünglich fürstenfeindlich, reichseinheitlich, jetzt auf einmal zu Gunsten des Fürstenthums, für die Erweiterung seiner Macht: die Städte, ehedem die sicherste Stütze des Kaiserthums, die natürlichen und geschworenen Feinde der Fürsten, jetzt mit ihnen im Bunde, und zwar gegen den Kaiser!

Aber noch mehr! Die neugläubigen Fürsten beschränkten sich bei ihrem Widerstande gegen den Kaiser nicht blos auf einheimische Kräfte. Schon sehr früh traten sie mit den Feinden des Kaisers, mit dem Auslande, namentlich mit dem König von Frankreich in Unterhandlungen, eine Verbindung, welche von Jahr zu Jahr inniger wurde und die entschiedensten Rückwirkungen auf die inneren Verhältnisse des deutschen Reiches äußerte.

So nahm die reformatorische Bewegung, ursprünglich durch und durch national, auf die Wiederherstellung einer großen deutschen Staatskunst in den auswärtigen Verhältnissen dringend, auch in dieser Beziehung die entgegengesetztesten Richtungen auf. Das Ausland begann eine größere Rolle bei uns zu spielen, wie je.

Und nun glaube man nicht, als ob diese kaiserfeindliche Gesinnung nur bei den neugläubigen Fürsten anzutreffen gewesen sei, und als ob die katholischen Fürsten etwa um so eifriger die Rechte des Kaisers vertheidigt hätten. Nichts weniger, als dieses. Vielmehr waren sie auf das Haus, welches den Kaiserthron inne hatte,

ebenso eifersüchtig, wie jene, und insbesondere die Herzoge von Baiern, welche an der Spitze der streng katholischen Partei standen, traten den Habsburgern, wo sie konnten, entgegen. Und die Haltung, welche der Erzherzog Ferdinand den staatlichen Bewegungen in Deutschland gegenüber beobachtete, mochte allerdings eine solche Gesinnung hervorrufen. Erinnern wir uns, wie er sich im sickingen'schen Handel, im Bauernkriege, bei Füssen und in Salzburg benahm. Ueberall glaubten die Fürsten der habsburgischen Vergrößerungssucht zu begegnen: aber überall widersetzten sie sich ihr auch mit dem glücklichsten Erfolge. Jetzt, unmittelbar nach dem Bauernkriege, gingen sie sogar damit um, einen römischen König zu wählen, um dadurch Ferdinand für sein Verhalten bei den letzten Vorgängen noch empfindlicher zu züchtigen. Der Gedanke ging von den Häusern Pfalz und Baiern aus, und zum römischen König sollte eben der Hauptgegner Ferdinands, der Herzog Wilhelm von Baiern gewählt werden. Diesen Plan mußte man zwar vorderhand fallen lassen, indem der Kurfürst von der Pfalz sich wieder auf die Seite des Kaisers bringen ließ, aber aufgegeben wurde er keineswegs. Und nicht nur im Reich trat Baiern Habsburg gegenüber: es machte Ferdinand auch die böhmische Krone streitig. Im Jahre 1526 nämlich starb der letzte König von Ungarn und Böhmen, Ludwig II.: er verlor sein Leben gegen die Türken, in der Schlacht bei Mohacz. Da er keine Kinder hinterließ, so sollte ihm vermöge der Erbverträge der Erzherzog Ferdinand in beiden Reichen folgen. Indessen beide Reiche waren Wahlreiche, und die Stände wollten sich ihr Recht, den König selber zu wählen, nicht nehmen lassen. Ferdinand konnte nichts Besseres thun, als dieses Recht anerkennen. Nun aber erhob sich sofort in beiden Reichen eine gegenösterreichische Partei: in Ungarn wählte sie einen Großen, Namens Zapolya, zum Könige, in Böhmen aber warf sie ihre Augen auf den Herzog von Baiern. Dieser gab sich auch die äußerste Mühe, Ferdinand den Rang abzulaufen. Es war jedoch vergeblich: sein eifriger Katholicismus, gegen welchen der ferdinandeische noch als freisinnig gelten konnte, machte ihn bei den Böhmen doch zu verhaßt. So wurde Ferdinand am 25. November 1526 von den böhmischen Ständen trotz der baierischen Ränke zum Könige gewählt. Auch in Ungarn ernannte ihn eine Partei zum Könige:

die Gegenpartei, Zapolya an der Spitze, wußte sich jedoch immerhin zu behaupten.

Durch die Erwerbung Böhmens und Ungarns wurde die österreichische Macht in Deutschland mehr als um das Doppelte verstärkt: ein neuer Grund zur Eifersucht und zum Widerstande gegen dieselbe. In der That verdoppelte jetzt Baiern seinen Eifer, wenigstens die römische Königskrone Ferdinand zu entziehen und sich selber zuzubringen.

Und mit allen diesen kaiserfeindlichen Bestrebungen der katholischen Stände in Deutschland war der Papst einverstanden. Nichts wäre ihm unliebsamer gewesen, als eine wirkliche Verstärkung der kaiserlichen Macht: ja in diesem Sinne fühlte sich der Papst sammt den katholischen deutschen Fürsten als Bundesgenossen der neugläubigen.

Dies ist also die eine Seite, welche bei der Wendung der Dinge in Folge des unglücklichen Ausganges des Bauernkrieges in Betracht kommt: an eine Reform der Reichsverfassung im kaiserlich einheitlichen Sinne, mit Beschränkung der Fürstengewalt, war nicht mehr zu denken. Diesem Gedanken setzten sich katholische wie lutherische Fürsten in gleicher Weise entgegen: ja selbst die öffentliche Meinung änderte sich hierin, seitdem man über die religiösen Gesinnungen Karls V. nicht mehr in Zweifel sein konnte. Dagegen erstieg die Landesherrlichkeit eine neue Stufe der Macht, theils durch den Sieg über den Aufruhr, der ihr eine sittliche Kraft gab, schon deßhalb, weil sie sich jetzt nicht mehr vor der Umwälzung zu fürchten brauchte, theils durch die religiöse Neuerung, welche ihr die Gewalt und die Güter der Kirche, so wie einen Theil der öffentlichen Meinung zu Füßen legte.

Die andere Seite, nämlich die religiöse, bietet einen nicht minder gewaltigen Umschwung der Dinge dar.

Die reformatorische Bewegung beabsichtigte ursprünglich, wie im Staate, so auch in der Kirche eine allgemeine Umwälzung, nicht die Trennung eines Theiles der Nation von der Kirche. Der Bauernkrieg hatte den Zweck, diese allgemeine Umwälzung, welche auf ganz Deutschland berechnet war, gewaltsamer Weise durchzuführen. Nach dem Ausgange des Bauernkrieges mußte man aber auch in religiöser Beziehung die Hoffnung aufgeben, daß die

neuen Ideen zu allgemeiner Herrschaft gelangten. Die katholische Kirche konnte nicht nur nicht überwunden werden, sie erhob sich vielmehr wieder mächtiger und kräftiger, wie jemals seit dem Beginn der Bewegung. Jetzt waren nur noch zwei Fälle möglich: entweder die katholische Kirche errang wieder die allgemeine Herrschaft und unterdrückte die Neuerung vollständig; oder aber die Neuerung that sich als eine besondere kirchliche Genossenschaft auf und trennte sich als solche vollständig von der katholischen Kirche. Von diesen beiden Fällen ist der letztere eingetreten. Und zwar kann man die Zeit unmittelbar nach dem Bauernkriege als diejenige betrachten, wo sich diese Entwicklung vollzog. Die reformatorische Bewegung, welche durch den Gang der Ereignisse verhindert ward, die ganze Nation mit sich fortzureißen, und demzufolge eine unabhängige deutsche Kirche zu gründen, begnügte sich damit, einen Theil der Nation für sich zu gewinnen, mit diesem eine neue Kirche aufzurichten und in ihr die neuen Bildungen fortzusetzen. Hierdurch aber kam die religiöse Spaltung in die Nation, eine Spaltung, welche die unglückseligsten Folgen nach sich zog, namentlich auch in staatlicher Beziehung.

Und hätte nur diese Kirche die Frische und Kühnheit des Geistes bewahrt, durch welche sich die reformatorische Bewegung ausgezeichnet! Leider aber begannen auch hier die unerfreulichsten Veränderungen einzutreten.

Vor Allem: in der neuen Kirche, deren hauptsächlichste Bestandtheile die fürstlichen Gebiete bildeten, kam nunmehr diejenige religiöse Partei zur Herrschaft, welche im Bauernkriege nicht gemeinsame Sache mit den Empörern gemacht, sich ihnen vielmehr auf das Entschiedenste widersetzt und den Grundsatz des unbedingten Gehorsams gegen die Obrigkeit aufgestellt hatte, nämlich die erhaltende oder die lutherische. Alle anderen Parteien und Richtungen, welche doch bisher einen so großen Antheil an der geistigen Entwicklung der Nation gehabt, wurden als ketzerisch und unchristlich ausgeschieden, mit denen man keine Gemeinschaft haben dürfe. Es war dies der entschiedenste Abfall von der ursprünglichen Idee der Reformation, der Abfall von dem Grundsatze der Gewissensfreiheit. Es bezeichnet so recht die Treulosigkeit dieser neuen rechtgläubigen Kirche, wenn sie erklärt: den Grundsatz der Gewissens-

freiheit taste sie nicht an, aber diese könne man doch nur denen zugestehen, welche den wahren Glauben besäßen: dagegen sei es eine Sünde wider Gott, denen, die einen falschen hätten, Glaubensfreiheit zugestehen zu wollen. Die ursprüngliche Gewissensfreiheit der Reformation machte diesen Unterschied zwischen wahrem und falschem Glauben nicht, indem sie sehr richtig behauptete, daß nur Gott, und nicht die Menschen, über den Glauben entscheiden könnte, sondern sie war eine unbedingte, rücksichtslose, allgemeine.

Ging mit dem Grundsatze der Gewissensfreiheit eine der wichtigsten Errungenschaften der reformatorischen Bewegung verloren, so wurde ein fernerer Hauptgrundsatz derselben, das allgemeine Priesterthum *), in einer Weise beschränkt, daß von dem ursprünglichen Gedanken wenig oder nichts mehr übrig blieb. Aus diesem Grundsatze hätte sich eine vollkommen demokratische Kirchenverfassung entwickeln müssen, und noch im Bauernkriege hatte man dieses Ziel auf das Bestimmteste verfolgt. Ja, noch nach demselben war man in einem fürstlichen Gebiete, in Hessen, nahe daran, dies Ziel zu erreichen. Allein eine demokratische Kirchenverfassung paßte nicht mehr zu den Ansichten über die Obrigkeit, welche die lutherische Partei aufgestellt hatte. Darnach sollte die Obrigkeit auch über die Kirche die oberste Gewalt besitzen. So geschah es denn, daß man alle die Rechte, welche nach der ursprünglichen Idee vom allgemeinen Priesterthum die Gemeinde haben sollte, dieser nahm und sie auf den Fürsten übertrug, welcher demnach das Recht erlangte, Pfarrer ein- und abzusetzen, die Güter der Kirche zu verwalten, und überhaupt die Aufsicht über sie zu führen: mit Einem Worte, der Fürst wurde zugleich der Bischof seiner Landeskirche. Die religiöse Freiheit gewann dadurch keineswegs, wie wir im Verlaufe dieser Geschichte noch Gelegenheit genug haben werden, wahrzunehmen. Jetzt bereits stellten die Theologen der neuen Rechtgläubigkeit den Grundsatz auf, daß der Fürst die Pflicht habe, über der Erhaltung des wahren Glaubens zu wachen und den Unglauben zu bestrafen. Das heißt: was man eben mit großer Mühe der katholischen Kirche abgerungen hatte, gab man freiwillig an die Fürsten preis.

---

*) Vergleiche S. 157.

Natürlich durfte man jetzt auch nicht mehr der Gemeinde gestatten, den Glauben des ihr vorgesetzten Priesters zu prüfen und sich ihm entgegenzusetzen. Sehr bald bildete sich vielmehr ein neues Priesterthum, welches an Herrschsucht und Verfolgungssucht hinter dem katholischen nicht zurückblieb. Und wie es zum Wesen des Priesterthums gehört, sich mit Aeußerlichkeiten zu umgeben und auf strenge Beobachtung derselben ein Gewicht zu legen, so gab man auch in der neuen rechtgläubigen Kirche nur zu bald die rein innerliche Richtung der Reformation auf: man hielt wieder sehr viel auf den Kirchenbesuch, auf die Begehung der Sakramente — zunächst des Abendmahls — und scheute sich sogar nicht, den Grundsatz aufzustellen, daß der wahre Glaube nicht von selber in die Menschen komme, sondern nur vermittelst des Gehörs, d. h. durch die Predigt des Priesters. Was war dies anders, als die Wiederherstellung der Ansicht der katholischen Kirche, nach welcher der Priester dem Menschen zur Erlangung der Seligkeit unentbehrlich sei?

Dies also war die unglückselige Wendung, welche die Reformation in Folge der Niederlage der Bauern bei uns genommen hat. Anstatt daß die Bewegung, wie die Umsturzpartei erwartete, durch den Bauernkrieg einen großartigen Abschluß in ihrem Sinne erhalten hätte, war Alles zum geraden Gegentheil umgeschlagen.

---

18. Fortwirken der reformatorischen Kräfte.

Aber eine Kraft von solcher Tiefe und solchem Umfang, wie sie die reformatorische Bewegung entwickelt hatte, läßt sich nicht so leicht unterdrücken. Sie kann durch stoffliche Gewalt wohl verhindert werden, die äußeren Formen des Lebens sich zu unterwerfen und umzugestalten, niemals aber, die geistige Welt zu durchdringen und hier ihre Eroberungen zu machen. Auch nach dem Bauernkriege nehmen wir die außerordentlichsten Wirkungen der reformatorischen Ideen wahr, und zwar in ihrer ursprünglichen unverfälschten Gestalt: ja wir sehen sie sogar in manchen Kreisen das Leben beherrschen.

Beginnen wir mit den staatlichen Verhältnissen.

Man hätte denken sollen, daß die Fürsten nach der Niederschlagung des Aufruhrs und mit Hülfe der Lehre Luthers, welche den Christen verbot, der obrigkeitlichen Gewalt, selbst wenn sie die größte Willkür übte, Widerstand zu leisten, nun mit raschen Schritten zur Unumschränktheit vorgegangen wären. Dem war jedoch nicht so. Wie sehr auch die Fürstengewalt durch die jüngsten Ereignisse und durch den Eintritt der eben dargelegten Verhältnisse gewonnen haben mochte: ihrer Unumschränktheit standen zwei Hindernisse entgegen: erstens eine Einrichtung, welche zu tiefe Wurzeln in dem deutschen Volksleben geschlagen hatte, als daß sie Luthers einfältige Lehre von der Obrigkeit sofort hätte umstürzen können, nämlich die landständischen Verfassungen; zweitens eben diese Lehre Luthers von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit. Denn so wenig Luther eine Empörung der Unterthanen gegen die Fürsten erlauben wollte, so wenig mochte er eine Auflehnung der Fürsten gegen den Kaiser gut heißen: er sah in den ersteren in der That nicht viel mehr, als Unterthanen des Kaisers, und jede gewaltthätige Unternehmung der Fürsten gegen Kaiser und Reich fand an ihm einen heftigen Gegner. Soferne also die Fürstengewalt durch ihren Widerstand gegen den Kaiser Nahrung erhalten konnte zu ihrer ferneren Erweiterung, fand sie in der neuen Lehre eher Widerspruch als Förderung, wenigstens in den ersten Jahren. Später änderten sich die Verhältnisse allerdings. Was aber die landständischen Verfassungen anbetrifft, so war es für diese ein Glück, daß sich die Landstände im Ganzen an der Empörung nicht betheiligt oder mit ihr in Beziehungen gesetzt hatten: nur hie und da war es der Fall, wie in Tyrol, Salzburg, Bamberg: meistens bewiesen sich sogar die Landstände der Erhebung feindselig. Und dies war sehr natürlich. Denn eine der Absichten des Bauernkrieges war eine vollkommene Veränderung der ständischen Einrichtung: selbst da, wo sich die Bauern mit ihren Planen nur auf die eigene Landschaft beschränkten, hätten sie an die Stelle der bisherigen Landstände eine eigentliche Volksvertretung und zwar im Sinne unseres Jahrhunderts gesetzt. Höchst merkwürdig sind in dieser Beziehung die Vorschläge der tyrolischen Bauern, die sogenannten meraner Artikel, und der Aufruf Geismayers bei dem zweiten salzburger Aufruhr. Wären diese Gedanken

der Bauern ins Leben getreten, so erhielt das landständische Wesen einen vollkommenen Umschwung: an den Versammlungen der Stände hätte sich das ganze Volk betheiligt: eine allgemeine staatliche Bildung hätte Platz gegriffen, kurz unsere Geschichte wäre eine andere geworden. Selbst blos die Aufnahme des Bauernstandes in ihre Versammlungen hätte hingereicht, die Landstände zu verjüngen. Sie haben aber — mit sehr wenig Ausnahmen, und zwar nur da, wo es schon hergebracht war — nicht daran gedacht, den Bauern die Standschaft zu bewilligen. Und wir werden später noch nachzuweisen haben, wie sich dies Versäumniß an ihnen rächte. Vorderhand aber war es immerhin ein Glück, daß sie noch bestanden: denn sie allein bildeten noch einen Damm gegen die Willkürherrschaft. Ja, sie spielten während des 16. Jahrhunderts in gar manchen Gebieten eine glänzende Rolle und spiegelten jenen mächtigen Freiheitsgeist wieder zurück, der uns in den ersten Zeiten des Jahrhunderts entgegenleuchtete. Und an dieser Erscheinung hat die Reformation einen nicht geringen Antheil. Die Fürsten nämlich, welche die neue Lehre in ihren Gebieten einführten, konnten schon bei den mannigfachen Einrichtungen, welche die Religionsveränderung nothwendig machte, die Landstände nicht entbehren: später, als sie auf den Angriff des Kaisers oder der katholischen Stände gefaßt sein mußten, oder wenn sie selber die Waffen ergriffen, hatten sie die Zustimmung und die Hülfe der Landschaft doppelt nöthig: kurz, ohne die Landstände konnten sie die neue Stellung unmöglich behaupten. Daher erhob sich gerade in den evangelischen Gebieten das landständische Wesen zu einer neuen Bedeutung. Und in den katholischen Ländern wirkten ähnliche oder ihnen verwandte Ursachen zur Hervorbringung derselben Erscheinung.

Ueberhaupt war jener staatliche Freiheitssinn, wie wir ihn im Eingange dieses Buches in Deutschland wahrgenommen haben, noch lange nicht erloschen: ein nicht unbeträchtlicher Theil von Deutschland war vielmehr eben daran, ihm neue Grundlagen zu verschaffen. Der ganze Norden von Deutschland, welcher an dem Bauernkriege keinen Theil genommen — nur in Preußen fand eine, ebenso schnell wieder unterdrückte Bauernerhebung statt — war noch ungebrochen. Vielmehr erhob sich dort erst jetzt eine Bewegung, ähnlich der, welche in den Jahren 1522 bis 1525 das südliche Deutschland ergriffen hatte. Die Bevölkerung begann jetzt die neue Lehre einzu-

führen, in den Fürstenthümern und in den Städten, und im Gefolge dieser religiösen Bewegung war überall eine staatliche, eine demokratische. Die alten Stadträthe nämlich waren meist Anhänger der alten Lehre: sie wurden entweder gestürzt und neue Räthe, mit neuen Verfassungen traten an ihre Stelle, oder, wenn man sie stehen ließ, so wurden sie wenigstens gezwungen, Zugeständnisse an die Gemeinde zu machen. Diese Bewegung im Norden war von Jahr zu Jahr in beständigem Zunehmen begriffen, und wir werden später noch darstellen, zu welch weit aussehenden Entwürfen sie führte.

Und auch im Süden war die freiere staatliche Richtung keineswegs erstorben. Sie trat vielmehr in zwei religiösen Parteien äußerst stark und gewichtig hervor, nämlich in der zwinglischen und in der mystischen. Diese führen uns aber zu einer neuen Reihe von Betrachtungen.

Wenn es auch den Wittenbergern gelungen war, eine neue Kirche zu gründen, in welcher ihre Grundsätze die Herrschaft behaupteten, dadurch die Reformation neuerdings in spanische Stiefeln einzuschnüren und den Geist so viel wie möglich auszutreiben, so machten sie noch keineswegs die ganze reformatorische Partei aus, nicht einmal die Mehrzahl, ja nicht einmal die Hälfte. Vielmehr kann man behaupten, daß von der Zeit an, wo sich der lutherische Lehrbegriff und die lutherische Kirche zu jener schroffen Rechtgläubigkeit abgeschlossen hatte, welche die wichtigsten und großartigsten Ideen der reformatorischen Bewegung mit Füßen trat und wieder ausmerzte, die der lutherischen entgegengesetzten Richtungen innerhalb der reformatorischen Partei immer mehr Anhänger gewannen, unter den Gelehrten, wie unter dem gemeinen Volke. Und nichts war natürlicher, als diese Erscheinung. Denn was hatte man denn eigentlich mit dem Lutherthum gewonnen? Ein neues ebenso unduldsames Priesterthum, wie das katholische, eine neue nur aus einem anderen Grunde hergeleitete Unterdrückung der religiösen Freiheit und der Freiheit der Forschung, ein Preisgeben der Unterthanen an die schrankenlose Gewalt der Obrigkeit: in der That, nicht sehr lockende Errungenschaften! Dagegen hatte sich in den übrigen religiösen Richtungen der ursprüngliche frische freie Geist der Reformation noch in voller Kraft erhalten, wohl hie und da

überwuchert durch Unkraut, aber ohne daß der Stamm wirklich darunter gelitten hätte. Dahin wandten sich nun die Gemüther.

Zwingli hatte indessen seine Lehre vom Abendmahl, von den Sakramenten überhaupt, so wie sein ganzes religiöses Lehrgebäude weiter ausgebildet. Darin nahmen nun diejenigen Lehren, welche Luther als die hauptsächlichsten ansah, wie die von der Erbsünde, von der Unfreiheit des Willens, von der Rechtfertigung durch den Glauben und dergleichen, entweder eine untergeordnete Stelle ein, oder Zwingli setzte ihnen sogar andere entgegen. Im Ganzen hielt er sich viel mehr an die ursprünglichen Ideen der Reformation, an die Innerlichkeit, an die Gesinnung, an die Liebe, und seine ganze Richtung befriedigt bei weitem mehr den gesunden Menschenverstand, wie die lutherische. Luther wurde aber besonders durch Zwinglis Lehre vom Abendmahl so wüthend, daß er ihn in den heftigsten Schmähschriften bekämpfte, ihn in gleiche Rangstufe mit den Wiedertäufern warf, und ihn als Ketzer hinzustellen sich bemühte. Zwingli und seine Freunde antworteten, und zwar mit so viel Gelehrsamkeit und Schärfe der Beweisführung, daß sie den Wittenbergern sehr empfindliche Niederlagen beibrachten, zumal da sie sich in dem ganzen Streit würdevoll benahmen. Wie in der Lehre, so war auch in der Einrichtung der Kirche Zwingli von Luther verschieden. Während dieser die Kirchenverfassung auf die fürstliche Gewalt gründete, so hielt sich Zwingli als Republikaner an die ursprüngliche Idee der Reformation, daß die Gemeinde dieselbe zu bestimmen habe. Nur veränderte er diesen Gedanken insoferne, als er das Recht der Gemeinde auf den großen Rath, den Vertreter derselben, zurückführte. Immerhin aber erhielt dadurch die Kirchenverfassung eine demokratische Grundlage. Auch der Gottesdienst, wie ihn Zwingli einrichtete, war wesentlich von dem lutherischen verschieden. Luther hielt sich so viel als möglich an das Hergebrachte, und ließ von den alten Kirchengebräuchen so viel bestehen, als sich nur einigermaßen mit der neuen Lehre vertragen mochte: Zwingli aber vereinfachte den Gottesdienst außerordentlich, beseitigte die Bilder, selbst die Kirchenmusik, in dieser Beziehung an die mystischen Parteien sich anschließend. Endlich was die staatlichen Richtungen beider Männer betrifft, so spielte bei Zwingli gerade in den letzten Jahren seines Lebens das Staatliche eine große Rolle. Das Streben, die

weltliche Verfassung der Eidgenossenschaft umzugestalten, wobei Zürich und Bern, welche die Reformation angenommen, das Uebergewicht erhalten hätten über die katholischen Urkantone, nahm seine Thätigkeit nicht minder in Anspruch, wie die Bewegung auf dem religiösen Gebiete, und er stand keinen Augenblick im Zweifel, für die Durchführung seiner staatlichen Ansichten die Waffen zu ergreifen. Wie gesagt: er hielt es durchaus nicht mit dem wahren Christenthum für unvereinbar, sich um den Staat und die bürgerliche Freiheit, und zwar auf das Eifrigste zu bekümmern, während Luther dem Christen in staatlichen Dingen die Rolle des Dulders und des Leidenden zuweist: das Vorbild des „beschränkten Unterthanenverstandes" unseres Jahrhunderts.

Die zwinglische Richtung fand in ganz Süddeutschland eine sehr große Verbreitung: in den Reichsstädten, welche sich entschieden für die Reformation ausgesprochen und demgemäß neue kirchliche Einrichtungen getroffen hatten, bekannten sich die Obrigkeiten fast ausschließlich zu ihr, und begreiflich fand unter den Einwohnern die lutherische Auffassung noch viel weniger Bekenner. Indessen erstreckte sich die Wirkung der zwinglischen Lehren selbst bis in diejenigen Gebiete hinein, wo äußerlich wenigstens die lutherische Auffassung die Herrschaft besaß: selbst im Norden von Deutschland fanden Zwinglis Meinungen eine Menge von Anhängern.

Aber noch eine größere Verbreitung fanden die Lehren der verschiedenen mystischen Parteien, welche die Zeitgenossen sammt und sonders unter dem Namen der Wiedertäufer zusammenzufassen pflegen. Diese Bezeichnung ist eigentlich nicht richtig, indem die Wiedertaufe keineswegs bei allen mystischen Parteien zu den wesentlichen Lehren gerechnet ward, und selbst diejenigen, bei welchen sie eine bedeutendere Rolle spielt, legen auf sie doch kein größeres Gewicht, als auf andere Lehren. Gleichwohl wollen auch wir die Bezeichnung der Kürze wegen beibehalten. Auch hatten die Zeitgenossen dieses Wort nicht ganz ohne Grund gebraucht: denn bei den meisten dieser Parteien galt die Wiedertaufe gewissermaßen als äußeres Unterscheidungs- und Erkennungszeichen. Wir haben gesehen, welch bedeutende Rolle die Wiedertäufer bis zum Bauernkriege und noch während desselben gespielt. Nach dem unglücklichen Ausgange des Umsturzversuches verloren sie sich nicht nur nicht, sondern ihre

Bedeutung wie die Zahl ihrer Bekenner wuchs von Jahr zu Jahr. Alle mit den öffentlichen Zuständen Unzufriedenen scheinen sich zu ihnen geschlagen zu haben: man kann sie daher, um in der Sprache unserer Tage zu reden, die äußerste Linke der Bewegung nennen, die eigentliche Freiheitspartei. Daraus schon ergibt sich, daß sie nicht in allen Dingen gleich dachten, sondern daß eine Menge verschiedener Ansichten bei ihnen auftauchten: in der That, bereits im Jahre 1530 zählte man unter ihnen mehr als 70 Sekten. Es kann nicht unsere Absicht sein, hier ins Einzelne einzugehen. Wir begnügen uns, die allgemeine Richtung der Wiedertäufer darzustellen und den Standpunkt zu bezeichnen, welchen sie nunmehr in der geistigen Entwicklung unserer Nation einnahmen.

Vor Allem muß man ins Auge fassen, daß die Wirksamkeit der Wiedertäufer eine doppelte ist. Erstens erscheinen sie als Widerstandspartei gegen kirchliche und staatliche Unterdrückung, zweitens arbeiten sie alle religiösen Gährungsstoffe nicht nur der Reformationszeit, sondern der mystischen Richtung überhaupt in sich durch. In beiden Beziehungen sind sie der Ausgangspunkt für eine Reihe sehr bedeutender Erscheinungen auf dem Gebiete des Staates, wie der Kirche, nicht nur in Deutschland, sondern in den Niederlanden, in Frankreich, in England, in Nordamerika. Das ganze Sektenwesen zur Zeit der englischen Staatsumwälzung lehnt sich an diese wiedertäuferischen Richtungen an.

Was nun das Erste anbetrifft, so war der Widerstand der Wiedertäufer, gleich wie in der ersten Zeit ihres Auftretens, nicht minder gegen Staat und Gesellschaft, wie gegen die Kirche gerichtet. Und das letzte Ziel dieses Widerstandes ging auf eine vollkommene Freiheit, auf Beseitigung jeder Art von Beherrschung hinaus. Sie griffen deßhalb vor Allem das Priesterthum an, und zwar nicht blos das katholische, sondern auch das evangelische: und hier nicht nur das, wie es sich in der lutherischen Kirche neuerdings entwickelt hatte, sondern auch das zwinglische. Denn wenn auch Zwingli seine Kirche auf die Gemeinde gegründet hatte, so spielte doch eine Zwischenbehörde, der große Rath, die größte Rolle dabei: der Rath ernannte die Prediger, und so wie diese ernannt waren, so nahmen sie in der Gemeinde ein nicht minderes Ansehen für sich in Anspruch, wie die lutherischen. Die Wiedertäufer

hingegen hielten an der ursprünglichen Idee des allgemeinen Priesterthums mit unerbittlicher Folgerichtigkeit fest, wollten keinen neuen Priesterstand dulden, sondern sie ernannten nur Vorsteher für ihre Gemeinden. Ihre kirchliche Verfassung war eine durchaus demokratische. Aber nicht nur das Priesterthum griffen sie an, sondern auch alle diejenigen Lehren, welche dem Priesterthum eine gewisse Unterlage für eine neue Herrschaft verschaffen konnten, vor Allem also jede auf ein religiöses Geheimniß sich stützende Lehre, welches den Priester unentbehrlich macht, wie z. B. das Sakrament des Abendmahls. Daher die Wiedertäufer Jesus nicht als Erlöser betrachteten, sondern nur als Lehrer und Vorbild. Dagegen fand die Läugnung der Gottheit Christi bei ihnen eine immer größere Verbreitung. Durchgängig nehmen sie die Freiheit des menschlichen Willens an, vermöge der göttlichen Kraft, die im Menschen wohne und ihm schon das Rechte lehre. Also auch von dieser Seite stellen sie den Menschen auf seine eigenen Füße.

Wie in der Kirche, so nahmen sie auch im Staate, wie wir aus dem Bisherigen hinlänglich ersehen haben, eine vollkommene Freiheit und Gleichheit der Menschen in Anspruch und da der wirkliche Staat diese Forderung nicht im Geringsten erfüllte, so erhoben sie gegen den Staat überhaupt Widerstand, gegen alle seine Einrichtungen, gegen jede obrigkeitliche Gewalt. Es ist also im Grunde eine gewisse Herrscherlosigkeit, Anarchie, wie wir es gegenwärtig nennen, was sie verlangen: sie behaupten, Niemand habe das Recht, über den Andern zu herrschen: alle Menschen seien einander gleich. Folgerichtig bestritten sie dann auch das Recht des Staates, die Todesstrafe zu verhängen, Krieg zu führen, überhaupt zu strafen und das Schwert zu gebrauchen. An die Stelle des Staates setzen sie dagegen ein ideales Zusammenleben mit Gütergemeinschaft, brüderlicher Liebe und vollkommenem Ueberfluß an Allem, mit Einem Worte, wie schon Münzer verlangte, ein Gottesreich auf Erden. Diese Ansichten waren keine vereinzelte Erscheinung: wir können vielmehr ihre Strömung in der ganzen Entwicklung der Mystik verfolgen: wir sind ihnen bereits im 14. Jahrhundert begegnet, bei den Hussiten, beim Pauker von Niklashausen, bei der Bauernverschwörung im Elsaß von 1493, bei dem Bundschuh in Schwaben. Und der innere Zusammenhang dieser socialistischen

Ansichten mit der religiösen Grundlage der Mystik wird wohl durch ihre pantheistische Richtung vermittelt. Wenn Gott in der Welt, in der Natur, in der Menschheit erst zum Dasein gelangt, so begreift es sich, daß er wünschen muß, daß dieses Dasein eines seiner würdiges sei: der Wunsch der Gottheit muß also dahin gehen, daß derjenige Grundstoff, in welchem sich Gott auf der höchsten Stufe offenbart, indem er in ihm zum Selbstbewußtsein gelangt, nämlich das Menschengeschlecht, in der That der Tempel Gottes sei: und die Aufgabe der Menschheit ist also, schon in dieser Welt nach allgemeiner Heiligung, nach einem Gottesreiche zu streben. Während die katholische, insbesondere aber die lutherische Kirche den Menschen nach jenseits verweist, wo er den Lohn für seine Tugenden und für seine Leiden finden werde, und inzwischen den Großen dieser Welt verstattet, die Erde zu einem Marterhaus für die Menschheit umzugestalten, wie denn Luther in der That die Fürsten nur die Büttel und Henker unsers Herrgotts nennt, glaubt vielmehr die pantheistische Mystik nur dadurch Gott recht zu dienen, daß sie seine eigentliche Behausung, nämlich die Menschheit, zu einem schönen Garten bereitet, in welchem der Herr mit Wohlgefallen sich ergehen könne, in welchem nicht einige Wenige die Anderen mit Füßen treten, sondern wo der Mensch ein seinem Urbild entsprechendes Dasein führt. Nach der Mystik ist das letzte Ziel des Menschen eine völlige Entäußerlichung seiner selbst, seines Ich, so daß zuletzt eben nur dasjenige in ihm zurückbleibt, was Gott ist. Ein solcher Mensch ist nichts Besonderes, hat nichts Besonderes: er lebt nur für das Ganze, für Gott. Sind, wie dies das letzte Ziel der Menschheit sein muß, Alle von diesem Geiste durchdrungen, so hört natürlich alle Besonderheit auf, und eine vollkommene Brüderlichkeit, eine Gemeinschaft in Allem und Jedem tritt ein. Auch Gesetze sind nicht mehr nöthig: denn Alle sind von dem gleichen Geiste der göttlichen Liebe beseelt. Ein solches wahres Reich Gottes auf Erden zu gründen, das ist das Streben Gottes selbst, und somit aller derer, die von seinem Geiste durchdrungen sind.

Wir glauben mit dem Obigen die tiefere Bedeutung der religiös-socialistischen Bestrebungen der Wiedertäufer dargelegt zu haben. Abgesehen aber von ihrem Zusammenhange mit der pantheistischen Richtung der Mystik hatte die Aussicht auf ein Gottesreich auf

Erden, wo alle die Plackereien der Herrschenden aufhören würden, so viel Lockendes, daß schon deßhalb eine Menge von Menschen zu den Wiedertäufern hingezogen wurde, insbesondere seitdem die Bestrebungen des Bauernkrieges mißlungen waren. Gerade die zahllosen Leiden und Drangsale, welche die niederen Stände von der Rachsucht der Fürsten zu erdulden hatten, und welche ihnen zuletzt unerträglich wurden, ließen ihnen den Eintritt eines solchen Gottesreiches äußerst wünschenswerth erscheinen, und zwar nicht erst in weiter Ferne, sondern in der allernächsten Zukunft. Was man wünscht, hofft man. Daher fand die Meinung, daß jenes Gottesreich sehr nahe bevorstehe, allgemeine Verbreitung. Damit in Verbindung standen freilich eine Menge wunderlicher Meinungen, Weissagungen, Abenteuerlichkeiten. Denn man darf nicht vergessen, daß die Wiedertäufer fortwährend an einer unmittelbaren Verbindung Gottes mit dem Menschen festhielten, und daß daher allerlei Offenbarungen, welche Gott den Auserwählten zukommen lasse, eine große Rolle spielten. Auch macht es die Erbitterung gegen die herrschenden Gewalten, und gegen die Grausamkeiten, die sie an den Bauern, wie an den Wiedertäufern selber verübten, begreiflich, daß der Gedanke, das Gottesreich könne nur durch Vernichtung aller bestehenden Gewalten, also nur mit Blutvergießen aufgerichtet werden, sich immer fester setzte. Nicht Wenige aber wiesen diese Rolle der Auflösung aller bestehenden Verhältnisse den Türken zu: auf diese, welche in jener Zeit immer drohendere Fortschritte machten, setzten die Wiedertäufer die größte Hoffnung: sie meinten, sie würden mit ihren Heerschaaren über Europa hereinbrechen, alles ausfegen, was dem Reiche Gottes widerstrebe, und dann würde dieses auf dem allgemeinen Untergange des Bestehenden aufgerichtet werden können.

Diese Seite der wiedertäuferischen Thätigkeit, Widerstand gegen das Priesterthum und gegen die bestehenden Staatsordnungen, war die am meisten in die Augen fallende und wohl auch die einflußreichste und wirksamste. Aber nicht minder beachtenswerth ist die andere Seite, nämlich die innerliche Durcharbeitung der verschiedenen religiösen Gährungsstoffe, der vorzugsweise reformatorischen sowohl, wie der mystischen.

Darin unterscheiden sich die Wiedertäufer eben auch wesentlich von der evangelischen, besonders der lutherischen Kirche, daß, während diese sich schroff abgegränzt hat und mit Aengstlichkeit darüber wacht, daß keine abweichenden Lehrmeinungen innerhalb derselben auftauchen, die Wiedertäufer dagegen in schrankenloser Freiheit alle religiösen Ideen und Fragen bis zur äußersten Gränze verfolgen, ohne sich viel darum zu bekümmern, was daraus werden könne. Wir bemerken daher bei den Wiedertäufern die bunteste Mannichfaltigkeit der Meinungen. Freilich konnte es nicht fehlen, daß neben tiefsinnigen und geistreichen Ansichten auch Schwärmerei, Selbstbetrug, Verkehrtheit, baarer Unsinn, ja sogar völlige Lächerlichkeit in üppiger Fülle emporschoß. Das gehörte eben auch zur Durcharbeitung der religiösen Fragen, und jede Verkehrtheit trug gewissermaßen das Heilmittel in sich selbst, so wie man ihr gestattete, bis zur äußersten Gränze voranzugehen, wo sie in sich selbst zusammenfallen mußte. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diese verschiedenen wunderlichen Gestaltungen des religiösen Bewußtseins bei den wiedertäuferischen Sekten weiter zu verfolgen. Nur einige Punkte, die nicht ohne eine allgemeine Bedeutung sind, wollen wir herausheben.

Wir haben gesehen, welch große Rolle das „Evangelium" in der Reformation spielte, und daß sich dieselbe eine Zeitlang eigentlich nur auf die Forderung beschränkte, das Evangelium, das Wort Gottes, wie es in der Bibel enthalten ist, rein zu predigen. Nun bestritten zwar die Wiedertäufer die Bibel als das einzige Wort Gottes, indem sie neben ihr noch ein inneres Wort annahmen. Nichts destoweniger aber hielten sie die Bibel sehr in Ehren, und zwar nicht blos das neue, sondern auch das alte Testament. Sie studierten sie sehr eifrig und beachteten sorgfältig ihre Aussprüche, besonders deßhalb, weil sie die in der Bibel dargestellten staatlichen und gesellschaftlichen Zustände zu Vorbildern für die Gegenwart nahmen. In dieser Beziehung hielten sich viele von ihnen mit solcher Treue an den wörtlichen Ausspruch der Bibel, daß selbst Luther, der doch sein ganzes Lehrgebäude auf den Wortverstand derselben gründete, ihnen gegenüber zu Schanden werden mußte. Zum Beispiel: weil in der Schrift steht, was euch in das Ohr geraunt ist, das kündet von den Dächern, stiegen sie auf die Dächer und pre-

digten von da herab. Oder, weil es heißt, mit den Kindern müsse man zu Kindern werden, so gebehrdeten sie sich in Allem, wie die Kinder. Weil es heißt, den Gläubigen und Reinen sind alle Dinge rein, so aßen sie, auch wenn sie krank waren, Alles ohne Unterschied. Weil es heißt: sorget nicht, was ihr essen werdet, so setzten sich ein Mal zwölfhundert Wiedertäufer zusammen, um auf die Speise zu warten, die ihnen der himmlische Vater zusenden werde. Durch nichts konnte wohl die Einfältigkeit des lutherischen Grundsatzes, die Bibel nur nach dem Buchstaben zu fassen, deutlicher bewiesen werden, als durch diese Folgerichtigkeit der beschränkten, aber ehrlichen Schwärmer, während Luther in hundert Fällen wenigstens fünfzig Mal sich über seinen eigenen Grundsatz hinwegsetzte, ohne ihn im Mindesten aufzugeben.

Ein anderer Grundsatz der Wiedertäufer, wie der Mystiker überhaupt, war die Entweltlichung, die Verachtung aller, selbst der unschuldigsten Vergnügungen, von Musik und Saitenspiel, von schönen Kleidern und sonstigem Putz, überhaupt von Verschwendung und Pracht, von Wohlleben und Ueppigkeit. Dieser Grundsatz hatte offenbar damals seine Berechtiguug: es war eine wohlthätige Rückwirkung gegen die ungeheuere Verschwendung und Prunksucht, die in allen Ständen eingerissen war, insbesondere aber auch gegen die Unsittlichkeit, deren sich die Lutheraner schuldig machten. Denn diese legten sich Luthers Lehre, daß die guten Werke zu nichts nütze seien, und daß Alles der Glaube an den Erlöser thue, folgerichtig dahin aus, daß sie sich allen Begierden hingeben dürften, die Liebe des Nächsten vernachlässigen, sie seien durch Christi Erlösungstod doch der göttlichen Gnade theilhaftig. Zu diesem Schlusse berechtigten sie so manche Aeußerungen Luthers, wie z. B., daß Tugend und Rechtschaffenheit heidnische Eigenschaften wären, oder daß sich Niemand zu bessern brauche, sondern nur seine Unfähigkeit, das Gute zu thun, erkennen solle. Auch finde ich, daß ein großer Theil der Wiedertäufer gerade durch ihr einfaches stilles arbeitsames Leben, das sie nicht blos von Andern forderten, sondern in der That selber führten, im Allgemeinen einen sehr vortheilhaften Eindruck machten und zwar auch auf Solche, die nicht zu ihnen gehörten. Ausdrücklich wurden sie wegen dieser Eigenschaften von Unparteiischen den Lutheranern vorgezogen. Auf der anderen

Seite warfen ihnen die Gegner nicht mit Unrecht vor, daß sie durch ihr Eifern gegen die Welt ein neues Mönchthum einführten: denn manche, wie schon oben erwähnt, hielten eben auf äußere Dinge, auf unscheinbare Tracht, auf Seufzen, Sauersehen und dergleichen entsetzlich viel, und trieben auch die Entäußerlichung auf eine Spitze, wo sie lächerlich werden mußte. Ich brauche nicht erst daran zu erinnern, daß sich diese Richtung, sowohl in ihrer schönen sittlichen wie in ihrer unberechtigten Seite, bei vielen späteren Sekten, ja bis auf den heutigen Tag erhalten hat, wie z. B. bei den Quäkern und bei den Pietisten.

Ein Hauptgrundsatz der reformatorischen Bewegung war das Hervorheben der Gesinnung gegenüber den bloßen äußerlichen Werken, welche die Kirche vorschrieb. Und wir haben eben gesehen, wie weit Luther seine Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben trieb. Recht verstanden liegt in jenem Satze, daß Alles auf die Gesinnung ankomme, eine tiefe unbestreitbare Wahrheit, aber falsch verstanden mußte sie auch auf Abwege führen, wie wir eben bei den Lutheranern wahrgenommen. Während nun eine Partei der Wiedertäufer im Widerspruch gegen den „todten Glauben" der Lutheraner, der zur Fleischlichkeit führe, auf gute Werke und äußere Zucht drang, stellte eine andere Partei den Satz auf, ein Wiedergeborener, d. h. Einer, der einmal vom Geist Gottes durchdrungen sei, könne nicht sündigen, er sei sündelos. Eine Ansicht, wie wir uns erinnern, welche bereits die Mystiker des 14. Jahrhunderts aufgestellt haben. Auch dieser Satz hat noch in einem gewissen Sinne seine Berechtigung, allein es wurde ihm nun der andere hinzugefügt: auch wenn er Dinge thue, die bei Andern Sünde wären, sündige er nicht. Denn eigentlich sündige nicht der Wiedergeborene, sondern nur das Fleisch. Damit war nun freilich der Heuchelei Thür und Thor geöffnet.

Offenbar aber drückte sich hierin das Bedürfniß aus, das Verhältniß der Sinnlichkeit zu dem Sittengesetze festzustellen und der ersteren ihre Berechtigung zu verschaffen. Wir haben gesehen, welch großen Einfluß die Natur auf die reformatorischen Ansichten übte, und daß eben die Nothwendigkeit, das Naturgesetz zu berücksichtigen, besonders mitwirkte, um die Ansichten über die Ehe und über das Verhältniß beider Geschlechter umzugestalten. Die An-

sichten über dieses Verhältniß, und über die Ehe namentlich, waren im Anfang der Reformation sehr naturalistisch, und gingen viel weiter, als man später für gut erachtete. Luther hielt es durchaus für unmöglich, Keuschheit zu bewahren, und gestattete dem Naturtrieb so viel, daß er sogar einmal zweifelte, ob nicht die Vielweiberei erlaubt sei: dem Landgrafen Philipp von Hessen wurde auch bekanntlich von dem wittenberger Theologen eine doppelte Ehe gestattet. Man muß sich übrigens, um den rechten Standpunkt zu gewinnen, erinnern, daß in jenem Zeitalter der Geschlechtstrieb überhaupt in einer ganz ungewöhnlichen Erregung war, offenbar im Zusammenhang mit der geistigen Aufgeregtheit der Menschheit, und daß eben in jenes Zeitalter die Entstehung der Lustseuche fällt. Auch die Wiedertäufer nahmen diese Frage in die Hand und lösten sie der That nach mitunter in sehr natürlicher Weise: da aber ihre ganze Richtung eine ideale war, so suchten sie die Begründung weniger in der Natur als vielmehr im Geiste, und dadurch erhielt ihre ganze Behandlung dieser Frage nicht selten etwas Zweideutiges und Heuchlerisches. Doch muß man sehr wohl verschiedene Richtungen unterscheiden.

Im Allgemeinen hielten sie die Ehe keineswegs für ein unauflösliches Band, sondern sie verlangten sogar die Lösung derselben, wenn der Zweck derselben nicht vollkommen erreicht würde.

Die Einen — und es werden diese wohl die größere Mehrzahl ausgemacht haben — hielten den Zweck der Ehe nur dann erreicht, wenn die Seelen der Ehegatten zusammen stimmen: das sei die rechte, die geistliche Ehe. Eine Ehe, wo jene Uebereinstimmung der Seelen nicht stattfinde, sei daher aufzulösen, und wo sich eben Zwei finden, die zu einander passen, müssen sie sich heirathen.

Die Andern hielten, den Grundsatz der Gütergemeinschaft in roher Weise fassend, auch eine Gemeinschaft der Weiber für nothwendig.

Wieder Andere hielten die Ehe überhaupt für unzulässig. Andere verlangten von den Weibern Befriedigung der Sinnlichkeit, indem sie dieselbe auf allerlei Sätze der Schrift zu stützen suchten. Und manche Sekten trieben in ihren Zusammenkünften offenbar Unzucht. Verirrungen, die uns schon bei den mystischen Sekten des 14. Jahrhunderts begegnet sind, und die in der geschlechtlichen

Gereiztheit der Zeit ihre hauptsächlichste Erklärung finden. Denn im Allgemeinen begegnen uns diese geschlechtlichen Verirrungen bei den Wiedertäufern nicht häufiger, ja nicht einmal so häufig, als bei den anderen Religionsparteien. Der Unterschied zwischen ihnen bestand nur darin, daß die Andern sich dem Geschlechtstrieb ohne Weiteres überließen, während die Wiedertäufer für die Befriedigung desselben ein Gesetz aufstellen wollten. —

An die Wiedertäufer schließt sich eine andere Reihe geistiger Entwicklungen an, welche noch eine höhere Stufe einnimmt, als die eben betrachtete. Es ist diejenige Richtung der Mystik, die wir die geistige oder philosophische genannt haben. Zu ihr gehörten eine Anzahl von bedeutenden Männern, wie Johann Denck, Hetzer, Kautz, Bünderlin, Schwenkfeld, Johann Campanus, Michael Servet, welche alle mehr oder minder die pantheistische Seite der Mystik ausbildeten. Von diesen ruhte Caspar Schwenkfeld von Ossing, ein schlesischer Edelmann, welcher zuerst in Schlesien wesentlich zur Einführung der Reformation mitgewirkt, bald aber in Folge eines Streites mit Luther, dessen Rechtfertigungslehre er nicht billigen konnte, seine Heimath verlassen mußte, und sich nun vielfach in den süddeutschen Städten umhertrieb, noch am Entschiedensten auf der ursprünglichen Grundlage der Mystik, nämlich auf einem tiefen religiösen Gefühl. Er gab die Persönlichkeit Gottes und Christi nicht auf, nahm aber, wie die Wiedertäufer, eine unmittelbare Einwirkung Gottes auf den Menschen an, und bekämpfte die ganze äußere Kirchlichkeit der neuen Rechtgläubigkeit und alle sich darauf beziehenden Grundsätze. Bei den andern tritt schon mehr der Verstand hervor. Johann Campanus und Michael Servet bekämpften wissenschaftlich die Lehre von der Dreieinigkeit. Denck, Hetzer, Kautz, Bünderlin, wesentlich pantheistischer Richtung, entwickelten besonders die Lehre, daß Christus nicht Gott sei. Die Spitze von Allen aber bildet Sebastian Franck, welcher für das Reformationszeitalter das ist, was Eckart für das 14. Jahrhundert, ohnstreitig einer der gewaltigsten Geister Deutschlands in jener Zeit, als Philosoph unbedingt der erste.

Von seinem äußeren Leben ist wenig bekannt. Er war zu Donauwörth geboren, wahrscheinlich gegen Ende des 15. Jahrhunderts, hat sich bis zum Jahre 1530 etwa um und in Nürnberg

aufgehalten, ging dann nach Straßburg, von da vertrieben 1532 nach Eßlingen, 1533 nach Ulm, wo er bis 1539 blieb, auch hier durch die Theologen vertrieben nach Basel, Straßburg, wahrscheinlich auch nach Sachsen, und ist wohl im Jahre 1543 gestorben. In seinen früheren Jahren mag er lutherischer Pfarrer gewesen sein, später legte er sich nur auf die Schriftstellerei, trieb aber nebenbei noch immer ein Gewerbe: so war er einmal Seifensieder, ein anderes Mal Buchdrucker. Er besaß einen großen Schatz von Kenntnissen und zwar in allen Gebieten des Wissens: besonders aber die geistigen Bestrebungen seiner Zeit hat wohl keiner so genau gekannt, wie er, und mit solcher Vorurtheilslosigkeit behandelt.

Francks Bedeutung ist eine doppelte: erstens ist er Philosoph, und als solcher hat er den reformatorischen Grundsatz der Freiheit des Geistes zu vollster Klarheit durchgebildet, zweitens ist er Volksschriftsteller, und als solcher von wesentlichem Einfluß auf die Bildung der Nation.

Was das Erste anbetrifft, so hat wohl keiner seiner Zeitgenossen die einfachen, großen, wahrhaft befreienden Grundsätze der Reformation in dieser Reinheit und Folgerichtigkeit aufgefaßt und in sich dargestellt, wie Sebastian Franck. Die Lehren von der Gewissensfreiheit, von der völligen Bedeutungslosigkeit jeder äußerlichen Gottesverehrung, von dem allgemeinen Priesterthum, von der Verwerfung der äußeren Kirche, von der Gesinnung, von der christlichen Liebe sind von ihm auf das Schönste entwickelt, und heute noch kann man, was er darüber sagt, als Muster einer freien, edeln, wahrhaftigen, vorurtheilslosen Denkweise empfehlen. Er unterscheidet sich darin sehr vortheilhaft nicht nur von den neuen evangelischen Kirchen, sondern auch von so manchen Sekten der Wiedertäufer, bei denen die Schwärmerei eine nicht geringe Rolle spielte. Auch in staatlicher Beziehung erkennt man in ihm den ächt reformatorischen Geist: mit Freimüthigkeit geißelt er die öffentlichen Zustände seiner Zeit, die Laster und Gebrechen des Fürstenthums, ja er neigt sich auch socialistischen Meinungen hin, obschon er nicht so weit geht, wie die Wiedertäufer, welche eine vollkommene Umkehr der gesellschaftlichen Ordnung bezweckten. Auch steht er entschieden auf dem nationalen Standpunkte: er ist ein Deutscher mit Leib und Seele, und ein großer Theil seiner Schriften — wir werden später noch

darauf zurückkommen — ist der Darstellung von deutschem Wesen und deutscher Sitte gewidmet; er hatte vorzugsweise die Bildung seiner Nation im Auge.

Um nun zu seiner Philosophie überzugehen *), so nimmt er von vornherein keine andere Quelle der Erkenntniß an, als die Vernunft. Er nennt sie wohl auch mit den Mystikern das innere Wort Gottes und gibt ihr noch andere Namen, aber er versteht nichts Anderes darunter, als die Vernunft, das Ich. Dieses innere Wort, als das eigentliche Wort Gottes, setzt er nun mit dem entschiedensten Bewußtsein dem äußeren Worte, der Bibel, entgegen, ja er ordnet die letztere der Vernunft dergestalt unter, daß die Aussprüche der Bibel nur insoferne anzunehmen seien, als sie der Vernunft nicht widersprechen. Nichts sei lächerlicher, als die Bibel nach dem Wortverstande zu nehmen: wollte man dies, so könne man aus ihr allen möglichen Unsinn ableiten: Ovids Buch von der Kunst zu lieben, könne man ebenso leicht vertheidigen, als den Buchstaben der Schrift. Da nun also das innere Wort die Hauptsache sei, ohne welche das äußere nicht einmal verstanden werden könne, so schadete es auch nichts, wenn die Bibel verloren ginge. Es fällt ihm natürlich nicht ein, dieses innere Wort blos auf die Christen zu beschränken: auch die Heiden hätten es besessen: die ganze Menschheit sei desselben theilhaftig.

Und nun, mit dieser Befreiung von jedem fremden Ansehen, entwickelt er denn seine Ansichten über den Zusammenhang der Dinge. Seine Lehre ist im Wesentlichen eine pantheistische und die Schriften der Mystiker des 14. Jahrhunderts haben einen großen Einfluß auf ihn geübt. Alles, was ist, ist Gott: er ist die einzige Substanz, und außer ihm gibt es Nichts. Gott ist aber auch nur, soferne er in der Welt ist. Denn an und für sich ist Gott nichts: er ist willenlos, affektlos, bewegungslos, ohne Zeit, ohne Raum, kurz er ist nichts. Er wird erst etwas in der Welt, in den Kreaturen. Aber Gott hat die Welt nicht etwa erst erschaffen: da

*) Die Hauptquelle sind seine Paradoxa. 1534. Ausführlicher habe ich über Franck gehandelt in meiner Reformationsgeschichte III. S. 314—396. Vergleiche auch noch den inhaltreichen Aufsatz von Baur in Zellers theologischen Jahrbüchern Jahrgang 1848. S. 490 folg.

er ohne die Welt nichts kann, nichts will, vielmehr ist sie als dasjenige, wodurch Gott ist, von Ewigkeit gewesen, und wird in Ewigkeit sein: sie ist ewig und unendlich, wie Gott selbst: denn Gott ist nur mit der Welt und in der Welt. Demgemäß nimmt Franck auch die Ewigkeit und Unvergänglichkeit des Stoffs, der Materie, an. Jedes geschaffene Ding vergehe wohl, d. h. verliere die besondere Form, in welcher es zur Erscheinung gekommen, aber es gehe keineswegs unter: die Substanz bleibe ewig. Ein Ding zerfällt in Staub, aber aus dem Staube entwickelt sich wieder ein Neues. Die Erde ist wie ein Phönix: sie bleibt für und für. Wenn Gott Alles in Allem ist, aller Wesen Wesen, wie sich Franck ausdrückt, aller Leben, Gewächs, Natur Leben, Gewächs, Natur, so versteht es sich, daß er auch im Menschen ist, oder vielmehr, daß er auch das Wesen des Menschen ausmacht. Nach Franck ist Gott in der That jede wirkende Kraft im Menschen: der Mensch kann nichts thun ohne Gott, selbst die Sünde nicht: denn Gott ist eben Alles, wie denn auch selbst der Teufel Gott ist.

Franck sieht also in Gott die wirkende, schaffende Naturkraft, die, weil sie die einzige Substanz ist, auch Alles wirken muß, und welche demgemäß auch das Böse wirkt. Dieses Wirken Gottes erfolgt mit Nothwendigkeit zufolge seines Wesens, nicht mit vorbestimmtem Willen. Gott hat vielmehr keinen Willen, sondern er wirkt in jedem Dinge verschieden, je nach dem Wesen und nach der Natur dieses Dinges: er wirkt dem Wesen der Pflanze entsprechend, in der Pflanze, wiederum anders im Steine. Und so wirkt er auch im Menschen, wie der Mensch will: er ist hier nur die freie nachfolgende Kraft, deren sich der Mensch bedient, und ohne welche der Mensch nichts machen kann, aber diese Kraft selber ist willenlos. So wird Gott erst im Menschen zum Willen, wie er auch erst in ihm zur Erkenntniß seiner selbst gelangt.

Durch diese beiden Eigenschaften, durch die Freiheit des Willens, wie dadurch, daß Gott erst in ihm zur Erkenntniß seiner selbst gelangt, erscheint der Mensch als Krone der Schöpfung, ja als Gott selbst. Die Freiheit des Willens vertheidigt Franck sehr eifrig gegen die lutherische Lehre von der Erbsünde: gerade darin unterscheide er sich von allen anderen Geschöpfen, daß er diese Freiheit besitze. Ja, er deutet gewissermaßen an, daß er durch diese Eigen-

schaft das vollkommenste Wesen sei, und, uneigentlich gesprochen — da Gott an sich ja nicht ist, da Gott für sich ja keinen Willen habe — noch über Gott stehe. Und dieselbe Ueberlegenheit behauptet der Mensch, soferne sich Gott in ihm erkennt. Auch hier nimmt Franck als Maßgebendes den Menschen selber, seine Individualität an, und je nach dieser gestaltet sich die Erkenntniß von Gott, d. h. es gibt nach ihm durchaus keine abgelöste Vorstellung von Gott, keine, die außerhalb des Menschen in Wirklichkeit sei, sondern die Gotteserkenntniß richtet sich nach der besonderen Bildungsstufe des Menschen, und ist gewissermaßen nur der Abdruck seines Innern. Und so deutet Franck bereits an, daß die biblischen Lehren von dem Zorne Gottes und von seiner Versöhnung durch Christi Tod im Grunde nur das Erzeugniß unserer eigenen Vorstellungen von Gott seien; die Menschen könnten sich eben Gott nicht anders, als zornig denken, als ein Wesen, das nur durch ein Opfer sich befriedigen lasse, deßhalb bildeten sie sich jene Lehren aus. Der Schwerpunkt seiner Lehre fällt demnach auf das menschliche Selbstbewußtsein, auf das Ich, und nach diesem gestaltet sich auch die gegenständliche Welt verschieden: dem Einen so, dem Anderen anders: ein Anklang, wie man sieht, an die Grundlage der Fichte'schen Philosophie und der Feuerbach'schen.

Aus dem Bisherigen wird hervorgegangen sein, daß bei unserem Franck der persönliche Gott vollkommen verschwunden ist: ja es hat den Anschein, als ob Gott nach ihm in der Natur und im Menschen ganz und gar aufgegangen und verloren sei, als willenlose mit Nothwendigkeit wirkende Naturkraft. Aber an anderen Stellen erscheint er nun doch wieder als Persönlichkeit. Genau betrachtet, ist zwar Franck hiebei nur auf die seinen Zeitgenossen geläufigen Vorstellungen eingegangen, aber es ist doch nicht zu verkennen, daß er unter Gott außer der wirkenden Kraft noch etwas anderes versteht: nämlich die Idee des Guten, das gleichfalls in unseren Herzen niedergelegte Sittengesetz. Das ist das eigentliche Wort Gottes, das Licht der Natur, der heilige Geist, die Vernunft. Hiemit erst gelangt Francks philosophisches Lehrgebäude zum Abschluß. Dadurch sucht er die obenangeführte Ansicht, daß Gott auch die Sünde wirkt, mit der Forderung der Sittlichkeit in Einklang zu bringen. Gott ist also nach Franck in doppelter Weise im Menschen: erstens

als Idee des Guten, als Sittengesetz; zweitens als wirkende Kraft. Es ist nun die Aufgabe des Menschen, sich mit der Idee des Guten zu durchdringen, sein ganzes Selbst dieser Idee zum Opfer zu bringen, denn nur sie ist das eigentliche Sein: nur dann, wenn er sie in sich aufgenommen, wenn er sie in sich zur Herrschaft hat gelangen lassen, hat er Gott und hat Gott ihn, ist er Gott selbst. Der Mensch kann nun freilich sich von der Idee des Guten abkehren, den entgegengesetzten Weg gehen, das Böse thun, sündigen. Indem er dies thut, so gibt er das eigentliche Sein, Gott, auf — denn nur Gott ist — und strebt nach dem Gegentheil des Seins, nach dem Nichts. Die Sünde ist also eigentlich Nichts, und Sündigen das Streben, aus dem Nichts ein Etwas, ein Sein zu machen. Nun könnte allerdings der Mensch die Sünde nicht vollbringen ohne Gott, soferne er die wirkende Kraft ist, allein Gott will die Sünde nicht, er vollzieht als wirkende Kraft nur den Willen des Menschen. Ebenso vollzieht Gott auch den Willen des Menschen, so wie er sich zum Guten, zum eigentlichen Wesen Gottes kehrt, das in unauslöschlichen Zügen in sein Herz gegraben ist.

Und nun brauchen wir kaum erst zu bemerken, daß Franck auch von Christus und von der Lehre von der Erlösung eine von der lutherischen und von der hergebrachten Kirchenlehre sehr abweichende Meinung gehabt hat. Er sah in Christus nicht Gott, sondern nur das Muster eines Menschen, welcher eben das Sittengesetz in sich zur vollkommensten Herrschaft gebracht hat. Aber Christus ist nicht der einzige Mensch dieser Gattung, sondern alle Menschen von höherer, edlerer Richtung, auch die Heiden nicht ausgenommen, sind auf gleiche Stufe zu setzen, wie denn überhaupt jeder Mensch Christus werden soll und auch werden kann. —

Nicht minder bedeutend, wie als Philosoph, war Franck als Volksschriftsteller. Er hat es sich, wie es scheint, zur Lebensaufgabe gestellt, das Volk zu geistiger wie staatlicher Freiheit heranzubilden. Was er schrieb, war daher nur auf das Volk berechnet. Und er besaß auch alle Fähigkeiten, eine solche Aufgabe zu lösen. Nächst Luther schrieb vielleicht keiner einen so kräftigen, klaren, verständlichen und anschaulichen Styl, wie er: auch seine philosophischen Bücher zeichnen sich darin aus, wiewohl es keine kleine Aufgabe war, in der noch ungelenkigen Sprache die geeigneten Ausdrücke zu finden.

Besonders aber wollte er auf das Volk durch geschichtliche Arbeiten wirken. Und als Geschichtschreiber nimmt er ebenfalls eine ganz bedeutende Stelle ein. Namentlich beachtenswerth sind seine deutsche Geschichte (1534) und seine allgemeine Chronik (1531). Was ihn vor allen andern auszeichnet, ist die besondere Rücksichtnahme auf die Culturgeschichte. So stellte er sich in der allgemeinen Chronik zur besonderen Aufgabe, die verschiedenen Einrichtungen in Staat und Kirche geschichtlich zu verfolgen: er zeigte, wie der Adel entstanden, wie die Leibeigenschaft, Zehnten, Steuern, Zölle aufgekommen, von wo sich die Fürsten herschreiben, die Verhältnisse der Städte und dergleichen; namentlich der Geschichte der Kirche und ihrer verschiedenen Einrichtungen, der Mönchsorden, der Kirchenlehre, des Papstthums u. s. w. widmete er eine große Aufmerksamkeit. Und nicht minder bildend und unterrichtend war die Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten der heidnischen Philosophen über die Entstehung der Welt, über das Verhältniß zwischen Gott und Welt, Gott und Mensch, und andere das geistige Leben berührende Gegenstände. Wohl am bedeutendsten aber war seine Ketzerchronik, in welcher er die von der Kirchenlehre abweichenden Meinungen der früheren, wie seiner eigenen Zeit sehr ausführlich beschreibt: dieser Theil seiner Chronik ist für jene Zeit eine unschätzbare Quelle. Dabei vergaß er nun die deutsche Nation insbesondere nicht; er schrieb nicht nur eine deutsche Geschichte, welche im Ganzen wohl nicht so bedeutend ist, wie die allgemeine Chronik, aber doch hinreichend war für die Bildung des Volks, sondern er sammelte auch die deutschen Sprüchwörter, in denen sich die ganze gesunde Natur unseres Volkes niedergelegt, und die treffenden Bemerkungen, mit denen er sie begleitete, wirkten vielleicht ebenso mächtig, wie manches seiner größeren Bücher. —

Ein verwandter Geist war Theophrastus Paracelsus von Hohenheim: geboren 1493 zu Einsiedeln in der Schweiz, gestorben 1541. Was Franck auf dem Gebiete der Philosophie und der Geschichte, war er auf dem Gebiete der Naturwissenschaft. Der mächtige Aufschwung, den die Naturforschung seit dem 15. Jahrhundert genommen hatte, und der sich in geistigem Zusammenhange mit den reformatorischen Bewegungen von Jahr zu Jahr steigerte, fand endlich in Paracelsus den kräftigsten Vertreter, ja seine Spitze. Mit Recht

haben ihn schon die Zeitgenossen — wenn auch manche nur aus Spott — den Luther der Heilkunde genannt. Er hat die Fesseln der Schule und des Herkommens zerbrochen, und seine Wissenschaft nur aus dem reinen ungetrübten Borne der Natur geschöpft. Es bezeichnet so recht die ganze Kühnheit und Ursprünglichkeit seines Wesens, daß er seine Vorlesungen in Basel — wohin er im Jahre 1526 als Professor der Naturkunde berufen ward — damit eröffnete, daß er die Werke von Galen und Avicenna, an deren Aussprüche sich die ärztlichen Schulen bisher eben so sklavisch zu halten pflegten, wie die Scholastiker an den falsch verstandenen Aristoteles, feierlich verbrannte, wie Luther seiner Zeit die Bannbulle und das geistliche Recht verbrannt hatte. Und die Verachtung, welche er gegen den ganzen gelehrten Troß der Hochschulen hegte, der ohne Selbständigkeit der Forschung und des Urtheils nur die alten hergebrachten Meinungen nachplappert, konnte er freilich nicht schärfer und gröber ausdrücken, als indem er sagte: seine Schuhriemen wüßten mehr, als die Alten, und sein Bart habe mehr Erfahrung, als alle hohen Schulen. „Mir nach! ruft er aus, ich nicht euch, ihr Galen, Avicenna! Mir nach, ich nicht euch, ihr von Paris, ihr von Montpellier, ihr von Schwaben, ihr von Meißen, ihr von Köln, ihr von Wien ꝛc. Mir nach, und ich nicht euch, mein ist die Monarchie!" Denn er schöpfe aus der rechten Quelle, aus der Natur. Sie allein sei die Lehrmeisterin.

Und Paracelsus war vollkommen berechtigt zu diesem Selbstgefühl. In der That, er ist nicht nur der Reformator der Heilkunde, sondern auch in gewissem Sinne der gesammten Naturwissenschaft zu nennen. Zwei Eigenschaften befähigten ihn dazu: erstens eine außerordentlich reiche Erfahrung, in der es ihm keiner seiner Zeitgenossen gleich that; zweitens eine äußerst feine, scharfe und glückliche Beobachtungsgabe, die es nicht blos versteht, die äußeren Erscheinungen der Dinge wahrzunehmen, sondern den inneren Zusammenhang, die Naturgesetze selber zu entdecken. Die Erfahrung sammelte er sich auf seinen vielen Reisen, mit denen er fast das ganze Leben zubrachte: denn außer den zwei Jahren, die er sich in Basel aufhielt — schon 1528 verließ er die Hochschule wieder — war er beständig unterwegs. Er durchforschte alle Länder Europas und versäumte keine Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern:

selbst von Landfahrern, Nachrichtern, Scherern, sagt er, habe er sich nicht gescheut zu lernen. Und so hat er nicht blos im Allgemeinen durch die Aufstellung eines richtigen Grundsatzes eine neue Bahn gebrochen, sondern auch im Einzelnen sehr wichtige Entdeckungen gemacht. Namentlich ist von Bedeutung, daß er die Scheidekunst mit der Heilkunde in Verbindung setzte; er brachte eine Menge chemischer Arzneimittel in Aufnahme, und war überhaupt schon zu dem Grundsatze gelangt, welchen die neuere Heilkunde sich angeeignet, daß die Gesundheit in der richtigen Mischung der Stoffe bestehe, und daß die Krankheit nicht selten in der Ausscheidung oder in dem Uebergewicht eines Stoffes zu suchen sei: die Aufgabe sei nun, den Abgang jenes Stoffes zu ersetzen oder sein Uebergewicht zu verringern. Man erstaunt überhaupt, wie weit Paracelsus bereits im Einzelnen gekommen war. So stellte er schon die wichtige Behauptung auf, daß alles Leben aus Samen, aus Begattung hervorgehe, nicht blos der Mensch, sondern auch die Pflanze. Er bewies bereits die Grundlosigkeit des Satzes in der Heilkunde, daß man das Entgegengesetzte mit Entgegengesetztem heilen müsse: in soferne der Vorgänger der Homöopathie, wie er denn die Arzneimittel vereinfachte und ein besonderes Gewicht auf die Heilkraft des Körpers selber legte. Die sogenannte Parasitentheorie, wornach die Krankheit als Individuum zu betrachten ist, die ebenfalls aus einem Keime entspringe und sich im menschlichen Körper nur eingenistet habe, eine Lehrmeinung, welche heut zu Tage eine ganze Schule von Aerzten beschäftigt, ist bereits von ihm klar ausgebildet worden.

Seine bedeutendsten Leistungen hat er also offenbar in der Heilkunde vollbracht. Aber Paracelsus wollte das ganze Reich der Natur umfassen und den inneren Zusammenhang desselben sich erklären. Auch kommt er in der That fast in jeder seiner Schriften, auch wenn sie den besondersten Gegenstand betreffen, auf das Allgemeine zurück: das Kleinste setzte er mit dem großen Ganzen in Beziehung. Es braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden, daß es ihm bei der Größe der Aufgabe, bei dem Mangel an Vorarbeiten, nicht möglich war, überall das Rechte zu treffen, daß er in manchen Vorurtheilen seines Zeitalters stecken blieb, oder daß er bei den Versuchen, manche Naturerscheinungen sich zu erklären, der Einbildungskraft einen zu großen Spielraum

gewährte, die ihn denn auf Abwege führte. So leitete er Regen, Schnee, Hagel, Wind, Donner und Blitz von den Gestirnen ab: von den Schneesternen komme der Schnee, von den Windsternen der Wind und dergleichen: bei der Erklärung von Donner und Blitz, obschon er sie ebenfalls von den Sternen ableitete, schwebte ihm doch eine Ahnung von der eigentlichen Ursache vor. Mitunter lehnte er sich an den deutschen Volksglauben an, was um so begreiflicher ist, als er die Neigung hatte, alle Kräfte der Natur zu personificiren, sei es auch nur, um den Gedanken um so mehr zu veranschaulichen. So meinte er, jeder Körper in der Natur habe seinen Geist, seinen Spiritus, damit das Leben desselben bezeichnend. Aber er nahm auch mit der altdeutschen Götterlehre Nymphen, Gnomen, Lemuren (Luftgeister) an, denen er alle die Eigenschaften zuschreibt, wie der Volksglaube: der Mensch stehe aber über ihnen, als freies, göttliches Wesen. Auch darin ging er mit dem Volksglauben, daß er an die Kräfte der Sympathie glaubte: dies aber, wie wir gleich sehen werden, doch nur mit einer gewissen Beschränkung.

Trotz alledem aber hat er auch auf diesem Gebiete seine unläugbaren Verdienste. Und diese treten besonders in zwei Punkten hervor, wodurch er auf die allgemeine geistige Entwicklung der Nation einzuwirken vermochte, nämlich einmal in der Bekämpfung des Aberglaubens, und zweitens in seiner Lehre vom Menschen und dessen Verhältniß zur Welt.

Was das Erste betrifft, so bekämpfte er ebensowohl den Wahn der Sterndeuterei, daß die Gestirne das Schicksal des Menschen bestimmten, als die Alchemie, welche da vermeinte, aus unedeln Erzen Gold hervorbringen zu können, und dergleichen, auf das Entschiedenste. Allerdings mochte es einiger Zeit bedurft haben, bis sich Paracelsus von diesen Vorurtheilen seiner Zeit, — wurde er ja selbst in diesen alchemischen und astrologischen Wissenschaften unterrichtet — losgerissen hatte. Auch fand er sich bei seinem herumschweifenden Leben, wo er oft bitteren Mangel leiden mußte, nicht selten in der Lage, von der Thorheit seiner Zeitgenossen Gebrauch machen zu müssen, mit Sterndeuterei und ähnlichen Künsten sich sein Brod zu verdienen, und so mochte er zum Theil wohl selber mit daran Schuld sein, wenn man ihn als Vertreter einer Richtung betrachtete, von welcher er nicht nur nichts hielt, sondern die er sogar in seinen Schriften

entschieden bekämpft *). Unter der Alchemie, wie er dies Wort in seinen Schriften gebrauchte, verstand er nichts weiter, als Scheidekunst, und ein hauptsächlicher Zweck derselben sei, Arzneien zu bereiten. Einen Einfluß der Gestirne auf die Erde nahm er allerdings an, aber nicht in der Weise der Sterndeuter, sondern wie oben bemerkt, er betrachtete sie als die natürlichen Ursachen gewöhnlicher wiederkehrender Naturerscheinungen. Und so war er auch ein entschiedener Widersacher jenes Aberglaubens, welcher dem Menschen im Bund mit dem Teufel und bösen Geistern die Macht zuschrieb, gewisse

*) In der Ausgabe seiner Werke von Johann Huserus. Basel 1589, welche zehn Bände umfaßt, finden sich allerdings manche Schriften, welche im Widerspruche mit dieser Behauptung zu stehen scheinen. Aber diese ihm zugeschriebenen Schriften sind nicht alle von ihm, sondern von andern; manche mögen einer früheren Zeit angehören, wo er sich noch nicht durchgebildet hatte, und andere, welche allerdings Gedanken von ihm enthalten, sind verfälscht, wie er denn selber erzählt, daß seine Schüler ihm Manches angedichtet und von dem Ihrigen zugesetzt hätten. Zu den Büchern, welche nicht von Paracelsus herrühren, obschon offenbar mit Gedanken von ihm durchflochten, rechne ich die neun Bücher de rerum natura im sechsten Bande seiner Werke. Es ist dies eine Schrift, auf welche sich seine Gegner besonders berufen haben, und in welcher es allerdings an barocken und unsinnigen Gedanken nicht fehlt. Es findet sich dort das „Recept, ein Menschlein zu machen", die Geschichte von dem Goldbaume und Anderes. Man darf übrigens nur die Vorrede zu dieser Schrift lesen (angeblich vom Jahre 1537), um zu erkennen, daß sie unmöglich von Paracelsus sein kann. Hier bittet er seinen guten Freund, dem er die Schrift widmet, sie äußerst geheim zu halten, als einen großen Schatz, sie Niemanden mitzutheilen, damit nicht etwa die Sophisten, nämlich Paracelsus wissenschaftliche Gegner, darüber herfallen könnten. Das ist nicht die Sprache des Paracelsus. Er hat es im Gegentheil als seine Lebensaufgabe betrachtet, seine Gegner überall anzugreifen, wo nur immer möglich. Sich vor ihnen zu verkriechen, war nicht seine Sache. Wie ganz anders ist seine „Vertheidigungsschrift" vom Jahre 1538 (im zweiten Band, S. 143 folg.), welche unzweifelhaft ächt ist. Hier beklagt er sich, daß seine Gegner den Druck seiner Schriften absichtlich verhindert hätten, weil sie sich vor ihm fürchteten. Auch war es ihm in der That nur durch die Landstände des Herzogthums Kärnthen, denen auch die Schrift gewidmet ist, gelungen, diese nebst einigen anderen herauszugeben. Uebrigens bemerkt der Herausgeber Huserus selbst, daß von den neun Büchern de rerum natura nicht die Handschrift des Paracelsus selber aufgefunden werden konnte. Dem Drucke lag eine andere Handschrift zu Grunde. Doch ist die Bemerkung Husers, daß er eine Schrift nach der eigenen Handschrift des Paracelsus abgedruckt, noch kein Beweis für die Aechtheit. Denn gerade manche solcher angeblich nach Paracelsus Handschrift abgedruckten Werke widersprechen sich so sehr, daß sie unmöglich von Einem Verfasser sein können.

übernatürliche Dinge zu vollbringen. Alles, was geschehe, geschehe durch Gott, und nicht durch den Teufel. Der Teufel habe nicht einmal die Macht, einen Topf zu zerbrechen oder wieder ganz zu machen, wenn Gott es nicht wolle. Nichts lächerlicher daher, als die Vorstellungen von seiner großen Macht. In der That leitet er alle Hexerei, Zauberei u. s. w. aus der Einbildungskraft her, und die Geister succubus und incubus, welche in den Hexengeschichten eine so große Rolle spielen, läßt er ganz einfach „aus der starken Imagination derer kommen, die in Sinnen und Gedanken buhlen". In diesem Ankämpfen gegen den Hexenglauben hatte er einen Gesinnungsgenossen an Cornelius Agrippa von Nettesheim, welcher überhaupt viel Aehnlichkeit mit Paracelsus besaß und in seinem Buche über die Eitelkeit des menschlichen Wissens geistvoll schon den wissenschaftlichen Zweifel bei uns angebahnt hatte. Trat Paracelsus gegen den Teufel in die Schranken, so bekämpfte er nicht minder die Heiligen, insoferne der fromme Aberglaube ihnen oder ihren Gebeinen die Kraft zuschrieb, Krankheiten zu heilen und dergleichen. Das sei Alles Betrug der Priester: der Körper der Heiligen sei eben nicht anders, wie der anderer Menschen und könne nichts wirken, was wider seine Natur wäre. Und in gleiche Rangstufe mit diesem Aberglauben setzte er die Ceremonien, auf welche er bei Gelegenheit der unsichtbaren Krankheiten zu sprechen kommt: er drückt sich über sie in ächt reformatorischem Sinne aus *).

Ueberhaupt ist nicht zu verkennen, daß die reformatorische Bewegung auf dem kirchlichen Gebiete einen großen Einfluß auf ihn ausübte; besonders Luthers Persönlichkeit achtete er sehr hoch. „Wer dem Luther feind ist, sagt er in der Vorrede zu seinem Paragranum, dieselb Rott' ist mir auch verhaßt." Und so vertiefte er sich denn nach der Weise der Zeit in das Studium der Bibel, wovon alle seine Schriften genugsam Zeugniß ablegen, und selbst die lutherische Grundlehre von der Erlösung durch Christus hat ihn mächtig ergriffen. Man sieht aber auch zugleich, daß Paracelsus viel zu selbständig war, um Luthern in allen seinen Verirrungen unbedingt zu folgen. Gleich in der Hauptlehre von der Unfreiheit des mensch-

*) Seine Schrift de origine morborum invisibilium im ersten Bande der Werke ist über die oben im Texte berührte Seite seiner Thätigkeit am merkwürdigsten.

lichen Willens weicht er entschieden von ihm ab. Hier kommt er vielmehr ganz auf die Ansicht Sebastian Francks hinaus.

Der Mensch besteht nach Paracelsus aus zwei verschiedenen Naturen. Die eine ist leiblich, tödlich, vergänglich, die andere ist unvergänglich, ewig, göttlich. Beide Naturen sind aus Gott, nur mit dem Unterschied, daß die ewige unmittelbar aus Gott geboren, nicht erschaffen wird, während die vergängliche das Ergebniß eines natürlichen Vorganges ist, der sich nach bestimmten Gesetzen vollzieht. Der leibliche Mensch rührt zwar aus dem limbus, dem Urstoff, aus welchem Gott alle Dinge geschaffen hat. Gott ist also bei Paracelsus wesentlich Schöpfer, und er stellt sich ihn wohl einmal so vor, daß er sich selber erschaffen hat und die Welt. Allein mit dieser Vorstellung steht eine andere im Widerspruch, wornach die Naturkräfte, welche die Welt erhalten, welche immerfort schaffen, vernichten, um daraus wieder Neues zu gebären, nicht geschaffen sind, sondern ungeschaffen, ebenso ewig, wie Gott selbst. Wir finden also im Grunde bei Paracelsus die zwei Erscheinungsweisen Gottes wieder, wie bei Franck, bei welchem Gott auf der einen Seite wirkende Kraft, auf der andern die Idee des Guten und Wahren ist. Bei Paracelsus ist Gott in letzter Eigenschaft der Gebärer der menschlichen Seele und der Richter über Gut und Bös, also die Stimme des Gewissens.

Was nun aber zunächst die leibliche Seite des Menschen betrifft, so hebt Paracelsus mit Entschiedenheit die Abhängigkeit des Menschen von der Natur hervor. Er kann nur bestehen durch die Nahrung, und diese erhält er von der Natur. Bei der Auseinandersetzung des Verhältnisses des Menschen zu seiner Nahrung streift er ganz nahe an die materialistische Auffassung der Neuern hin. Er drückt das Verhältniß in seiner kräftigen Weise dadurch aus, daß er sagt: der Mensch ißt sich selbst. Das heißt: das, was er ist, ist er eben nur durch die Nahrung, welche er verzehrt. Er ißt sein eigenes Blut, seine eigenen Glieder, seine Arme, Beine, Nägel u. s. w. Ja, er sagt sogar, daß in den Kräutern z. B., welche der Mensch verzehrt, in gewissem Sinne die Formen des Menschen selbst enthalten seien. An diese Ansicht von dem unmittelbaren Zusammenhange des Menschen mit dem Stoffe, wornach er eben nur als das Ergebniß eines Vorganges der Naturkräfte erscheint, schließt sich

auch die an, daß er in dem Menschen nur eine höhere Stufe des Thieres erblickt. In jedem Menschen, sagt er, steckt ein Thier. Und mit dem thierischen Wesen im Menschen bezeichnet er nicht etwa blos die allerniedrigsten Seelenkräfte, sondern selbst solche, zu welchen eine höhere Entwicklung des Verstandes erforderlich ist. Wie unter den Thieren selbst ein bedeutender Unterschied stattfinde, so daß das eine entwickelter sei, als das andere, in demselben Verhältnisse stehe der Mensch zum Thier. Ein guter Baumeister steht in demselben Verhältniß zum Storch, in welchem dieser zu der Taube steht; ein guter Sänger in demselben Verhältniß zur Nachtigall, wie diese zum Raben; ein guter Redner in demselben Verhältniß zum Specht, wie dieser zum Kranich. Ja, er spricht es offen aus, daß das Thier Vernunft habe (womit er den Verstand meint), und unsere Vernunft sei eben nichts weiter, als die Vernunft des Thieres, zur höheren Entwicklung gebracht. Und auch in so ferne steht der Mensch höher, als das Thier, als er verschiedene Fertigkeiten verschiedener Thiere in sich vereinigt.

Indessen bleibt Paracelsus bei dieser Seite des Menschen nicht stehen, sondern er schreibt ihm, wie oben angedeutet, noch eine höhere Natur zu, die göttliche. Diese göttliche Natur macht ihn erst zum Menschen: durch sie wird er das edelste Wesen der Schöpfung. Und diese Natur besteht in der Fähigkeit, das Göttliche zu erkennen, Bös und Gut zu unterscheiden, und sich frei zu bestimmen für das Eine oder für das Andere. In dem freien Willen des Menschen sieht er also sein eigentliches Wesen, wie Sebastian Franck.

Diese hohe Stufe des Menschen drückt er nun dadurch aus, daß er ihn die kleine Welt (den Mikrokosmos) nennt, im Gegensatz zur großen (dem Makrokosmos). Er versteht diesen Ausdruck nicht bildlich, sondern wirklich. Er sagt, alle Bestandtheile der Natur sind im Menschen vorhanden: nicht nur die Erde, Steine und Pflanzen, sondern auch der Himmel, wie die Luft und das Firmament. In dem Firmament erkennt er nämlich das Thierische. Der Mensch aber befindet sich trotz alledem in beständigem Kampfe mit der Welt. Denn jedes Ding ist an sich zwar vollkommen, aber feindlich gegen das außer sich Seiende: denn es hat eben nur einen Zweck, den der Selbsterhaltung; zu diesem Zwecke bekämpft oder verschlingt es die anderen Gegenstände. Dieser Gedanke, daß Alles in der Natur auf dem

Selbsterhaltungstriebe beruht, war ein tiefer Blick in die Naturwissenschaft, und im entschiedensten Widerspruche mit der bekannten Zweckmäßigkeitslehre der Theologen. — Auch Paracelsus wollte, wie Franck, zugleich auf das Volk wirken. Es bezeichnet ihn, daß er, was bis dahin unerhört war, seine Vorlesungen in Basel deutsch hielt, während sie bisher alle in lateinischer Sprache gehalten wurden. Ebenso sind alle seine Werke in deutscher Sprache geschrieben.

Was Paracelsus für die Heilkunde und für die Naturwissenschaft überhaupt war, indem er die rechte Bahn zu ihrer Erforschung eröffnete, war Nikolaus Kopernikus (starb 1543) für die Sternkunde, und Andreas Vesalius (geboren zu Brüssel 1512, gestorben 1564) für die Zergliederung des menschlichen Körpers. Der erstere hatte sein Werk über die Umwälzungen des Himmels, welches die wissenschaftliche Begründung seiner Lehre von der Bewegung der Erde enthielt, bereits im Jahre 1530 vollendet, 1539 wurden seine Ansichten durch seinen Schüler Rheticus bekannt, und 1543 ward es gedruckt. Um sicher zu gehen, widmete Kopernikus sein Buch dem Papste. Vesalius, auch insoferne ein Geistesverwandter des Paracelsus, als er die Lehre Galens auf das Lebhafteste bekämpfte, gab bereits im Jahre 1539 Tafeln über den menschlichen Körper heraus, und 1543 folgte sein Hauptwerk über die Einrichtung des menschlichen Körpers, wodurch er diese Wissenschaft vollkommen neu gestaltete.

Fügen wir diesen Vertretern des ächt reformatorischen Geistes im Leben und in der Wissenschaft noch einen Mann hinzu, der zwar an Geist und Leistungen auf seinem Gebiete, der Dichtkunst, ihnen nachstand, aber in Bezug auf Streben, guten Willen und erfolgreiche Wirksamkeit ihnen wohl an die Seite gesetzt werden darf. Wir meinen Hans Sachs, den Schuhmachermeister von Nürnberg, geboren 1494, gestorben 1576. In religiöser Hinsicht stand er zwar keineswegs auf der Höhe von Franck: im Gegentheil, er war ein gläubiger Christ, ein guter Lutheraner, und verherrlichte sogar in seinen Dichtungen mitunter jene Glaubenslehren, wider welche eben die freiere Richtung der Zeit sich erhob. Und auch als Dichter kann man ihn durchaus nicht zu den Sternen erster Größe zählen. Er schrieb zu viel, als daß er auf die Form und Durcharbeitung der Gedanken die nöthige Muße hätte wenden, oder daß

alle seine Arbeiten der Erguß einer ächt dichterischen Stimmung hätten sein können. Demohngeachtet hat er eine nicht geringe Bedeutung. Denn einmal faßte er vom Lutherthum doch nur die befreiende reformatorische Richtung auf, welche aus dem größten Theil seiner Werke hervorleuchtet, und man kann wohl sagen, was er etwa einseitig Theologisches gedichtet, ist mehr äußeres Machwerk, als innerlich erfahren. Läßt er sich auch nicht in tiefere Ergründung der religiösen Fragen ein, so faßt er doch mit Schärfe die abgeschmackten und zugleich verderblichen Folgerungen mancher der lutherischen Lehren ins Auge, insbesondere diejenigen, welche aus der Lehre vom Glauben entsprangen. Schon im Jahre 1524 tadelte er in einem Schriftchen die Sittenlosigkeit der Lutheraner, welche meinten, mit ihrem Glauben sei Alles gethan, während sie die Liebe des Nächsten vernachlässigten, worin doch die eigentliche Lehre des Evangeliums bestehe, und später äußerte er sich immer entrüstet über die Streitigkeiten, welche innerhalb der reformatorischen Parteien über den Glauben entsprangen. Seine ganze Richtung war eine werkthätige: er wollte das Volk zur Tugend heranbilden, ein Streben, welches mit der schroffen Glaubenslehre Luthers, die keine Tugend kennt, nicht in Uebereinstimmung gebracht werden kann. Und hier hängt Hans Sachs mit der humanistischen Richtung zusammen, welche, wie wir dargethan, vor dem Beginn der religiösen Bewegung das Wesen des Christenthums in die Sittenlehre setzte. Eines der Hauptverdienste unseres Dichters besteht darin, daß er die an der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts angebahnte Vermittlung zwischen der humanistischen und volksthümlichen Richtung mit vollster Bestimmtheit fortzuführen trachtete, und zwar in Bezug auf den Inhalt sowohl, wie auf die Form. Was ersteren betrifft, so bearbeitete Hans Sachs alles, was ihm von alten Griechen und Römern durch Uebersetzungen bekannt wurde, Geschichtsbücher, Dichtungen, philosophische Schriften auf seine Weise und brachte dadurch einen großen Vorrath von Kenntnissen, Lebensregeln, Erfahrungen unter das Volk. Den Alten schlossen sich die neueren Humanisten und Dichter, deutsche wie ausländische an: namentlich Boccacio wurde ziemlich von ihm ausgebeutet. Aber nicht minder bearbeitete er die Stoffe unserer älteren vaterländischen Dichter, so daß er gleichsam alle Blüthen

der dichterischen Strebungen älterer und neuerer Zeit noch einmal durchkostete und in neuem Gewande seinen Zeitgenossen vor die Augen brachte. Was nun aber die Form angeht, so ist gar nicht zu verkennen, daß Sachs ein redliches Streben zeigte, die Volksdichtung aus der Rohheit, welcher sie sich Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts überlassen, herauszureißen und ihr eine edlere Richtung zu geben. Endlich hat er in einigen Zweigen der Dichtkunst offenbare Fortschritte gemacht, wie im Schauspiel, welches unter seinen Händen etwas ganz Anderes wurde, als vorher. Zu dieser Gattung hatte er die unläugbarsten Anlagen, wie auch zum Schwank, wo er mitunter das Vollkommenste leistete. Und vergessen wir endlich nicht, daß unser ehrlicher Schuster, wie es ihm darum zu thun war, in veredelndem Sinne auf die Sittlichkeit seines Volkes einzuwirken, zugleich auch in staatlicher Beziehung eine freie bürgerliche Seele beurkundete: er war ein Feind jeder Tyrannei, jedes Versuches, das Volk um seine Freiheit zu berauben, und die schlechte Wirthschaft der Großen, die Bedrückungen der Armen durch Beamte und Adel u. s. w., sind nicht selten der Gegenstand seiner ernstlichsten Rügen. Hans Sachs hat zwar erst 1560 eine Ausgabe seiner Werke veranstaltet, allein schon vorher kamen die einzelnen Stücke in die Oeffentlichkeit: er war weit und breit berühmt und gelesen.

---

19. Die Ereignisse vom Reichstage zu Speier (1529) bis zur wittenberger Konkordie.

Man sieht demnach: der befreiende reformatorische Geist des Jahrhunderts war immer noch thätig und trieb Blüthen und Früchte.

Und man darf die Wirksamkeit dieser freieren Richtungen nicht zu geringe anschlagen. In dem ersten Jahrzehend nach dem Bauernkrieg beherrschten sie weit mehr, als man dies von dem Lutherthum behaupten kann, die öffentliche Meinung. Wie sehr die zwinglischen Lehren um sich gegriffen — auch Albrecht Dürer, welcher über-

haupt die reformatorische Bewegung mit ganzer Seele in sich aufgenommen, bekannte sich zu ihnen, wie so viele Nürnberger, obwohl der Rath streng lutherisch war — haben wir schon bemerkt, ebenso, welch großen Anklang die wiedertäuferischen Meinungen bei den Massen fanden. Die Wiedertäufer wurden zwar von den fürstlichen Regierungen schwer verfolgt: nicht selten wurden sie zu Hunderten hingerichtet: und lutherische und katholische Fürsten handelten hierin ganz gleich. Aber trotz alle dem mehrten sich von Tag zu Tag ihre Anhänger. Ihre Hauptniederlagen waren die großen Reichsstädte, wie Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg, Konstanz. Hier wurden sie geduldet: und eben hier zählten sie die meisten Bekenner, und ihre Meinungen drangen nicht selten bis in die Stadträthe selber ein. Und vielleicht noch größeren Einfluß, wenigstens auf die gebildeteren und einflußreicheren Personen der Städte übten Männer, wie Denck, Schwenkfeld, Franck, Paracelsus. Francks Bücher wurden außerordentlich stark gelesen: von seiner Chronik mußten noch bei seinen Lebzeiten mehrere Auflagen veranstaltet werden: sie wurde, wie er es wünschte, ein Volksbuch. In Ulm schützten ihn die angesehensten Männer der Stadt, wie der Bürgermeister Besserer. Und eben so weit verbreitet war die schwenkfeldische Richtung. Ueberhaupt hat es in jener Zeit eine nicht geringe Anzahl von Männern gegeben, welche in der Weise, wie Franck, frei über allen Parteien standen, Männer, welche die ursprünglichen Grundsätze der Reformation in ihrer Tiefe erfaßten und vor keinen Folgerungen zurückbebten, denen es aber nicht einfiel, eine besondere Sekte stiften zu wollen: sie fanden sich vielmehr auf gleiche Weise unter Lutheranern, Zwinglianern und Katholiken, so daß also diese Kirchen selbst das ketzerische Gift in ihrem Schooße trugen. Und selbst Männer, welche als Vertreter der einen oder anderen Kirche galten, namentlich aber Zwinglianer, wurden nicht selten von freigeistigen Meinungen angesteckt.

Es war also noch keineswegs entschieden, ob wirklich die ächte freie reformatorische Richtung oder ob die neue Rechtgläubigkeit, welche von ihr abgefallen war, den Sieg davon tragen werde. Das war einer der Gegenstände des Kampfes, welcher in dem ersten Jahrzehend nach dem Bauernkriege von der Nation durchgefochten wurde.

Aber er war nicht der einzige. Zugleich setzte sich der Kampf zwischen den reformatorischen Parteien überhaupt und zwischen der katholischen Kirche fort. Und in diesen Kampf hinein spielt wieder ein anderer, der zwischen dem Fürstenthum und dem Kaiser oder dem Hause Habsburg.

Was den Katholicismus anbetrifft, welcher bis zum Jahre 1525 geistig fast ganz überwunden zu sein schien, so war dieser Feind jetzt keineswegs mehr gering zu achten. Er erhob sich mit neuer Kraft seit dem Ausgange des Bauernkrieges. Und nicht wenig trug zu seiner allmähligen sittlichen Erstarkung der Zwiespalt bei, welcher unter den reformatorischen Parteien eingerissen war. Ebenso der Glaubenszwang der Lutheraner. Nicht mit Unrecht sagte man: wenn die evangelische Freiheit nur darin besteht, daß man nichts anderes glauben darf, als was Luther lehrt, so wäre es nicht nöthig gewesen, von der gemeinsamen Kirche und vom Papste abzufallen: wir haben ja nunmehr einen noch schlimmeren. Die Anzahl derer, welche von der Neuerung wieder zu der alten Kirche zurückkehrten, mehrte sich von Tag zu Tag. Bei Manchen mochten wohl unreine Beweggründe mit im Spiele gewesen sein. Aber sehr Viele, und zwar doch meist bedeutende Männer, thaten diesen Schritt aus Ueberzeugung. Es ist sehr beachtenswerth, daß die meisten dieser Männer, so lange sie auf der Seite der Neuerung standen, sich zu freieren weitergehenden Meinungen bekannten, entweder sich den Zwinglianern oder Wiedertäufern näherten, oder sich beim Bauernkriege irgendwie betheiligt hatten und darum von Luther verfolgt wurden: so Georg Wizel, Johann Haner, Sylvius Egranus und Andere. Auch die Rechtfertigungslehre Luthers und die daraus entspringende Sittenlosigkeit der neuen Rechtgläubigen war häufig die Ursache der Abtrünnigkeit. Auch darf man nicht vergessen, daß der größte Theil jener Männer nicht gesonnen war, wiederum Alles an der katholischen Kirche gut zu heißen: sie hofften vielmehr immer noch eine Reform, wie denn auch die katholischen Stände diesen Gedanken keineswegs aufgegeben hatten, weßhalb sie fast auf jedem Reichstage von dem Papste die Zusammenberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung verlangten.

Und bei alle dem war die feindselige Gesinnung des Kaisers gegen die neue Lehre nicht gering anzuschlagen: jetzt insbesondere, wo er nach der Beendigung des zweiten französischen Krieges über

alle seine Gegner Herr geworden und sich mit aller Kraft den deutschen Angelegenheiten widmen konnte.

Die Lage des Lutherthums in den nächsten Jahren nach dem Bauernkriege war daher sehr bedenklich: es hatte die öffentliche Meinung nicht mehr auf seiner Seite, so viele Fürsten, selbst den Kaiser gegen sich: und so erklärt sich denn, wie Erasmus zu der Ansicht kommen konnte, es werde bald mit der neuen Kirche aus sein. In der That wurde sie eigentlich nur durch zwei Dinge gehalten: 1) durch Luthers Persönlichkeit; 2) durch die Fürsten.

Luther war mehr noch, als Theolog: er war auch Mensch. Und der Mensch in Luther war viel mehr werth, als seine ganze Theologie. Während diese unter seinen eigenen Händen immer mehr erstarrte, indem er in Folge der Streitigkeiten mit seinen Gegnern wie im Uebermuthe alle die Bestandtheile aus ihr entfernte, die ihr eine tiefere Bedeutung zu geben und eine innere Entwicklungsfähigkeit zu sichern vermochten, so ersetzte er durch seine ungeheuere Kraft, seinen Muth, seine Ausdauer, seine unglaubliche Thätigkeit und wohl auch durch seine Klugheit den Schaden, den seine theologische Einseitigkeit angerichtet haben mochte. Und bei diesen glänzenden Eigenschaften besaß er zugleich ein tiefes Gemüth, wodurch die Härte seines Lehrbegriffes gewissermaßen wieder gemildert wurde. Er liebte die Freuden der Geselligkeit, des häuslichen Lebens, und ergab sich ihnen mit der ganzen Liebenswürdigkeit eines kindlich-frommen Sinnes. Und so war er auch ein großer Freund der Musik, eine Liebhaberei, welche seiner Kirche einen großen Vortheil brachte. Denn Luther wurde dadurch der Schöpfer des protestantischen Kirchenliedes, welches der neuen Kirche eine tiefe religiöse Weihe zu geben vermochte, und wodurch für das Lutherthum vielleicht mehr Anhänger geworben wurden, als durch alle späteren Glaubensschriften.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß an Luther alle die neuen seinem Lehrbegriff widersprechenden Meinungen, mit denen er in so heftigem Kampfe liegen mußte, wirkungslos vorüber gegangen wären. Sie übten vielmehr auf ihn einen großen nachhaltigen Einfluß und warfen ihn in ein Meer von Zweifeln. Seine Bekenntnisse in dieser Beziehung sind außerordentlich merkwürdig. Wir ersehen daraus, daß Luther gerade an der Grund-

lage seiner Theologie, an der Rechtfertigungslehre, fast die ganze Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit hindurch gezweifelt hat: ja, er gesteht offen, daß er sie eigentlich nie habe glauben können, und beneidete seine Schüler, denen es so leicht damit werde. Ebenso machte ihm die Abendmahlslehre der Zwinglianer furchtbar zu schaffen, und nicht minder die anderen freieren Ansichten der Zeit. Zweifel an Gott, Dreieinigkeit, Unsterblichkeit, ewigem Leben quälten ihn vielfach, ja er sagte offen, mit der bloßen Vernunft könne man diese Dinge nimmermehr begreifen. Diese Zweifel, meinte er nun, seien die Erzeugnisse des Satans. Mit dem Teufel hat er überhaupt sehr viel zu schaffen: alle Nacht komme er zu ihm, um ihn zu quälen und zu peinigen mit seinen Fragen und Zweifeln, und das Aergste sei, daß er so sehr mit Schriftstellen gerüstet sei, daß Luther gegen ihn nichts auszurichten vermöge. Es war Luthers gesunde Natur, sein klarer Verstand, die werkthätige Richtung, welcher er doch sonst im gewöhnlichen Leben zu folgen pflegte, welche solche Zweifel in ihm erregte, und fast fühlt man sich zu der Annahme geneigt, daß Luther, wenn er die rechten Männer um sich gehabt, welche nicht in der Weise der Gegnerschaft, sondern als rathende und wohlwollende Freunde mit ihm gesprochen, zu einer freieren Ansicht hätte gebracht werden können. Wenigstens sagt er selbst einmal bei Gelegenheit des karlstadtischen Abendmahlstreites, wenn ihm Einer vor fünf Jahren mit rechten Gründen für die freiere Ansicht begegnet wäre, er würde sie mit der größten Freude angenommen haben. Und mit den vielfachen Zweifeln, die ihn fortwährend ängstigten, konnte er fast niemals allein fertig werden: er mußte immerfort Trost bei seinen wittenberger Freunden suchen.

Aber eben diese seine Freunde waren keine Männer von selbständigem Urtheil, sondern blinde Nachbeter Luthers, welche nicht wagten, eine eigene Meinung zu haben. Zu diesen ist auch Philipp Melanchthon zu rechnen. Er war ursprünglich Humanist und gehörte seinem Wesen nach zur Richtung des Erasmus, mit welchem er auch fortwährend in freundschaftlichem Vernehmen stand. Er unterschied sich aber dadurch, und zwar keineswegs zu seinem Vortheile, von Erasmus, daß dieser, wenn er auch äußerlich hin- und herschwankte, in seinem Innern doch niemals die Unabhängig-

keit seiner Denkweise sich hat rauben lassen: er ist sich im Wesentlichen bis zu seinem Tode (1536) gleich geblieben, und selbst, nachdem er mit Luther gebrochen und sein Festhalten an der römischen Kirche offen bekannt, hat er Schriften geschrieben, welche an Freisinn und geistiger Unabhängigkeit den kühnsten aus seiner früheren Zeit nichts nachgeben. Melanchthon hingegen, obwohl sehr gelehrt, mit einer Fülle von Wissen ausgestattet, von tüchtigem Verstande und der gewandtesten Darstellungsgabe — war doch eine unselbständige Natur, welche ihre Anregungen von einem fremden Willen erhielt. Luthers Persönlichkeit übte auf ihn einen so überwältigenden Einfluß, daß er sich ihm ganz zu eigen gab, und seine Kenntnisse, seine Fähigkeiten, seine Feder nur zum Dienste der lutherischen Ideen verwandte. Er mochte sich wohl selber einreden, daß er ganz vollkommen von den Glaubenslehren Luthers überzeugt sei, obschon, wie man nachweisen kann, dies im Grunde genommen doch nicht der Fall war, und gleichsam um den geheimen Widerspruch seines Innersten zu verdecken, gebährdete er sich in der Verfechtung gerade der einseitigsten und unvernünftigsten der lutherischen Ansichten mit einem Eifer und mit einer Härte, die eigentlich gar nicht in seiner Natur lag. Man pflegt ihn gewöhnlich den sanften Melanchthon zu nennen: diese Bezeichnung ist unpassend: er war nur schwach. Wie nun aber gerade schwache Naturen gelegentlich auch um die Schwäche zu bemänteln eigensinnig, hart, ja grausam sein können, so auch Melanchthon. Luther hat niemals darein gewilligt, daß man Menschen, wenn sie schon von seinem Glauben abwichen, deßhalb tödte: er war daher immer gegen die Hinrichtung der Wiedertäufer: Melanchthon dagegen empfiehlt sie den Fürsten auf das Eifrigste an, wie er überhaupt mit der Todesstrafe und sonstigen Verfolgungen gegen Andersdenkende gleich bei der Hand ist. Durch solche Härte konnte er seine lutherische Rechtgläubigkeit recht auffallend an den Tag legen. Eine solche Natur war begreiflich nicht geeignet, Luthern über das Unhaltbare mancher seiner theologischen Meinungen aufzuklären: er fürchtete sich zu sehr vor dem Meister, als daß er es gewagt hätte, an seinem Lehrgebäude zu rütteln. Und die anderen Wittenberger waren geradeso. Wenn sich daher Luther in seiner Herzensangst an sie wandte, so hörte er nichts, als das Echo seiner eigenen Gedanken: und so wurde er

denn durch seine Umgebung immer wieder in seinen Ansichten bestärkt. Gleichsam um die Stimme seines Gewissens oder des Teufels, wie er es nannte, zu übertäuben, schrieb er dann gewöhnlich um so heftiger und zuversichtlicher gegen seine Widersacher, so daß Uneingeweihte seinen Schriften nicht im Geringsten anmerken, von welchen Zweifeln Luther umhergetrieben wurde. Diese Zuversicht, die sich in seinen Schriften ausspricht, diese, wie es schien, ganz zweifellose Ueberzeugung von der Wahrheit seines Glaubens war eben doch für Viele ein mächtiger Zauber.

Die zweite Stütze des Lutherthums, sagten wir, waren die Fürsten. In der That: ohne die Fürsten hätte sich die neue Kirche, trotz aller persönlichen Gaben Luthers, wohl keinenfalls erhalten können. Aber auch mit ihnen hatte Luther zu schaffen, nicht weniger wie mit seinem eigenen Lehrgebäude. Zu spät sah er ein, wie unklug es gehandelt war, den Fürsten die Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten zu überlassen. Hof und Adel dachten vor Allem daran, sich mit den Kirchengütern zu bereichern, aber für Schulen, Prediger, Kirchen und dergleichen geschah wenig oder nichts. Dazu kam, daß die Fürsten sofort ihre staatlichen Plane in die Sache des Evangeliums mischten. Keiner aber war den Wittenbergern unbequemer, als derjenige, dem das Lutherthum am Meisten verdanke, der Landgraf Philipp von Hessen.

Das war in jeder Beziehung ein ausgezeichneter Fürst. Von der Natur mit großen Geistesgaben ausgerüstet, rasch, kühn, feurig, war er schon in sehr jungen Jahren zum Besitze seines Fürstenthums gelangt, zeigte aber gleich durch glückliche Unternehmungen gegen gefährliche Feinde, welche sein Fürstenthum bedrohten, was für ein Geist in ihm walte. Er besiegte Sickingen und die Bauern. Wie es wohl zu geschehen pflegt, daß jugendliche Fürsten, die sich ihrer Kraft bewußt sind, sich gerne über verfassungsmäßige Beschränkungen ihres Willens hinwegsetzen, so machte auch Philipp anfangs den Versuch, die Rechte seiner Landstände zu umgehen. Er stieß jedoch auf entschiedenen Widerstand, besann sich, gab nach, und seitdem hat er es nie mehr versucht, die ständische Wirksamkeit und die Rechte des Volkes beschränken zu wollen: im Gegentheil, man kann Philipp von Hessen als das Muster eines verfassungsgetreuen Fürsten aufstellen, welcher sich als Landesherr nur in so

ferne in seinem Rechte weiß, als er mit seiner ganzen Wirksamkeit auf dem Grunde des Volkswillens ruht. Und von demselben Gesichtspunkte ging er bei der Einführung der Reformation in seinem Lande aus. Er war weit entfernt, diese Angelegenheit für sich allein abmachen zu wollen. Er rief vielmehr im Jahre 1526 eine Versammlung von Geistlichen und Laien zusammen, und ließ von dieser unter dem Vorsitze Lamberts von Avignon, eines Freundes von Zwingli, eine Kirchenordnung entwerfen. Diese Kirchenordnung ist dadurch merkwürdig, daß sie vollkommen auf demokratischer Grundlage beruht, sich ganz an die Ideen anschließt, wie sie im Anfange der religiösen Bewegung ausgesprochen worden waren: die Gemeinde ist nämlich die Grundlage des kirchlichen Gemeinwesens, sie ernennt den Pfarrer und andere Kirchenbeamten: in Bezug auf allgemeine kirchliche Einrichtungen wird nur von einer allgemeinen Versammlung, wozu die Gemeinden ihre Abgeordneten schicken, entschieden. Es ist bezeichnend, daß Philipp mit dieser Kirchenordnung vollkommen einverstanden war, während sie Luther höchlich mißbilligte, und den Landgrafen schon das Jahr darauf von ihrer Einführung abmahnte. Sie hat sich allerdings nicht ganz erhalten und wurde später durch andere Einrichtungen umgewandelt: am Willen des Landgrafen lag es aber nicht. Ebenso fiel es ihm nicht ein, über das Kirchengut zu walten, wie es ihm beliebte. Hierüber trafen die Landstände die nöthigen Bestimmungen: und vielleicht in keinem Lande wurden die Kirchengüter so sehr für gemeinnützige Zwecke verwendet, wie in Hessen. Philipp gründete daraus unter anderen Stiftungen auch die Hochschule in Marburg (1527). Und so nahm Philipp überhaupt die großen freien Grundsätze der reformatorischen Bewegung in sich auf: er faßte sie viel reiner, edler, folgerichtiger, als alle wittenberger Theologen zusammengenommen. An dem Grundsatze der Gewissensfreiheit hat er sein ganzes Leben lang festgehalten, er hat nie Jemanden wegen des Glaubens verfolgt, bestraft, am Wenigsten tödten lassen: die Wiedertäufer, welche fast von allen Fürsten hingerichtet wurden, fanden in seinem Lande eine Zuflucht. Mit den Zwinglianern stand er in genauem Verkehr, und sein ganzes Wesen neigte sich überhaupt vielmehr der zwinglischen als der lutherischen Richtung zu. Wie Schade, daß dieser Fürst in jener Zeit nicht an der Spitze des

deutschen Reiches stand! So, als Landgraf von Hessen, verfolgte er eben eine Richtung, wie sie seinen Vortheilen als deutscher Fürst am Besten entsprach. Philipp ist vorzugsweise der Vertreter des deutschen Fürstenthums, sofern dasselbe nach möglichster Unabhängigkeit, nach Erweiterung seiner Rechte dem Kaiser gegenüber strebt. Auch die Reformation faßte er zum Theil in diesem Sinne auf. Nachdem er die neue Lehre angenommen, ist er sofort unermüdlich thätig, um ein Bündniß von den Bekennern derselben zusammenzubringen: er fürchtet, das Haus Habsburg möchte die Religion zum Vorwande nehmen, um die evangelischen Fürsten zu überziehen und seiner Ländergier fröhnen zu können: er fürchtet das Nämliche von den katholischen Fürsten. Er ist daher fortwährend auf der Hut und glaubt dieser Gefahr nur durch Bündnisse entgegentreten zu können: diese Bündnisse selber aber sollen ihm wieder eine neue Quelle der Macht und des Einflusses eröffnen. Bereits 1526 brachte er das Bündniß von Torgau zu Stande. Philipp ließ sich nun freilich von seinem Feuer leicht zu unbedachten Schritten verleiten: im Jahre 1527 ließ er sich von einem Betrüger, Dr. Pack, einem ehemaligen Kanzler des Herzogs Georg von Sachsen, eines der entschiedensten Gegner der neuen Lehre weiß machen, daß zwischen dem Herzog Georg, Oesterreich und noch mehreren andern katholischen Fürsten ein Bündniß gegen die evangelischen im Werke sei. Da fiel Philipp ohne Weiteres im Jahre 1528 über die benachbarten Bischöfe von Würzburg und Bamberg her, welche den Frieden nur durch große Summen erkauften. Später stellte sich freilich heraus, daß das angebliche katholische Bündniß nur eine Erfindung Pack's war.

Dieser so thätige, eifrige, lebhafte Fürst mißfiel nun den Wittenbergern sehr. Erstens waren ihnen seine staatlichen Bestrebungen, seine Versuche, das Evangelium mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen und weiter zu verbreiten, äußerst zuwider, weil sie sich nicht von dem Gedanken losmachen konnten, daß dies Sünde sei: namentlich jede Art von Widersetzung gegen den Kaiser hielten sie für Aufruhr: und zweitens ärgerte sie an ihm seine Hinneigung zu den Zwinglianern. Diese haßte Luther noch viel mehr, wie die Katholiken, welchen in der That seine Lehre vom Abendmahle z. B. viel näher stand, wie den Zwinglianern.

Da der Abendmahlsstreit fortan eine so große Rolle spielt, wird es nicht unzweckmäßig sein, die unterscheidenden Lehren etwas ausführlicher, als wir bisher gethan, darzustellen. Zwingli läugnete beim Genusse des Abendmahls die Verwandlung von Brod und Wein in den Leib und in das Blut Christi: das „ist" bei den Einsetzungsworten heiße so viel als „bedeute": Brod und Wein bleiben also einfach Brod und Wein und das Abendmahl habe weiter keine Bedeutung, als daß wir uns dabei an den Erlösungstod Christi erinnern. Luther dagegen behauptete, das „ist" ganz wörtlich nehmend, in dem Augenblicke, daß der Christ Brod und Wein in den Mund nehme, verzehre derselbe den wirklichen Leib Christi. Die katholische Kirche endlich läßt die Verwandlung des Brodes und des Weines in den Leib Christi durch den Priester vollziehen, so daß das Brod bereits in den Leib Christi verwandelt ist, ehe es der Christ in den Mund nimmt. Man sieht also, daß die lutherische und die katholische Auffassung des Sakraments sich sehr nahe stehen, indem sie das Wesentliche mit einander gemein haben, daß sie eine Verwandlung in den Leib Christi annehmen. Die zwinglische Auffassung war Luthern insbesondere auch deßhalb so zuwider, weil Zwingli dem Abendmahle überhaupt keine Bedeutung beilegte: es sei etwas ganz Unwesentliches: der Glaube hänge damit gar nicht zusammen. Luther hingegen betrachtete das Sakrament des Altars als ein ganz wesentliches Stück der christlichen Lehre. Im Sakrament erfülle sich erst unsere Rechtfertigung durch Christus: der bloße Glaube thue es nicht: denn Gott handle mit uns durch äußerliche Dinge und ohne die äußerlichen Dinge wolle er nicht mit uns handeln. Erst indem wir das Abendmahl genießen, wodurch Christus gewissermaßen noch einmal für uns stirbt, erhalten wir von Gott die ganz bestimmte Zusage, daß Christus uns rechtfertigt. Es hängt mit dieser äußerlichen Auffassung des Sakraments zusammen, daß Luther die Meinung aufstellte, auch wenn Unwürdige das Sakrament verzehrten, so verwandle sich in ihnen demohngeachtet das Brod in den christlichen Leib. Diese grob sinnliche Auffassung wurde natürlich von den Zwinglianern derb verspottet: sie sagten, das Christenthum verlange, daß wir Christus geistig in uns aufnehmen sollten: alles Andere sei Judaismus und Götzendienst. Luther dagegen meinte, die Sakramentirer — so nannte

er die Zwinglianer — seien die ärgsten Ketzer, und noch schlimmer, als die Katholiken. Der bisherige Kampf, nämlich der mit dem Papstthum, sei nur ein Kinderspiel gewesen: jetzt erst — seit dem Abendmahlstreite — gehe der Streit mit dem eigentlichen Satan an.

In dieser Lage der Dinge kamen die Wittenberger auf den Gedanken, sich den Katholiken zu nähern, und sich mit der Kirche wieder auszusöhnen. Besonders nach dem Reichstage zu Speier (1529) wurde dieser Gedanke sehr lebhaft von ihnen gepflegt.

Auf dem Reichstage waren, wie wir oben bemerkt, von der Mehrzahl der Stände Beschlüsse gefaßt worden, welche die innere Weiterentwicklung wie die äußere Verbreitung der neuen Lehre unmöglich machten und allem Anschein nach nur die Vorboten von noch schärferen Maßregeln sein sollten. Diejenigen Reichsstände aber, welche sich zur neuen Lehre bekannten, legten gegen den speierer Reichsabschied eine Verwahrung (Protestation) ein, und eine Berufung an den Kaiser wie an eine künftige nationale Kirchenversammlung (19. April 1529). Von diesem Schritte sind die Anhänger der neuen Lehre seitdem Protestanten genannt worden. Die Verwahrung wurde unterschrieben von dem Kurfürsten Johann von Sachsen, Georg, Markgraf von Brandenburg (Baireuth), Ernst, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, Philipp, Landgraf von Hessen, und Wolfgang, Fürst zu Anhalt; ferner von vierzehn Städten, nämlich Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Reutlingen, Ißny, St. Gallen, Weißenburg und Windsheim. Aber unter den Städten befanden sich mehrere, welche sich zu der zwinglischen Lehre bekannten, namentlich Straßburg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen; ja ihnen zu Liebe hatte man in der Berufungsschrift gegen denjenigen Punkt des Reichsabschieds, welcher die zwinglische Abendmahlslehre unbedingt verdammte, ebenfalls sich verwahrt, so daß demnach lutherische und zwinglischgesinnte Stände einträchtig mit einander gingen. Dieses Ergebniß war aber durch die unablässigen Bemühungen des Landgrafen von Hessen herbeigeführt worden, welcher nur in der Verbindung aller verschiedenen Parteien der neuen Lehre die Möglichkeit erkannte, den katholischen Gegnern mit Erfolg Widerstand leisten zu können. Er brachte auch Melanchthon auf seine Seite,

der diesmal von dem Landgrafen sich bestimmen ließ, da Luther eben nicht gegenwärtig war.

Allein in dieser Verbindung mit den Zwinglianern erblickte Luther das größte Verderben. Er hatte daher an der speierer Protestation gar keine Freude. Jetzt verhinderte er nicht nur alle Bemühungen des Landgrafen, ein Bündniß der protestirenden Stände zusammenzubringen, sondern er dachte ernstlich an eine Aussöhnung mit der Kirche, und er hatte Augenblicke, wo er glaubte, daß dies gar nicht so schwer fallen würde, da er innerlich eine größere Verwandtschaft mit dem Katholicismus wie mit der zwinglischen oder wiedertäuferischen Richtung in sich verspürte. Es ist merkwürdig, wie er selber seine Richtung kennzeichnet. In einem Bedenken an den Kaiser Karl vom Mai 1529, welches eben zum Behufe einer Aussöhnung geschrieben war, rühmt er von seiner Lehre Folgendes: sie habe die Religion wieder hergestellt; sie habe sich den Bilderstürmern entgegengesetzt; sie habe das Ansehen der Obrigkeit und die Majestät der Fürsten auf eine höhere Stufe erhoben, als sie seit vielen hundert Jahren eingenommen; sie sei den aufrührerischen Münzeranern entgegengetreten mit einer Stärke, wie sonst Niemand; sie habe die Sakramentirer (Zwinglianer) unterdrückt; ebenso die Wiedertäufer, und hiemit die Keime der verwerflichsten Lehren über Dreieinigkeit, Christus u. s. w., die doch überall zerstreut seien.

Dem Landgrafen aber war diese Annäherung der Wittenberger an die Katholiken, von deren Erfolglosigkeit er überzeugt war, sehr unerwünscht: ihm war es vor Allem darum zu thun, die Spaltung im Lager der Protestanten aufzuheben, damit man sodann mit gemeinschaftlichen Kräften dem Feinde begegnen könne. Zu diesem Ende veranstaltete er noch im Jahre 1529 ein Religionsgespräch zu Marburg zwischen Luther und Zwingli und ihren beiderseitigen Freunden. Mit genauer Noth brachte Philipp dieses Gespräch zu Stande: die Zwinglianer waren zwar gleich bereit, dagegen aber zögerten die Wittenberger. Und es ist bezeichnend für die lutherische Richtung, daß Luther anfänglich verlangte, es sollten zu diesem Gespräche auch noch katholische Theologen gezogen werden, damit es nicht den Anschein habe, als verschwöre man sich gegen die Katholiken. Wie zu erwarten, führte das Religionsgespräch zu Marburg (1. Oktober) zu keinem erfreulichen Ergebniß: jede Partei blieb auf

ihrer Meinung und Luther schlug jedes Bündniß, auch jede Freundschaft mit den Zwinglianern ab. Das Einzige, wozu er sich verstand, war, daß man das gegenseitige Schimpfen lassen wollte. Der Landgraf hatte sich indessen mit den Zwinglianern verständigt über ein abzuschließendes Bündniß mit den Schweizern und den oberländischen Städten, und gab sich nun alle Mühe, um die lutherischen Fürsten zu einem solchen Bündnisse zu bewegen. All' diese Versuche scheiterten aber an Luthers Starrsinn: — denn die wittenberger Theologen bestimmten wieder den Willen des Kurfürsten von Sachsen — er verlangte, daß die Städte zuvor die theologischen Artikel unterschreiben sollten, welche er und seine Freunde zu Schwabach aufgesetzt hatten: dazu konnten sich aber jene nicht verstehen und so mußte natürlich auch das Bündniß unterbleiben.

Unter solchen Umständen rückte der Reichstag von Augsburg heran, welchen der Kaiser endlich einmal wieder nach langer Zeit persönlich besuchen wollte, und auf welchem er die Glaubensangelegenheit bestimmt zu entscheiden gedachte.

Karl V. hatte sich seit dem Reichstage von Worms durch seine glücklich geführten und beendigten Kriege einen außerordentlichen Ruhm erworben. Jetzt insbesondere, nach der Beendigung des zweiten Krieges mit Frankreich, galt er ohne allen Zweifel als der mächtigste und gewaltigste Fürst der Christenheit. Es war natürlich, daß diese seine Weltstellung auch auf das Verhältniß zum deutschen Reiche eine Rückwirkung äußerte: obschon der Kaiser gesetzlich sehr beschränkt war, so drang sich doch die Vorstellung auf, daß das Oberhaupt des Reichs, welches als europäischer Fürst eine Fülle von Macht in sich vereinigte, diese wohl auch verwenden könne, um den alten Formen des Kaiserthums ein neues Leben einzuhauchen, ihnen wieder eine Bedeutung zu verschaffen. Und in der That: als Karl V. nach Deutschland zurückkehrte, so hatte er ohne Zweifel den Gedanken, hier in derselben Weise sein Ansehen und seine Macht zu erweitern, wie in Europa überhaupt. Die Religionsfrage gab ihm eine erwünschte Gelegenheit, in recht auffallender Weise sein Schiedsrichteramt zu üben: er hatte zwar auch dem Papste versprechen müssen, den Protestantismus auszurotten: sicherlich aber hätte dieses Versprechen allein ihn nicht bestimmt, in der Weise voranzugehen, wie er es that.

Der bestimmte Wille des Kaisers in Verbindung mit der Thatsache, daß eben doch der größere Theil der Reichsstände gegen die neue Lehre eingenommen sei, weissagte für die Protestanten nichts Gutes.

Und nun kam hinzu, daß diese nicht einmal unter sich einig waren: vielmehr standen sich jetzt das zwinglische und das lutherische Bekenntniß einander schroffer gegenüber, wie je.

Der Landgraf Philipp von Hessen gab sich zwar noch auf dem Reichstage von Augsburg alle erdenkliche Mühe, eine Verbindung zwischen beiden zu Stande zu bringen, und die Zwinglianer waren, wie immer, dazu bereit, wenn man von ihnen nicht verlangte, daß sie ihre Meinungen aufgeben und die der Wittenberger annehmen sollten. Aber Melanchthon hatte diesmal von Luther die gemessenste Weisung, sich in keiner Weise mit den Zwinglianern in ein Bündniß einzulassen, vielmehr sie den Katholiken preis zu geben. Dagegen setzte Melanchthon die Versuche fort, sich mit den Katholiken zu verständigen und ihnen zu beweisen daß die Lutheraner im Grunde genommen von der Lehre der Kirche gar nicht abwichen.

Endlich kam der Kaiser (Juni 1530) in Augsburg an, und nach einigen Vorverhandlungen wurde von den Protestanten verlangt, daß sie ihr Glaubensbekenntniß einreichen sollten. Die Lutheraner überreichten nun ihr Glaubensbekenntniß, welches Melanchthon verfaßt hatte und das unter dem Namen der augsburger Confession bekannt ist. Die oberländischen, zwinglischgesinnten Städte, Straßburg, Lindau, Konstanz, Memmingen, welche von den Lutheranern zurückgewiesen worden waren, überreichten eine besondere Bekenntnißschrift. Zwingli sandte ebenfalls eine.

Die augsburger Confession verläugnet ihren Ursprung und den nächsten Zweck, den sie im Auge hatte, nicht. Es galt nämlich vor Allem, die Uebereinstimmung der lutherischen Lehre mit der katholischen nachzuweisen: es sind daher nicht sowohl die Verschiedenheiten, als vielmehr die Gleichheiten beider Kirchenlehren hervorgehoben, und vor allen Dingen wird die Verdammung freierer entgegengesetzter Meinungen, wie der zwinglischen, wiedertäuferischen und anderer, geflissentlich betont. Auch nach der Uebergabe der Confession hat es sich Melanchthon nicht verdrießen lassen, mit den Katholiken über die Aussöhnung der Lutheraner zu unterhandeln: er hat besonders stark den Gesichtspunkt hervorgehoben, daß wenn

Katholiken und Lutheraner sich verbänden, es ihnen leicht werden würde, die Zwinglianer, Wiedertäufer und andere noch freier gesinnte Sekten zu unterdrücken: im entgegengesetzten Falle würden aber diese gefährlichen Sekten noch weiter um sich greifen. Der weise Professor dachte nicht daran, daß die Katholiken, sowie sie mit Hülfe der Lutheraner die freiere Richtung unterdrückt hätten, sofort über die Lutheraner selber hergefallen wären. In seinem Versöhnungseifer ging er so weit, daß er dem päpstlichen Gesandten Campegius von den Neuerungen der Lutheraner ein Stück nach dem andern opferte, so daß er für diese zuletzt nichts mehr ausbedang, als die Gestattung der Priesterehe und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Würde man ihnen diese zwei Dinge zugestehen, so wollten sie wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren, den Papst, die Bischöfe sammt ihrer Gerichtsbarkeit, alle Ceremonien, alle sonstigen Lehren der Katholiken wieder anerkennen. Ja, er verlangt nicht einmal ein förmliches Zugeständniß der Kirche bezüglich jener zwei Punkte, sondern er ist schon zufrieden, wenn sie dieselben nur stillschweigend duldet, ein Auge dabei zudrückt: er war nahe daran, die neue Lehre ohne irgend eine sichere Bürgschaft an das Papstthum vollkommen preiszugeben.

Trotz alle dem erreichte Melanchthon sein Ziel nicht: die Kirche wollte auch auf diese wenigen Zugeständnisse nicht eingehen. Auch waren die protestantischen Stände nichts weniger, als mit dem Verfahren Melanchthons einverstanden; im Gegentheil, er mußte wegen seiner Schwäche und Zaghaftigkeit von seinen Glaubensgenossen die bittersten Worte hören. Die Unterhandlungen zerschlugen sich also. Der Kaiser ließ nun von katholischen Theologen eine Widerlegung der protestantischen Bekenntnißschrift verfertigen und auf dem Reichstage vorlesen: den Protestanten wurde eine Abschrift davon abgeschlagen, weil man jedes weitere Unterhandeln für unnöthig hielt. Da die protestantischen Stände sich weigerten, von ihrem Glauben zu lassen, so verlangte der Kaiser von dem Reichstage die offene Verdammung derselben und Anwendung von Gewalt. Es zeigte sich jedoch bei dieser Gelegenheit, daß auch die katholischen Stände Bedenken trugen, dem Kaiser zu willfahren, indem sie demselben dadurch ein Schwert in die Hand gegeben hätten, das möglicher Weise auch gegen sie selber angewendet werden konnte. Genug: der

Beschluß der Stände lautete dahin (November 1530), daß den Protestanten bis zum 15. April 1531 Bedenkzeit gegönnt sein solle: kehrten sie bis dahin nicht zurück, wurde Anwendung von Zwangsmaßregeln in Aussicht gestellt. Im Reichsabschiede wurden die als ketzerisch bezeichneten Lehren der Lutheraner mit denen der Zwinglianer und Wiedertäufer zusammengeworfen und als gleich verderblich angenommen, so daß also dem Melanchthon all' sein Bemühen, die Sache der Lutheraner von der der andern reformatorischen Parteien zu trennen, gar nichts geholfen hat.

Der Ausgang des augsburger Reichstages, die drohende Haltung, welche der Kaiser während desselben beobachtet, seine Absicht, den Erzherzog Ferdinand von den Kurfürsten zum römischen König wählen zu lassen, was auch noch im December 1530 wirklich geschehen ist — all' das hatte die Wirkung, daß die protestantischen Fürsten sich über die verschiedenen Bedenklichkeiten, welche früher dem Abschlusse eines Bündnisses entgegengestanden waren, hinwegsetzten — auch die wittenberger Theologen wurden nun durch die Rechtsgelehrten eines Bessern belehrt — und noch im December 1530 zu Schmalkalden den Grund zu einem evangelischen Bündnisse legten, welches am 24. März 1531 in der That abgeschlossen wurde, bekannt unter dem Namen des schmalkaldischen Bundes. Die ersten Theilnehmer waren der Kurfürst Johann von Sachsen, die Herzoge Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen, der Fürst Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld. Aber es war auch gelungen, die Bedenklichkeiten wegen der Verschiedenheit der Lehre zwischen den Lutheranern und Zwinglianern zu beseitigen, indem Bucer, der straßburger Prediger, welcher sich zur zwinglischen Auffassung bekannte, den Wittenbergern eine zufriedenstellende Erklärung gab. So wurden auch folgende Städte in den schmalkaldischen Bund aufgenommen: Straßburg, Ulm, Konstanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Jßny, Lübeck, Magdeburg, Bremen. Nur zu einer Aufnahme der Schweizer, welche von den oberländischen Städten und dem Landgrafen von Hessen gleichfalls betrieben wurde, wollten sich die Lutheraner nicht verstehen.

Und nun entwickelte der Landgraf von Hessen eine unglaubliche Thätigkeit, dieses Bündniß zu stärken, zu erweitern und ihm eine

immer größere Bedeutung zu verschaffen. Er trat nun fast mit allen Feinden des Kaisers in Verbindung: mit England, mit Dänemark, mit Frankreich, mit Geldern, mit Lothringen, mit Zapolya, mit Venedig. Ja, es gelang ihm auch, die gut katholischen Herzoge von Baiern auf seine Seite zu ziehen: diese, schon längst feindselig gegen die Habsburger, wurden noch eifersüchtiger auf sie seit der Wahl Ferdinands zu römischen König, da sich der Herzog Wilhelm selber darauf Hoffnung gemacht hatte: am 31. Oktober 1531 kam zwischen Baiern und einem Theil der evangelischen Stände ein Bündniß wider die Habsburger zu Stande.

Und nun kam hinzu, daß eben jetzt die österreichischen Lande durch den türkischen Sultan Soliman bedroht wurden, welcher im Frühlinge des Jahres 1532 mit einem großen Heere von Ungarn aus gegen Wien heranzog.

Unter solchen Umständen fand sich der Kaiser nicht nur nicht in der Lage, gegen die Protestanten feindselig aufzutreten, sondern er hatte sogar ihre Unterstützung nöthig, um den gefährlichen Feind abzuwehren. Die Protestanten erklärten sich aber nur dann zur Hülfe bereit, wenn ihnen in der Religionsangelegenheit Zugeständnisse gemacht würden. Und so entschloß sich Karl zum nürnberger Religionsfrieden, 23. Juli 1532. Zufolge dessen sollte binnen Jahresfrist eine freie allgemeine Kirchenversammlung zusammengerufen werden, auf welcher die religiöse Frage zu entscheiden sei; bis dahin sollte man mit allem Verfahren gegen die Protestanten inne halten, und ein allgemeiner Friede zwischen dem Kaiser und allen Ständen statt finden.

Der Landgraf von Hessen war mit diesem Religionsfrieden nicht einverstanden, erstens weil er ihm zu unbestimmt schien, zweitens weil er sich nur auf die gegenwärtigen Bekenner des Protestantismus, nicht auf die zukünftigen erstreckte, sodann auch — wir werden noch darauf zurückkommen — weil auf die Zwinglianer keine Rücksicht genommen war. Philipp entzweite sich darüber mit dem Kurfürsten von Sachsen: der Zwist wurde zwar wieder beigelegt und der Landgraf trat dem Religionsfrieden gleichfalls bei. Es zeigte sich jedoch sehr bald, wie recht er gesehen hatte, daß er dem Frieden nicht traute. Kaum war die Kriegsgefahr beseitigt und Soliman zurückgetrieben, so nahm das Kammergericht trotz des Religionsfriedens

dennoch Prozesse gegen die protestantischen Fürsten vor, und selbst den ersten Artikel des Religionsfriedens suchte man auszubeuten, um daraus eine Waffe gegen die Protestanten zu schmieden, indem der Papst auf die Berufung einer Kirchenversammlung nur unter Bedingungen eingehen wollte, welche die Protestanten nicht annehmen konnten.

Der Landgraf wollte nun dem ungewissen Zustand durch eine kühne, rasche That ein Ende machen. Schon lange ging er mit dem Gedanken um, den Herzog Ulrich von Würtemberg wieder in sein Fürstenthum einzusetzen. Zwei große Vortheile mußten ihm daraus erwachsen: erstens wurde dies wichtige Land dem Hause Oesterreich entrissen; zweitens gewann er an Ulrich für sich wie für den Protestantismus einen Bundesgenossen. Mit ungemeiner Umsicht, Schlauheit und Gewandtheit betrieb Philipp diese Unternehmung: er unterhandelte mit auswärtigen Staaten, wie mit Frankreich, Dänemark und mit einheimischen Fürsten, namentlich mit den Herzogen von Baiern: das Einverständniß dieser Fürsten war um so wichtiger, als durch sie auch der schwäbische Bund zur Unthätigkeit bewogen ward, wie es denn überhaupt gelang, ihn vollends zu sprengen: schon seit mehreren Jahren hatte er keine Bedeutung mehr. Im April 1534 brach Philipp mit einem Heere von 24,000 Mann von Hessen auf: in wenigen Wochen hatte er Würtemberg erobert und die Oesterreicher daraus vertrieben. Der Erzherzog Ferdinand, welcher noch größere Uebel fürchtete, hielt es für das Beste, nachzugeben. Er verstand sich, 29. Juni 1534, zu dem Frieden von Kadan. In Folge dieses Friedens wurde Ulrich wieder in sein Herzogthum Würtemberg eingesetzt, der denn dort sogleich den Protestantismus einführte; alle Prozesse des Kammergerichts gegen die Protestanten wurden niedergeschlagen: dafür erkannten die protestantischen Fürsten Ferdinand als römischen König an, was sie bisher verweigert hatten.

Diese würtembergische Unternehmung war nicht nur ein Sieg des Landgrafen über das Haus Oesterreich, des Fürstenthums über die Reichsgewalt, des Protestantismus über den Katholicismus, sondern zugleich ein Sieg des Lutherthums über den Zwinglianismus.

Seit dem Tage von Schmalkalden verschlimmerte sich die Lage des Zwinglianismus von Jahr zu Jahr. Luther bereute bald seine

Nachgiebigkeit: die Bedenken gegen ein Bündniß mit den zwinglisch gesinnten Städten erhoben sich bei ihm mit der früheren Stärke: er wußte diese Bedenken auch dem sächsischen Hofe und den übrigen protestantischen Fürsten mitzutheilen: so trat bald zwischen den oberländischen Städten und den Fürsten eine große Erkältung ein, so daß die ersteren bald merkten, sie würden im Falle der Noth von den Fürsten wohl im Stiche gelassen werden. Dafür verfolgten sie einen andern Gedanken, welchen auch der Landgraf von Hessen mit Eifer pflegte, nämlich einen Bund zwischen den süddeutschen Städten und den Schweizern zu Stande zu bringen. Allein auch dieser Gedanke mußte sehr bald aufgegeben werden. Die Entwicklung der Reformation nahm in der Schweiz plötzlich eine höchst unglückliche Wendung. Im Jahre 1531 kam es zum Kriege zwischen den katholischen und reformirten Kantonen: die letzteren, Zürich an der Spitze, erlitten bei Cappel (11. Oktober 1531) eine furchtbare Niederlage: Ulrich Zwingli selbst fand in der Schlacht seinen Tod. Die Reformirten wurden zu einem schmählichen Frieden gezwungen, in Folge dessen sie alle ihre Bündnisse mit einander und mit Auswärtigen aufgeben und große Entschädigungssummen zahlen mußten: von einer Weiterentwicklung der Reformation in der Schweiz konnte auf lange hin keine Rede mehr sein. Diese Wendung der Dinge in der Schweiz war für die oberländischen Städte um so trauriger, weil sie an den Schweizern immer noch einen Rücken gehabt hatten: sie standen jetzt ganz allein. Denn daß sie auf die protestantischen Fürsten nicht zählen konnten, bewies ihnen der nürnberger Religionsfriede, welcher sich nur auf die lutherischen Stände erstrecken sollte, nicht auf die zwinglischen. Die Städte waren von den protestantischen Fürsten im Stich gelassen worden. Und dasselbe Ergebniß hatte auch der Friede von Kadan. Zwar gab sich der Landgraf von Hessen alle Mühe, in diesen Frieden einen Artikel hineinzubringen, welcher den Zwinglianern gleiches Recht, wie den Lutheranern bewillige: seine Bemühungen scheiterten aber sowohl an dem Widerstande des Königs Ferdinand, als an dem der lutherischen Fürsten, besonders des Kurfürsten von Sachsen. Es war eine der Künste der Katholiken, wenn sie gezwungen wurden, Friede zu machen, zwischen den verschiedenen Reformationsparteien zu unterscheiden und dadurch die Spaltung unter ihnen noch zu erweitern. Es

war natürlich, daß ihnen die zwinglischen Meinungen weit gefährlicher erschienen, als die lutherischen. Den Lutheranern wurden also Zugeständnisse gemacht, unter der Bedingung, daß sie die Zwinglianer preisgäben, und die Lutheraner waren in ihrer religiösen Beschränktheit einfältig genug, in diese Bedingung einzugehen, ja sie hatten noch dazu eine rechte Freude, auf diese Weise ihren Gegnern einen Schabernack gespielt zu haben.

Die oberländischen Städte, welche dem Zwinglianismus huldigten, befanden sich bei so bewandten Umständen in keiner geringen Verlegenheit. Sie konnten alle Augenblicke überzogen werden: was sollten sie anfangen? Sie waren zwar im schmalkaldischen Bunde. Ob sie aber von diesem unterstützt würden? Es war dies kaum zu erwarten, wenn sie nicht ihre zwinglische Richtung aufgaben, und mehr oder weniger sie mit der lutherischen vertauschten.

Nun hatte eine derartige Entwicklung schon seit mehreren Jahren wenigstens unter den Theologen der oberländischen Städte begonnen. Diese fanden weit mehr Geschmack an der äußeren Kirchlichkeit der lutherischen Richtung, an der Bedeutung, welche Luther dem Predigtamte gab, überhaupt an der Herrscherstellung, zu welcher er das protestantische Priesterthum zu erheben strebte, als an den demokratischen Grundsätzen, auf denen sich das neue Kirchenwesen in den süddeutschen Städten aufgebaut hatte. Sie alle wünschten eben mehr oder minder kleine Päpste zu sein, über den Glauben unbedingt zu gebieten. An der Spitze dieser Richtung stand Martin Bucer in Straßburg und Martin Frecht in Ulm. Bucer entging es nicht, daß eine Vereinbarung mit den Wittenbergern nothwendigerweise das Emporkommen einer strengeren Kirchlichkeit auch in den süddeutschen Städten zur Folge haben müßte, und betrieb daher mit Eifer eine Aussöhnung und Verständigung mit den Lutheranern, welche die nothwendige Voraussetzung eines wirksamen Bündnisses mit ihnen war. Er hatte schon früher von seiner Auffassung des Abendmahls eine solche Auslegung zu geben gewußt, daß sich Luther damit zufrieden erklärte. Jetzt hoffte er denselben Erfolg. Seit dem Ende des Jahres 1534 unterhandelte er sehr eifrig mit Luther und Melanchthon. Die Unterhandlungen zogen sich jedoch lange hin, weil Luther immer noch mißtrauisch war, und erst noch die Meinungen der Anderen vernehmen wollte. Im

Sommer 1535 schien er endlich so weit zufrieden gestellt, daß er gegen die Aufnahme der Oberländer in den zu erneuernden schmalkaldischen Bund weiter keine Schwierigkeit machte: denn die Augsburger, bisher zwinglisch, welche aber durchaus in den schmalkaldischen Bund aufgenommen werden wollten, hatten solche Erklärungen gegeben und auch von andern oberländischen Predigern beigebracht, daß Luther in ihnen keine wesentliche Verschiedenheit von seiner Ansicht entdeckte. Allein bald änderte er wieder seine Gesinnungen: er entbot die oberländer Theologen zu sich nach Eisenach, um mit ihnen vollkommen in's Reine zu kommen. Im Mai 1536 machten sich diese auf den Weg. Luther befand sich aber nicht in Eisenach, angeblich, weil er krank war: die Oberländer mußten also vollends nach Wittenberg. Hier empfing sie Luther, wie ein Fürst seine Unterthanen: er hielt ihnen eine furchtbare Strafpredigt und erklärte, nicht eher traue er ihnen, bis sie seine Artikel unterschrieben. Die Oberländer gaben nach: so kam am 25. Mai die „wittenberger Konkordie" zu Stande, in welcher die oberländer Prediger im Wesentlichen den zwinglischen Lehrbegriff vollkommen aufgaben und dagegen den lutherischen annahmen.

Das war zwar nicht im Sinne der oberländischen Bevölkerung: auch hatten die Prediger noch lange hinfort mit den widerstrebenden Gesinnungen der Einwohner zu kämpfen: immerhin aber war die Bahn gebrochen für die unfreiere Richtung der Reformation, und nicht wenig wurde diese dadurch unterstützt, daß auch in Würtemberg sofort das Lutherthum eingeführt wurde.

Der Sieg des Lutherthums über den Zwinglianismus wirkte aber auch auf die Stellung der Wiedertäufer und der anderen freien Richtungen zurück. Die Wiedertäufer, allerdings von den fürstlichen Regierungen auf das Blutigste verfolgt, auf den Reichstagen ausdrücklich mit den schwersten Strafen belegt, hatten bisher immer noch bei den zwinglisch gesinnten Städten einen Zufluchtsort gefunden. Allein schon von dem Augenblick an, wo bei dem süddeutschen protestantischen Priesterthum jene strengere kirchliche Richtung überhand zu nehmen begann, eiferte dieses bei den städtischen Obrigkeiten gegen die Duldung der Wiedertäufer und verwandter Richtungen, und vollends als die Unterhandlungen mit den Wittenbergern begannen, hörten die Angriffe auf diese Sekten nicht mehr auf. Die

städtischen Obrigkeiten sahen sich endlich veranlaßt, nachzugeben, und nun ihrerseits ebenfalls schärfer gegen die Wiedertäufer zu verfahren. Augsburg ging unter den größeren Städten damit voran, dann kam Straßburg, wo Bucer das Seinige that: am längsten sträubte sich Ulm, das noch im Jahre 1535 einen auf Schwenkfeld und Franck unternommenen Angriff der protestantischen Prediger zurückwies. Im Allgemeinen aber konnte es keinem Zweifel mehr unterworfen sein, daß die Wiedertäufer sowohl wie die übrigen freien Richtungen die Hoffnung aufgeben mußten, nun, nachdem das Lutherthum durch die Waffen und die Staatskunst der protestantischen Fürsten ein so großes Uebergewicht erlangt, auch nur die Obrigkeiten kleinerer Gemeinwesen, wie der Reichsstädte, zu sich herüberzuziehen.

Aber eben in diesem Augenblick begnügten sich die Wiedertäufer schon nicht mehr mit so bescheidenen Erwartungen: vielmehr machten sie einen Versuch, mit Gewalt der Waffen sich nicht etwa blos die Anerkennung zu erkämpfen, nein, die ausschließliche Herrschaft über die ganze Welt an sich zu reißen: ein Versuch, ähnlich dem Bauernkrieg, der, wie dieser, keineswegs ohne alle Aussicht auf Erfolg war, besonders wenn man ihn mit einer andern gleichzeitigen Bewegung, die von staatlich-demokratischen Triebfedern ausging, in Verbindung brachte. Der Schauplatz der einen wie der andern Bewegung war diesmal der Norden von Deutschland.

---

20. Das Reich der Wiedertäufer in Münster und der Bürgermeister Wullenweber in Lübeck.

Die Wiedertäufer waren im Norden nicht minder verbreitet, als im Süden. Besonders zahlreich aber waren sie in den Niederlanden, in Holland, Seeland, Friesland. Sie wurden zwar auf das Grausamste verfolgt, mit Brand und Schwert gegen sie gewüthet: es half aber nichts. Im Gegentheil: diese zahlreichen Hinrichtungen verstärkten nur die Sekte. Denn die Wiedertäufer ohne Ausnahme

starben mit der größten Seelenstärke, mit der freudigsten Todesverachtung: ihre Hingebung erregte Bewunderung: ein Märtyrer für die wiedertäuferische Ueberzeugung erweckte ihr hundert neue Bekenner.

Eben bei den niederländischen Wiedertäufern fand nun der Gedanke, daß das Gottesreich auf Erden, jenes tausendjährige Reich, zu dessen Regierung Christus selbst vom Himmel heruntersteigen werde, nahe bevorstehe, den größten Anklang. Je größer die Verfolgungen waren, denen sich die Bekenner der Sekte ausgesetzt sahen, mit um so lebhafterer Begierde wünschten sie dieses Reich herbei. Besonders ein gewisser Melchior Hofmann, ein Kürschner aus Schwaben, der sich mit aller Gluth religiöser Begeisterung in die Bewegung der Zeit geworfen und sich fast in allen Ländern Deutschlands herumgetrieben hatte, verbreitete jene Meinungen in den Niederlanden. Dieser wurde nun im Jahre 1533 in Straßburg, wohin er vom Norden aus zurückgekehrt, in's Gefängniß geworfen. Da aber that sich ein Schüler von ihm, Johann Matthiesen, ein Bäcker aus Harlem, als Prophet auf. Dieser erklärte, jetzt sei der Augenblick gekommen, das Gottesreich aufzurichten. Er sandte zwölf Apostel in alle Welt aus, um die nöthigen Vorkehrungen dazu zu treffen.

Die Aufrichtung des Gottesreiches ist aber nicht möglich ohne Vertilgung der bestehenden Gewalten, der Gottlosen überhaupt. Das Gottesreich beginnt daher nothwendigerweise mit einer furchtbaren Strafe über alle diejenigen, welche nicht mit dem Bundeszeichen, d. h. der Wiedertaufe versehen sind: denn nur diese, die Wiedertäufer, sind die Theilhaber dieses Gottesreiches. Alle anderen müssen sterben und sind von der Erde zu vertilgen. Man muß diesen Ideengang festhalten, um sich daraus das blutige Verfahren der Wiedertäufer zu erklären. Die Vernichtung aller Nichtwiedertäufer entspringt aus ihren religiösen Ueberzeugungen. Und die Ueberzeugung von dem bevorstehenden Gottesreich gibt ihnen wiederum den Muth, ein so ungeheueres Unternehmen, wie den Kampf gegen die ganze übrige Welt zu beginnen. Sicherlich: hätten die Wiedertäufer, und zwar ihre Propheten selber nicht an das tausendjährige Reich geglaubt, und an die unmittelbare Unterstützung Gottes, ihr Beginnen wäre auf keine Weise zu erklären. Aber merkwürdig bleibt

immerhin, daß sich bei diesen Wiedertäufern, welche die hauptsächlichste Rolle bei den jetzt zu erzählenden Begebenheiten spielen, dicht neben der offenbarsten Schwärmerei eine solche Fülle von Klugheit, Umsicht, Berechnung, Folgerichtigkeit, entschlossenster Tapferkeit und kriegerischer Zucht findet, daß man fast versucht sein möchte, an dem wirklichen Vorhandensein der Schwärmerei zu zweifeln.

Nachdem der Prophet Matthiesen die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß jetzt das Christusreich aufgerichtet werden müsse, suchte er sich einen Ort aus, wo er den Anfang damit machen könne. Er fand diesen Ort in Münster, der Hauptstadt des Bisthums Münster in Westphalen.

In Münster hatte sich die Bürgerschaft schon an den Unruhen des Bauernkrieges betheiligt. Die Versuche der Bürgerschaft wurden zwar, wie anderwärts, von dem Fürstbischof zurückgewiesen, es blieb aber ein Gährungsstoff zurück, der endlich im Jahre 1531 sich Luft machte. In diesem Jahre erhob sich nämlich die Bürgerschaft für die Reformation gegen den Katholicismus. An der Spitze der reformatorischen Partei stand der Prediger Bernhard Rothmann, ein Mann von den bedeutendsten Geistesanlagen und einer hinreißenden Beredsamkeit, für den die Einwohner schwärmten. Der Bischof glaubte nichts Besseres thun zu können, als Rothmann des Landes zu verweisen. Die Bürgerschaft aber schützte nicht nur Rothmann, sondern berief noch mehrere andere evangelische Prediger. Jetzt kam es zum Kriege zwischen dem Bischof und der Stadt. Diese war aber im Vortheil, und zuletzt wurde unter der Vermittlung des Landgrafen Philipp von Hessen am 14. Februar 1533 ein Friede geschlossen, welcher der Stadt die freie Ausübung der evangelischen Religion sicherte. Damit war aber die Gährung nicht zu Ende. Bisher war es eigentlich die lutherische Auffassung gewesen, für die man gekämpft hatte. Bald aber wurde über diese hinausgegangen. Zunächst neigte sich Rothmann — denn dieser blieb fortwährend der Tonangeber — zu den Zwinglianern hin, namentlich in der Abendmahlsfrage. Dann traten auch in Münster die Wiedertäufer auf, und Rothmann, bestochen von der größeren Folgerichtigkeit ihrer Lehren, wurde auch von ihnen gewonnen: mit ihm der größere Theil der evangelischen Geistlichen. Allein die Bürgerschaft folgte ihrem Prediger doch nicht ganz: vielmehr trat

nun eine Spaltung in ihr ein zwischen den Protestanten und den Wiedertäufern: namentlich der Stadtrath wollte nichts von letztern wissen. Er veranstaltete ein Religionsgespräch zwischen den Protestanten und den Wiedertäufern, behauptete, die letzteren seien überwunden und verbot Rothmann das Predigen. Das wurde jedoch nicht beachtet. Jetzt gedachte der Rath Gewalt zu gebrauchen und die Wiedertäufer auszutreiben; diese aber, die Bürger Knipperdolling und Tilbeck an der Spitze, setzten sich zur Wehre, und erzwangen von dem Rathe einen Frieden, zufolge dessen die Wiedertäufer bei ihrem Glauben bleiben durften; nur in den Kirchen durften sie nicht predigen.

Dieses Münster nun ersah sich Matthiesen, der durch seine Sendlinge von Allem genau unterrichtet war, zum Ausgangspunkte des neuen Messiasreiches. In der That, die Lage war vortrefflich. Eingeschlossen von lauter geistlichen Fürstenthümern, wo Alles gährte, wo man bei glücklichem Erfolg auf allgemeinen Anklang rechnen durfte, nicht weit von Holland, von wo aus man leicht Unterstützung erlangen, auf das man wieder zurückwirken konnte, in der Nähe des Rheins, durch den man mit den oberdeutschen Gegenden in leichten Verkehr zu treten vermochte, hinter sich die großen Hansestädte, wo eben eine gewaltige Volksbewegung begonnen hatte: es schien Alles zusammenzuwirken, um den Erfolg zu verbürgen.

Anfang des Jahres 1534 erschienen eine große Anzahl holländischer und friesischer Wiedertäufer in Münster, zuletzt der Prophet Matthiesen selbst. Sofort kam in die Bewegung mehr Zusammenhang und Plan. Die Häupter der Wiedertäufer gingen darauf aus, die Stadt in ihre Hände zu bringen. Am 9. Februar erhoben sie einen Aufstand. Dieser schien zwar zu mißglücken, indem der Stadtrath schnell einige Tausend Bauern und einige Reiter des Bischofs zu Hülfe gerufen hatte, so daß er das Uebergewicht behauptete. Allein die Wiedertäufer, nicht minder geschickt im Unterhandeln wie in entschlossener Gegenwehr, wußten einen für sie vortheilhaften Frieden zu Wege zu bringen. Die beiden Religionsparteien sollten einander vollkommen gleich sein, die zu Hülfe gerufenen Reiter und Bauern aber die Stadt verlassen. Aergerlich über diesen Frieden verließen nun eine Menge vornehmer Einwohner die Stadt: die Wiedertäufer wurden in der That die Herren. Am

23. Februar 1534, wo ein neuer Rath gewählt werden sollte, hatten sie bereits so sehr das Uebergewicht erhalten, daß ein vollkommen wiedertäuferischer Rath gewählt ward: Knipperdolling und Tilbeck wurden Bürgermeister. Aber auch damit waren die Wiedertäufer nicht zufrieden: am 28. Februar erklärten sie, alle Gottlosen müßten aus der Stadt wandern. In der That: jeder, der sich nicht wiedertaufen lassen wollte, wurde ausgetrieben. Die Ausgetriebenen mußten aber alle ihre Habe zurücklassen.

So waren denn die Wiedertäufer wirklich Meister der Stadt. Es kam nun darauf an, erstens die Stadt zu behaupten, zweitens in ihr den Anfang mit dem neuen Gottesreiche zu machen, drittens den Aufstand von Münster aus weiter zu verbreiten.

Der Bischof von Münster umschloß sogleich die Stadt. An eine Uebergabe war aber nicht zu denken. Vielmehr wurden von den Wiedertäufern die umfassendsten Vorkehrungen zu ihrer Vertheidigung getroffen. Auch machten sie die kühnsten Ausfälle. Bei einem derselben fand aber der Prophet Matthiesen selbst seinen Tod. Er prophezeite, mit wenig Leuten das ganze Belagerungsheer zu vernichten, wurde aber von den Feinden in Stücke gehauen. An seine Stelle trat nun Johann von Leiden.

Das war noch ein ganz junger Mann von 25 Jahren, aber von großen Geistesgaben, kühn, ehrgeizig, von einer hinreißenden Beredsamkeit, die von einer äußerst vortheilhaften äußern Bildung unterstützt ward. Er war der Sohn eines Schulzen von Gröningen, Namens Bockold, lernte das Schneiderhandwerk, trieb sich dann als Kaufmann vielfach in der Welt umher, in England, Portugal, Lübeck, und ließ sich endlich in Leiden häuslich nieder, wo er eine Wittwe heirathete und eine Wirthschaft betrieb. Er war auch Dichter, seine Verse fanden in der Meistersängerzunft, deren Mitglied er war, den größten Beifall, er schrieb Schauspiele, bei deren Aufführung er wohl selber eine Rolle spielte: kurz, sein früheres Leben schien doch ein ziemlich weltliches gewesen zu sein. Dann aber wurde auch er von der wiedertäuferischen Richtung ergriffen, warf sich mit aller Lebhaftigkeit seiner Natur in die religiösen Fragen, studirte sehr eifrig die Bibel und galt bald unter seinen Glaubensgenossen als eine hervorragende Erscheinung. Schon im Sommer 1533 erschien er in Münster, und von ihm ist wohl zuerst der Ge-

danke ausgegangen, diese Stadt zum Mittelpunkt der wiedertäuferischen Plane zu machen. Er war die rechte Hand des Propheten Matthiesen, galt selber als Prophet, wurde von jenem den Andern immer als ein Bruder vorgestellt, der von Gott zu großen Dingen ausersehen sei: es war daher natürlich, daß er sofort in seine Stelle eintrat. Zufälliger Weise hatte er auch noch Tags vorher den Tod Matthiesens vorausgesagt.

Der Tod des Propheten Matthiesen brachte der äußern Lage der Stadt keinen Nachtheil. Im Gegentheil, Johann von Leiden schien sich mit noch größerer Umsicht und Klugheit der Vertheidigung zu unterziehen: die Stadt wurde immer mehr befestigt: mehrere Stürme, welche der Bischof von Münster in Verbindung mit einigen benachbarten Fürsten unternahm, wurden auf das Glorreichste zurückgeschlagen, die Wiedertäufer setzten ihre Ausfälle fort, mit dem besten Erfolge, vernagelten sogar einmal neun Kanonen und machten fortwährend Gefangene. Der Bischof sah sich endlich in die Nothwendigkeit versetzt, das deutsche Reich um Hülfe anzugehen.

Inzwischen gingen im Innern der Stadt die größten Veränderungen vor. Zuerst wurde der Stadtrath abgesetzt und eine neue Verfassung, der der israelitischen Gemeinde im alten Testamente entsprechend, eingerichtet. An der Spitze der Gemeinde standen zwölf Aelteste: ihr Haupt war der Prophet Johann von Leiden. Sodann wurde die Gütergemeinschaft eingeführt. Zunächst allerdings wohl, weil sie ein wesentlicher Bestandtheil des wiedertäuferischen Glaubens war, dann aber auch, damit die Führer in den Besitz des gesammten Vermögens der Stadt kämen, wodurch sie die Mittel erhielten, auch anderwärts die Empörung anzustiften. Die Gütergemeinschaft wurde im Allgemeinen ohne Widerrede aufgenommen, von Manchen sogar mit Begeisterung. Bald indeß folgte eine andere Einrichtung, welche mehr Widerstand fand, nämlich die Vielweiberei. Es liegt nahe, den Beweggrund dazu in zügellosen Neigungen des Propheten Johann von Leiden zu suchen, von dem auch die Einrichtung ausging, welcher, obschon bereits verheirathet, dennoch die schöne Wittwe Matthiesens zur Frau nahm, und die Zahl seiner Frauen nach und nach bis auf sechszehn vermehrte. Und diesen Beweggrund pflegt man in der Regel als den eigentlichen anzunehmen. Sollten sich aber keine anderen Erklärungen dieser

Erscheinung auffinden lassen? Die Wiedertäufer selber gaben als Grund erstens das Beispiel der alten Patriarchen an, denen Gott die Vielweiberei zugelassen, ohne daß sie deßhalb in seinen Augen minder heilig erschienen wären; zweitens sei sie auch im neuen Testament nirgens ausdrücklich verboten; drittens beriefen sie sich dabei auf das Wort der Schrift: „Wachset und mehret euch!" was sie so auslegten, als sei es die Aufgabe der Christen, so viel Kinder als möglich zu zeugen. Dieser Grund hatte doch, wenn wir uns an die Absicht der Wiedertäufer erinnern, das Geschlecht der Gottlosen auszurotten, auch seine verständige Seite. Dann gaben sie aber auch noch einen vierten Grund an, von sittlicher Natur. Sie sagten nämlich, jede Befriedigung des Geschlechtstriebes, dem nicht die Absicht der Vermehrung des Menschengeschlechts zu Grunde liege, sei Sünde. Außerhalb der Ehe dürfe daher diese Befriedigung von vornherein nicht statt finden: daher müsse Jedermann sich verheirathen. Aber auch in der Ehe kann eine blos sinnliche Befriedigung des Geschlechtstriebes statt finden, ohne daß man den Zweck habe, einen Menschen zu zeugen, z. B. wenn die Frau bereits empfangen hat. Dies ist ebenfalls Sünde und nicht zu dulden. Der Geschlechtstrieb ist nun einmal da, und verlangt seine Befriedigung. Es gibt also, wenn man zugleich den eigentlichen Zweck desselben, nämlich Vermehrung des Menschengeschlechts und zwar ohne Sünde erreichen will, keinen anderen Ausweg, als mehrere Weiber zu nehmen. Vielleicht hat aber außer diesen noch ein anderer Grund obgewaltet, den sie freilich nirgends angaben, weil er eine Klugheitsmaßregel gewesen wäre. In Münster befanden sich verhältnißmäßig ungewöhnlich viel Weiber, ohngefähr 8 bis 9000, während nur 1500 bis 2000 waffenfähige Männer.*) Diese Weiber waren keineswegs alle zuverlässig: viele von ihnen gehörten den Männern an, welche am 27. Februar als Gottlose ausgetrieben wurden. Ueberhaupt aber war ein so großer Theil der Bevölkerung, der nicht mit dem ganzen wiedertäuferischen Wesen verschmolzen war, bedenklich. Durch die Vielweiberei aber wurde auf einmal dieser ganze Theil der Bevölkerung in die wiedertäuferische Gliederung eingereiht: jeder Wie-

*) Gresbeck bei Cornelius Berichte der Augenzeugen über das münsterische Wiedertäuferreich. (1853.) S. 107.

dertäufer hatte seine Weiber zugleich als Personen zu betrachten, die seiner Obhut übergeben waren, für die er einzustehen hatte. Für diese Annahme scheint die strenge Bestimmung zu sprechen, daß alle Weiber ohne Unterschied Männer nehmen mußten, ferner, daß die früheren Ehen für aufgelöst erklärt wurden, und endlich, daß sogar auch alte Weiber sich einen Herrn — so wurden nämlich die Ehemänner bezeichnet — wählen mußten, der nur die Aufgabe hatte, sie zu beschützen und zu belehren. Und nun wissen wir, daß die Weiber wirklich einen sehr bedeutenden Bestandtheil der Vertheidigung ausmachten. Sie wurden wie die Männer in Rotten abgetheilt, standen unter besonderen Führern, wurden eingeübt, hatten ihre bestimmten Plätze an den Wällen und an den Thoren, und wenn es zum Sturme kam, so waren es gerade die Weiber, die mit einem Muth und einer Tapferkeit fochten, welche der der Männer nichts nachgab. Kurz, es war den Wiedertäufern in der That gelungen, die Weiber zu einem wesentlichen und nützlichen Bestandtheil ihrer Einrichtungen zu machen.

Die Vielweiberei verstieß aber doch zu sehr gegen die Sitte, als daß sich kein Widerspruch dagegen erhoben hätte. Vielmehr gab eben sie einem Theile der Einwohnerschaft Veranlassung zu allgemeinem Mißvergnügen. Ein gewisser Mollenhak zettelte eine Verschwörung an: mehrere hundert Bürger traten auf seine Seite. Es gelang, die Häupter der Wiedertäufer, Johann von Leiden, Knipperdolling und Andere, in der Nacht gefangen zu nehmen. Dann aber fehlte es den Verschworenen an Entschlossenheit. Die Wiedertäufer dagegen, kaum von der Gefangenschaft ihrer Häupter benachrichtigt, rotteten sich zusammen, griffen die Verschwörer an, warfen sie und überwältigten sie vollständig. Natürlich wurde eine furchbare Rache an ihnen genommen, 47 wurden hingerichtet, die Andern, etwa 100, begnadigt.

Seitdem herrschten die Führer der Wiedertäufer unbestritten in Münster. Niemand wagte es seitdem, ihnen zu widersprechen: die kleinste Widersetzlichkeit wurde mit dem Tod bestraft. Die blutige Strenge, mit welcher die Wiedertäufer verfuhren, und von welcher uns die Geschichtschreiber so viel berichten, hat wohl vor Allem darin ihren Grund, daß sie nur dadurch sich in der Herrschaft der Stadt behaupten und ihren Anordnungen Folge geleistet sehen konn-

ten. Höchst wahrscheinlich würde die ausgezeichnete Vertheidigung der Stadt nicht möglich gewesen sein ohne eine geringere Strenge. Sodann muß man immer ins Auge fassen, daß jedes auch scheinbar geringe Vergehen, welches beurkundete, daß der Begeher desselben von dem Wesen der Wiedertaufe abgefallen war, als todeswürdiges Verbrechen angesehen, und der Wiedertäufer sodann als Gottloser betrachtet wurde, der als solcher schon des Todes würdig sei. Ferner waren alle von dem Belagerungsheer Gefangenen ebenfalls Gottlose, und deßhalb dem Tode verfallen, konnten sich indessen retten, wenn sie sich taufen ließen. Bei alledem kann man sich doch vor diesen münsterischen Geschichten des Schauders nicht erwehren. Dahin mußte zuletzt die grausame Behandlung führen, deren sich die Regierungen gegen die Wiedertäufer schuldig gemacht hatten.

Die inneren Entwicklungen der wiedertäuferischen Gemeinde waren aber noch nicht zu Ende. Im September 1534 that sich ein neuer Prophet auf, welcher verkündigte, von Gott die Offenbarung erhalten zu haben, daß Johann von Leiden der König des neuen Reiches, König also über die ganze Welt sein sollte. Niemand widersprach, zumal als Johann erklärte, daß ihm von Gott dieselbe Offenbarung geworden sei. Er richtete sich nun einen Hofstaat ein, den er prachtvoll kleidete: er selber erschien immer auf das Glänzendste herausgeputzt, mit Krone und Scepter: kurz, er ließ es in der äußeren Darstellung des Königthums an nichts fehlen.

Es gebricht uns an Nachrichten über die geistige Entwicklung der münsterischen Wiedertäufer, über ihre inneren Parteiungen, über das Hervortreten verschiedenartiger Richtungen. Daß dergleichen aber statt gefunden, geht selbst aus den wenigen Nachrichten hervor, welche uns davon übrig geblieben sind. Offenbar beruhte das Wiedertäuferreich auf dem Prophetenthum. Das heißt: der größte Theil glaubte an die Propheten und ihre Offenbarungen, hielt sich für das heilige auserwählte Volk, und war überzeugt von der Ausbreitung des Gottesreiches über die ganze Erde. Daher die ungeheure geistige Aufregung in Münster, die Verzückungen, der theilweise Wahnsinn, der dort in den groteskesten Erscheinungen zu Tage kam. Allein die Lage, in welcher man sich befand, die Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, ja noch über die Vertheidigung hinaus Erfolge zu erringen, erforderte zugleich die äußerste Klugheit und Umsicht, die schlaueste

Berechnung, die denn auch angewendet wurde. Es konnte nicht anders sein: nachgerade mußte der Verstand in Zusammenstoß gerathen mit der Schwärmerei. So bildeten sich zwei Parteien, eine weltliche verständigere und eine geistliche oder schwärmerische. An der Spitze der ersten stand der König und Rothmann, an der Spitze der andern Knipperdolling. Es scheint nun, daß der König zuerst zum Bewußtsein kam, daß er aber nichts destoweniger die Rolle des Propheten fortspielte, ohne welche jetzt schon nichts mehr ausgerichtet werden. Aber bei alledem ist es klar, wie er darnach trachtete, an die Stelle des finstern Ernstes, der sonst den Wiedertäufern eignete allmählig ein heiter frohes Leben treten zu lassen, während ein anderer Theil der Wiedertäufer mit diesen Bestrebungen durchaus unzufrieden war. *) Auch in anderen Beziehungen wurde später Manches gemildert: so die Vielweiberei, deren unglückliche Folgen sofort an den Tag kamen: zuletzt hörte sie thatsächlich fast ganz auf. Hätte sich die wiedertäuferische Bewegung über Münster hinaus verbreitet, so würden höchst wahrscheinlich jene beiden Gegensätze mehr hervorgetreten sein. So aber fühlte man die Nothwendigkeit, sie zu verdecken. Der König wußte die Gegenpartei zu beschwichtigen: es schien nur ein Wille über Münster zu herrschen.

Nun aber kam es vor Allem darauf an, die Bewegung über Münster hinaus zu führen. Darauf war von Anfang an das Streben der Wiedertäufer gegangen, überall die Empörung anzufachen. In der That: es war Alles in der heftigsten Gährung. Die Fürsten, die vor Münster lagen, fürchteten nichts so sehr, als eine Empörung des gemeinen Mannes, der allenthalben von den wiedertäuferischen Meinungen angesteckt war. In den Niederlanden bereiteten sich die Wiedertäufer zu einem furchtbaren Aufstande vor: Alles lief ihnen zu, keine Stadt, kein Dorf, wo sie nicht einen großen Anhang hatten. In den Städten am Rhein, wie in Köln, in Wesel, war es nicht viel anders. Von da aus schickten die Wiedertäufer ihre Sendlinge nach Münster, um sich über den Aufstand zu berathschlagen: ebenso setzten sich die Münsterer mit den Straßburgern, mit den Oberländern überhaupt in Verbindung. Nichts aber würde entscheidender gewirkt haben, als eine Verbindung mit Lübeck, wie sie beabsichtigt gewesen zu sein scheint.

---

*) Gresbeck a. a. O. S. 136, 139.

In Lübeck nämlich hatte sich eine ähnliche Bewegung, aber staatlich-demokratischer Natur, erhoben.

Oben haben wir bereits angegeben, daß im Norden das Streben, die Kirchenverbesserung einzuführen, überall von einem neuen Aufschwunge der Demokratie begleitet war. Nirgends aber führte diese Erscheinung zu bedeutenderen Ereignissen, als in Lübeck. Hier setzte sich die Aristokratie, welche das Ruder der Stadtverwaltung in den Händen hatte, noch im Jahr 1528 den reformatorischen Bestrebungen mit dem entschiedensten Erfolge entgegen. Aber schon im Jahre 1530 war die reformatorische Partei, welche zugleich die demokratische war, in solchem Uebergewicht, daß sie die Einführung der neuen Lehre erzwang. In Folge dieser religiösen Kämpfe wurde der alte Rath gestürzt, eine neue demokratische Verfassung eingeführt, und im März 1533 der Führer der Demokratie, Jürgen Wullenweber, als Bürgermeister an die Spitze der Stadt gestellt.

Dieser Wullenweber war eine der kühnsten Naturen, welche die Geschichte der Städte, ja unseres Vaterlandes aufzuweisen hat. Er faßte die großartigsten Plane. Was der Bauernkrieg im Süden und in der Mitte Deutschlands erstrebte, das suchte er im Norden zu erringen. Er beabsichtigte eine große Verbindung der nordischen Demokratie, vermittelst derselben wollte er die alte Größe der Hanse wieder herstellen, ja noch erweitern, die nordischen Fürstenthümer in und außer Deutschland von der Hanse abhängig machen, und Lübeck sollte der Mittelpunkt und das Haupt dieser neuen weltbeherrschenden Macht sein. Die Verhältnisse der nordischen Reiche schienen diesen Plan zu begünstigen.

Schon seit einem Jahrzehend hatte Lübeck in die Geschicke der drei nordischen Reiche mächtig eingegriffen. Christian II., seit 1513 der Beherrscher von Dänemark, Norwegen und Schweden, Schwager Karls V., war ein Feind der Hanse, deren Handel er auf alle Weise zu beeinträchtigen suchte, begünstigte dagegen die Holländer. Die Lübecker konnten daher nichts sehnlicher wünschen, als den Sturz Christians II., und in der That haben sie sehr wesentlich dazu mitgewirkt, ihn herbeizuführen. Sie unterstützten Gustav Wasa, welcher Christian den schwedischen, und Friedrich von Holstein, der ihm den dänischen Thron raubte (1522). Im Jahre 1523 mußte Christian II. als ein Verbannter seine Reiche meiden. Zum Dank für ihre Unter-

stützung erhielten die Lübecker von Gustav Wasa eine Bestätigung ihrer Gerechtsame in Schweden, und von Friedrich I. von Dänemark Bornholm auf 50 Jahre verpfändet. Im Jahre 1531 machte Christian II. einen neuen Versuch sich wieder in den Besitz seiner Reiche zu setzen: er landete mit einer holländischen Flotte in Norwegen und hatte Erfolg. Da waren es wieder die Lübecker, die den Dänen zu Hülfe eilten. Sie hemmten die Fortschritte Christians und der Holländer, ja er selbst gerieth (1532) durch ihre Vermittlung in die Hände seines Oheims, Königs Friedrich von Dänemark. Nunmehr glaubten die Lübecker mit Recht auf die Dankbarkeit der Dänen Ansprüche machen zu dürfen: sie verlangten von den letzteren mit ihnen in Verbindung entschiedene Fortsetzung des Kriegs gegen die Holländer, ihre verhaßten Nebenbuhler. Allein Friedrich, durch die Gefangennahme Christians II. seines gefährlichsten Feindes entledigt, der lübecker Hülfe nicht mehr benöthigt, schloß mit den Holländern einen Handelsvertrag, welcher die Lübecker äußerst beeinträchtigte.

Dies war die Lage der Dinge, als Wullenweber an die Spitze des lübischen Freistaates trat. Vor Allem drang er auf einen Krieg mit Holland und noch im März 1533 wurde er begonnen. Der am 10. April 1533 erfolgte Tod des Königs Friedrich von Dänemark aber wurde sofort von ihm benützt, um größere Entwürfe an dieses Ereigniß zu knüpfen. Dänemark war ein Wahlreich, und noch wußten die verschiedene Stände nicht, wen sie zum Könige wählen sollten. Vorderhand wollte Adel und Geistlichkeit den Thron unbesetzt lassen, um desto unbeschränkter zu herrschen. Wullenweber ersah darin die günstigste Gelegenheit für Lübeck, den dänischen König selber zu bestimmen. Aber noch weiter gingen seine Gedanken: auch Schwedens König sollte von Lübeck abhängig sein. Wullenweber nämlich, vertrauend auf Gustav Wasa's Dankbarkeit für Lübeck, verlangte von diesem Unterstützung gegen die Holländer: Wasa schlug sie ihm nicht nur ab, sondern schloß wie Dänemark mit Holland Bündniß und entzog Lübeck die früheren Gerechtsame. Jetzt dachte Wullenweber auch an den Sturz des schwedischen Königs. Er setzte sich mit der äußerst zahlreichen demokratischen Partei in den drei nordischen Reichen in Verbindung, namentlich mit den Häuptern derselben, mit den Bürgermeistern von Kopenhagen und Malmö, und

mit diesen wurde dann der Plan entworfen, daß in dem Augenblicke, wo eine lübische Flotte lande, sofort die Empörung des Volkes beginnen sollte. Jetzt galt es auch die übrigen Hansestädte für den Plan zu gewinnen. In der That: Stralsund, Wismar, Rostock gingen darauf ein: hier nämlich siegte ebenfalls die demokratische Partei, und wenn auch vorderhand von anderen Städten keine thätige Hülfe erwartet werden konnte, so war doch überall Alles in Gährung, Alles gespannt auf Lübeck: über kurz oder lang schien ihm Alles zufallen zu müssen. Und um dieselbe Zeit eröffnete sich sogar auch eine Verbindung mit dem Könige Heinrich VIII. von England, der durch Wullenwebers Freund und Feldhauptmann, Marx Meier, für Lübeck gewonnen war: schon hegte er die Hoffnung, die nordischen Kronen sich selber auf das Haupt zu setzen.

Wullenweber glaubte zuerst seine Plane auf kürzerem Wege durchführen zu können. Er bot dem Herzoge Christian von Holstein, Friedrichs I. ältestem Sohne, die dänische Krone an, und Sten Sture, einem schwedischen Großen, die schwedische. Beide Männer wollten jedoch die betreffenden Kronen nicht aus der Hand des Bürgerthums nehmen: sie schlugen das Anerbieten aus. Jetzt ergriff Wullenweber einen anderen Weg. Zunächst also wollte er Dänemark angreifen. Um die Hände frei zu haben, schloß er einen vierjährigen Frieden mit Holland. Dann erklärte er (Mai 1534) an Dänemark, wie an den Herzog Christian von Holstein den Krieg: an Dänemark, weil es die Verträge nicht gehalten, an Christian, weil er den ehemaligen König Christian II. nicht herausgeben wollte. Denn die Befreiung dieses Königs, obschon früher der Lübecker heftigster Feind, aber ein Gegner des Adels und der Geistlichkeit und insofern ein Freund des Volkes, nahm man zum Vorwand. Feldherr der Lübecker war der Graf Christoph von Oldenburg, ein Verwandter Christians II., Marx Meier war der Anführer der Flotte.

Die Erfolge dieses Krieges waren Anfangs außerordentlich. Zuerst fielen die Lübecker in Holstein ein, wo sie mehrere feste Oerter nahmen. Dann segelte ihre Flotte nach Dänemark. Bei ihrem Erscheinen erhob sich überall der Aufstand: in Seeland, wo die Hauptstadt Kopenhagen am 15. Juli überging, in Laaland, Langeland, Falster, Fünen: kurz, alle dänischen Inseln fielen den Lübeckern zu. Auch in Schoonen war die Empörung ausgebrochen und von Erfolg

begleitet. Endlich erhoben sich auch die jütischen Bauern und besiegten den Adel. Die demokratischen Entwürfe Wullenwebers waren also von dem entschiedensten Glücke gekrönt.

Und eben um diese Zeit war es, wo er auch mit Münster eine Verbindung einzuleiten suchte.*) Er sandte einen Kundschafter dorthin, um sich genau von Allem zu unterrichten und der Stadt die Unterstützung Lübecks anzubieten. Man sieht daraus, wie umfassend die Plane Wullenwebers waren. Er hatte es nicht blos auf die hansische Demokratie abgesehen: er wollte, wie es scheint, auch die entfernteren Bestrebungen in seine Kreise ziehen. Man sieht, welch ungeheuere Folgen die Verbindung zwischen der hansischen Demokratie und zwischen den Wiedertäufern hätte nach sich ziehen können. Kein Zweifel, die letzteren hätten durch diese Verbindung auch innerlich gewonnen: der klare Verstand Wullenwebers konnte sich mit den schwärmerischen Bestandtheilen der münsterer Wiedertäufer nicht befreunden: höchst wahrscheinlich hätten sich diese ausgeschieden, die edleren wahrhaft freien wären zurückgeblieben: die Bewegung hätte eine andere Natur angenommen.

Allein die Verbindung zwischen Münster und Wullenweber kam nicht zu Stande. Sei es, weil der Plan von den Fürsten durch die Gefangennahme des Boten entdeckt wurde, sei es, weil Wullenweber von einer derartigen Verbindung für seine Volksgunst fürchtete — denn die lutherischen Pfaffen in Lübeck versäumten nicht, jetzt schon darauf hinzuweisen, daß die demokratischen Strebungen Wullenwebers mit den Wiedertäufern zusammenhingen — sei es endlich, was am wahrscheinlichsten, weil ihm selber die Entwicklung der Wiedertäuferei, wie sie sich inzwischen in Münster vollzogen hatte, nicht behagte. Beide Bewegungen liefen nunmehr getrennt neben einander her und verfolgten jede ihre besondere Bahn.

Betrachten wir zuerst die lübische Bewegung.

Das Glück blieb Wullenweber nicht lange treu. Während er in Dänemark so große Erfolge erzielte, raffte Christian von Holstein, den der dänische Adel in der Angst seines Herzens inzwischen zum Könige erwählt hatte, ein starkes Heer zusammen, verband sich mit

*) Bekenntniß Johanns von Elheede, bei Cornelius Berichte von Augenzeugen 2c. S. 260, 261.

einigen deutschen Fürsten, namentlich mit dem Landgrafen Philipp von Hessen und lagerte sich im September 1534 vor Lübeck. Die Lübecker suchten ihn wegzuschlagen, erlitten aber dabei beträchtliche Verluste. Durch diese Niederlage verlor Wullenweber einen Theil der Volksgunst und die ihm feindliche Aristokratie setzte alle Hebel in Bewegung, um diese Stimmung Wurzeln schlagen zu lassen. Der Landgraf von Hessen suchte nun einen Frieden zu vermitteln, und er kam am 18. November 1534 wirklich zu Stande wider den Willen Wullenwebers, der aber bereits einen Theil seines Einflusses eingebüßt hatte. Darnach sollte zwar zwischen Lübeck und dem König Christian III. als Herzog von Holstein, Friede sein, dagegen sollte der Krieg noch währen zwischen Lübeck und demselben Christian als König von Dänemark.

Christian, der jetzt seine Hände frei hatte, warf alle seine Kräfte nach Dänemark: zugleich unterstützte ihn der König von Schweden, der Herzog Albrecht von Preußen. Die Dinge änderten sich bald zum Nachtheile Lübecks. Wullenweber verzagte aber nicht. Er wußte nun ebenfalls einen deutschen Fürsten auf seine Seite zu ziehen, den Herzog Albrecht von Mecklenburg, dem er mit der Regentschaft über Dänemark schmeichelte. Endlich kam es in Fünen zu einer entscheidenden Schlacht am Oxenberge, am 14. Juni 1535: die Lübecker erlitten hier eine schwere Niederlage, ihre tüchtigsten Leute fielen oder wurden gefangen. Und in denselben Tagen wurde auch die lübische Flotte geschlagen.

Die Hülfsquellen von Lübeck waren nun freilich noch nicht erschöpft: allein die Feinde Wullenwebers benutzten dies Unglück vortrefflich zu seinem Sturze. Um dieselbe Zeit erschien ein Erlaß des kaiserlichen Kammergerichts, welches bei schwerer Strafe der Stadt Lübeck gebot, die demokratische Verfassung abzuschaffen, die alte wieder herzustellen, die alten Räthe wieder einzusetzen. Wullenweber war gerade auf einer Geschäftsreise abwesend, als dieses kammergerichtliche Urtheil anlangte. Seine Feinde setzten es durch, daß man beschloß, jenem Urtheil sich zu fügen: als Wullenweber erschien, waren die Dinge schon so ganz verändert, daß er nichts anders thun konnte, als abdanken. Es war im August 1535. Mit seinen großen Entwürfen war es nun zu Ende. Er hat zwar, wie es scheint, noch einmal den Versuch machen wollen, sich wieder der ersten Gewalt

zu bemächtigen, kam aber nicht dazu, sondern gerieth bei dieser Gelegenheit in die Hände seines Feindes, des Erzbischofs von Bremen, der ihn sodann seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Braunschweig überließ. Dort wurde er auf die Folter gespannt und mußte eine Menge Dinge aussagen, von denen er nichts wußte, damit die Junker in Lübeck, die wieder im Regimente saßen, Gelegenheit erhielten, klagbar gegen ihn aufzutreten. Namentlich mußte er auch aussagen, daß er in Lübeck die Wiedertäuferei habe einrichten wollen. In ihrer niedrigen Rachsucht dachten sie nicht einmal daran, ihren Mitbürger sich von dem fremden Fürsten, den er gar nichts anging, ausliefern zu lassen. Wullenweber wurde zum Tode verurtheilt wegen Bekenntnisse, die ihm durch die Tortur erpreßt worden waren, und die er vor seinem Tode widerrufen hat, und am 24. September 1537 zu Wolfenbüttel hingerichtet. Der Krieg zwischen Dänemark und Lübeck dauerte natürlich nicht lange mehr. Am 14. Februar 1536 wurde ein Friede geschlossen, welcher scheinbar zwar Lübeck günstig war, aber der Hanse den Todesstoß versetzte.

Als Wullenweber gezwungen wurde, seine Bürgermeisterstelle niederzulegen, war auch bereits Münster gefallen.

Merkwürdig blieb es immerhin, welch zähen Widerstand die Stadt dem Feinde entgegensetzte. Der Bischof von Münster, sahen wir, hatte das Reich um Hülfe angegangen. Auf einem Reichstage wurde auch eine Hülfe bewilligt und die benachbarten Fürsten schickten ihre Schaaren, insbesondere thätig war der Landgraf von Hessen. Es half Alles nichts: die Stadt konnte nicht erobert werden. Die Wiedertäufer sahen aber nun freilich ein, daß sie sich auf die Länge nicht würden behaupten können — schon deshalb nicht, weil ihnen nachgerade die Lebensmittel ausgingen — wenn sie nicht entsetzt würden. Und auf auswärtige Hülfe setzten sie auch die größte Hoffnung. Und zwar nicht ohne Grund. Namentlich die Brüder in Holland waren im Begriff, in großen Schaaren dem Reiche in Münster zu Hülfe zu kommen, und auch in der Umgegend von den westphälischen Städten hoffte man einen Aufstand. Da aber vereitelte der Verrath alle diese Hoffnungen. Viele der Sendlinge, welche mit großen Summen ausgeschickt worden waren, um den Aufstand anzuzetteln, geriethen in die Hände der Belagerer: einer

von ihnen erkaufte sich sein Leben durch das Versprechen, den Verräther zu machen. Er erzählte Alles, was er von den auswärtigen Verbindungen der Münsterer wußte, kehrte dann selbst nach Münster zurück, wo er eine wunderbare Geschichte von seinem Entkommen erzählte, wurde vom König, der in ihm ein vortreffliches Werkzeug sah, in alle seine Anschläge und namentlich in die Verbindungen mit auswärtigen Wiedertäufern eingeweiht, und theilte dies Alles wieder dem Bischof von Münster mit. Dadurch wurden die Regierungen in den Stand gesetzt, sich aller Fäden der wiedertäuferischen Bewegung zu bemächtigen und jeden Aufstand unmöglich zu machen. Die Wiedertäufer, welche sich von Holland aus in Bewegung setzten, wurden aufgegriffen, mehrere Schiffe, die mit ihnen besetzt waren, versenkt: ein anderer Theil in Friesland warf sich in ein Kloster, wurde aber dort vernichtet. Zuletzt, im Mai, als schon eine Menge einzelner Versuche mißlungen waren, setzten die Wiedertäufer noch ihre ganze Hoffnung auf einen Versuch, Amsterdam zu überrumpeln, sich dieser Stadt zu bemächtigen, sie zu einem ähnlichen Mittelpunkt, wie Münster zu machen, um von da aus den Aufstand durch alle Niederlande zu bewerkstelligen. Aber auch dieser Versuch mißlang, obschon die Wiedertäufer dabei die größte Kühnheit und Tapferkeit an den Tag gelegt.

Und nun war an eine Rettung von Münster nicht mehr zu denken. Schon lange hatte der Hunger schauderhafte Verheerungen daselbst angerichtet: zu Hunderten liefen Weiber und Männer in das Lager, um dem Hungertode zu entgehen. Nur die eigentlichen Wiedertäufer, die entschlossen waren, für ihre Ueberzeugung zu sterben, blieben zurück. Aber obschon das Häuflein sehr zusammengeschmolzen war — man berechnete sogar die Kämpfer auf nicht mehr als 200 — so hätte die Stadt doch wohl nicht durch einen regelmäßigen Sturm genommen werden können. Da aber wurden den Belagerern durch zwei Ueberläufer die Stellen entdeckt, an welchen die Stadt Nachts erstiegen werden könnte. Durch Verrath wurde sie in der Nacht vom 24. Juni 1535 genommen. Die Wiedertäufer wehrten sich noch verzweifelt mehrere Stunden lang: zuletzt erlagen sie der Uebermacht. Natürlich wurden sie dann schauderhaft niedergemetzelt. In Münster selber trat eine furchtbare Rückwirkung ein: der Katholicismus in der strengsten Form wurde wieder eingeführt.

Rothmann war im Getümmel entkommen: aber der König nebst Knipperdolling und einem andern der Führer, Krechting, geriethen in die Gefangenschaft. Natürlich versuchte man allerlei Geständnisse aus ihnen herauszubringen, namentlich in Bezug auf ihre auswärtigen Verbindungen. Sie haben aber Niemanden angegeben, namentlich läugneten sie jede Verbindung mit Lübeck ab. Knipperdolling und Krechting wiesen auch alle Versuche der lutherischen Geistlichen, sie zu bekehren, schroff zurück. Johann von Leiden hingegen ging gerne in Unterhaltungen mit ihnen ein. Aus den uns erhaltenen Nachrichten darüber geht hervor, daß er wenigstens zuletzt nicht an sein Prophetenthum geglaubt hat. Er scheint eine Zeitlang die Hoffnung gehegt zu haben, daß man ihm das Leben schenke. Gewiß in dieser Absicht ging er scheinbar in die Ansichten der lutherischen Theologen ein, gab sich das Ansehen, als halte er sich von ihren Gründen überwunden: so in der Lehre vom Abendmahl und in der Rechtfertigungslehre. Johann von Leiden kannte seine Leute. In der That: die Theologen fanden sich außerordentlich geschmeichelt über diese Nachgiebigkeit des Königs in den Hauptpunkten der lutherischen Lehre, und offenbar wird er in ihrem Berichte über die Unterredung mit ihm mit sichtbarer Vorliebe, ja mit einer gewissen Bewunderung behandelt: Scharfsinn, Belesenheit in der Schrift, außerordentliche Beredsamkeit wagen sie ihm nicht abzusprechen. Uebrigens konnte ihm natürlich nichts das Leben retten. Johann von Leiden, wie er sah, daß er sterben müsse, benahm sich noch mit Würde. Er starb den furchtbaren Martertod — eine ganze Stunde lang wurde er mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt — mit einer so heldenmüthigen Standhaftigkeit, daß selbst die lutherischen Berichterstatter ihre Bewunderung nicht verbergen können. Auch Knipperdolling und Krechting starben mit derselben Seelenstärke. Die Hinrichtung fand am 22. Januar 1536 statt. Ihre Leichname wurden in drei eiserne Käfige gesteckt und zum ewigen Wahrzeichen an dem Thurme der Lambertskirche aufgehängt.

Diese, die münsterische und die lübeckische, waren die zwei letzten großen Volksbewegungen in der Reformationszeit. Mit ihnen haben die Versuche des deutschen Volks, aus seinem innersten Kerne heraus und mit seinen eigenen Kräften eine großartige Umwandlung des ganzen geistigen, religiösen und staatlichen Lebens im Sinne der

Freiheit durchzusetzen, ihren Abschluß gefunden. Die eigentlichen Absichten der großen reformatorischen Bewegung am Anfange des Jahrhunderts waren mißlungen. Die Kräfte waren umsonst angestrengt, vergeudet worden. Das Volk war erschöpft: es trat vom Schauplatze ab. Die religiöse Entwickelung kam nunmehr in die Hände der Theologen, die kirchlich-staatliche in die Hände der Fürsten. Wenn auch die ursprünglichen freien Bestrebungen und Richtungen nicht ohne Weiteres vertilgt werden konnten, so mußten sie doch darauf verzichten, einen bestimmenden Einfluß auf das Leben gewinnen zu können. Namentlich die wiedertäuferische Richtung hatte eine schwere Niederlage erlitten, nicht sowohl durch die endliche Einnahme der Stadt Münster, als vielmehr durch die Ungeheuerlichkeiten, welche dort zu Tage gekommen waren, die man offenbar übertrieb *) — denn nur Feinde berichteten von nun an über diese Ereignisse — und die man als ein nothwendiges Ergebniß dieser religiösen Richtung hinzustellen sich bemühte. Das Lutherthum konnte die Wendung in Münster als einen eben so großen Sieg betrachten, als das Zustandebringen der wittenberger Konkordie.

---

21. Erfolge des Protestantismus.

Ueber die folgenden Ereignisse können wir uns schon kürzer fassen.

Der Friede von Kadan, die wittenberger Konkordie, der Ausgang des Wiedertäuferreichs, der Untergang Wullenwebers waren lauter Siege einer und derselben Partei, der erhaltenden protestantischen, der lutherisch-fürstlichen. Alle anderen Parteien und Strebungen, religiöse wie staatliche, hatten vor ihr weichen müssen. Sie allein blieb fortan die Trägerin der Reformation oder vielmehr des

*) Erst neuerdings ist man gerechter geworden. So Hase in den neuen Propheten (1851), besonders aber Cornelius in der Vorrede zu den „Berichten der Augenzeugen über das münsterer Wiedertäuferreich". Er hat auch eine Geschichte desselben versprochen.

Protestantismus. Dies war das Ergebniß der gewaltigen Kämpfe, welche das Jahrzehnd erfüllten, das dem Bauernkriege gefolgt war.

Diese Partei aber, da sie keineswegs die ursprünglichen Absichten der Reformation vertritt, sondern nur eine neue Rechtgläubigkeit und die Vortheile des Fürstenthums, kann unsere Neigung nicht mehr fesseln, um so weniger, als durch sie der Riß in die Einheit des deutschen Reiches sich immer mehr erweiterte.

Freilich: auch Karl V. war kein Kaiser im Sinne der Nation. Seine Plane und Strebungen waren allerdings großartig: er beabsichtigte die Wiederherstellung des Kaiserthums und zwar in dem ursprünglichen mittelalterlichen Sinne, im Sinne Karls des Großen, wornach der Kaiser in der That der Herr der Welt wäre, und das Kaiserthum eine Weltmonarchie. Und nicht blos auf Europa hatte er es abgesehen: als König von Spanien besaß er bereits die Länder der neu entdeckten Welt: er wollte dann noch die Türken aus Europa und Kleinasien vertreiben, Jerusalem wieder herstellen: selbst nach Afrika unternahm er eine Art Kreuzzug gegen die Ungläubigen. In dieser Weltmonarchie sollte Ein Herrscher, und Ein Glaube sein, nämlich der katholische. Die Herrschaft des Katholicismus gehörte zu Karls Idee vom Kaiserthum als weltgebietende Macht: sie war ein wesentlicher Bestandtheil seiner Entwürfe. Aber dabei war er doch nicht gesonnen, sich dem Papste unterzuordnen in der Weise, wie dies die Kaiser in den letzten Zeiten des Mittelalters gethan: vielmehr wünschte er auch hier das Verhältniß hergestellt zu sehen, wie es unter Karl dem Großen oder unter den fränkischen Kaisern gewesen: der Kaiser sollte der Erste sein und der Papst der Zweite, der Kaiser der Schutzherr der Kirche, der Papst der Schützling. Daß der Papst mit diesen Planen des Kaisers nicht einverstanden war, versteht sich von selbst, und eben die Eifersucht zwischen Papst und Kaiser spielt in den Staatshändeln Karls V. eine große Rolle: nicht selten durchkreuzte der Papst des Kaisers Entwürfe auf das Empfindlichste. Es leuchtet ein, daß Karl V. in diesem Theile seiner Plane eine innere Verwandtschaft hatte mit der religiösen Bewegung der Nation: aber auf der anderen Seite war er doch wieder zu strengkatholisch, um bis zu dem eigentlichen Kerne derselben voranzugehen: das Wesen der katholischen Lehre wollte er auf keine Weise fahren lassen. Eine eigentliche Verständigung zwischen ihm

und der Nation in der religiösen Frage war daher nicht möglich. Und so kamen auch seine weltbeherrschenden Plane nicht Deutschland zu Gute: nicht auf die deutsche Nation hätte er den Schwerpunkt gelegt, sondern auf seine außerdeutschen Länder, auf Spanien und Burgund; aber auch in einem anderen Falle konnte für Deutschland kein Gewinn daraus erwachsen: nicht den Mittelpunkt einer Weltmonarchie zu bilden, war Deutschlands Bestimmung.

Begreiflich war der Kaiser über die reformatorische Bewegung in Deutschland sehr ärgerlich, da sie alle seine Plane durchkreuzte: und nicht blos über die religiöse Seite, sondern auch über die staatliche. Er sah nur zu deutlich, welch feste Stellung die protestantischen Fürsten ihm, dem Kaiser, gegenüber eingenommen hatten. Niemals aber, trotz aller Zugeständnisse, hat er den Gedanken aufgegeben, sie bei gelegener Zeit dafür zu züchtigen und aus ihrer Stellung wieder herauszuwerfen. Nur vorderhand war es ihm nicht möglich. Seine auswärtigen Staatshändel machten ihm zu viel zu schaffen. Im Jahre 1535 wurde er in einen Krieg mit Tunis verwickelt: kaum davon zurückgekehrt, hatte er den dritten Krieg mit Frankreich zu bestehen, welcher bis 1538 dauerte und durch den Waffenstillstand von Nizza beendet ward. Dann nahmen ihn Unruhen in den Niederlanden — in Gent 1539 — in Anspruch, die ungarischen Angelegenheiten, Kriege mit den Türken, 1541 ein zweiter Zug nach ~~Tunis~~, der aber mißlang.

Und unterdessen errang der Protestantismus immer größere Erfolge. Am 10. Juli 1536 wurde der schmalkaldische Bund auf zehn Jahre erneuert. Da traten als neue Mitglieder bei die Herzoge Ulrich von Würtemberg, Barnim und Philipp von Pommern, der Pfalzgraf Ruprecht von Zweibrücken, die Fürsten Georg und Joachim von Anhalt, Graf Wilhelm von Nassau. Von Städten waren Mitglieder des Bundes Straßburg, Ulm, Konstanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Ißny, Augsburg, Frankfurt, Eßlingen, Lübeck, Magdeburg, Bremen, Hannover, Hamburg, Minden, Braunschweig, Goslar, Göttingen, Eimbeck. Man gab dem Bund eine festere Verfassung: der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen wurden zu Häuptern desselben erwählt. Bald gewann der Protestantismus noch größere Erfolge durch den Tod zweier seiner entschiedensten Gegner unter den Fürsten. Im Jahre 1535

starb nämlich der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, und im Jahre 1539 der Herzog Georg von Sachsen. Die Nachfolger dieser Fürsten, Joachim II. und Heinrich, traten sofort zur neuen Lehre über. Jetzt war fast der ganze Norden von Deutschland protestantisch geworden. Nur Heinrich der Jüngere von Braunschweig hielt noch zäh am Katholicismus, seine Macht war jedoch zu gering, als daß dies von großer Bedeutung hätte sein können.

Und nun schlossen zwar auch die katholischen Stände (der Kaiser, König Ferdinand, der Kurfürst von Mainz, der Erzbischof von Salzburg, die Herzoge von Baiern, welche seit dem Frieden von Kadan die erbittertsten Feinde der Protestanten geworden, und der Herzog Heinrich von Braunschweig) am 10. Juni 1538 zu Nürnberg einen Bund mit einander, und noch im Jahr 1539 hatten sie sehr kriegerische Absichten gegen die Protestanten, allein die allgemeinen europäischen Verhältnisse, eine neue Mißstimmung mit Frankreich, welcher in der That der vierte Krieg (1542—1544) folgte, der ausbrechende Krieg mit den Türken, die geldernsche Erbfolgesache *) machten es dem Kaiser rein unmöglich, gegen die Protestanten feindlich aufzutreten. Vielmehr sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, sie bei guten Gesinnungen zu erhalten: er näherte sich ihnen, ordnete (1541) Religionsgespräche in Worms und in Regensburg an, angeblich, um eine Verständigung zwischen Katholiken und Protestanten zuwege zu bringen, und als diese, wie zu erwarten, zu nichts führten, so erneuerte er 1542 auf dem Reichstage zu Speier die früheren Religionsfrieden.

Durch diese Erfolge wurden die protestantischen Fürsten immer kühner und rücksichtsloser. Im Jahre 1541 wurde der bischöfliche Stuhl von Naumburg erledigt. Das Domkapitel wählte einen zwar gemäßigten, aber doch katholisch gesinnten Geistlichen, Julius von Pflug, zum Bischof. Der Kurfürst von Sachsen vernichtete die Wahl, setzte eigenmächtig Nikolaus Amsdorf, einen starren Lutheraner, zum Bischof ein, und zog die weltliche Regierung des Bisthums an sich. — Im Jahr 1542 überzog der Herzog Heinrich von Braunschweig die protestantisch gesinnten Städte Goslar und Braunschweig mit Krieg. Der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf

*) Vergl. Seite 81.

von Hessen kamen diesen Städten zu Hülfe, aber bei dieser Gelegenheit jagten sie Herzog Heinrich aus dem Lande, nahmen sein Herzogthum in Besitz, das sie für seine Söhne aufbewahren wollten, und führten dort die Reformation ein. Das Kammergericht nahm sich des Herzogs an: die protestantischen Fürsten kündigten ihm den Gehorsam auf. Als Herzog Heinrich im Jahr 1545 mit gewaffneter Hand wieder in sein Land einfiel, gerieth er sogar in die Gefangenschaft des Landgrafen von Hessen. — Als im Jahre 1544 der Bischof von Merseburg starb, so setzte die protestantische Partei die Wahl des sächsischen Prinzen August durch; ein anderer protestantischer Fürst, Georg von Anhalt, wurde sein geistlicher Gehülfe.

Und inzwischen traten immer wieder neue Fürsten zum Protestantismus über. So der Pfalzgraf Otto Heinrich von Neuburg, der Kurfürst Friedrich von der Pfalz und 1542 sogar ein geistlicher Kurfürst, der Erzbischof von Köln, Hermann von Wied. Seinem Beispiele folgte auch der Bischof von Münster, derselbe, welcher zuerst nach der Besiegung des Wiedertäuferreiches daselbst den Katholicismus wieder eingeführt hatte.

Und alle diese Handlungen und Maßnahmen geschahen, ohne daß die Protestanten auf einen ernstlichen Widerstand gestoßen wären. Im Gegentheil: der Kaiser schien ihnen im Augenblicke geneigter, wie je. Er brauchte ihre Hülfe gegen Frankreich und gegen die Türkei. Er machte ihnen daher auf dem Reichstage zu Speier im Jahre 1544 größere Zugeständnisse, als sonst: sie kamen fast einer völligen Anerkennung des Protestantismus und aller der von ihm vorgenommenen neuen Einrichtungen gleich.

Das protestantische Fürstenthum war auf der Höhe seiner Macht.

22. Der schmalkaldische Krieg. Uebergewicht des Kaisers.

Aber im September 1544 schloß der Kaiser mit Frankreich den Frieden zu Krespy und das Jahr darauf einen Waffenstillstand mit den Osmanen. Er hatte jetzt freie Hand und gedachte sich mit aller Thatkraft auf die deutschen Angelegenheiten zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt gekommen, den er schon lange herbeigewünscht, wo er, nicht mehr beirrt durch andere Rücksichten, über die protestantischen Fürsten herfallen und ihnen seinen Willen aufnöthigen konnte.

Die Verhältnisse der Protestanten selbst schienen sein Unternehmen zu begünstigen. Es herrschte nämlich unter ihnen nichts weniger, als Einmüthigkeit. Einmal nämlich beklagten sich die Städte des schmalkaldischen Bundes über die Fürsten, welche ihnen zu viel Geld abforderten und doch nicht daran dächten, die Rathschläge der Städte zu hören: dann herrschte seit längerer Zeit Mißverständniß zwischen Philipp von Hessen und dem Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen: durch die Doppelehe Philipps (1539) *) wurde es nur vermehrt, wie der Landgraf überhaupt durch diese Handlung bei seinen Glaubensgenossen viel von seinem Ansehen eingebüßt hat. Dann kam es wieder zu Zerwürfnissen zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und seinem Vetter, Moritz, der 1541 seinem Vater Heinrich in der Regierung des Herzogthums Sachsen gefolgt ist. Diese Zerwürfnisse hätten beinahe zu

---

*) Der Landgraf verliebte sich nämlich in ein Hoffräulein, Margaretha von der Saal, und da er auf eine andere Art nicht in ihren Besitz gelangen konnte, so beschloß er sie zu heirathen, obgleich seine rechtmäßige Gattin noch lebte. Er wußte sich indessen die Zustimmung Luthers und Melanchthons zu diesem Schritte zu verschaffen, freilich nicht ohne daß sie großen Aerger darüber empfanden.

einem Kriege geführt: der wurde nun zwar verhütet, aber Moritz trat doch aus dem schmalkaldischen Bunde. Ueberhaupt gehörten nicht alle protestantischen Fürsten diesem Bunde an. So weigerte sich namentlich der Kurfürst von Brandenburg ihm beizutreten, ebenso der Kurfürst von der Pfalz.

Dem Kaiser entgingen die Vortheile, welche in diesen Verhältnissen lagen, nicht. Er versuchte, noch größere Trennungen unter den Protestanten zu wege zu bringen, den einen oder den andern Fürsten zu sich herüber zu ziehen. Auch dies gelang ihm. Vor Allem wichtig war der Gewinn des Herzogs Moritz von Sachsen, der durch das Versprechen des Kaisers, ihm die Kurwürde und das damit verbundene Kurland zu übertragen, bewogen ward, an seinem Vetter zum Verräther zu werden. Auch der Markgraf Albrecht von Kulmbach, genannt der Alcibiades, schloß sich dem Kaiser an. Unter den katholischen Fürsten gewann er den Herzog von Baiern, und zwar durch das Versprechen, ihm die pfälzische Kurwürde zu verschaffen, wenn der Pfalzgraf Friedrich nicht vom Protestantismus zurücktreten werde. Daneben betrieb er insgeheim kriegerische Rüstungen.

Noch aber hielt er mit seinen eigentlichen Gesinnungen zurück. Er verdeckte sie unter Bestrebungen, die man seit Jahren an ihm gewohnt gewesen: unter Aussöhnungsversuchen. Der Papst, mit dem der Kaiser sich bereits verständigt hatte, und der ihm zu dem bevorstehenden Kriege eine Anzahl Truppen versprach, schrieb eine allgemeine Kirchenversammlung aus, die in der That im December 1545 zu Trient eröffnet ward: der Kaiser lud die protestantischen Fürsten ein, dieselbe zu beschicken. Sie lehnten es ab: der Kaiser aber ordnete, um sie sicher zu machen, ein neues Religionsgespräch an, das auf dem Reichstag zu Regensburg abgehalten werden sollte. Im Juni 1546 wurde dieser Reichstag eröffnet. Hier aber sprach der Kaiser und der ganze Hof so unzweideutig seine eigentliche Gesinnung aus, daß die protestantischen Fürsten sofort den Reichstag verließen, um sich zur Gegenwehr zu rüsten. Die Bekanntmachung des Bündnisses zwischen dem Kaiser und dem Papst, welche durch den Papst selber erfolgte, ließ den Fürsten keinen Zweifel mehr.

Und nun war zwar der schmalkaldische Bund rascher zur Stelle und streitfertiger, als man gedacht hätte. Der Kaiser hatte noch auf dem Reichstage ihn zu trennen versucht: er behauptete, seine Absichten gingen nur auf Hessen und Sachsen und betreffen die Religion nicht: den Anderen wolle er ein gnädiger Kaiser sein. Allein er verrechnete sich: die Protestanten hielten zusammen: die Mitglieder des schmalkaldischen Bundes, Fürsten und Städte, rüsteten eifrig und hatten viel früher ihre Schaaren auf dem Platze — in Schwaben — ehe Karl V. seine Rüstungen vollendet hatte. Dem Kaiser erwuchs freilich daraus der Vortheil, daß er jetzt, wie es schien, mit Fug und Recht über die Fürsten die Reichsacht aussprechen konnte: in einem Erlasse vom 20. Juli nannte er den Landgrafen von Hessen und den Kurfürsten von Sachsen Empörer, aufrührerische Verletzer der kaiserlichen Majestät, alle ihre Unterthanen wurden von ihrer Treue entbunden, alle Stände, bei Verlust ihrer Freiheiten, aufgefordert, sich von ihnen zu trennen.

Dagegen benutzten die Protestanten den Vortheil, der ihnen aus ihrer früheren Kampfbereitschaft erwachsen konnte, gar nicht. Sie blieben fast unthätig, ohne irgend eine rasche Unternehmung, so lange stehen, bis der Kaiser sein Heer beisammen hatte. Dann wurde der Krieg von Seite der Protestanten ebenfalls nicht mit der gehörigen Thatkraft geführt, besonders aus dem Grunde, weil keine Einheit in der Führung war, der Kurfürst und der Landgraf sich nicht vertrugen, und die beste Zeit durch Berathungen vergeudet ward. Endlich im November 1546 fiel Herzog Moritz von Sachsen der Verabredung mit dem Kaiser gemäß in die Länder des Kurfürsten ein und nahm sie in Besitz. Auf diese Nachricht verließ Johann Friedrich sofort das schmalkaldische Heer, um seinem Lande zu Hülfe zu eilen. Dies war aber das Zeichen zuerst für den Rückzug, dann für die Auflösung des protestantischen Heeres.

Der Kaiser war Meister im Felde geblieben. Die Unterwerfung von ganz Süddeutschland war die Folge davon. Ulm ging voran, dann folgte Memmingen, Biberach, Heilbronn, Reutlingen, Eßlingen, der Herzog von Würtemberg, Augsburg, Frankfurt, Straßburg und Andere. Sie alle flehten die Gnade des Kaisers an, erhielten sie aber nur unter den größten Demüthigungen und gegen die Erlegung ungeheuerer Geldsummen.

Und nun, mit dem Jahre 1547, wandte sich Karl V. gegen den Norden von Deutschland. Das Erste war die Absetzung jenes Kurfürsten von Köln, der zum Protestantismus übergetreten war: ein anderer, Adolf von Schaumburg, kam an seine Stelle, und führte den Katholicismus wieder ein. Dann zog der Kaiser gegen den Kurfürsten von Sachsen.

Johann Friedrich hatte nun zwar mit leichter Mühe den Herzog Moritz aus dem Kurfürstenthum gejagt und ihm noch einen Theil seines eigenen Landes abgenommen; aber dem Kaiser war er nicht gewachsen. Karl V. ereilte ihn am 24. April 1547 bei Mühlberg mit einem dreifach überlegenen Heer, schlug ihn vollständig und nahm ihn selber gefangen. Johann Friedrich mußte sich, wenn er sein Leben retten wollte, zu der wittenberger Uebereinkunft entschließen, zufolge deren er die Kurwürde und die Hälfte seines Gebiets an den Herzog Moritz abtrat. Die Freiheit erhielt er aber dadurch keineswegs.

Und nun lag dem Kaiser Alles daran, auch das andere Oberhaupt der Protestanten, den Landgrafen von Hessen in seine Hände zu bekommen. Philipp sah wohl, daß er unter den gegenwärtigen Umständen jeden Widerstand gegen den Kaiser aufgeben müsse: er ging daher gerne in die Unterhandlungen ein, welche Moritz von Sachsen, sein Schwiegersohn, und der Kurfürst von Brandenburg in der Absicht einleiteten, ihn mit dem Kaiser auszusöhnen. Die Unterhandlungen führten zum Ziel: Philipp erschien am 14. Juni in Halle, um sich dem Kaiser zu unterwerfen. Er hoffte gegen das Versprechen, allen Bündnissen zu entsagen, alle seine Festungen bis auf eine zu schleifen, all' sein Geschütz auszuliefern, alle Gefangenen, namentlich Herzog Heinrich von Braunschweig frei zu geben, — denn darüber war er mit den beiden Fürsten übereingekommen — die Gnade des Kaisers wieder zu erlangen. Allein er täuschte sich: er wurde festgehalten, als Gefangener behandelt. Der Kaiser behauptete, vermöge des Wortlautes der Uebereinkunft mit dem Landgrafen stehe ihm dies zu: aber in den mündlichen Unterhandlungen mit den beiden Kurfürsten hatte er sich dermaßen geäußert, daß diese nicht im Entferntesten an eine Gefangennahme des Landgrafen dachten. Sie erhoben auch Widerspruch gegen dieses unerhörte Verfahren. Es half ihnen aber nichts: der Landgraf blieb Gefangener.

Der Kaiser sah alle seine Hoffnungen erfüllt: den gefürchteten schmalkaldischen Bund gesprengt, seine Häupter gefangen, den Protestantismus ohnmächtig zu seinen Füßen, ja ganz Deutschland zitternd vor der Gewalt seiner Waffen. Nie war ein Kaiser seit drei Jahrhunderten so mächtig gewesen, wie nun Karl V. erschien. Er war der allgewaltige Gebieter: nirgends mehr kein Widerstand: er schien seinen Willen zum Gesetz machen zu können.

Wie nun? wenn Karl diesen äußerst günstigen Zeitpunkt benutzt hätte, um sich zum wirklichen Herrn von Deutschland zu machen, das Kaiserthum in seiner früheren Bedeutung wieder herzustellen und den Gedanken durchzuführen, mit dem sich die öffentliche Meinung die ganze Zeit über getragen hat?

Karl V. hegte allerdings solche Entwürfe, sie waren aber doch sehr verschieden von dem, was die öffentliche Meinung verlangte. Hätte er ein Kaiser im nationalen Sinne werden wollen, so mußte er sich auf das Volk stützen, auf den niederen Adel, das Bürgerthum und die Bauern: er mußte zugleich staatliche und individuelle Freiheit gewähren. Das war jedoch keineswegs seine Absicht: Karl vertritt vielmehr so recht eigentlich das Wesen des neueren Fürstenthums, welches darnach trachtet, so viel wie möglich die Fesseln der früheren Staatsordnungen abzustreifen und seinen Willen zum Gesetze zu machen. Er war von jeher ein Feind der Volksfreiheiten, der Volksbewegungen, aller Kräfte, die aus volksthümlichem Boden erwuchsen, und seine Regierung trug besonders dazu bei, die ständischen Freiheiten jener Länder, deren Beherrscher er war, allmählig zu unterhöhlen. In Deutschland war er nichts weniger, als ein Begünstiger eines freien Bürgerthums: im Gegentheil, unter ihm verloren nicht nur die Reichsstädte überhaupt die staatliche Bedeutung, die sie früher eingenommen hatten, wie man ihnen denn Sitz und Stimme an den Reichstagen verweigerte, sondern der Kaiser war insbesondere ein Feind aller demokratischen Regungen in denselben: er hob die demokratischen Stadtverfassungen auf und begünstigte die Geschlechter. Demnach konnte es seine Meinung nicht sein, sich bei seinen Entwürfen auf die Kraft des Volkes zu stützen, sie durch eine Volksbewegung durchführen zu lassen. Es finden sich zwar Spuren, daß er den Adel an sich zu ziehen suchte, um ihn gegen das Fürstenthum

zu gebrauchen.*) Indessen wurde dieser Gedanke nicht weiter verfolgt. Karl gedachte vielmehr ganz andere Mittel anzuwenden: einmal die Künste der Unterhandlung, der Täuschung, der Bestechung, der Trennung und sodann die Gewalt. Er ließ deßhalb seine spanischen Truppen in Deutschland stehen, obschon dies verfassungswidrig war.

Es lag in der Natur des Kaisers, daß er seinen Plan nicht mit Einem Male enthüllte, sondern nur Stück für Stück mit demselben hervortrat. Er hoffte dann auf weniger Widerstand zu stoßen. Sein Ansehen war so allgewaltig, daß er jetzt auf dem Reichstage fast Alles durchsetzte, was er verlangte. Er vereinigte die Niederlande in ein Ganzes, ließ sie von den Reichsgerichten befreien, und doch zugleich als Reichsland anerkennen, wodurch sie Anspruch auf die Hülfe des Reiches erlangten, falls sie angegriffen würden. Für diese Vergünstigung verstand sich der Kaiser zu der Entrichtung einer Steuersumme, welche das Doppelte einer kurfürstlichen Beisteuer betragen sollte. Dann setzte er durch, daß er allein das Reichskammergericht besetzte, was bisher die Stände gethan; ferner bestimmte er die Reichsstände, eine Reichskasse zu errichten, über welche der Kaiser ohne Rechnungsablage schalten und walten durfte. Man sieht, wie Vieles er schon erreicht hatte. Das war jedoch bei Weitem nicht Alles: seine Absicht ging dahin, den schwäbischen Bund zu erneuern, aber in einer viel größeren Ausdehnung, wie ehedem; er sollte nämlich das ganze Reich umfassen. Dies hieß bei dem unzweifelhaften Uebergewicht, was der Kaiser geübt haben würde, nichts Anderes, als die ganze Reichsverfassung im Sinne und zu Gunsten Karls umgestalten. Eine fernere Absicht war, das Kaiserthum in seinem Hause erblich zu machen, und es zunächst auf seinen Sohn Philipp übertragen zu lassen, mit Uebergehung des Königs Ferdinand und dessen Familie. Zu diesem Ende ließ er seinen Sohn nach Deutschland kommen, der sich einstweilen den deutschen Fürsten vorstellen und ihre Neigung erwerben sollte.

Zugleich war sein Augenmerk auf die religiösen Verhältnisse gerichtet. Seine Absicht war, koste es was es wolle, die kirchliche Einheit wieder herzustellen, in dem Sinne jedoch, den wir oben bereits

*) Vergl. Moser Beiträge zu reichsritterschaftlichen Sachen (1775.) I. 39. 127.

angegeben, daß er, der Kaiser, das Uebergewicht über den Papst behauptete. Der Papst, welcher diese Absichten des Kaisers sehr wohl durchschaute, war jedoch keineswegs gesonnen, ihm nachzugeben. Vielmehr trat er eben jetzt ihm feindlich gegenüber. Schon im December 1546 rief er seine Truppen von dem Heere des Kaisers zurück — die Unterwerfung der protestantischen Fürsten war ihm sogar leid, weil dadurch die Macht des Kaisers verstärkt wurde — dann verlegte er die Kirchenversammlung von Trient, wo er den zu großen Einfluß des Kaisers fürchtete, nach Bologna. Der Kaiser, äußerst aufgebracht, verlangte nun die augenblickliche Wiederverlegung der Versammlung nach Trient: der Papst schlug diese Forderung entschieden ab: es kam zu einem völligen Bruche zwischen Kaiser und Papst: in Folge dieser Verhältnisse setzte die Kirchenversammlung mehrere Jahre lang ihre Sitzungen aus. Doch sollte den Kaiser auch in diesem Streite das Glück begünstigen. Der Papst Paul III. starb im Jahre 1549, und ihm folgte Julius III., welcher unter dem Einfluße der kaiserlichen Partei gewählt wurde. Dieser eröffnete im Jahre 1551 wieder die Kirchenversammlung in Trient.

Inzwischen verfolgte der Kaiser den Gedanken, eine Formel zu finden, unter welche sich das protestantische und das katholische Glaubensbekenntniß vereinigen lasse. Denn dies sah er wohl, ohne irgend welche Zugeständnisse, blos mit Gewalt der Waffen, war es doch nicht möglich die Protestanten zur Kirche zurück zu bringen. Auch war sein ausgesprochener Wille, daß in der Kirche selbst eine Reformation der Sitten und der Mißbräuche vorgenommen werden sollte. Er ließ nun von mehreren Theologen ein Glaubensbekenntniß verfertigen, welches einstweilen (interim) gelten sollte, bis die Kirchenversammlung darüber entschieden habe. Dies führt daher den Namen des Interim. Darin war den Protestanten die Priesterehe und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zugegeben. In allem Uebrigen waren die katholischen Grundsätze festgehalten. Die Meinung des Kaisers war eigentlich, daß dies Interim für Katholiken und Protestanten zugleich gelten sollte. Die ersteren verweigerten aber die Annahme, und so sah sich der Kaiser gezwungen, es nur für die Protestanten gelten zu lassen, die dadurch freilich in Nachtheil geriethen. Auch setzten sich die Geistlichen und wohl auch die Obrig-

keiten Anfangs dagegen. Der Kaiser war aber zu mächtig, als daß der Widerstand lange dauern konnte. Das Interim wurde mit Gewalt durchgesetzt, bei dieser Gelegenheit die protestantischen Geistlichen, die sich nicht fügen wollten, verjagt oder ins Gefängniß geworfen. Und nun war von keiner geringen Bedeutung, wie sich die Universität Wittenberg benahm. Luther lebte nicht mehr: er war kurz vor dem Ausbruch des schmalkaldischen Krieges gestorben, am 18. Februar 1546. An der Spitze der Universität stand jetzt Melanchthon. Dieser aber erklärte sich zwar nicht ganz für dieses Interim, nahm es aber in den wesentlichsten Theilen (durch das Leipziger Interim) gleichfalls an. Wittenberg war inzwischen in die Hände des neuen Kurfürsten Moritz gerathen, und den Einflüssen dieses Fürsten und seines Hofes gab sich jetzt Melanchthon eben so hin, wie früher dem Luthers. Moritz, ein Verbündeter des Kaisers, suchte nun aber vor Allem auch die religiöse Frage in dessen Sinne zu erledigen. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß die Protestanten sich auch nicht mehr weigerten, die neue Kirchenversammlung von Trient zu beschicken und sich ihren Aussprüchen zu unterwerfen. Der Kaiser schien an dem Ziele seiner Wünsche angelangt.

In diesem Augenblicke aber erfolgte ein plötzlicher Umschlag der Dinge, der alle seine Entwürfe zerstörte.

---

23. Wendung der Dinge. Die Religionsfrieden von Passau und Augsburg. Abdankung Karls V.

Karl V. schien zwar in Deutschland allmächtig zu sein: in Wahrheit aber beruhte sein Uebergewicht mehr auf dem augenblicklichen Schrecken, welchen der Erfolg seiner Waffen hervorgerufen, als auf dem sicheren Grunde fest wurzelnder Neigungen. Im Gegentheil: eigentlich fand er nirgends Neigung, nirgends Uebereinstimmung mit seinen Entwürfen.

Die Protestanten hatten sich ihm gefügt: es war aber klar, daß sie nur der augenblicklichen Gewalt wichen, daß im Grunde nur die Obrigkeiten nachgaben, das Volk aber nun und nimmermehr seine Ueberzeugungen aufgeben wollte. Und überall war nicht einmal die äußere Unterwerfung erreicht worden. Im Norden setzte man dem Interim einen sehr zähen Widerstand entgegen, besonders in den Städten, wie in Magdeburg. Ueber diese Stadt mußte deßhalb die Acht ausgesprochen werden, Moritz von Sachsen wurde mit ihrer Vollziehung beauftragt.

Aber nicht blos in religiöser Hinsicht stand dem Kaiser die Abneigung des Volks entgegen. Es fühlte recht gut heraus, daß der Kaiser auch in staatlicher Beziehung ihm nicht wohlwolle. Die Anwesenheit der spanischen Truppen, der Uebermuth, dessen sich diese überall schuldig machten, der rücksichtslose Hohn, mit welcher sie die deutschen Bürger behandelten, ließen keinen Zweifel mehr darüber aufkommen, daß das Kaiserthum unter Karl V. zur Willkürherrschaft werden würde, daß die persönliche Freiheit der Einzelnen auf das Aeußerste bedroht sei.

Und das deutsche Fürstenthum, von jeher so mißtrauisch und eifersüchtig, verhehlte sich jetzt auch nicht im Geringsten, was ihm bevorstehe. Protestantische und katholische Fürsten dachten hierüber gleich. Die Art und Weise, wie der Kaiser den Landgrafen von Hessen in seine Hände gebracht hatte, wie er ihn behandeln ließ, empörte Alle, und mehrmals vereinigten sie ihre Bitten, um beim Kaiser seine Befreiung zu bewirken. Es war aber vergeblich. Aus dem Hohn und der Verachtung, mit welcher die Fürsten am kaiserlichen Hofe behandelt wurden, konnten sie sich entnehmen, wessen sie sich für die Zukunft versehen dürften. Daß unter diesen Umständen die Neigung, Karls Sohn Philipp auf den Thron zu befördern, nicht sehr groß sein konnte, ist klar. Dieser Philipp gab sich zwar geflissentlich Mühe, die Neigung der deutschen Fürsten zu gewinnen: er ahmte ihre Sitten nach, er machte ihre Gelage mit und suchte mit ihnen im Trinken zu wetteifern. In dieser Beziehung war er aber ein Stümper gegen sie: im Trinken that es den deutschen Fürsten keiner zuvor: es begegnete ihm wohl, daß er bei solchen Gelegenheiten die Besinnung verlor, zum Gespötte ward.

Aber eben die Absicht, welche Karl mit Philipp hatte, entfremdete ihm auch seine eigene Familie, seinen Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian. Zwar ließ sich Karl zu dem Zugeständniß herbei, zuerst Ferdinand das Kaiserthum zuzuwenden, und erst nach dessen Tode Philipp folgen zu lassen: Maximilian sollte dann römischer König werden. Aber auch so wäre Ferdinands Familie in Nachtheil gekommen, und Maximilian ließ sich schlechterdings nicht bewegen, seine Zustimmung zu geben. Es ist klar, daß unter solchen Umständen das östreichische Haus mit den verschiedenen Kräften des Widerstandes gegen Karl V. in einem, wenn auch nur inneren Zusammenhange stand.

Waren aber die auswärtigen Verhältnisse, deren friedliche Gestaltung es, wie wir gesehen, dem Kaiser möglich gemacht hatte, jenen furchtbaren Schlag auf die deutschen Fürsten auszuführen, immer noch so geartet? Auch in dieser Beziehung war in letzter Zeit eine bedeutende Veränderung eingetreten. Im Osten regten sich die Türken von Neuem und nahmen alle Kräfte Ferdinands in Anspruch: in Frankreich aber war Franz I. gestorben, und sein Sohn und Nachfolger Heinrich II. nahm mit frischen Kräften die feind-

selige Staatskunst gegen das Haus Habsburg wieder auf: ein Krieg mit Frankreich schien über kurz oder lang unvermeidlich.

Da fragte es sich nun, ob sich Jemand fand, der diese Bestandtheile des Widerstandes zu benutzen, zu vereinigen wußte, um den Kaiser mit Erfolg anzugreifen.

In der That ein solcher fand sich: es war derselbe Moritz von Sachsen, dessen Abfall den schmalkaldischen Bund zu Falle gebracht, durch welchen eigentlich Karl V. seine großen Erfolge errungen hatte. Moritz fühlte sich schon seit längerer Zeit aus verschiedenen Gründen dem Kaiser entfremdet. Einmal ärgerte es ihn, daß Karl sich so rücksichtslos bei der Gefangennahme des Landgrafen von Hessen benommen: dann ängstigten ihn die Entwürfe des Kaisers nicht minder, als die übrigen Fürsten: ferner fühlte er sich nicht einmal im eigenen Lande sicher: denn seine Unterthanen waren nichts weniger als mit seiner Staatskunst zufrieden, und es tauchte wohl der Gedanke auf, ihn abzusetzen und Moritzens Bruder August zur Herrschaft zu berufen: endlich dachte er sich die Möglichkeit eines Krieges des Kaisers mit Frankreich, eines Bündnisses der protestantischen Fürsten mit Heinrich II., in Folge dessen Moritz seine Kur, seine neu gewonnenen Länder alle wieder hätte verlieren können. Alles reiflich erwogen, schien ihm nichts sicherer zu sein, als seine Staatskunst zu verändern, Karl V. anzugreifen, als Hort des Protestantismus aufzutreten, und sich dadurch wieder zum Haupte dieser Partei zu machen. Zu diesem Ende trat er mit den Söhnen des Landgrafen von Hessen, mit dem Markgrafen Albrecht von Kulmbach und mit mehreren andern Fürsten in heimliche Unterhandlungen, schloß ein Bündniß mit Heinrich II. von Frankreich, in Folge dessen dieser den Kaiser in demselben Augenblicke angreifen sollte, wenn Moritz über ihn herfalle — dafür wurden dem französischen Könige die Bisthümer Metz, Toul, Verdun überlassen — und betrieb sodann umfassende Rüstungen, was er um so leichter thun konnte, als er im Auftrage des Kaisers immer noch Magdeburg belagerte. Als er Alles gehörig vorbereitet hatte, brach er mit seinem Heere auf — im März 1552 — vereinigte sich mit den Schaaren der hessischen Landgrafen und des Markgrafen Albrecht, war in einem Nu im südlichen Deutschland, an der tyrolischen Gränze und überraschte den Kaiser, der nicht im Geringsten an eine solche Möglichkeit dachte,

so unvermuthet, daß dieser sich mit genauer Noth von Insbruck retten konnte. Karl V. suchte Hülfe: er fand sie nirgends, nicht einmal sein eigener Bruder wollte oder konnte sie gewähren: die Kirchenversammlung von Trient stob im Augenblicke aus einander, die geistlichen Fürsten, auf welche Karl noch am meisten rechnete, eilten nach ihren Gebieten, um diese sicher zu stellen: kurz der Kaiser schien verloren.

Er ließ sich jetzt zu Unterhandlungen herbei. Auf einem Fürstentage zu Passau, im Mai 1552, welchen zwar der Kaiser nicht selber besuchte, wohl aber sein Bruder Ferdinand, wurden diese gepflogen. Moritz verlangte einen endlichen Religionsfrieden, gleiche Berechtigung der Protestanten mit den Katholiken, Anerkennung aller Veränderungen, welche diese in ihrem Gebiete vorgenommen, namentlich solcher, welche sich auf die geistlichen Besitzungen bezogen. Damit war zwar Ferdinand, wie die andern Fürsten einverstanden, aber Karl V. wollte sich nicht dazu verstehen, denn er gab den Gedanken der Wiederherstellung der Kircheneinheit immer noch nicht auf: es kam daher zuletzt in Passau (2. August 1552) nur zu einem vorläufigen Frieden, der endliche sollte auf dem nächsten Reichstage geschlossen werden. Außerdem aber mußte sich Karl bequemen, die zwei gefangenen Fürsten wieder frei zu geben.

Unterdessen war auch der Krieg mit Frankreich ausgebrochen. Heinrich II. besetzte die drei Bisthümer Metz, Toul, Verdun. Karl V., nachdem er mit den Protestanten Friede geschlossen, wandte jetzt seine Waffen gegen den König, war aber sehr unglücklich, und mußte sich zuletzt, 5. Februar 1555, zu dem Waffenstillstande von Vaucelles verstehen, welcher jene drei Bisthümer in den Händen Frankreichs ließ.

Inzwischen wurde Deutschland von den gräulichsten innerlichen Fehden zerrüttet. Sie wurden besonders von dem Markgrafen Albrecht von Kulmbach verursacht, welcher den letzten Krieg dazu benutzen wollte, um die geistlichen Fürstenthümer, zunächst die fränkischen, in Besitz zu nehmen, und auch nach dem passauer Religionsfrieden nicht davon ablassen wollte. Er zerfiel darüber mit seinem früheren Verbündeten, Moritz von Sachsen, der sich ihm mit bewaffneter Hand entgegenstellte, aber in der Schlacht bei Sievershausen (September 1553) seinen Tod fand. Markgraf Albrecht setzte seine Raubzüge gegen die geistlichen Stifter, auch am Rhein

noch mehrere Jahre lang fort, bis er vom Kammergericht in die Reichsacht gethan, von den verbündeten Feinden angegriffen und überwältigt, nach Frankreich entfloh, wo er bald darauf zu Grunde ging. Die deutschen Länder, welche durch diese letzten Unruhen und durch den Wechsel der Bündnisse in die lebhafteste Aufregung gesetzt worden waren, beruhigten sich allmählig, und so ward endlich (1555) ein Reichstag nach Augsburg zusammengerufen, wo die Religionssache für immer erledigt werden sollte. Der Kaiser war nicht selber anwesend, da er wohl fühlte, daß er mit seinen Ansichten nicht durchdringen werde und doch auch die endliche Beruhigung Deutschlands nicht mehr hindern wollte, sein Bruder Ferdinand leitete die Verhandlungen.

Hier kam nun wirklich der Religionsfriede zu Stande, am 25. September 1555. Derselbe enthielt folgende Punkte. Erstens bezog er sich nur auf die Katholiken und auf die Bekenner des augsburgischen Glaubensbekenntnisses. Alle anderen reformatorischen Parteien waren von demselben ausgeschlossen. Zweitens wurde nur den Landesherrn die Glaubensfreiheit gestattet d. h. es war ihnen die freie Wahl zwischen den beiden Glaubensbekenntnissen gelassen, die Religion der Unterthanen aber sollte von dem Landesherrn abhängig sein. Drittens wurde diese zweite Bestimmung wiederum dadurch beschränkt, daß sie sich nicht auf die geistlichen Fürsten erstrecken sollte: es war vielmehr keinem katholischen geistlichen Fürsten erlaubt, sein Fürstenthum protestantisch zu machen: diese Bestimmung ist bekannt unter dem Namen des geistlichen Vorbehalts. Dagegen wurde viertens durch kaiserliche Erklärung, nicht aber im Frieden selber, denjenigen Unterthanen katholischer Fürsten, welche jetzt bereits Verwandte des augsburger Glaubensbekenntnisses seien, dasselbe beizubehalten erlaubt. Fünftens sollten die protestantischen Fürsten im Besitz der geistlichen Güter bleiben, welche sie bis dahin inne gehabt, vorausgesetzt, daß dieselben nicht unmittelbaren Reichsständen gehört hätten. Auch die geistliche Gerichtsbarkeit wurde in den protestantischen Gebieten als aufgehoben betrachtet. —

Karl V., von dem sich das Glück, das ihn während seines früheren Lebens fast unablässig begleitet, in den letzten Jahren so auffallend abgewendet hatte, war nun der Regierung müde. Schon im Oktober 1555 übertrug er die Regierung der italienischen und

1. Rückblick. Auswärtige Verhältnisse. Die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II.

Fassen wir die Ergebnisse des letzten Buches noch einmal zusammen.

Die große nationale Bewegung, welche wir mit dem Namen der Reformation zu bezeichnen pflegen, umschloß drei Richtungen, eine staatliche, eine religiöse und eine wissenschaftliche. Die staatliche war sowohl reichseinheitlich, kaiserlich, wie volksthümlich, freiheitlich. Die religiöse verlangte nicht nur Unabhängigkeit von Rom, sondern auch Freiheit der Gewissen. Die wissenschaftliche, zugleich religiös und staatlich frei, suchte eine Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben: sie wollte volksthümlich werden.

Die Bewegung konnte nur dadurch gelingen, daß einmal die verschiedenen Bestandtheile derselben und zweitens der Kaiser gemeinsame Sache mit einander machten.

Dieses Zusammenwirken erfolgte aber nicht. Fürs Erste ging der Kaiser nicht auf die Ideen der Bewegung ein. Er wollte zwar Stärkung des Kaiserthums, nicht aber in nationalem, nicht in freiheitlichem Sinne. Er wollte eine Reform der Kirche, Uebergewicht des Kaiserthums über das Papstthum, nicht aber, wie die Deutschen, eine vollständige Beseitigung desselben: im Gegentheil, er wollte das Papstthum als ein wesentliches Glied der beabsichtigten Weltmonarchie bestehen lassen.

Da nun in den wichtigsten Punkten ein so wesentlicher Unterschied zwichen dem Kaiser und der reformatorischen Bewegung statt fand, geschah es, daß sie einander feindlich gegenüber traten.

Dies war aber um so unheilvoller, da der Kaiser, als der Beherrscher so vieler Länder, mächtiger war, als irgend ein Kaiser seit den letzten Jahrhunderten.

Es würde gleichwohl wenig bedeutet haben, wenn die verschiedenen reformatorischen Bestandtheile einmüthig gewesen wären.

Allein auch dieses war nicht der Fall. Vielmehr traten sehr bald die schneidendsten Gegensätze hervor. Einmal der Gegensatz zwischen derjenigen Richtung, welche zugleich staatliche Freiheit erstrebte, und zwischen derjenigen, welche davon absah, vielmehr in dieser Hinsicht dem Fürstenthum huldigte. Sodann der Gegensatz zwischen der freieren und unfreieren Richtung in der Auffassung der Religion.

Die staatlich und religiös freisinnige Partei, in welcher das eigentliche Wesen der reformatorischen Bewegung zur Erscheinung kam, machte nun einen gewaltigen Versuch zur Durchführung ihrer Ideen. Dieser Versuch scheiterte im Bauernkrieg.

Damit war die ursprüngliche großartige volksthümliche, religiös wie staatlich nach vollständiger Freiheit ringende Bewegung erlegen.

Zwei Versuche zehn Jahre später, durch Wullenweber und die Wiedertäufer — Bewegungen, welche indessen beide schon nicht mehr so großartig und national waren, wie der Bauernkrieg — hatten dasselbe Schicksal.

Wären alle herrschenden Gewalten einig gewesen, Kaiser, Fürsten, Kirche und Adel, so hätte jetzt überhaupt die ganze Reformation erliegen müssen.

Aber ein Theil der herrschenden Gewalten, gegen welche die Bewegung gerichtet war, ein Theil der Fürsten nahm nunmehr die religiöse Bewegung selber in die Hand.

Wohl gemerkt aber! nicht die ursprüngliche freie Richtung derselben, sondern die rückschreitende, unfreie.

Dadurch gewinnt erstens die von der ursprünglichen Idee abgefallene reformatorische Richtung Bestand, zweitens wird die Bewegung, welche bisher volksmäßig gewesen, eine fürstliche, landesherrliche.

Und da sich dieser Bewegung auch in der neuen Laufbahn der Kaiser widersetzt, als Verfechter des Katholicismus, so ward der Kampf um den Glauben zugleich ein Kampf des Fürstenthums gegen den Kaiser.

Diese neue fürstlich-protestantische Partei nimmt von der ursprünglichen Reformation die papstfeindliche insoferne nationale Richtung auf, sonst aber gerade fremdartige Bestandtheile.

Der Kaiser nimmt von den ursprünglichen reformatorischen Ideen nur die einheitliche, die kaiserliche Richtung auf, außerdem ebenfalls gegenreformatorische Bestandtheile.

Es entspinnt sich nun ein Kampf zwischen dem Kaiser und der protestantisch-fürstlichen Partei, in welchem diese zuerst im Vortheil ist, dann unterliegt, schließlich aber doch den Sieg davon trägt.

Das Ergebniß dieses Kampfes, wie es sich in dem augsburgischen Religionsfrieden herausgestellt hat, ist nun folgendes.

Vor Allem mußte der Gedanke einer Kräftigung des Kaiserthums, wie einer stärkeren Reichseinheit aufgegeben werden. Vielmehr befestigte sich das Fürstenthum mehr, wie je, und nicht blos das protestantische, sondern auch das katholische, welchem die Kämpfe des ersteren ebenfalls zu Gute kamen.

Sodann wurde die Trennung der Nation in zwei religiöse Lager staatsrechtlich festgestellt. Den Protestanten wurde gleiche Berechtigung mit den Katholiken zugestanden. Die Einen trennten sich vom Papste, die Anderen erkannten ihn noch an. Der Vortheil, welchen der Sieg des Protestantismus insofern brachte, als die Abhängigkeit von Rom aufhörte, kam also nur dem einen Theil der Nation zu Gute: der andere Theil wurde durch die Treue, die er dem Papste bewahrte, seinen Reichsgenossen weit mehr entfremdet, als Gleichgesinnten anderer Länder.

Mit dem augsburger Frieden wurde aber keineswegs vollständige Religionsfreiheit gewonnen. Vielmehr erlangte diese nur die unfreiere Richtung der Reformation, das Lutherthum: alle anderen Glaubensbekenntnisse wurden davon ausgeschlossen. Ferner wurde selbst die dergestalt beschränkte Religionsfreiheit nicht dem Belieben des Individuums anheimgegeben, sondern sie wurde nur den Landesherrn ertheilt. Diese hatten also die Religion in ihren Ländern zu bestimmen, und die Unterthanen mußten sich in dieser Beziehung dem Willen der Fürsten unbedingt fügen.

So gering, so kläglich war das Ergebniß der ungeheuern Anstrengungen, welche die Nation seit mehr als einem halben Jahrhundert gemacht hatte, um die öffentlichen Verhältnisse im Sinne

der Freiheit und Einheit neuzugestalten. Wahrhaften Gewinn zog nur das Fürstenthum, dem Kaiser, der Kirche, den eigenen Unterthanen gegenüber.

Und die nothwendige Folge dieses traurigen Ausganges war das Zurücktreten der geistigen Bildung. Der Tag, der seit dem Ende des 15. Jahrhunderts für die Wissenschaft angebrochen war, begann einer neuen Barbarei zu weichen.

Blicken wir auf die auswärtigen Verhältnisse, so gewähren uns diese ein nicht minder unerfreuliches Bild.

Der Kaiser war zwar während Karls V. Regierung der mächtigste und angesehenste Fürst der Christenheit. Allein Karl V. war dies nicht sowohl als Oberhaupt der deutschen Nation, als vielmehr, weil er so viele andere Kronen in seiner Person vereinigte. Für Deutschland als solches that er nichts: als er abdankte, sah man, daß das Reich eben durch ihn namhafte Verluste erlitten hatte. Mailand, welches Karl allerdings an sich gebracht, übergab er an seinen Sohn Philipp II., und hiermit kam dieses Reichslehen an Spanien; die Niederlande, welche er zwar von Deutschland nicht völlig trennte, indem er sie als einen besonderen Kreis des deutschen Reiches, den burgundischen, ausdrücklich anerkennen ließ, waren doch nur dem Namen nach beim Reiche, indem zufolge des burgundischen Vertrages (1548) jede Einwirkung desselben aufgehoben ward; Metz, Toul, Verdun endlich gingen allerdings nicht mit Karls Willen, aber eben doch unter seiner Regierung an Frankreich verloren.

Der Verlust dieser drei Bisthümer führt uns auf eine andere traurige Seite unserer auswärtigen Beziehungen. Diese Bisthümer wurden uns, wie wir gesehen, in Folge des Bündnisses des französischen Königs mit den deutschen Fürsten entrissen. Das war eben auch eine von den unglücklichen Folgen unserer einheimischen Kämpfe, daß der Einfluß des Auslands auf unsere inneren Angelegenheiten immer stärker geworden war. Er hat zwar, wie wir uns erinnern, schon in früheren Zeiten statt gefunden: er wuchs jedoch mit den religiösen Zerwürfnissen und mit der zunehmenden Fürstenmacht. Jene boten eine Entschuldigung, diese sicherte vor der Rache des Kaisers. Das Fürstenthum gewöhnte sich daran, das Reich und seine Unverletzlichkeit gering zu schätzen gegenüber den Vortheilen, die es für sich selbst verfolgte. Eben die Geschichte jener drei Bisthümer zeigte, wie jetzt schon das

Ehrgefühl und die Liebe zum Vaterlande aus unserem Fürstenthum entwichen war, obschon gerade in dieser Zeit die Vaterlandsliebe von den Fürsten häufiger im Munde geführt wird, als sonst. Moritz von Sachsen hatte noch so viel Schamgefühl, daß er in dem Vertrage mit Heinrich II. von Frankreich diesem die drei Bisthümer nicht als vollkommenes Eigenthum zusicherte, sondern er sollte sie nur in der Eigenschaft als Reichsstatthalter besitzen. Natürlich aber kehrte sich Heinrich II. nicht daran, sondern dieser König, welcher versicherte, nur als Beschützer der deutschen Freiheit den Krieg gegen den Kaiser erhoben zu haben, begann damit, den neu erworbenen deutschen Gebieten alle ihre alten Gesetze zu nehmen und sie nach französischer Weise, d. h. unumschränkt zu beherrschen. Der Kaiser Karl unterlag in dem Kriege: nach seiner Abdankung, als Philipp II. mit Frankreich Friede schloß, dachte das Reich nicht einmal daran, die Forderung zu stellen, daß es zu den Unterhandlungen ebenfalls zugezogen würde: die drei Bisthümer wurden daher in dem Frieden von Chateau en Cambresis (6. Februar 1559) nicht einmal erwähnt, als verstände es sich von selbst, daß Frankreich in ihrem Besitze bliebe: und als endlich noch in demselben Jahre der Kaiser Ferdinand bei den Reichsständen die Sache wieder in Anregung brachte, fand er so wenig Eifer bei den deutschen Fürsten, daß er sich damit begnügen mußte, an Heinrich II. eine Gesandtschaft abzufertigen, welche die Bisthümer wieder zurückfordern sollte. Als dieser Schritt, wie zu erwarten, nichts fruchtete, so rührten die Reichsstände keinen Fuß, um mit Gewalt der Waffen die entrissenen Gebiete wieder zurückzunehmen: die Bisthümer blieben bei Frankreich.

Und um dieselbe Zeit gingen im Osten des Reichs gleichfalls durch die Lässigkeit der deutschen Fürsten, aber auch durch die Engherzigkeit der Hansestädte nicht minder wichtige Gebiete verloren. Die Ostseeländer Esthland, Livland, Kurland, welche früher mit dem gemeinsamen Namen Livland bezeichnet zu werden pflegten, waren im 13. Jahrhundert von den Schwertrittern erobert und seitdem von ihnen beherrscht worden, standen jedoch unter der Oberhoheit des deutschen Ordens in Preußen. Diese Länder gehörten, wie Preußen selbst bis zum Frieden von Thorn, zum deutschen Reich. Im Jahre 1521 kaufte sich der Heermeister der Schwertritter von der Abhängigkeit von Preußen los, und 1525 wurde in

diesen Gegenden, wie in Preußen, die Reformation eingeführt. Livland erhielt jedoch bald einen sehr gefährlichen Nachbarn an dem Großfürsten von Rußland, oder vielmehr von Moskau, wie er sich damals noch nannte, Iwan II. Wassiljewitsch, welcher, sein Reich nach allen Seiten erweiternd, auch die Ostsee zu gewinnen trachtete, und deßhalb die Livländer unablässig bekämpfte. Am furchtbarsten war sein Angriff auf diese Länder im Jahre 1558. Die Städte Dorpat, Narwa, Reval, die zur Hanse gehörten, wandten sich in ihrer Bedrängniß an Lübeck und andere Hansestädte um Hülfe, allein die Lübecker gewährten sie nicht, aus jämmerlichem Handelsneid, weil sie mit den livländischen Städten wegen des Handels nach Rußland früher in Zwist gerathen waren. So sich selbst überlassen, wurden diese Gegenden auf das Schrecklichste verheert, Narwa, Dorpat eingenommen und die Einwohner unterworfen. Jetzt wandte sich der Heermeister an das deutsche Reich. Hier verhehlte man sich die Gefährlichkeit der Russen keineswegs: man fürchtete, sie würden bald im Norden von Europa dieselbe Rolle spielen, wie die Türken im Osten: man besorgte namentlich, daß wenn es ihnen gelänge, eine Seemacht zu gründen, sie das ganze deutsche Meer zu beherrschen trachteten, und daß es dann mit dem deutschen Handel vorbei sei: ja man traute ihnen zu, daß sie mit ihren zahllosen Schaaren bis in das Innere Deutschlands vordringen und dasselbe zu unterwerfen suchen würden; der Kaiser Ferdinand hatte daher früher schon die Ausfuhr von Waffen nach Rußland verboten.*) Auch nahm er sich jetzt eifrig der ostseeischen Provinzen an und brachte die Sache an den Reichstag. Die deutschen Fürsten hatten jedoch ebenso wenig, wie bei den lothringischen Bisthümern, Lust, für die Erhaltung dieser Länder etwas einzusetzen: auch in dieser Angelegenheit beschränkte man sich darauf, eine Gesandtschaft an den russischen Großfürsten zu schicken, die natürlich nichts half. Der Heermeister der Schwertritter, so von dem deutschen Reiche im Stich gelassen, warf sich endlich (1561) den Polen in die Arme, bei welchen doch noch mehr Menschlichkeit und Bildung vorhanden war, wie bei den Russen, die in den letzten Kriegen sich als wahre Kanni-

*) Epitome rerum gestarum sub Ferdinando I. bei Schard rerum Germanicarum scriptores. III. S. 161.

balen gezeigt hatten. In dem mit Polen aufgerichteten Vertrage wurde Livland (im engeren Sinne) an dieses Reich vollkommen abgetreten: Kurland nebst Semgallen behielt der Heermeister, Gotthold Kettler, als erbliches Herzogthum für sich, jedoch unter polnischer Hoheit: Esthland endlich nebst Reval suchte Schutz bei Schweden.

Nicht minder traurig war die Stellung, welche das deutsche Reich den Türken gegenüber einnahm. Zwar stieß Deutschland nicht unmittelbar mit den Türken zusammen, aber das Gränzland Ungarn gehörte dem deutschen Kaiser, und da in den letzten Jahrzehenden die Türken von Ungarn aus häufig in das deutsche Gebiet einfielen, und mehr, denn einmal, die Hauptstadt des Kaisers, Wien belagerten, so war der Türkenkrieg zugleich eine deutsche Angelegenheit. Auch versäumte Ferdinand nicht, die deutschen Reichsstände gegen diese gefährlichen Feinde um Hülfe anzurufen, mit denen er die ganze Zeit seiner Regierung über zu kämpfen hatte. Vom Reiche wurde wohl mehrmals Hülfe geleistet, allein immer nur für einen Feldzug, und nicht umfassend genug, während nur ein fortgesetzter, thatkräftig betriebener Krieg zu einem glücklichen Ergebnisse führen konnte. Dazu mochten sich aber die Fürsten nicht verstehen, theils weil sie die Kosten scheuten, theils weil sie meinten, daß sie die Sache eigentlich nichts anginge, hauptsächlich aber aus Eifersucht gegen das Haus Habsburg. Sie sahen sogar in der Türkengefahr von Zeit zu Zeit ein vortreffliches Mittel, das Kaiserhaus zu Zugeständnissen zu nöthigen und den allzu kühnen Flug des Doppeladlers niederzuhalten. So geschah es denn, daß die Türken sich unter den Regierungeu Karls V. und Ferdinands I. in Ungarn immer weiter ausbreiteten. Es wurde dies ihnen um so leichter, als Ferdinand gleich 1526 nicht von ganz Ungarn als König anerkannt worden war, sondern ein Theil der Einwohner einen ungarischen Großen, Johann Zapolya, zum Oberhaupte gewählt hatte. Dieser rief die Türken zu Hülfe, und so lange er lebte, waren sie seine Bundesgenossen gegen Oesterreich, d. h. sie herrschten in Ungarn. Nach Zapolyas Tode (1540) übernahm der türkische Sultan Soliman die Vormundschaft über dessen noch unmündigen Sohn Johann Sigmund: 1551 erhob er einen neuen Krieg gegen Ferdinand, der für letzteren wieder sehr unglücklich ausfiel, und im Jahre 1562

sah sich der Kaiser, nirgends her unterstützt, zu einem demüthigenden achtjährigen Waffenstillstande genöthigt, zufolge dessen er ohngefähr die Hälfte von Ungarn nebst Siebenbürgen an Johann Sigmund abtreten, und für die andere Hälfte eine jährliche Abgabe von 30,000 Goldgulden an die Türken zahlen mußte.

So standen die Dinge unmittelbar nach dem Religionsfrieden: die Nation innerlich zerspalten, das Kaiserthum geschwächt, das Fürstenthum mächtiger, aber auch selbstsüchtiger und unvaterländischer, wie je: das Reich kraftlos gegen außen, ein Gebiet nach dem andern ihm entrissen, und das Alles mit Gleichgültigkeit hingenommen.

Wie aber? waren diese unglückseligen Verhältnisse nicht zu beseitigen? War die religiöse Spaltung nicht vielleicht noch zu heben? dem Nationalbewußtsein ein neuer Schwung zu geben? das Reich innerlich zu stärken, gegen Außen zu einer edleren thatkräftigeren Haltung zu begeistern?

In der That: die beiden Kaiser nach Karl V. gaben sich alle Mühe, ein solches Ergebniß herbei zu führen. Weder an Einsicht, noch an gutem Willen hat es ihnen dazu gefehlt.

Ferdinand I. (von 1556 bis 1564) hat von jeher die deutschen Verhältnisse mit nationalerem Auge betrachtet, als sein Bruder, und wir erinnern uns, wie er in den wichtigsten Augenblicken immer deutlich gefühlt hat, welche Handlungsweise die richtige sei: so im sickingischen Handel und im Bauernkrieg. Allein er war abhängig von seinem Bruder und von andern Verhältnissen, und konnte deßhalb sich nie vollkommen frei bewegen. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß er die reformatorische Bewegung niemals in ihrem ganzen Umfange gut geheißen hätte: religiös stand er so ziemlich auf derselben Stufe, wie Karl V. Jedoch auch hier trat im Laufe der Zeit eine Aenderung ein. Ferdinand mußte sich sagen, daß er eigentlich dem Protestantismus den deutschen Thron verdankte: ohne den rechtzeitigen Widerstand desselben wäre Karls V. Plan, Philipp II. zum Kaiser zu machen, durchgegangen. Es war natürlich, daß er gegen den Protestantismus milder und billiger wurde. Aber außerdem hatte sich ihm, stärker noch als seinem Bruder, die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung der Kirche aufgedrungen. Er hielt es für unerläßlich, die Ehelosigkeit der Geistlichen aufzuheben und dem Volke den Laienkelch zu gewähren. Das Letztere

war an sich unbedeutend und gewissermaßen nur als äußeres Kennzeichen anzusehen: dagegen hätte die Aufhebung der Ehelosigkeit die unermeßlichsten Folgen nach sich ziehen müssen. Ferdinand verlangte aber noch weitere Reformen: vor Allem wünschte er, ebenso wie sein Bruder, die Herstellung des Uebergewichts der kaiserlichen Macht über das Papstthum, was, da er natürlich von dem Gedanken einer Weltmonarchie absah und sich nur als deutscher Kaiser fühlte, die Verselbständigung der deutschen Kirche zur Folge gehabt hätte. Und so gab er die Hoffnung nicht auf, daß es doch noch zu einer Verständigung zwischen den beiden Religionsparteien kommen, daß demnach auch die kirchliche Einheit der Nation erhalten werden könnte.

Aber zu noch größeren Hoffnungen berechtigte Ferdinands Sohn und Nachfolger Maximilian II., geboren 1527, zum römischen Könige erwählt 1562, Kaiser von 1564 bis 1576. Das war einer der ausgezeichnetsten Fürsten nicht nur seiner Zeit, sondern aller Jahrhunderte. Fast schien es, als ob die reformatorischen Ideen, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts keinen Kaiser fanden, der sie hätte verwirklichen können und mögen, nunmehr plötzlich sich in Maximilian verkörpert hätten. Eine edle Natur: Güte und Wohlwollen machten den Grundton seines Wesens aus; dabei geistvoll, reich begabt mit Fähigkeiten aller Art, mit dem schärfsten Verstande, der feinsten Beobachtungsgabe, nicht minder geschickt, die Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens aufzufassen, wie in die Tiefen der Wissenschaft zu dringen; endlich von dem unermüdlichsten Streben, einem unersättlichen Durste nach Wahrheit, die höchsten Ziele sich steckend. Es war natürlich, daß eine solche Natur nicht unberührt blieb von den religiösen Bewegungen seiner Zeit: schon in früher Jugend wurde Maximilian mit dem Protestantismus vertraut und dieser übte einen so gewaltigen Eindruck auf seine Seele, daß er in ihm die eigentliche religiöse Wahrheit erkannte. Allgemein glaubte man, daß er bei seiner Thronbesteigung offen zur neuen Lehre übertreten werde: er gerieth deßhalb auch mit seinem Vater in Zerwürfnisse, und diese gediehen einmal so weit, daß Maximilian sich veranlaßt sah, bei mehreren protestantischen Fürsten anzufragen, was er sich von ihnen zu versehen habe, wenn er wegen der Religion genöthigt sei, seine Zuflucht zu ihnen zu nehmen. Es waren die großen einfachen Wahrheiten der ursprünglichen Reformation, die

ihn so ergriffen hatten: die Gewissensfreiheit, das Zurückführen der Religion auf den inneren Menschen, die Beseitigung der Priesterherrschaft, endlich die nationale Seite der Bewegung, die Aufhebung der Abhängigkeit von Rom. Und so nahm Maximilian auch die staatliche Richtung der reformatorischen Bestrebungen in sich auf: es war eines seiner Hauptziele, Deutschland in sich wieder zu einigen, zu kräftigen, gegen Außen mächtig, angesehen, gefürchtet zu machen. Zwar von der Durchführung jener großartigen Entwürfe, wie sie von Sickingen und im Bauernkriege beabsichtigt waren, mußte jetzt abgesehen werden: das Fürstenthum war nicht mehr zu beseitigen, auch dachte Maximilian selbst nicht daran, da er mit den Häuptern des protestantischen Fürstenthums in so freundlichen Verhältnissen stand; allein es konnte immerhin Manches geschehen zur Stärkung der Einheit, Anderes konnte vorbereitet werden. Vor Allem aber glaubte Maximilian auf die äußere Staatskunst sein Augenmerk wenden zu müssen: er wollte dieser eine edlere, nationalere Richtung geben: kein Zweifel, daß die Erfolge, welche hier errungen worden wären, von dem heilsamsten Einflusse auf die inneren Angelegenheiten hätten sein müssen: die Nation, gegen Außen hin vereinigt, hätte ein verstärktes Gefühl der Zusammengehörigkeit, eines großen Ganzen gewonnen.

Allein wie edel, wie groß auch die Absichten und Strebungen des Einzelnen sein mögen: für sich selber vermag er nichts: er ist immer von den Umständen abhängig. Es fragte sich, ob die Nation fähig, ob sie Willens war, in die Gedanken Ferdinands und Maximilians einzugehen. Betrachten wir zuvörderst die zwei Gegensätze, in denen das Nationalbewußtsein vorzugsweise zur Erscheinung gekommen war: den Protestantismus und den Katholicismus.

---

2. Verbreitung des Protestantismus.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts befand sich der Protestantismus unläugbar in dem entschiedensten Uebergewicht, nicht blos, weil nachgerade der größte Theil der weltlichen Fürsten zu ihm

übergetreten war, sondern weil überhaupt die kirchenfeindliche Strömung in der Nation noch fortwirkte. Eine Uebersicht der Gebiete wird uns dies anschaulich machen.*)

I. In Niedersachsen war die Reformation in alle braunschweig-lüneburgischen Lande eingedrungen, und hatte sich hier festgesetzt. Daß sich die grubenhagensche Linie, welche mit dem Ende des 16. Jahrhunderts ausstarb, zum Protestantismus bekannte, haben wir schon bemerkt, ebenso das Haus Lüneburg. Das mittlere Haus Braunschweig zählte nun zwar in seinen beiden Linien, in Calenberg und Wolfenbüttel, Fürsten, welche zu den entschiedensten Gegnern der Reformation gehörten. Dort regierte Erich, hier Heinrich der Jüngere. Allein Erich, welcher allerdings den Katholicismus wieder in seinem Gebiete einführen wollte, wurde 1553 von den Landständen gezwungen, die freie Ausübung der evangelischen Religion zu gestatten: mit seinem Tode (1584) kam Calenberg an Wolfenbüttel. Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein noch größerer Feind der Protestanten, sah sich doch seinen Unterthanen gegenüber in demselben Verhältniß, wie Erich: sie gehörten alle zur neuen Lehre und zwangen ihm wenn auch nicht völlige Duldung, doch manche Zugeständnisse ab. Als er aber im Jahre 1568 starb, so kam mit seinem Sohne Julius (1568—1589) ein eifriger Protestant auf den Fürstenstuhl von Braunschweig-Wolfenbüttel. Vorher schon von seinem Vater wegen seiner Anhänglichkeit an die neue Lehre verfolgt, spielte er jetzt in allen Angelegenheiten, welche die Religion angingen, eine wichtige Rolle. Ihm folgte sein Sohn Heinrich Julius (1589—1613). Ebenso war in Schleswig-Holstein bereits von Christian III. die Reformation eingeführt.

Und nicht minder hatte die neue Lehre in den geistlichen Fürstenthümern überhand genommen. Die Erzbischöfe von Bremen waren bis zum Jahr 1566 aus dem Hause Braunschweig, die, wenn sie auch die Reformation nicht förmlich einführten, ihr doch geneigt waren. Nachher wurde der Herzog Heinrich von Sachsen-Lauenburg Erzbischof, welcher Protestant war, sich sogar verheirathete, und nach seinem Tode (1585) folgte der protestantische Herzog Johann

*) Vergleiche S. 78 folg.

von Holstein-Gottorp. Das Bisthum Verden war in diesen Zeiten meistens mit dem Erzbisthum Bremen vereinigt, und entschieden protestantisch. Seit 1585 wurde Bischof daselbst Philipp Sigmund, Sohn des Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel. Das Bisthum Lübeck war schon seit 1535 von Bischöfen verwaltet, welche entweder selber protestantisch waren oder doch den Protestantismus nicht hinderten. Ebenso war das Bisthum Hildesheim ganz protestantisch. Das Bisthum Halberstadt war bis 1577 von brandenburgischen Prinzen verwaltet, welche zugleich Erzbischöfe von Magdeburg waren und von denen der letzte (seit 1550) der neuen Lehre angehörte. Nachher wurde ein anderer Sohn des Herzogs Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, Heinrich Julius, Bischof daselbst, natürlich ein ebenso guter Protestant, als sein Vater.

Daß endlich die Städte sammt und sonders die neue Lehre angenommen hatten, haben wir schon mehrmals angeführt.

II. In Westphalen, welches größtentheils aus geistlichen Fürstenthümern bestand, stoßen wir auf dieselbe Erscheinung, die wir eben betrachtet haben. Der Versuch des Erzbischofs von Köln, in den vierziger Jahren sein Fürstenthum protestantisch zu machen, wirkte natürlich auch auf die westphälischen Besitzungen des Erzstifts. Münster, der Schauplatz der wiedertäuferischen Unruhen, wo kurz nach der Unterdrückung derselben der Katholicismus zurückgeführt ward, öffnete sich doch bald wieder der neuen Lehre, und die Bischöfe selber neigten sich ihr zu. Ebenso in Osnabrück, wo die Bischöfe abwechselnd protestantisch und katholisch waren, im letzteren Falle aber das Umsichgreifen des Protestantismus nicht hindern konnten. Nicht anders waren die Verhältnisse in Minden. Auch in Paderborn, obschon die Bischöfe katholisch, waren die protestantischen Ideen bei der Einwohnerschaft überwiegend. In Ostfriesland, seit dem vorigen Jahrhundert bereits unter einem Grafengeschlechte zu einer Grafschaft vereinigt, ebenso in Oldenburg: überall herrschte die neue Lehre.

III. In den Niederlanden, welche seit Karls V. Abdankung an Philipp II. von Spanien gekommen waren, wurden zwar die neuen Ideen auf das härteste verfolgt. Sie konnten jedoch so wenig unterdrückt werden, daß vielmehr der größte Theil der Einwohnerschaft sich zu ihnen hinneigte.

IV. Am **Niederrhein** wurde der Protestantismus in dem bedeutendsten weltlichen Fürstenthum, in Jülich, Cleve, Mark und Berg, eingeführt. Im Erzstift Köln scheiterte zwar ein derartiger Versuch in den vierziger Jahren; aber die neue Lehre war demungeachtet unter der Einwohnerschaft verbreitet, und im Anfang der achtziger Jahre konnte sogar ein Erzbischof einen nochmaligen Versuch wagen, das Erzstift protestantisch zu machen.

V. Am **Mittelrhein** hatte der Protestantismus einen bedeutenden Zuwachs erhalten a) an dem pfalzgräflichen Hause. Was zunächst die kurfürstliche Linie anbetrifft, so führte Otto Heinrich (starb 1559) die lutherische Religion ein. Ihm folgte Friedrich III. aus dem simmernschen Hause, welcher noch weiter ging und das Glaubensbekenntniß, wie es sich in der Schweiz, namentlich unter dem Einflusse Kalvins, auf den wir noch zurückkommen werden, ausgebildet hatte, an die Stelle des Lutherthums setzte. Nach Friedrichs Tode (1576) stellte zwar sein Sohn und Nachfolger Ludwig VI. das Lutherthum wieder her. Er starb jedoch bereits 1583. Da dessen Sohn Friedrich IV. erst neun Jahre alt war, so führte Johann Kasimir, Friedrichs III. zweiter Sohn, einstweilen die Regierung. Dieser, einer der thätigsten protestantischen Fürsten, führte die kalvinische Religion wieder ein. Er starb 1592. Ihm folgte dann sein Neffe Friedrich IV. (starb 1610). — Außer der kurfürstlichen Linie bestanden noch zwei andere, nämlich 1) die zweibrückensche, und 2) die lützelsteinische oder veldenzische. Beide bekannten sich zum Protestantismus. Die lützelsteinische starb im Jahre 1694 aus. Der Stammvater der zweibrückenschen Linie, Ludwig, starb 1527, und hinterließ einen Sohn Wolfgang (starb 1569), welchem der Kurfürst Otto Heinrich seiner Zeit die Pfalz Neuburg, seinen ursprünglichen Antheil, vermachte, weßhalb diese Linie auch die neuburgische genannt wird. Wolfgang war ein ebenso eifriger Lutheraner, als Friedrich III. Kalvinist war. Er hinterließ drei Söhne: 1) Philipp Ludwig, Stammvater der Linie Neuburg-Sulzbach (starb 1614); 2) Johann, Stammvater der jüngeren zweibrückenschen Linie (starb 1604); 3) Karl, Stammvater der birkenfelder Linie (starb 1610). b) In Nassau nahmen die beiden Hauptlinien, die walramische und die ottonische, die Reformation an. Die walramische theilte sich wieder in die Zweige Idstein-Wiesbaden, Weil-

burg und Saarbrücken, vereinigte sich jedoch, da die beiden anderen Zweige ausstarben, unter der weilburgischen Linie, wo Ludwig II. (1582 bis 1625) die Vereinigung zu Stande brachte. Die ottonische Linie, welcher Dillenburg, Beilstein und Siegen gehörte, erwarb sich bereits im 14. Jahrhundert durch Heirath Besitzungen in den Niederlanden, namentlich die Grafschaft Vianden in Lützelburg und die Erbschaft von Polanen, wozu Breda gehörte, in Brabant. Im 16. Jahrhundert erlangte diese Linie gleichfalls durch Heirath das Fürstenthum Oranien (Orange) im südlichen Frankreich, unweit Avignon gelegen, und von dieser Besitzung nannte sie sich fortan Nassau-Oranien. Diese Linie hatte sich gleichfalls getheilt, und zwar in den Zweig, welcher die niederländischen, und in den, welcher die deutschen Besitzungen inne hatte. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts starb jedoch die niederländische Linie aus, und die deutsche, an deren Spitze Wilhelm der Schweigsame (1533 zu Dillenburg geboren) stand, vereinigte nun die niederländischen und deutschen Besitzungen, so wie das Fürstenthum Oranien miteinander. Später erfolgte jedoch wieder eine Trennung, indem Wilhelm die niederländischen Besitzungen und Oranien behielt, während sein Bruder Johann die deutschen Besitzungen (Dillenburg) bekam. Wir werden später sehen, welch bedeutenden Antheil eben diese Linie Nassau-Oranien an den religiösen Bewegungen nahm. c) Auch in anderen Grafschaften, Wittgenstein, Solms, Sayn, Isenburg wurde die Reformation eingeführt.

Was die geistlichen Fürstenthümer anbetrifft, Mainz, Trier, Worms, Speier, so blieben die Bischöfe zwar katholisch, allein die Bevölkerung bekannte sich größtentheils zur neuen Lehre: namentlich gilt dies auch vom Adel, so daß die Kirchenfürsten oft gezwungen waren, zu ihren Räthen und in ihrem Hofstaat entschiedene Protestanten anzunehmen.

VI. Am Oberrhein wurde in Baden die Reformation eingeführt, und zwar in Baden-Baden von Markgraf Bernhard III., welcher 1536 starb, in Baden-Pforzheim aber oder Durlach von Karl II., welcher 1577 starb. Unter den Nachkommen Bernhards von Baden-Baden kam zwar die Reformation wieder etwas ins Stocken. Die Söhne desselben waren nämlich bei seinem Tode noch unmündig: der streng katholische Herzog von Baiern führte die

Vormundschaft, ließ die Prinzen nicht nur selbst katholisch erziehen, sondern führte auch den Katholicismus wieder in Baden ein. Philibert starb 1569. Sein Sohn Philipp II. starb 1588. Aber unter dessen Nachfolger Eduard Fortunatus, der das Land unsäglich zerrüttete, kam Baden-Baden bereits 1596 an die gut protestantische Linie Baden-Durlach. Der zweite Ahnherr dieser Linie Karl II. hinterließ drei Söhne: 1) Ernst Friedrich, derselbe, der auch Baden-Baden, welches Eduard Fortunatus nicht mehr zu behaupten vermochte, an sich nahm, starb 1604 ohne Nachkommen. 2) Jakob III. von Hachberg, starb 1590 gleichfalls ohne Nachkommen. 3) Georg Friedrich (starb 1638), der das Geschlecht fortsetzte, ein eifriger Lutheraner, auf den wir noch zurückkommen werden. — Das Bisthum Straßburg blieb zwar katholisch, allein die Städte waren eifrig protestantisch, namentlich die Stadt Straßburg galt auch jetzt noch als einer der bedeutendsten Mittelpunkte der reformatorischen Partei in jenen Gegenden.

VII. Auch in Lothringen, namentlich unter den Städten, hatte die Reformation um sich gegriffen.

VIII. In Schwaben hatte die neue Lehre gleich von Anfang zahlreiche Bekenner gefunden: dieses Land war später einer der bedeutendsten Schauplätze für ihre Wirksamkeit. Wir haben bereits angeführt, wie die Reichsstädte sie angenommen, und wie seit 1534 auch in dem mächtigsten Fürstenthum daselbst, in Würtemberg, der Protestantismus eingeführt wurde. Unter Ulrichs Sohn Christoph IV. (1550 bis 1568) spielte Würtemberg als Hort der neuen Lehre eine bedeutende Rolle. Unter ihm wurden dem Bisthum Augsburg alle Klöster entrissen. Auf Christoph folgte Ludwig V., mit dessen Tode (1593) diese Linie ausstarb. Es folgte sodann die Linie von Mömpelgardt, gestiftet durch Herzog Ulrichs Bruder Graf Georg.

IX. Das baierische Fürstenhaus war eine der stärksten Säulen des Katholicismus. Allein trotz aller Vorsichtsmaßregeln Herzog Wilhelms IV. (starb 1550) hatten eben doch die protestantischen Ideen Wurzeln geschlagen, insbesondere auch unter dem Adel, und Wilhelms Sohn Albrecht V. (starb 1579) sah sich genöthigt, den Landständen Zugeständnisse deßhalb zu machen, den Laienkelch und die Predigt des Evangeliums zu gestatten. Auf Albrecht V. folgte dessen Sohn Wilhelm V. (starb 1626), welcher aber schon 1596

die Regierung an seinen Sohn Maximilian I. (geboren 1573) abtrat. In der Reichsstadt Regensburg herrschte schon seit früher der Protestantismus.

X. In Franken waren sämmtliche Reichsstädte, der größte Theil des Adels, die Markgrafschaften von Ansbach und Baireuth protestantisch. Allein auch in den Bisthümern Würzburg, Bamberg, Eichstädt, so wie in den mainzischen Besitzungen, und in der Abtei Fulda hatte er um sich gegriffen: der größte Theil der Einwohnerschaft bekannte sich zur neuen Lehre.

XI. Hessen, unter dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen (starb 1567) ein so bedeutender Vorkämpfer der Reformation, blieb auch unter seinen Söhnen der von ihm eingeschlagenen Richtung treu. Philipp theilte sein Land unter vier Söhne, von denen jedoch nur zwei das Geschlecht fortsetzten, nämlich Wilhelm IV. der Weise (starb 1592), der Stifter der Linie Hessen-Kassel, und Georg I. (starb 1596), der Stifter der Linie Hessen-Darmstadt.

XII. Nicht minder galten Meißen und Thüringen, oder Kursachsen und Herzogthum Sachsen, fortwährend als Bollwerk des Protestantismus. Was zunächst Kursachsen betrifft oder die albertinische Linie, so folgte auf Moritz dessen Bruder August, starb 1586; dann dessen Sohn Christian I. (starb 1591), sodann Christian II. (starb 1611). Die Bisthümer Naumburg, Merseburg, Meißen wurden jetzt von sächsischen Prinzen verwaltet und überhaupt zu Kursachsen gerechnet. Die herzogliche Linie des Hauses Sachsen, oder die ernestinische, stammte von dem unglücklichen Johann Friedrich, dem ehemaligen Kurfürsten, ab. Dieser starb 1554, und hinterließ zwei Söhne: 1) Johann Friedrich den Mittleren, den Stifter der älteren gothaischen Linie, der sich in die grumbachischen Händel verwickelte, in die Reichsacht gethan ward, 1567 sein Fürstenthum verlor und bis zu seinem Tode (1595) in der Gefangenschaft gehalten wurde. Seine beiden Söhne Johann Kasimir (starb 1637) und Johann Ernst (starb 1638) hinterließen keine Nachkommen, worauf ihre Länder an die weimarische Linie fielen; 2) Johann Wilhelm, Stifter der weimarischen Linie, welcher seit 1567 auch die Länder seines älteren Bruders verwaltete, starb 1573. Da seine Söhne noch unmündig waren, so verwaltete das Land einstweilen der Kurfürst August.

XIII. In den Fürstenthümern aus dem anhaltischen Hause war ebenfalls schon seit länger der Protestantismus eingeführt. Was zunächst Anhalt anbetrifft, dessen Fürsten einen so großen Eifer für die neue Lehre an den Tag legten, so starben die verschiedenen Zweige dieses Hauses um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus, und Joachim Ernst besaß um 1570 ganz Anhalt wieder allein (starb 1586). Er hatte aber mehrere Söhne, welche wieder fünf verschiedene Linien stifteten: 1) Johann Georg stiftete die dessauische Linie; 2) Christian I. die bernburgische; 3) August die plötzkauische; 4) Rudolf die zerbstische; 5) Ludwig die köthensche. — Das wichtige Erzbisthum Magdeburg war völlig protestantisch, nicht nur die Einwohnerschaft, sondern auch die Erzbischöfe. Sie waren seit dem Anfange des Jahrhunderts aus dem brandenburgischen Hause. Sigismund, welcher 1566 starb, erklärte sich vor Kaiser und Reich für die neue Lehre: sein Nachfolger Joachim Friedrich, Sohn des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, verheirathete sich sogar 1568, und blieb demohngeachtet Erzbischof. Ebenso wurde auch das Bisthum Ratzeburg von protestantischen Bischöfen aus dem Hause Mecklenburg verwaltet.

XIV. In Mecklenburg selbst war die Reformation schon seit geraumer Zeit eingeführt. Hier führte seit 1552 Johann Albrecht die Regierung, neben ihm seit 1556 sein Bruder Ulrich. Nach dem Tode des ersteren (1576) regierte Ulrich allein (starb 1603). — Das Bisthum Schwerin, welches schon seit geraumer Zeit mit mecklenburgischen Prinzen besetzt worden war, verwaltete seit 1550 eben dieser Ulrich. Die Herzoge wünschten das Stift vollkommen abhängig zu machen: dies gelang aber vorderhand nicht, indem die Reichsunmittelbarkeit desselben vom Kammergerichte aufrecht erhalten wurde. Das Stift war aber vollkommen protestantisch.

XV. Auch Pommern hatte schon frühe die Reformation angenommen. Philipp I., der sich in den schmalkaldischen Krieg eingelassen hatte, starb 1560. Ihm folgte sein Sohn Bogislaus XIII. (starb 1603). Das Bisthum Kamin wurde seit der Mitte des 16. Jahrhunderts von pommernschen Prinzen verwaltet. Die Reformation war daselbst schon früher eingeführt worden.

XVI. Brandenburg war seit Joachim II. (starb 1571) protestantisch. Ihm folgte sein Sohn Johann Georg (starb 1598), und

die Regierung an seinen Sohn Maximilian I. (geboren 1573) abtrat. In der Reichsstadt Regensburg herrschte schon seit früher der Protestantismus.

X. In Franken waren sämmtliche Reichsstädte, der größte Theil des Adels, die Markgrafschaften von Ansbach und Baireuth protestantisch. Allein auch in den Bisthümern Würzburg, Bamberg, Eichstädt, so wie in den mainzischen Besitzungen, und in der Abtei Fulda hatte er um sich gegriffen: der größte Theil der Einwohnerschaft bekannte sich zur neuen Lehre.

XI. Hessen, unter dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen (starb 1567) ein so bedeutender Vorkämpfer der Reformation, blieb auch unter seinen Söhnen der von ihm eingeschlagenen Richtung treu. Philipp theilte sein Land unter vier Söhne, von denen jedoch nur zwei das Geschlecht fortsetzten, nämlich Wilhelm IV. der Weise (starb 1592), der Stifter der Linie Hessen-Kassel, und Georg I. (starb 1596), der Stifter der Linie Hessen-Darmstadt.

XII. Nicht minder galten Meißen und Thüringen, oder Kursachsen und Herzogthum Sachsen, fortwährend als Bollwerk des Protestantismus. Was zunächst Kursachsen betrifft oder die albertinische Linie, so folgte auf Moritz dessen Bruder August, starb 1586; dann dessen Sohn Christian I. (starb 1591), sodann Christian II. (starb 1611). Die Bisthümer Naumburg, Merseburg, Meißen wurden jetzt von sächsischen Prinzen verwaltet und überhaupt zu Kursachsen gerechnet. Die herzogliche Linie des Hauses Sachsen, oder die ernestinische, stammte von dem unglücklichen Johann Friedrich, dem ehemaligen Kurfürsten, ab. Dieser starb 1554, und hinterließ zwei Söhne: 1) Johann Friedrich den Mittleren, den Stifter der älteren gothaischen Linie, der sich in die grumbachischen Händel verwickelte, in die Reichsacht gethan ward, 1567 sein Fürstenthum verlor und bis zu seinem Tode (1595) in der Gefangenschaft gehalten wurde. Seine beiden Söhne Johann Kasimir (starb 1637) und Johann Ernst (starb 1638) hinterließen keine Nachkommen, worauf ihre Länder an die weimarische Linie fielen; 2) Johann Wilhelm, Stifter der weimarischen Linie, welcher seit 1567 auch die Länder seines älteren Bruders verwaltete, starb 1573. Da seine Söhne noch unmündig waren, so verwaltete das Land einstweilen der Kurfürst August.

XIII. In den Fürstenthümern aus dem anhaltischen Hause war ebenfalls schon seit länger der Protestantismus eingeführt. Was zunächst Anhalt anbetrifft, dessen Fürsten einen so großen Eifer für die neue Lehre an den Tag legten, so starben die verschiedenen Zweige dieses Hauses um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus, und Joachim Ernst besaß um 1570 ganz Anhalt wieder allein (starb 1586). Er hatte aber mehrere Söhne, welche wieder fünf verschiedene Linien stifteten: 1) Johann Georg stiftete die dessauische Linie; 2) Christian I. die bernburgische; 3) August die plötzkauische; 4) Rudolf die zerbstische; 5) Ludwig die köthensche. — Das wichtige Erzbisthum Magdeburg war völlig protestantisch, nicht nur die Einwohnerschaft, sondern auch die Erzbischöfe. Sie waren seit dem Anfange des Jahrhunderts aus dem brandenburgischen Hause. Sigismund, welcher 1566 starb, erklärte sich vor Kaiser und Reich für die neue Lehre: sein Nachfolger Joachim Friedrich, Sohn des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, verheirathete sich sogar 1568, und blieb demohngeachtet Erzbischof. Ebenso wurde auch das Bisthum Ratzeburg von protestantischen Bischöfen aus dem Hause Mecklenburg verwaltet.

XIV. In Mecklenburg selbst war die Reformation schon seit geraumer Zeit eingeführt. Hier führte seit 1552 Johann Albrecht die Regierung, neben ihm seit 1556 sein Bruder Ulrich. Nach dem Tode des ersteren (1576) regierte Ulrich allein (starb 1603). — Das Bisthum Schwerin, welches schon seit geraumer Zeit mit mecklenburgischen Prinzen besetzt worden war, verwaltete seit 1550 eben dieser Ulrich. Die Herzoge wünschten das Stift vollkommen abhängig zu machen: dies gelang aber vorderhand nicht, indem die Reichsunmittelbarkeit desselben vom Kammergerichte aufrecht erhalten wurde. Das Stift war aber vollkommen protestantisch.

XV. Auch Pommern hatte schon frühe die Reformation angenommen. Philipp I., der sich in den schmalkaldischen Krieg eingelassen hatte, starb 1560. Ihm folgte sein Sohn Bogislaus XIII. (starb 1603). Das Bisthum Kamin wurde seit der Mitte des 16. Jahrhunderts von pommernschen Prinzen verwaltet. Die Reformation war daselbst schon früher eingeführt worden.

XVI. Brandenburg war seit Joachim II. (starb 1571) protestantisch. Ihm folgte sein Sohn Johann Georg (starb 1598), und

diesem Joachim Friedrich (starb 1608), welcher früher Erzbischof von Magdeburg gewesen. — Die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus, früher schon von den Kurfürsten verwaltet, wurden unter Johann Georg völlig mit den Kurlanden vereinigt.

XVII. Die Besitzungen des Hauses Habsburg umfaßten unter Ferdinand I. außer Ungarn, Böhmen nebst Lausitz, Schlesien und Mähren, Oesterreich, Kärnthen, Steyermark und Krain, Tyrol und die vorder österreichischen Lande in Schwaben und im Elsaß. In allen diesen Ländern war der Protestantismus eingerissen. In Böhmen waren noch beträchtliche Reste der Hussiten vorhanden, welche durch die reformatorische Bewegung einen neuen Schwung erhielten. Aber außerdem thaten sich daselbst auch Lutheraner und andere Glaubensparteien auf. Zur Zeit des schmalkaldischen Krieges standen die Unkatholischen in sehr genauen Beziehungen zu dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Im eigentlichen Oesterreich bekannte sich der größte Theil der Einwohner, insbesondere aber auch der Adel zu den neuen Lehren, nicht minder in Steyermark. Ferdinand konnte nicht anders: er mußte die neue Lehre dulden. Maximilian II. ging noch weiter: er gestand dem Herrenstande und dem Adel das vollkommene Recht freier Religionsübung zu. So sehr hatten sich die neuen Ideen der Gemüther bemächtigt, daß Ferdinand unter seinen eigenen Räthen eine Menge von Protestanten zählte: am Hofe Maximilians II. waren sie sogar überwiegend. Nach Ferdinands Tode (1564) fielen die Besitzungen des Hauses wieder auseinander. Er vertheilte sie nämlich unter seine drei Söhne folgendermaßen: der Aelteste, Maximilian, der zugleich Kaiser wurde, erhielt Böhmen, Ungarn und Oesterreich; der zweite, Ferdinand, vermählt mit der schönen Augsburgerin Philippine Welser, bekam Tyrol und die vorderösterreichischen Lande (starb 1595); der dritte, Karl, endlich, Steyermark, Kärnthen und Krain (starb 1590).*)

So stand es in Deutschland. Der Protestantismus war also in unzweifelhaftem Uebergewicht: ja die Zeitgenossen berechneten, daß

*) Wir haben zur Bequemlichkeit des Lesers bei dieser Uebersicht der Gebiete unsere frühere Eintheilung beibehalten, wollen nun aber doch die Eintheilung nach den Reichskreisen angeben, welche sich von unserer nur wenig unterscheidet.

eigentlich nur noch ein Zehntel der Bevölkerung den Katholicismus bekenne. Noch bedeutsamer wurde die Stellung des Protestantismus dadurch, daß er sich nun über die Gränzen Deutschlands hinaus ergossen und ringsum alle Nachbarländer ergriffen hatte.

In der Schweiz, die zwar thatsächlich unabhängig vom deutschen Reiche war, aber doch noch dazu gerechnet wurde, und ohnedies seit

---

Zum niedersächsischen Kreise gehörten die Herzogthümer Braunschweig-Lüneburg, Holstein, Mecklenburg, Sachsen-Lauenburg, die Stifte Bremen, Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Quedlinburg, Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen, Goslar, Nordhausen, Mühlhausen. Zum westphälischen Kreise gehörten die Grafschaften Ostfriesland, Oldenburg, Hoya, Diepholz, Lingen, Bentheim, Tecklenburg, Schauenburg, Lippe, Rietberg, das Herzogthum Jülich, Cleve, Mark und Berg, die Grafschaften Sayn, Wied, Reifferscheid, Blankenheim, Nassau-Dillenburg, die Stifte Münster, Osnabrück, Minden, Paderborn, Corvey, die Städte Köln, Aachen, Dortmund, Soest. Zum burgundischen Kreise gehörten die niederländisch-spanischen Besitzungen. Zum niederrheinischen oder Kurkreise gehörten die vier rheinischen Kurfürstenthümer, nämlich Köln, Trier, Mainz, Pfalz, mit den dazu gehörigen Besitzungen Kölns in Westphalen und von Mainz im Hessischen, im Eichsfeld und im Sächsischen (Erfurt). Der oberrheinische Kreis bestand aus den Landgrafschaften Hessen, den Grafschaften Wittgenstein, Solms, Nassau-Weilburg, Waldeck, Isenburg, Hanau, den nichtkurfürstlichen pfälzischen Ländern, den Grafschaften Leiningen, Salm, Fleckenstein, Mömpelgardt, den Bisthümern Worms, Speier, Straßburg, Basel, der Abtei Fulda, den Städten Worms, Speier, Weißenburg, Straßburg ꝛc. Zum schwäbischen Kreis gehörten das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafschaft Baden, die Grafschaften Oettingen, Helfenstein, Hohenzollern, Fürstenberg, Waldburg, Fugger, das Bisthum Augsburg, die Abteien Kempten, Elwangen, die Städte Ulm, Augsburg, Eßlingen, Reutlingen ꝛc. Der baierische Kreis bestand aus dem Herzogthum Baiern, der Oberpfalz, dem Fürstenthum Neuburg, dem Erzbisthum Salzburg, den Bisthümern Freisingen, Regensburg, Passau, der Stadt Regensburg. Der fränkische Kreis bestand aus den brandenburgischen Markgrafschaften Ansbach und Kulmbach, den Grafschaften Henneberg, Rieneck, Werthheim, Castell, Schwarzenberg, Hohenlohe, Limburg, Pappenheim, den Bisthümern Würzburg, Bamberg, Eichstädt, dem Gebiete des Deutschordens in Mergentheim, den Städten Nürnberg, Rotenburg, Windsheim, Schweinfurt, Weißenburg. Der obersächsische Kreis umfaßte Kursachsen, Herzogthum Sachsen, die Grafschaften Reuß, Schwarzburg, Mansfeld, Stolberg, die Fürstenthümer Anhalt, das Kurfürstenthum Brandenburg, das Herzogthum Pommern. Der österreichische Kreis endlich umfaßte alle habsburgischen Besitzungen, nämlich die Lausitz, Schlesien, Böhmen, Mähren, Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Tyrol, die Besitzungen in Schwaben und im Elsaß. Die Kreise Niedersachsen, Westphalen, Oberrhein, Schwaben, Baiern, Franken hießen die sechs alten Kreise: die anderen vier waren erst später dazu gekommen.

dem Beginn der religiösen Bewegung in den lebhaftesten Wechselwirkungen mit Deutschland stand, hatte zwar die Reformation unmittelbar nach Zwinglis Tod, dem noch in demselben Jahre (1531) auch der Oekolampads folgte, Verluste erlitten: es dauerte jedoch nicht lange, so errang sie im Westen neue, ungleich größere Erfolge. Genf, von jeher in Streitigkeiten mit den Herzogen von Savoyen, und von diesen mannigfach bedrängt, wußte endlich nur durch die Verbindung mit den Eidgenossen seine Unabhängigkeit zu behaupten und die Freiheit dauerhaft zu befestigen: die Folge dieser Verbindung war die Einführung der Reformation (1535). Da es darüber zwischen Savoyen und Bern zum Kriege kam, geschah es, daß die ganze Waadt von den Bernern den Herzogen abgenommen wurde: sofort wurde denn auch hier die Reformation eingeführt (1536). Nicht minder drangen die neuen Ideen in die italienische Schweiz ein, wo in Graubünden Religionsfreiheit gewährt wurde.

Genf wurde von nun an einer der wichtigsten Mittelpunkte des Protestantismus. Hier wirkte Kalvin, eigentlich Cheauvin, von Geburt ein Franzose (1509 zu Noyon geboren, gestorben 1564), seit 1541: der zweite Gründer jenes „reformirten" Glaubensbekenntnisses, welches, zwischen dem Lutherthum und den wiedertäuferischen Richtungen in der Mitte stehend, früher in Zwingli und Oekolampad seine Vorkämpfer gehabt und in Süddeutschland so mächtigen Anklang gefunden, seit der Mitte der dreißiger Jahre aber seinen Einfluß dort verloren hatte. Die kalvinische Religionsauffassung, auf deren innere Bedeutung wir noch zurückkommen werden, machte bald weit größere Eroberungen. In Frankreich wurde sie von Allen ergriffen, welche von dem Katholicismus nicht mehr befriedigt wurden: bald bildeten die Kalvinisten oder Hugenotten (wahrscheinlich eine Verfälschung des Wortes Eidgenossen) eine wichtige staatliche Partei, und die französische Geschichte der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dreht sich vorzugsweise um den Kampf zwischen der alten und der neuen Religion. Auch in die Niederlande war der Kalvinismus gedrungen und wurde dort die vorherrschende Religionsansicht. Nicht minder fand er in den brittischen Reichen Eingang: in England wurde der Kalvinismus seit dem Regierungsantritt der Königin Elisabeth (1558) Staatsreligion: in Schottland bekannte sich das Volk zu ihm.

Und ebenso hatte der Protestantismus, jedoch in der Form des Lutherthums, in den nordischen Reichen Platz gegriffen: die Könige von Dänemark und von Schweden führten ihn in ihren Ländern ein: in Preußen, in den Ostseeländern, überall hatte er den Katholicismus verdrängt. Und schon fand er auch in Polen Eingang: in Ungarn hat er eben solche Eroberungen gemacht, wie in Oesterreich.

Gewiß: nie lagen die äußeren Verhältnisse für die neue Lehre günstiger, als in den Zeiten Ferdinands und Maximilians. Bei der durchgreifenden romfeindlichen Gesinnung der Nation, bei der Friedensliebe der Kaiser, bei der freien Ansicht Maximilians insbesondere, bei der vorherrschenden nationalen Richtung dieses Fürsten ließ sich die Möglichkeit denken, daß eine Formel und kirchliche Einrichtungen aufgefunden werden konnten, in welchen sich beide Religionsparteien vereinigten, durch welche die kirchliche Einheit wieder hergestellt, zugleich aber auch eine feste geschlossene Haltung dem Papste gegenüber eingenommen, mit Einem Worte eine unabhängige deutsche Nationalkirche gegründet wurde. Das Letztere war die Hauptsache: alles Andere ergab sich dann von selbst. Auf die einzelnen Lehren kam wenig an: ja, in manchen hatte die katholische Kirche offenbar die vernünftigere Ansicht, wie z. B. in der Lehre von dem Verhältnisse des Glaubens zu den guten Werken. Nur freilich bedurfte es, um sich zu einer solchen Anschauung zu erheben, der Vorurtheilslosigkeit, eines freien Blickes. Leider war er jedoch bei den Protestanten nicht vorhanden. Die innere Geschichte der neuen Lehre, zu welcher wir nun übergehen, bietet vielmehr ein in demselben Verhältnisse trübes Bild, als ihre Ausbreitung ein erhebendes dargeboten.

---

3. Innere Geschichte des Protestantismus.

Nach der entscheidenden Wendung in Münster verloren die Wiedertäufer die große Bedeutung, welche sie bis dahin gehabt. Ihre Anhänger minderten sich: bei denen, welche treu blieben, trat selbst

eine Rückwirkung ein. Sie gaben die angreifende, kriegerische, umwälzerische Richtung auf und bildeten jene Lehren aus, die das Wesen der Religion in einem stillen, arbeitsamen, züchtigen Leben suchen. Das Haupt dieser Richtung war Menno Simonis aus Delft (gestorben 1561). Seine Anhänger tragen von ihm den Namen der Mennoniten. Die eigenthümlichen staatsfeindlichen Lehren der Wiedertäufer hat er sehr ermäßigt: so behielt er allerdings den Grundsatz bei, daß kein Mennonit irgend ein obrigkeitliches Amt übernehmen dürfe, indem die Obrigkeit überhaupt Christi Reich fremd sei, jedoch für jetzt hielt er die weltliche Obrigkeit für nothwendig, dachte also nicht daran, sie als solche zu bekämpfen. Es wurde zwar von ihm der Gebrauch der Waffen, überhaupt jede Art von Rache verworfen: sodann der Eid (mit Rücksicht auf den Spruch der Bibel: „eure Rede sei ja, ja, nein, nein! was drüber ist, das ist von Uebel!"), die Kindertaufe und jede Ehescheidung außer in dem Falle des Ehebruchs. Man sieht aber, daß dies alles unschädliche Lehren waren. Nichts desto weniger wurden die Mennoniten von den Obrigkeiten eben so heftig verfolgt, wie die münsterischen Wiedertäufer: gleichwohl erhielten sie sich, wie die Wiedertäufer überhaupt, in verschiedenen Gegenden von Deutschland, namentlich in Holland, Friesland, in den Seestädten, in Mähren, Schlesien, auch in Hessen und der Pfalz. Aber freilich an ihre frühere Wirksamkeit war bei den furchtbaren Verfolgungen, die ihrer warteten, nicht mehr zu denken.

Ebenso büßten die anderen freieren Richtungen nachgerade ihren Einfluß ein. Auf einer Versammlung von lutherischen Theologen zu Schmalkalden im Jahre 1540, welche Melanchthon leitete, wurden ausdrücklich die Lehren Sebastian Francks und Schwenkfelds verdammt. Franck mußte schon 1539 aus Ulm weichen, wo seine Gönner ihn nicht mehr gegen die Theologen zu schützen wagten: Schwenkfeld das Jahr darauf. Der Letztere irrte bis zu seinem Tode (1561) als Flüchtling in Deutschland umher, nirgends sicher, immer in der Angst, den lutherischen Eiferern in die Hände zu gerathen. Er zählte zwar viele Anhänger, und so machten seine Ansichten besonders auch auf den Landgrafen Philipp von Hessen einigen Eindruck, der sogar in Briefwechsel mit ihm trat; jedoch waren die Dinge bereits so geartet, daß die Schwenkfeldianer nicht wagten,

mit ihren Meinungen offen hervorzutreten, geschweige denn eine ausgesprochene Partei zu bilden: sie durften froh sein, wenn man sie nur nicht entdeckte und verfolgte. So mochte auch die bei weitem freiere Richtung Sebastian Francks immerhin noch ihre Vertreter finden, wie die vielen Auflagen seiner Bücher, namentlich der Chronik, bezeugen: allein man durfte sie nicht öffentlich bekennen, sie nicht zu verbreiten trachten. That es Einer, so setzte er sich den größten Gefahren aus. So Theobald Thamer. Dieser, ein geborener Elsäßer, seit 1544 Professor der Theologie in Marburg, begann zuerst an der lutherischen Rechtfertigungslehre zu zweifeln: er meinte, die Werke seien eben auch nothwendig, und die Rechtfertigungslehre Luthers lasse sich aus der Schrift nicht beweisen. Später verwarf er die Bibel als die einzige Quelle der religiösen Erkenntniß, und stellte neben sie das Gewissen (die Vernunft) und die Welt (die Kreaturen). Ja, er setzte letztere, wie Franck, noch über die Schrift. Daher stellte er die rechtschaffenen Heiden den Christen gleich, wie er denn meinte, daß ein Philosoph, wie Aristoteles, noch mehr werth sei, als die lutherische Bibel. Natürlich konnten solche Ansichten mit der protestantischen Theologie nicht bestehen. Thamer mußte aus Marburg weichen. Es war noch ein Glück für ihn, daß sein Landesherr der Landgraf Philipp der Großmüthige war, der ihm offenbar wohlwollte. Philipp suchte zuerst die Ansichten Thamers mit den gewöhnlichen Gründen der lutherischen Theologen zu widerlegen, und schickte ihn dann (1553) auf seine eigenen Kosten zu Melanchthon und zu einigen anderen Theologen, angeblich, damit diese ihn belehren sollten, wahrscheinlich aber, um zu versuchen, ob sich nicht eine Verständigung zwischen Thamer und den protestantischen Theologen erzielen lasse, damit er dann den Mann, dessen Geist er offenbar zu schätzen wußte, an der Hochschule behalten könne. Daran war aber nicht zu denken. Melanchthon sprach gleich von Verbrennen, und die Andern blieben in ihrer Unduldsamkeit hinter Melanchthon nicht zurück. Der Landgraf Philipp, der nicht immer handeln konnte, wie er wollte, weil er bedeutende Rücksichten auf seine Glaubensgenossen zu nehmen hatte, entließ jetzt Thamern seines Dienstes. Er ging später, ohne seine Meinung zu verändern, zu der katholischen Kirche über, und ist im Jahre 1569 zu Freiburg im Breisgau gestorben. Diese freieren Richtungen fanden also

keine Stätte mehr im protestantischen Deutschland: wohl tauchten sie von Zeit zu Zeit wieder auf: so namentlich in der Zeit des Interim, wo insbesondere auch die Wiedertäufer sich nochmals bemerklich machten, sie wurden jedoch gleich wieder unterdrückt.

Die freieren Richtungen zogen sich nunmehr, da ihnen in Deutschland jeder Spielraum versagt war, in die Schweiz zurück, wo man noch weit mehr religiöse Freiheit gewährte. Die Schweiz, insbesondere Basel, war um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein merkwürdiger Sammelplatz für freigeisterische Meinungen. Von allen Ländern kamen sie dort zusammen: von Deutschland, den Niederlanden, Spanien, Frankreich, Italien. Nach Basel zog sich Sebastian Franck zurück, nachdem er Ulm hatte verlassen müssen: doch starb er bereits 1543. Dahin begab sich auch (1544) David Joris aus Delft, ein Haupt der Wiedertäufer, offenbar einer der geistreichsten Köpfe dieser Sekte (starb 1556). In Genf befanden sich die Libertiner oder die Sekte des freien Geistes, und waren hier so mächtig, daß sie eine Zeitlang sogar die Stadt beherrschten. Hieher flüchteten Michael Servet, die Italiener Castelli, Curio, Ochino, Socini, Gribaldo, Blandrata, Gentile, die sich abwechselnd in Genf, Bern, Zürich, Basel aufhielten.

Es ist anziehend, diese freien Richtungen in der Schweiz zu beobachten. Alle Schattirungen derselben waren vertreten: Mystik, Humanismus, Bibelstudium, Tiefe der religiösen Empfindung und zersetzender Verstand reichten sich die Hand: alle nach Freiheit ringenden geistigen Kräfte der Zeit fanden sich hier zusammen und zeigen uns die großen in Deutschland bereits mißlungenen Bestrebungen nach wahrer Aufklärung gleichsam in einem Spiegel. Zugleich aber ersehen wir aus der Aufeinanderfolge der verschiedenen Richtungen, wie allmählig die Kühnheit aus dem Zeitalter verschwindet: die Späteren treten bei Weitem behutsamer auf, wie die Früheren, und dies ist nicht etwa blos das Ergebniß der Furcht, sondern sie sind in der That innerlich nicht so frei, wie ihre Vorgänger.

In Franck sehen wir Alles noch in schöner Uebereinstimmung. Er geht in Kühnheit der Meinungen allen Anderen voran, so zwar, daß die rechtgläubigen protestantischen Theologen die ganze Gefährlichkeit seiner Ansichten für die Kirchenlehre nicht einmal begriffen; denn diejenigen seiner Lehren, welche die oben erwähnte Versamm-

lung von 1540 verdammte, waren in Vergleich mit anderen Ansichten, die er vortrug, unbedeutend. Dabei ist er aber frei von aller Schwärmerei, von aller Selbstüberhebung: es ist ein durchaus klarer, folgerichtiger Geist, der sich nicht blos in dem Reiche der Gedanken herumtrieb, sondern auch dem Leben seine Aufmerksamkeit schenkte, und hier eine Schärfe der Beobachtung entwickelte, welche mit der Tiefe seines philosophischen Denkens gleichen Schritt hielt. Aber auch die gemüthliche Seite ist bei ihm vertreten: über Allem aber ist der Hauch einer edeln Sittlichkeit ausgegossen.

David Joris oder Georg hat viel Aehnlichkeit mit Franck. Ob er seine Schriften gekannt, bezweifle ich, da er von niederem Herkommen war und keine wissenschaftliche Erziehung genossen hatte: er war ein Selbstgelehrter. Demohngeachtet war er ein außerordentlich fruchtbarer Schriftsteller. In den dreißiger Jahren hat er in den Niederlanden und Norddeutschland unter den Wiedertäufern eine bedeutende Rolle gespielt, und offenbar war der Ehrgeiz eine nicht geringe Triebfeder seiner Handlungen. So wahr aber auch dies ist, so wurde doch noch vielmehr von den rechtgläubigen Theologen sowohl, wie von manchen wiedertäuferischen Sekten, die er bekämpfte, auf ihn gelogen, und diese Lügen sind bis auf den heutigen Tag nachgeschrieben worden, obschon sie bereits vor anderthalb hundert Jahren widerlegt worden sind*). Offenbare Lüge ist, daß er Aufhebung der Ehe, Gemeinschaft der Weiber, Unzucht gelehrt habe, so wie, daß er selber mehrere Frauen gehabt. Er hatte vielmehr jene reinere Auffassung der Ehe, der wir schon früher bei den Wiedertäufern begegnet sind, wornach sie nicht blos ein äußeres Band sein durfte, sondern das freie Ergebniß reiner Liebe, einer Uebereinstimmung der Seelen. Eine Ehe, in welcher dieses Erforderniß nicht vorhanden, sei keine, und müßte allerdings zertrennt werden. Ferner warf man ihm vor, daß er sich selber für den Messias halte, für noch vorzüglicher, als Christus. Gegen diesen Vorwurf hat er sich selber vertheidigt und ihn entschieden abgelehnt. Was er für sich in Anspruch nahm, war im Grunde nicht mehr, als was so manche Philosophen für sich in Anspruch nehmen, welche da vermeinen, daß nur in ihrem Lehrgebäude die Wahrheit

*) In Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte. II. S. 876. folg. und S. 1313—15[illegible].

zu finden sei. Joris hat seine Lehren in einen Schwall von salbungsvollen Worten, in eine Reihe von Bildern und Gleichnissen eingehüllt. Der Kern seiner Ansichten bestand aber in Kurzem darin, daß er das Wesen der Religion in das Geistige, Innerliche, nicht in das Aeußerliche setzte. Offenbar versuchte er die wiedertäuferischen Richtungen in eine mehr geistige Bahn zu leiten, weßhalb er ausdrücklich von allem Sektenwesen absah und den Grundsatz aufstellte, daß man sich äußerlich zu jeder Religionsgenossenschaft halten könne, wenn man nur innerlich frei sei. Er verwirft, wie Franck, die Schrift als eigentliches Wort Gottes: Gottes Wort sei vielmehr inwendig im Herzen. Die Schrift könne daher auch nur von dem erleuchteten inneren Worte richtig verstanden werden. Der Grundton seines Lehrgebäudes ist daher pantheistisch. Es gibt nach ihm nur Einen Gott: die Dreieinigkeit ist ein Irrthum. Wohl aber hat sich die Gottheit in der Weltgeschichte geoffenbart, und zwar in drei Entwicklungsstufen, welche von drei menschlichen Personen vertreten werden, von Moses, Christus und David oder Elias. Diese drei Entwicklungsstufen entsprechen Leib, Seele und Geist oder dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe, oder dem Kindesalter, der Jugend und dem Mannesalter. Die erste Entwicklungsstufe (das Alterthum) ist die Zeit des Glaubens, des Gesetzes, der Befangenheit, das leibliche Vorbild der zweiten. Die zweite Entwicklungsstufe, welche durch Christus bezeichnet wird, ist auch nur ein Vorbild der dritten: Christus selber ist gewissermaßen nur als Muster des neuen geistigen Lebens aufzufassen; daß durch ihn ein wahrhaft vollkommenes Reich noch nicht gestiftet wurde, beweist die Geschichte, indem dasselbe vom Antichrist untergraben werden konnte. Die Menschen faßten nämlich Christus nur nach dem Fleische, nicht nach dem Geiste. Der wahre Christus, der Christus nach dem Geiste, die dritte Entwicklungsstufe, muß jetzt kommen. Das ist dann das ewige Reich Gottes. Der Prophet eben dieses neuen Reiches ist Joris. Wie er von diesem eigentlichen wahren Christus spricht, dem Christus nach dem Geiste, geschieht fast ganz mit den Worten Francks. Das Wesen dieser neuen Richtung besteht ihm eben darin, daß der Mensch seine Selbstsucht, seine Leidenschaft, kurz den alten Adam auszieht und unterdrückt, und dafür Gott in sich wirken läßt. Auch darin erinnert er an Franck, daß er den Menschen gewissermaßen zum

Mittelpunkt der ganzen Welt macht, daß er die wichtigsten Vorstellungen der Kirchenlehre in ihn verlegt. So gibt es nach ihm keinen Teufel, keinen Engel, keine Hölle, keinen Himmel, keine Seligkeit außer in unserem Herzen. Auch kein ewiges Gericht gibt es, außer in uns. Es stimmt damit zusammen, was er von der Ewigkeit der Welt und von der Unsterblichkeit der Seele sagt. Himmel und Erde nämlich werden nicht vergehen, sondern in Ewigkeit bestehen. Wo die Schrift von ihrer Vergänglichkeit spreche, verstehe sie nur die Menschen der Welt darunter. Er nimmt also die Ewigkeit des Stoffes an. Dagegen läugnet er die Unsterblichkeit der Seele. Er macht nämlich einen Unterschied zwischen den Seelen der Wiedergeborenen und denen der Ungläubigen. Die letzteren sind sterblich und vergehen mit den Körpern gänzlich: die Seelen der Gläubigen dagegen sind unsterblich, d. h. sie sind in das göttliche Wesen aufgegangen und mit ihm eins geworden. Joris hielt sich, wie gesagt, seit 1544 in Basel auf, aber unter einem falschen Namen: er stand in großer Achtung, theils wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, theils wegen des Reichthums, den er an den Tag legte, und wegen seiner Wohlthätigkeit gegen die Armen. Er wurde nämlich von seinen Glaubensgenossen in den Niederlanden, mit denen er fortwährend in Verkehr blieb, sehr reichlich unterstützt.

Die Libertiner oder die freien Geister, wie sie sich selber nannten, welche nicht nur dem Namen, sondern auch dem Wesen nach als eine Fortsetzung der Brüder des freien Geistes vom 14. Jahrhundert gelten können, und sowohl an David Joris als an Sebastian Franck erinnern, entstanden in den Niederlanden und zogen sich in den dreißiger Jahren nach Genf, wo sich bald ein großer Theil der Einwohner, und zwar sehr angesehener und einflußreicher, ihnen anschloß. Wir kennen die Lehren der Sekte nur aus den Berichten ihrer Feinde, welche ihnen natürlich eine gehässige Bedeutung unterzulegen strebten. Aber auch so ist nicht zu verkennen, daß die Anhänger dieser Sekte zu den vorurtheillosesten und freidenkendesten Geistern der Zeit gehörten. Auch sie verwarfen von vornherein die Bibel als Quelle der religiösen Erkenntniß: sie sei nur ein todter Buchstabe, der Geist aber mache lebendig. Es gibt nur Einen Geist, den Geist Gottes. Der lebt und webt in allen Geschöpfen: es gibt keine Engel: das sind nur Eingebungen, Bewegungen des Geistes;

ebenso lebt der Geist Gottes in uns. Was unsere Seele ist, das ist Gott. Gott ist von sich selbst verschieden: er ist ein anderer in der Welt, ein anderer im Himmel. Teufel, Welt, Sünde ist nichts, ist Wahn: ebenso Einer, der noch nicht wiedergeboren ist, d. h. Gott vollkommen in sich hat wirken lassen. Der Geist Gottes ist der, der Alles wirkt. Was wir thun, wirkt Gott. Was Gott thut, wirken wir. Denn Gott ist in uns. Christus ist nicht am Kreuze gestorben, sondern nur Wahn. Er ist uns nur Vorbild, nicht Erlöser. Jeder Mensch soll Christus werden. Es gibt keine Auferstehung des Fleisches. Die wahre Auferstehung besteht in der Wiedergeburt des gläubigen Menschen. Die äußere Ehe ist nicht die rechte: nur die geistige Ehe ist die wahre, eine solche, in welcher die Seelen der Ehegatten zusammenstimmen, die durch wahre Zuneigung an einander gefesselt sind. Der Wiedergeborene soll nur getrost seinen inneren Trieben folgen: er darf sicher sein, den rechten Weg zu gehen. Außerdem warf man ihnen auch vor, daß sie die Gemeinschaft der Güter gelehrt hätten und das Recht des Einzelnen, sich von fremdem Eigenthum so viel anzueignen, als er erlangen könne. Gewiß war dies Verläumdung. Wohl aber lehrten sie, daß der Einzelne, der Wiedergeborene, seinen Besitz als ein Gut betrachten soll, das nicht nur für ihn bestimmt sei, sondern mit dem er auch seinen leidenden Nebenmenschen und Bedürftigen beispringen müsse. Der Communismus der Libertiner war demnach mehr ein subjektiver, als ein objektiver. Die Libertiner bildeten eigentlich keine Sekte. Vielmehr richteten sie sich nach dem Grundsatze, den schon Seb. Franck aufstellte, und dem auch David Joris folgte, sich nicht äußerlich von anderen Menschen abzuschließen, indem es ja unter jeder Kirchengemeinschaft wahrhaft fromme Männer gebe, und es durchaus nicht auf äußere Gebräuche, sondern auf die Gesinnung des Menschen ankomme. So hielten sich die Libertiner zur reformirten Kirche. Man begreift, daß jener Grundsatz bald weit gefährlicher werden konnte, als alles Sektenwesen. Er sicherte die Freisinnigen vor Verfolgung, gewährte ihnen einen viel bedeutenderen Spielraum und wandte von ihnen das gewöhnliche Schicksal jeder Sekte ab, daß sie nämlich in Folge der äußeren Abgeschlossenheit die innere Schwungkraft, die geistige Beweglichkeit und Entwicklungsfähigkeit verlor.

Bei den eben beschriebenen freien Richtungen bildete offenbar die Mystik die Grundlage und den Ausgangspunkt. Bei Anderen tritt mehr der humanistische Bestandtheil hervor. So in Michael Servet. *) Das war von Geburt ein Spanier, eigentlich ein Arzt, der sich aber schon frühe mit theologischen Studien beschäftigte. Bereits im Jahr 1531, wo er sich in der Schweiz aufhielt, schrieb er ein Buch über die Irrthümer der Dreieinigkeit. Dieses Buch, welches mit großem Scharfsinn geschrieben ist, in welchem der Verfasser ein umfassendes Bibelstudium und eine bedeutende Sprachkenntniß entwickelt, stellte folgende Sätze auf. Die Gottheit ist eins und untheilbar. Die drei Personen der Gottheit sind daher Irrthum: sie sind nichts, als Erscheinungsweisen Gottes. Eine dieser Erscheinungsweisen ist das Wort (der Logos). Das Wort ist aber nicht Christus, sondern Christus, in welchem sich Gott als Logos allerdings geoffenbart hat, ist wirklicher Mensch. Eine andere Erscheinungsweise Gottes ist der Geist. Der Geist Gottes ist die schaffende, wirkende, erhaltende Naturkraft. Heiliger Geist heißt er in soferne, als er den Geist des Menschen erleuchtet. Im Grunde genommen ist er nichts Anderes, als eine Bewegung Gottes im Menschengeiste, außerhalb dieses gibt es keinen heiligen Geist. Servet, welcher Anfangs versuchte, die schweizer Theologen, namentlich Oekolampad, für seine Ansichten zu gewinnen, verließ, als dies mißlang, Deutschland und begab sich nach Frankreich, wo er in Paris sich den Naturwissenschaften hingab und später als Arzt in Vienne, unter einem falschen Namen, lebte und eines großen Rufes sich erfreute. Er scheint dort Bekanntschaft mit den Schriften der freisinnigen deutschen Mystiker gemacht zu haben, und wohl auch mit verschiedenen wiedertäuferischen Sekten in Verbindung gekommen zu sein. Seine späteren Schriften lassen dieses schließen. Seine naturwissenschaftlichen Ansichten erinnern vielfach an die Ideen des Paracelsus, dessen Schriften er also gekannt haben muß oder mit dem er vielleicht selbst in persönliche Berührung gekommen ist. Als Naturforscher ist er von keiner geringen Bedeutung für die damalige Zeit: bekanntlich hat er den Blutumlauf gekannt und beschrieben, lange vor der Entdeckung des Engländers Harvey (1619). Im Jahre 1553 ließ Servet ein zweites

*) Siehe oben S. 249.

größeres theologisches Werk, unter dem Titel: „Wiederherstellung des Christenthums" erscheinen. In diesem Buche sind im Wesentlichen dieselben Ansichten, wie im ersten, enthalten, nur weiter ausgeführt. Der pantheistische Grundstoff tritt stärker hervor: zugleich aber entfernte sich Servet insoferne etwas von seiner früheren Lehre, als er die göttliche Natur in Christus mehr betonte, als früher. Die Eigenthümlichkeit seiner Lehre bestand nämlich darin, daß er Christus von Gott als dem Logos förmlich zeugen ließ, so daß göttliche und menschliche Natur sich in ihm vermischte: die menschliche Natur nahm er von Maria, die göttliche von dem Logos. Es entstand somit eine ganz eigenthümliche, von den sonstigen Menschen völlig verschiedene Natur, die aber immerhin nicht Gott selber ist, sondern nur der Sohn Gottes. (Eine Lehre, die an Schwenkfeld erinnert, welcher in Christus ein vergottetes Fleisch annahm, von dem gewöhnlichen menschlichen Fleische verschieden.) Außer der Lehre von der Dreieinigkeit bestritt Servet die Rechtfertigungslehre der Lutheraner und die Kindertaufe. Auch an ein tausendjähriges Reich glaubte er, doch nicht an ein äußerliches, wie die schwärmerischen Wiedertäufer, sondern an ein geistiges. Servets Buch erregte großes Aufsehen, nicht nur in Deutschland, sondern insbesondere auch in Italien.

Nach Italien waren die reformatorischen Ansichten schon sehr frühe eingedrungen, und verbreiteten sich mit Schnelligkeit über einen nicht geringen Theil der Bevölkerung. Allein mit dem Jahre 1542 begann dort eine furchtbare Verfolgung der Neugläubigen, weßhalb nun eine Menge bedeutender Männer von dort auswanderten, und sich zunächst in der Schweiz niederließen. Curio und Castellio, beide ausgezeichnete Humanisten, fanden an der Universität Basel bereits in den vierziger Jahren eine Anstellung: Camillo in Graubündten, Lelio Sozzini aus Siena, ursprünglich ein Rechtsgelehrter, lebte meistens in Zürich; ebenso Ochino, früher Franziskanermönch, von großem Ruf als Prediger; Gribaldo kam um die Mitte der fünfziger Jahre nach Genf, das er aber bald verließ, ebenso Gentile und Biandrata. Diese Italiener waren lauter humanistisch gebildete Leute, und es überwog bei ihnen mehr der zersetzende scharfe Verstand, als die religiöse Empfindung, obschon nicht zu läugnen ist, daß auch die mystischen Richtungen der Zeit Einfluß auf sie ausübten. Daher gehen sie in der Regel über die protestantische Rechtgläubigkeit hinaus und nähern sich weit mehr den

freieren, einem gebildeten Verstande zusagenderen Ansichten der Zeit. Zweifel an der Dreieinigkeit ist ihnen namentlich allen gemeinsam. Doch dachten sie nicht alle gleich: die Einen waren freier, die Anderen beschränkter.

Am Weitesten ging Camillo, der sich in Graubündten niedergelassen hatte: eigentlich ein freisinniger Wiedertäufer. Hauptgrundsätze waren ihm, daß der Geist Gottes im Menschen wohne, daß Christus blos Mensch gewesen, der auch hätte sündigen können, daß Taufe und Abendmahl keine Bedeutung hätten, daß der Wiedergeborene keiner Gesetze mehr bedürfe. Auch die Sterblichkeit der Seele nahm er an. Bei Lelio Sozzini war der Zweifel der vorherrschende Bestandtheil seiner geistigen Thätigkeit: namentlich bezweifelte er die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe, die Auferstehung des Fleisches, die Dreieinigkeit. Die Sakramente hielt er ebenfalls für bedeutungslos: in Christus sah er nicht den Erlöser, sondern nur Muster und Vorbild, nicht Gott, sondern nur den Gesetzgeber. Die Freiheit des Willens erkennt er dem Menschen zu: er selber sei sein Erlöser. Auch bei Bernhard Ochino spielte der Zweifel eine bedeutende Rolle, aber auch mystische, wiedertäuferische Ideen. Der heilige Geist, meinte er, erleuchte die Menschen, auch ohne die Schrift. Die Sakramente sind ihm blos Bilder und Gedenkzeichen. Die Rechtfertigung durch Christus bestreitet er, so wie die Erbsünde und die Dreieinigkeit. An die Wiedertäufer erinnert er durch seine Vertheidigung der Vielweiberei. Entschieden bekämpft er die Todesstrafe wegen des Glaubens: er nimmt die Gewissensfreiheit im ausgedehntesten Sinne in Anspruch.

Alle diese Männer heben, indem sie die Dreieinigkeit bestreiten, die Dreiheit in der Gottheit auf, indem sie die letztere eben nur als einig darstellen. Christus ist ihnen mehr oder weniger Mensch. Soweit aber gehen andere, wie Gribaldo, Biandrata, Gentile nicht. Sie wollen die Gottheit Christi nicht läugnen, nehmen überhaupt die Dreiheit in der Gottheit an, nur so, daß sie den Vater höher stellen, als Sohn und Geist. Sie waren offenbar nicht so bedeutend, als die Anderen, alle zusammen aber kamen an Geist und Tiefe des Denkens nicht Servet und den deutschen freieren Mystikern gleich.

Diese Männer waren nicht ohne Einfluß auf die religiösen Bewegungen in der Schweiz: sie wirkten nicht nur auf ihre Landsleute, sondern auch auf die Deutschen ein, und der religiöse Zweifel schien weiter um sich zu greifen.

Allein auch in der Schweiz sollte es den freien Ansichten nicht lange vergönnt sein, sich zu bethätigen.

Bald nach dem Tode Zwinglis und Oekolampads machte sich daselbst eine lutherisirende Richtung geltend, besonders durch Martin Bucer vermittelt, welcher, wie wir uns erinnern, auch der hauptsächlichste Betreiber der wittenberger Konkordie gewesen war. Diese lutherisirende, streng kirchliche Richtung erhielt eine neue Stärke durch die Wirksamkeit Johann Kalvins in Genf. Er hatte sich früher in Straßburg aufgehalten, hatte dort das augsburgische Glaubensbekenntniß unterschrieben, war ein guter Freund Bucers und trug eine besondere Verehrung für Luther zur Schau, während er auf Zwingli nicht gut zu sprechen war. Er tadelte nicht nur seine Auffassung der Abendmahlsfrage, sondern auch andere seiner Lehren, solche namentlich, die auf eine vernunftgemäßere Richtung hinausliefen. In der Abendmahlsfrage theilte Kalvin die Ansicht Bucers, daß wir den Leib Christi allerdings genießen, jedoch nur geistig, während Luther den leiblichen Genuß voraussetzte, Zwingli aber das ganze Sakrament nur als Erinnerungsmahl faßte und jedes Geheimniß dabei ausschloß. Besonders wurde Kalvin von Luthers Grundlehre, von der augustinischen Lehre von der Unfreiheit des Willens und der Erlösung durch die Gnade angezogen. Er verfolgte diese Lehre folgerichtig bis auf die äußerste Spitze, indem er die Behauptung aufstellte, daß Gott unter den Menschen die Einen zur ewigen Verdammniß verurtheilt, die Anderen zur Gnade erwählt habe. Wie sich der Mensch auch stellen wolle, gegen diesen ewigen Rathschluß Gottes vermöge er nichts. Ebenso streng war Kalvin in seiner Ansicht über die Stellung und Bedeutung der Kirche und der Geistlichkeit. Er führte wieder den Bann, überhaupt eine strenge Kirchenzucht ein, die, obschon eine Gemeindeeinrichtung, gleichwohl größtentheils den Händen der Geistlichen überlassen wurde, die dadurch wieder eine ungeheure Macht in die Hände bekamen, nicht viel geringer, als die der spanischen Inquisition: kurz er wollte Unabhängigkeit der Kirche vom Staate. Nicht mit Unrecht bezeichnete man ihn mit dem

Namen eines neuen Papstes: keiner that es Kalvin an Herrschbegier, Verfolgungssucht, Grausamkeit gegen Andersdenkende voraus. Uebrigens wurde es ihm doch nicht so leicht, einen allgemeinen unbestrittenen Einfluß auf die ganze Schweiz zu gewinnen, wie er vorhatte. Er mußte zunächst mit den Libertinern kämpfen, welche in ihm ihren gefährlichsten Gegner erkannten und ihn daher mehrmals zu stürzen trachteten. Dann aber setzte sich ihm Bern entgegen, wo die zwinglische Richtung vorherrschte, besonders seit 1544 wieder, wo Luther neuerdings ohne alle Veranlassung sich auf das Heftigste gegen den todten Zwingli ausgelassen hatte. Die Berner hielten Kalvin für einen Lutheraner und haßten ihn darum. Und selbst in den andern reformirten Kantonen hatte in der Abendmahlsfrage die zwinglische Richtung abermals die Oberhand gewonnen. Kalvin hielt es jetzt für das Beste, einen Schritt zur Versöhnung zu thun: im Jahre 1549 wurde in Zürich zwischen den Theologen der Schweiz eine Uebereinkunft geschlossen. Da nahm Kalvin bezüglich der Abendmahlsfrage die der zwinglischen Auffassung sich hinneigenden Sätze der Anderen an, während diese in den übrigen Sätzen sich ihm fügten. Von dieser Zeit an — obschon jetzt noch Bern, welches die Zürcher Uebereinkunft nicht annahm, feindselig blieb — behauptete Kalvin einen ganz bedeutenden Einfluß auf die schweizer Theologen, und ihm vorzugsweise ist es zuzuschreiben, daß die freien Richtungen in der Schweiz so bald und so blutig unterdrückt wurden.

Zunächst richtete sich Kalvin gegen die Libertiner in Genf selbst, mit welchen er lange hinfort einen schweren Kampf zu bestehen hatte, da ein sehr bedeutender Theil der Einwohner zu denselben gehörte. Endlich, im Jahre 1555 gelang es ihm, sie für immer zu vernichten, indem er einen verunglückten Umsturzversuch derselben sehr geschickt zu ihrem Verderben zu benutzen wußte. Am berüchtigtsten ist er geworden durch den Prozeß, den er über Michael Servet verhängte. Dieser, in Frankreich wegen seiner „Wiederherstellung des Christenthums" angeklagt, ins Gefängniß geworfen, war glücklich daraus entkommen und flüchtete 1553 nach Genf. Dort hielt er sich eine Zeitlang verborgen auf, wurde aber endlich von Kalvin entdeckt, und auf seinen Antrieb gefangen genommen. Da Servet seine Ansichten über die Dreieinigkeit nicht widerrufen wollte, wurde er auf Kalvins Antrag zum Tode verurtheilt, und noch in demselben Jahre 1553

lebendig verbrannt. Die Hinrichtung Servets regte doch sehr die Gemüther auf gegen diesen neuen geistlichen Tyrannen: besonders von Basel aus, wo sich so viele freisinnige Männer befanden und die mildere Richtung bis dorthin die Oberhand behauptet hatte, wurde Kalvin heftig angegriffen: namentlich die Humanisten Curio und Castellio tadelten ihn scharf in mehreren Schriften, sie selber gehörten zu der freigesinnten Partei. Andere lobten ihn hinwiederum wegen seines Eifers, und namentlich thaten dies die deutschen protestantischen Theologen, wie denn Melanchthon nicht schnell genug sich beeilen konnte, seine Zustimmung zu Kalvins Verfahren in der servet'schen Angelegenheit auszusprechen. Von dieser Zeit hörten die Verfolgungen gegen die freiere religiöse Richtung, namentlich gegen die Läugner der Dreieinigkeit nicht auf. In Genf verfolgte Kalvin alle Andersdenkenden als der ärgste Ketzerrichter. Im Jahre 1554 ließ er Gribaldo, der sich nur vorübergehend dort aufhielt, verhören und ausweisen. Da sich in der italienischen Gemeinde daselbst dreieinigkeitsgegnerische Ansichten erhalten hatten, so verlangte Kalvin, daß alle Mitglieder derselben ein ihnen vorgelegtes Glaubensbekenntniß unterschrieben. Die sich weigerten, so ihr Gewissen gefangen zu geben, wurden ausgewiesen. Gentile, der bald darauf im Punkt der Dreieinigkeit von Kalvin nur gering abweichende Ansichten aussprach, wurde 1558 zum Tode verurtheilt und konnte sich nur durch Widerruf retten. Aber der Strafe, im Bußhemd mit Ruthen durch die Stadt gepeitscht zu werden, seine Bücher mit eigener Hand verbrennen zu müssen, entging er nicht. Er entfloh darauf nach Polen.

Aber Kalvin begnügte sich nicht blos mit Genf, sondern er spürte überall, in der ganzen Schweiz, nach ketzerischen Meinungen: kein Anderer hatte eine so feine Nase, wie er, und wußte so sicher das ketzerische Gift zu entdecken, auch wenn es noch so sehr verborgen lag. Unaufhörlich fachte er den Eifer der anderen Theologen an. So verdächtigte er bei Bullinger in Zürich Lelio Sozzini und Bernhard Ochino. Der Erstere hütete sich seitdem (1554), seine Zweifel laut werden zu lassen: er starb ferner unangefochten 1561. Ochino aber mußte 1563 aus Zürich weichen. Er irrte dann eine Zeitlang in Deutschland umher, ging 1564 nach Polen und Mähren, und starb bald darauf. Auch die Baseler Curio und Castellio entgingen glücklicher Weise noch durch den Tod der Rache Kalvins. Denn

nachgerade gewann auch in Basel die strenge Richtung Kalvins das Uebergewicht. Wie sehr dies der Fall war, bewies die nachträgliche Verbrennung des David Joris. Dieser lebte, wie wir angedeutet, in Basel seit dem Jahre 1544 unter einem falschen Namen: er nannte sich Johann van Bruck. Und kein Mensch hatte etwas gegen ihn einzuwenden: im Gegentheil, er galt als ein frommer Mann. Im Jahre 1556 starb er. Drei Jahre nach seinem Tode entdeckte man zufällig, daß er der berüchtigte David Joris gewesen: die Baseler, besonders von Kalvin wegen dieser ihrer Nachlässigkeit hart getadelt, eröffneten, um doch etwas zu thun, nachträglich noch einen Prozeß gegen Joris, ließen seine Leiche ausgraben und 1559 durch den Henker verbrennen. Ueberall in der Schweiz wurden nun die freien Regungen unterdrückt. Den Schlußstein dieser rechtgläubigen Gegenwirkung bildet die Hinrichtung Gentiles, der von Polen 1566 wieder nach der Schweiz zurückkehrte, und in demselben Jahre in Bern verbrannt wurde: gleichzeitig mit ihm Gerwer, ein Haupt der Wiedertäufer. Es bezeichnet so recht den Umschwung der Meinung, daß von dieser Hinrichtung kaum mehr gesprochen wurde: die Rechtgläubigkeit hatte auch in der Schweiz den entschiedensten Sieg davon getragen.

Diese Bewegungen in der Schweiz haben auch auf Deutschland ihre Wirkung geäußert. Mehrere der freigesinnten Männer kamen selbst nach Deutschland heraus und suchten dort ihre Meinungen zu verbreiten, so Lelio Sozzini, Bernhard Ochino, der eine Zeitlang in Augsburg lehrte: Gribaldo war einmal als Professor der Rechtswissenschaft nach Tübingen gerufen, sein Freund Vergerio als Theolog. Blandrata, in Siebenbürgen Leibarzt des Fürsten, kam wiederholt nach Deutschland heraus. Und in der That: an der Universität Heidelberg und in der Umgegend gewannen diese freieren Meinungen Anhänger: so Neuser und Sylvan, bekannt wegen ihrer Gelehrsamkeit, und noch einige Pfarrer. Aber die Geschichte eben dieser Männer zeigt das entschiedene Uebergewicht der theologischen Barbarei. Gegen jenen Gribaldo in Tübingen trat sein eigener Freund und Landsmann Vergerio als Ankläger auf, um dadurch sich selber zu retten. Gribaldo durfte noch froh sein, daß es ihm gelang, aus dem Gefängnisse zu entfliehen. Die Heidelberger aber wurden 1570 gefangen gesetzt, zum Tode verurtheilt, Sylvan wirklich (1572) hin-

gerichtet, Neuser entging einem gleichen Schicksale nur durch die Flucht: nach mannichfachen Schicksalen wandte er sich in die Türkei, wo er zum Islam überging.

Wie sehr nun die Lutheraner und Kalvinisten zusammenhielten, wenn es galt, die freien Regungen innerhalb des Protestantismus zu unterdrücken, und sie mit Feuer und Schwert auszurotten, so erbittert waren doch wieder beide rechtgläubige Kirchen gegen einander: ja in der lutherischen Kirche bildete die Hinneigung zu der kalvinischen Abendmahlslehre, deren sich eine Partei in derselben schuldig machte, einen der wesentlichsten Gegenstände des Streites. Denn kaum war Luther gestorben, so fielen die Theologen einander in die Haare und bekämpften sich mit der größten Wuth. Kaum vermögen wir heutzutage die Spitzfindigkeiten, über die sie sich stritten, zu begreifen, noch viel weniger aber, daß sie sich einander deßhalb auf Tod und Leben verfolgten. Man hat mit Recht gesagt, daß die protestantische Theologie sofort wieder in den Scholasticismus zurückgefallen sei: aber darin unterschied sich der frühere Scholasticismus noch sehr vortheilhaft von diesem neuen, daß er es nur beim Wortstreite bewenden ließ, aber nicht daran dachte, den Gegner als Ketzer zu behandeln. Diese Neuerung hat die protestantische Theologie auf dem Gewissen. So unerquicklich nun diese Streitigkeiten sind, so können wir sie doch nicht ganz umgehen: einmal, weil sie die mit der Herrschaft der neuen Rechtgläubigkeit einreißende Barbarei veranschaulichen, zweitens, weil sie wesentlich Schuld an der unglückseligen Wendung gewesen sind, welche unsere Geschichte genommen hat.

Zunächst kam es zum Streit zwischen Melanchthon und seinen Anhängern, den sogenannten Philippisten, und den strengen Lutheranern.

Der „sanfte" Melanchthon, der sein ganzes Leben über kein Bedenken getragen hatte, Andersdenkende zu verdammen und die stärksten Strafen über sie zu verhängen, sollte am Abende seines Lebens an sich selber erfahren, wie die Unduldsamkeit thue. Wir haben oben schon angedeutet, daß Melanchthon eigentlich niemals mit den schroffen Lehrsätzen Luthers einverstanden war, daß er aber nicht wagte, ihm zu widersprechen. Erst später, nachdem sich ihm die schädlichen sittlichen Folgerungen mancher lutherischer Glaubensmeinungen immer unzweifelhafter aufgedrungen hatten, nachdem er eingesehen, zu welch

furchtbaren Mißverständnissen sie führten, wohl auch in Folge einer Lockerung des persönlichen Verhältnisses zu Luther, kam er leise mit seinen Ansichten heran: nach Luthers Tode aber trat er entschiedener damit hervor. Der Unterschied seiner Ansicht von der lutherischen betraf besonders drei Punkte: die Unfreiheit des Willens, das Verhältniß des Glaubens zu den guten Werken und endlich die Lehre vom Abendmahl. Während Luther die vollständige Unfreiheit des Willens angenommen hatte, gestand Melanchthon dem Menschen eine gewisse mitwirkende Kraft bei dem Empfang der göttlichen Gnade zu. Während Luther festsetzte, daß der Glaube an Christi Versöhnungstod allein rechtfertige ohne die Werke, nahm Melanchthon an, daß doch auch gute Werke nothwendig wären, als Früchte des Glaubens. Endlich bezüglich des Abendmahls schloß sich Melanchthon später an die Ansicht Kalvins an, wornach allerdings der Leib Christi mit dem Brode und dem Weine genossen würde, aber nur geistig. Die innere Mittheilung Christi sei die Hauptsache, nicht das äußere Essen und Trinken.

Mit diesen Ansichten Melanchthons waren aber die strengen Lutheraner, an ihrer Spitze Flacius Illyricus, Nikolaus Amsdorf, Heßhus, Wigand, Mörlin, keineswegs einverstanden. Sie hielten dieselbe für eine Verfälschung der ächten lutherischen Lehre, als deren Ritter sie sich aufwarfen. Zunächst griffen sie Melanchthon wegen seines Verhaltens in der Zeit des Interim an. Da hatte er sich freilich manche Blößen zu Schulden kommen lassen: nicht nur, weil er in einer Menge von „gleichgültigen Dingen" (adiaphora), wie er es nannte, nachgegeben, sondern insbesondere, weil er einen Brief an den Minister des Kurfürsten Moritz, Herrn von Carlowitz, geschrieben, in welchem seine Gesinnung in einem nichts weniger als vortheilhaften Lichte erschien: er schimpfte darin über den gefangenen Johann Friedrich, seinen bisherigen Landesherrn, und ließ seiner Galle über die Sklaverei, in der ihn Luther gehalten, freien Lauf. Der Brief kam in die Oeffentlichkeit, und wurde von Melanchthons Gegnern bestens ausgebeutet. Beschränkten sie sich nun bei diesen interimistischen Streitigkeiten darauf, die Schwäche und die Menschenfurcht Melanchthons durchzuziehen, so gingen sie doch bald hernach auf die Lehre selber über. Ein Schüler und Anhänger Melanchthons, Georg Major, Superintendent der Grafschaft Mansfeld, sprach

dessen Ansicht, daß die guten Werke eben auch nothwendig zur Seligkeit seien, unumwunden in einer seiner Schriften aus. Gegen diesen erhob sich nun Amsdorf und der ganze Troß der strengen Lutheraner in wüthenden Streitschriften (1552); ja Amsdorf ging so weit zu erklären, daß die guten Werke sogar schädlich zur Seligkeit seien. Sie brachten es auch dahin, daß Major seines Amtes entsetzt und aus dem Lande gejagt wurde. Ein Anderer, der Superintendent Justus Menius in Gotha, hatte gleiches Schicksal, nur, weil er behauptete, daß diejenigen, welche die Seligkeit ohne ihr Zuthun durch Gottes Gnade erlangt hätten, darauf sehen müßten, sie nicht wieder durch Sünden zu verlieren. Im Jahre 1555 entwickelte ein gewisser Pfeffinger in Leipzig die melanchthonische Ansicht von der Mitwirkung des menschlichen Willens bei dem Werke der Besserung. Auch dagegen schrieen Amsdorf, Flacius und Genossen: sie nannten es eine Frechheit und Vermessenheit der neuen Rotte, zu behaupten, daß der Mensch aus natürlichen Kräften des freien Willens sich zur Gnade schicken könne, obschon Melanchthons und Pfeffingers Ansicht nur dahin ging, daß der Mensch fähig sei, die ihm dargebotene göttliche Gnade aufzunehmen, und daß eben nur insofern von einer mitwirkenden Kraft des Menschen gesprochen werden könne. In der Wuth, die sich im Verlaufe des Streites immer mehr steigerte, das gänzliche Unvermögen des Menschen zum Guten als die einzig richtige Meinung hinzustellen, gerieth endlich Flacius auf die Behauptung, daß die Erbsünde die Substanz des Menschen sei, daß er also aus nichts Anderem bestehe, als eben nur aus Erbsünde. Die Andersglaubenden wurden als die ärgsten Ketzer bezeichnet. Endlich wurde auch der Sakramentsstreit wieder hervorgesucht. Die strengen Lutheraner begannen ihn, ohne daß von Seite der Schweizer irgend eine Veranlassung gegeben worden wäre. Im Jahre 1552 schrieb Westphal, Prediger in Bremen, eine wüthende Schrift gegen Kalvins Abendmahlslehre, welche dieser beantwortete, worauf eine neue Schrift Westphals folgte: bald nahmen die bekanntesten lutherischen Theologen an diesem Streite Theil. Die strengen Lutheraner hatten es dabei wiederum auf Melanchthon abgesehen, von dem sie wußten, daß er Kalvins Ansicht theile: sie hofften ihn zu bestimmen, an dem Streite unmittelbaren Antheil zu nehmen, um geradezu gegen ihn selber auftreten zu können: Me-

lanchthon aber hütete sich wohl, sich auszusprechen, obgleich er auch von Kalvin mehrmals aufgefordert wurde, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Melanchthon wurde durch alle diese Streitigkeiten in die peinlichste Lage versetzt. Er fürchtete seine Gegner und wagte es daher nicht, ihnen furchtlos die Stirne zu bieten. Diese konnten es sogar wagen, ihm im Jahre 1557 den Vorschlag zu machen, einen öffentlichen Widerruf seiner Meinungen zu thun. So weit war es gekommen, und zwar durch die früher von Melanchthon selbst gut geheißene und geübte Unduldsamkeit gegen fremde Meinungen. Sein Benehmen gegen die Zwinglianer im Jahr 1530 war im Grunde nicht viel anders, als das der Flacianer gegen ihn. Das Leben war ihm verbittert: er wünschte zu sterben, um endlich von der Streitsucht der Theologen befreit zu sein, und im Jahre 1560 wurde wirklich dieser Wunsch erfüllt.

Aber nach Melanchthons Tode ruhten die Streitigkeiten keineswegs. Sie wurden vielmehr immer heftiger. Meistens drehten sie sich um die Abendmahlsfrage. In Bremen wurde der Prediger Hardenberg, ein genauer Freund Melanchthons und mehrerer schweizer Theologen, des Kalvinismus verdächtig, und seine streng lutherischen Amtsgenossen ruhten nicht eher, als bis sie ihn 1561 von seiner Stelle vertrieben hatten. Besonders stark wurde aber die Wuth der Lutheraner aufgeregt, als im Jahre 1559 in Kurpfalz der Kalvinismns eingeführt ward. Es war dies das erste protestantische Land seit 1536, in welchem die schweizerische Ansicht vom Abendmahl die Oberhand gewann. Eine weitere Verbreitung derselben in Deutschland lag nahe. Also strengten die Lutheraner alle Kräfte an, um den Kalvinismus zu vernichten. In ihrem blinden Eifer ließen sie sich, wie z. B. die würtembergischen Theologen, zu der Behauptung hinreißen, die übrigens auch Luther einmal aufgestellt hatte, daß der Leib Christi allenthalben sei: denn ist er allenthalben, schlossen sie, so muß er auch im Brode und im Weine sein. Der Haß der Lutheraner gegen die Kalvinisten kannte bald keine Gränzen mehr. Sie erblickten in ihnen die ärgsten Ketzer: jedes menschliche Gefühl setzten sie ihnen gegenüber aus den Augen. Als die reformirte Gemeinde in England, durch Maria vertrieben, Schutz

an den norddeutschen Küsten suchte, wurde sie mit kaltem Hohne davon weggetrieben.

Zu diesen Streitigkeiten kam nun noch die osiandrische, die sich jedoch nur auf Preußen beschränkte. Osiander, früher Prediger in Nürnberg, in den Zeiten des Interim vom Herzoge nach Preußen gerufen, wo er an die Spitze des dortigen Kirchenwesens gestellt wurde, von großem persönlichen Einflusse auf den Fürsten, stellte eine eigenthümliche Lehre über die Rechtfertigung auf. Er behauptete nämlich, die Rechtfertigung bestände nicht in einer Gerechterklärung, sondern in einer Gerechtmachung, und zwar dadurch, daß Christus selber in uns niedersteige und uns mit seinem Geiste und seinem Willen durchdringe. Man sieht: es ist dies ein Anklang an die Mystik, und folgerichtig entwickelt, mußte diese Ansicht zuletzt zu der freieren Richtung führen, wie denn Osiander wirklich schon den Unterschied zwischen dem äußeren und dem inneren Worte macht. Allein die strengen Lutheraner in Königsberg, die noch dazu durch Osianders Herrschsucht und stolzes Wesen gegen ihn aufgebracht wurden, entdeckten sofort das ketzerische Gift in diesen Meinungen, und bekämpften ihn unablässig, trotz des Schutzes des Herzogs. Osiander entging weiteren Unannehmlichkeiten durch seinen Tod im Jahre 1552. Aber seine Anhänger, besonders sein Schwiegersohn Funck, hatten nun alle Angriffe auszuhalten, und wie weit die Leidenschaft der Eiferer ging, werden wir später noch sehen.

Diese Streitigkeiten gewannen aber erst dadurch eine unglückselige Bedeutung, daß sie sich nicht blos auf den Hader der Theologen beschränkten, sondern daß diese auch die Regierungen darein zu verflechten wußten. Zwar versuchten mehrere Fürsten eine Versöhnung, und es wurden zu diesem Ende mehrere Versammlungen veranstaltet. Sie führten aber zu keinem Ziele; denn die Theologen wollten eben keinen Frieden, und dann wirkten auch staatliche Beweggründe mit ein. Hinter dem Streite der Ueberlutheraner gegen Melanchthon und die Wittenberger versteckte sich zugleich der bitterste Haß des ernestinischen Hauses Sachsen gegen das albertinische, welchem das erstere es nie vergeben konnte, daß es von ihm um den Kurhut und um die Hälfte des Gebietes gebracht worden war. Johann Friedrich der Mittlere, der älteste Sohn des unglücklichen Johann Friedrich, ein beschränkter aber eigensinniger Fürst, stellte es sich zur besonderen

Aufgabe, seinem Vetter, dem Kurfürsten August, auf alle Weise wehe zu thun. Ausdrücklich zu diesem Zwecke stiftete er die Universität Jena, welche er im Jahre 1557 eröffnete, obschon die feierliche Einweihung erst im Februar 1558 erfolgte, und an diese Universität berief er einen Flacius und andere übereifrige Lutheraner, die denn sofort den Krieg gegen Wittenberg begannen. Johann Friedrich gefiel sich darin, als Hort des ächten unverfälschten Lutherthums zu erscheinen: er ließ demzufolge im Jahre 1559 eine Glaubensvorschrift ausgehen, in welcher die bekannten Lehrsätze Luthers bis auf die äußerste Spitze getrieben wurden, und welche jeder Geistliche unterschreiben mußte, wenn er nicht seine Stelle verlieren wollte.

Uebrigens hatten die Eiferer bei all diesen Streitigkeiten doch noch eine andere Absicht. Sie erstrebten nämlich nichts Geringeres, als die Einführung einer neuen Hierarchie, derzufolge die lutherische Geistlichkeit dieselbe unbeschränkte Gewalt über die Gewissen erhalten sollte, wie der Papst, und diese Gewalt wünschten sie sogar der weltlichen Obrigkeit gegenüber zu behaupten. Sie wollten mit Einem Worte dasselbe, was Kalvin bereits erreicht hatte. Es schien eine Zeit lang, als ob sie mit diesen ihren Absichten Erfolge hätten: in verschiedenen deutschen Gebieten verfuhren sie als die ärgsten Inquisitoren und mit einer Unverschämtheit, die alle Gränzen überstieg. In Preußen gelang es ihnen dermaßen die Oberhand zu gewinnen, daß sie Funck, den Schwiegersohn Osianders, nebst einigen anderen seiner Anhänger (1566) auf das Blutgerüste brachten: der Herzog wurde sogar gezwungen, den früher ausgewiesenen Gegner Osianders, Mörlin, eigenhändig nach Königsberg zu berufen, und ihn gewissermaßen um Verzeihung zu bitten. Im Allgemeinen aber mißlangen diese Versuche doch, indem das Fürstenthum nicht gewillt war, die Gewalt über die Kirche, welche ihm der Protestantismus übergeben hatte, fahren zu lassen, vielmehr eben diese unbeschränkte Herrschaft über die Gewissen, welche die lutherischen Eiferer für sich in Anspruch nahmen, selber ausüben wollte. Im Grunde kam es auf Eins hinaus, wer die Tyrannei übte, ob die Pfaffen oder die Obrigkeiten. Merkwürdig ist es aber immerhin, die verschiedenen Wechselfälle, die sich in diesem Kampfe herausstellten, zu beobachten.

Der erste dieser Kämpfe eröffnete sich im Herzogthum Sachsen. Die strenglutherischen Eiferer an der Universität Jena, Flacius,

Musäus, Wigand, Richter, waren Anfangs mit dem Herzog Johann Friedrich in dem besten Vernehmen. Als mehrere Theologen, unter denen Steigel der bedeutendste war, sich weigerten, die strengen Lehrsätze über die Unfreiheit des Willens zu unterschreiben, vielmehr in diesem Punkte sich zu der Ansicht der Wittenberger bekannten, so ließ sie der Herzog auf Flacius Betrieb gefangen nehmen und auf das Schloß Grimmenstein bringen (1559). Man hatte dabei es für nöthig gefunden, einen großen Aufwand von kriegerischen Streitkräften zu entfalten: unter einer Bedeckung von 300 Mann wurden diese Männer in die Gefangenschaft geschleppt, und man sprach sogar davon, daß sie zum Tode verurtheilt werden sollten. Auf die Verwendung mehrerer Fürsten, wie des Landgrafen Philipp von Hessen, der damals noch lebte, wurden sie zwar wieder freigegeben, sie sollten sich jedoch in einem Gespräche über ihre Meinungen rechtfertigen, und dann stille verhalten. Flacius und seine Genossen gingen nun aber immer weiter. Sie warfen sich in Jena eigenmächtig zu Wächtern des Glaubens über das ganze Land auf, setzten ein Ketzergericht nieder, zogen jeden, der ihnen verdächtig schien, vor dasselbe, verhörteu ihn wegen seiner religiösen Meinungen und sprachen nach Umständen den Bann über ihn aus. So machten sie es mit mehreren angesehenen Professoren der Universität Jena, die als Anhänger Steigels galten, wie mit dem Rechtsgelehrten Wesenbeck. Sie waren niedrig genug, dieses ihr angemaßtes Bannrecht sogar zu den gemeinsten Erpressungen zu benutzen. Dies Verfahren erschien denn doch dem Hofe zu stark. Er errichtete jetzt ein Consistorium, welchem die geistliche Gerichtsbarkeit, das Bannrecht, wie die Censur der theologischen Bücher übergeben wurde, wozu nicht nur keiner der jenensischen Theologen genommen ward, sondern dem sie sogar selber unterworfen sein sollten. Darüber wurden nun die Eiferer wüthend. Jetzt begannen sie den Hof selbst zu bekämpfen, bestritten das Recht der Obrigkeit, sich in die Kirchenangelegenheiten zu mischen, und behaupteten, daß nur der Priesterstand befugt sei, über Religion und Glauben zu entscheiden: was der Hof beabsichtige, sei unerhörter Eingriff in die Rechte der Kirche: ihm stehe nur das Recht zu, die Kirche zu beschützen und die Urtheile der Geistlichkeit zu vollziehen. Ja, sie drohten dem Herzog selber mit dem Bann. Als von Seite des Hofes keine entscheidenden Maßregeln gegen sie genommen

wurden, so wurden sie in ihrem Hochmuthe nur bestärkt. Sie suchten, die ganze Geistlichkeit des Landes gegen die neue Konsistorialordnung aufzureizen, und erklärten dem Herzoge geradezu, daß sie sich ihr nicht unterwerfen würden. Endlich war das Maß erfüllt. Der Herzog jagte die vier ärgsten Schreier (Musäus, Richter, Wigand und Flacius) noch im Jahre 1561 aus dem Lande. Und als die noch sehr zahlreiche flacianische Partei unter den Geistlichen die Händel fortsetzen wollte, so schickte ihnen der Herzog noch weitere vierzig Pfarrer nach. Ja, er bat sich nun selbst von Wittenberg einige Theologen aus, um die erledigten Stellen an der Universität Jena neu zu besetzen.

Im Herzogthum Sachsen war es also den überlutherischen Pfaffen mißlungen, ein neues Papstthum zu gründen. Sie versuchten es nun an anderen Orten. Einer von ihnen, Musäus, wurde als Prediger nach Bremen gerufen. Er entfaltete dort in Verbindung mit den anderen ebenso herrschsüchtigen Geistlichen eine ähnliche Wirksamkeit, wie in Jena. Nachdem es ihm gelungen, den des Kalvinismus verdächtigen Hardenberg und einen anderen Geistlichen nur deßhalb absetzen zu lassen, weil er auf der Kanzel nicht gegen Hardenberg schimpfte, so trachtete er das in Jena mißlungene lutherische Papstthum in Bremen aufzurichten. Er hatte um so mehr Hoffnung, dies zu erreichen, als der größere Theil des Raths mit den Pfaffen gemeinsame Sache gegen die demokratische Partei gemacht hatte, die zugleich in religiöser Hinsicht freisinniger war, und an deren Spitze das Rathsmitglied von Büren stand, den sie gerne unterdrückt hätte. Musäus entwarf daher eine Kirchenordnung, der zufolge die Geistlichkeit eine schrankenlose Gewalt über die Gewissen der Einwohner erhalten sollte: sie durfte Jeden ohne Ausnahme wegen des Glaubens verhören, ohne Weiteres den Bann über ihn aussprechen: der von der Geistlichkeit ausgesprochene Bann zog aber auch staatliche Folgen nach sich: aller bürgerlichen Aemter sollte der Gebannte verlustig gehen, kein ehrliches Begräbniß erhalten, sondern wie ein Vieh auf den Anger geschleppt werden. Man sieht: es war die Absicht, vermittelst des Bannes auch die Herrschaft in bürgerlichen Dingen an sich zu reißen. Dies erschien dem Rathe in Bremen, so erbärmlich er sonst war, denn doch zu gefährlich: er lehnte die neue Kirchenordnung ab, erließ aber ein neues strenglutherisches

Religionsedict, welches besonders darauf berechnet war, Büren von dem Bürgermeisteramt auszuschließen, das der Verfassung gemäß mit dem Jahre 1562 ihm übertragen werden sollte. Büren jedoch machte diesen Ränken schnell ein Ende. Von der Bürgerschaft unterstützt, zwang er den Rath, das Religionsedict zurückzunehmen, und ihm weiter keine Schwierigkeit bei der Uebernahme seines Amtes zu machen. In Folge dieses Sieges von Büren mußte aber auch Musäus die Stadt räumen, und mit ihm noch zehn Prediger, die auf seiner Seite gewesen.

Also auch in Bremen war die Aufrichtung eines lutherischen Papstthums mißlungen. Jetzt versuchte es ein anderes Mitglied dieser Rotte in Magdeburg. Tilemann Heßhus hatte schon als Superintendent in Kurpfalz (1559) wegen seiner unbändigen Herrschsucht und seines überlutherischen Eifers großes Aufsehen gemacht: von dort vertrieben, wo zum Theil in Folge der Anmaßung dieses Eiferers der Kurfürst sich bewogen sah, den Kalvinismus einzuführen, begab sich Heßhus nach Bremen und 1560 wurde er von dem Stadtrathe von Magdeburg als Superintendent in diese Stadt berufen. Hier versammelte er alle lutherischen Eiferer, namentlich die eben aus Jena vertriebenen, um sich, und strebte sofort nach unumschränkter Gewalt über die Gewissen. Aber bald stieß auch er mit der Obrigkeit zusammen. Heßhus wünschte einen alten mildgesinnten Prediger an der St. Ulrichskirche zu Gunsten eines seiner Gesinnungsgenossen aus Jena, Wigand, aus seiner Stelle zu verdrängen. Zu diesem Ende ließ er jenen Prediger eines Vergehens beschuldigen, das an sich schon keines war, zu allem Ueberflusse aber nicht einmal erwiesen werden konnte, und ohne den Angeschuldigten nur darüber zu hören, forderte er die Kirchenvorsteher auf, eine neue Wahl vorzunehmen, und bezeichnete zugleich seinen Freund Wigand als den, auf welchen die Wahl fallen müßte. Der Stadtrath aber, der sich von der Grundlosigkeit jener Beschuldigung überzeugt hatte, bedeutete die Kirchenvorsteher, vorderhand mit der Wahl inne zu halten. Darüber wurde Heßhus wüthend, schimpfte von der Kanzel herab über den Rath, der sich vermessen, der Kirche in die Arme zu greifen und das Recht der Gemeinde schmälern wolle, und gab sich alle Mühe, die Bürgerschaft gegen den Rath aufzuhetzen. Noch größer wurde der Zorn, als der Rath den jenenser Vertriebenen verbot, irgend etwas

über ihre Händel drucken zu lassen, und Heßhus selbst bedeuteten, sich auf der Kanzel aller Schimpfereien auch gegen einen Erlaß des niedersächsischen Kreises zu enthalten, welcher den Predigern verbot, die Religionsstreitigkeiten auf die Kanzeln zu bringen und etwas ohne die vorläufige Censur der betreffenden Behörden drucken zu lassen. Heßhus trat jetzt als Ritter der Preßfreiheit auf, freilich nicht der unbedingten, sondern er verlangte sie eben nur für sich und seine Gesinnungsgenossen: dem heiligen Geiste, der aus den Priestern rede, dürfe man nicht das Maul verbinden, die Steine müßten darüber schreien, wenn auch die Prediger dazu schweigen sollten. Er kehrte sich so wenig an das Verbot des Rathes, daß er nur noch ärger von der Kanzel herab schimpfte, die Bürgerschaft aufreizte, diejenigen Prediger, die es nicht unbedingt mit ihm halten wollten, verdammte, und dem Rathe selber mit dem Banne drohte. Dieser verbot ihm endlich die Kanzel: aber Heßhus ließ nun durch einen seiner Anhänger wirklich den großen Bann über den Stadtrath aussprechen, wie über alle Anhänger desselben und die ihm treuen Prediger, und erklärte den Rath in Folge des Bannes auch seines Amtes verlustig. Da ließ ihn endlich der Rath (1562) sammt der ganzen Rotte mit Gewalt aus der Stadt schaffen, und stellte dadurch die aufs Aeußerste gefährdete Ruhe in der Bürgerschaft wieder her.

Diese Bestrebungen der lutherischen Geistlichkeit, die Kirche unabhängig von der weltlichen Obrigkeit zu machen, oder vielmehr die Kirche noch über sie zu stellen durch das in Anspruch genommene Bannrecht, welches mit einer weit größeren Willkür ausgeübt werden sollte, als das römische Papstthum jemals gethan, waren doch ziemlich allgemein: auch die lutherischen Prediger in Lüneburg theilten sie, und Flacius schrieb sogar eine eigene Schrift darüber. Diese Schrift enthielt die stärksten Ausfälle gegen die Fürsten: sie versündigten sich an dem heiligen Geist, wenn sie sich unterständen, den Predigern Ziel und Maß zu setzen; aber freilich die Kirche habe von jeher gegen Fürsten und Herren kämpfen müssen und müsse es auch jetzt wieder thun. Es ist nicht zu läugnen: in allen diesen Bestrebungen finden sich Anklänge an die ursprünglichen freien Ideen der Reformation, so namentlich bei der Betonung der Gewissens-, der Preß- und Redefreiheit. Und gewiß: die meisten dieser

Herren mochten sich nicht wenig ärgern über die große Gewalt in Kirchensachen, welche den Fürsten von den Reformatoren zugetheilt worden war. Aber es ist nicht minder gewiß, daß von eigentlicher Religionsfreiheit bei diesen Eiferern keine Rede war, sondern daß sie eben nichts weiter wollten, als eine schrankenlose Gewalt über die Anderen für sich selber.

Daß aber diese angeblich von dem heiligen Geiste erfüllten Theologen nicht einmal nach reiner Ueberzeugung handelten, sondern daß sie von der niedrigsten Selbstsucht geleitet wurden, bewies das schändliche Verhalten, das sie gegen sich selber übten, wenn Einer auf Kosten des Anderen einen Vortheil erhaschen konnte. Als sich im Jahre 1567 im Herzogthum Sachsen der Wind wieder gedreht hatte, so daß vom Hofe abermals die streng lutherische Richtung verfochten wurde, beabsichtigte dieser zuerst den Flacius nach Jena zu berufen. Dieser hatte sich indessen ohne Amt und Anstellung vielfach in der Welt umhergetrieben. Aber die Stelle wünschte auch Heßhus für sich zu haben, der inzwischen vom Herzoge Wolfgang von Zweibrücken angestellt worden war. Um nun die Berufung Flacius zu verhindern, griff er jetzt seine Meinung über die Erbsünde an, daß diese nämlich die Substanz des Menschen ausmache, und fand diese Meinung, an welcher er sonst nicht das Mindeste auszusetzen gehabt hatte, auf einmal ketzerisch. In der That verhinderte er durch den Lärm, den er deßhalb gegen Flacius erhob, seine Berufung nach Jena, wogegen er wirklich selber diese Stelle erhielt (1569). Der Streit über diesen Gegenstand wurde nun weiter fortgeführt, ohne daß Flacius etwas dabei gewonnen hätte: beinahe Alles wandte sich von ihm ab; er konnte nirgends mehr eine Unterkunft finden, und starb endlich 1575 unter den traurigsten Umständen in Frankfurt am Main. Heßhus sollte nun aber bald ein ähnlicher Freundschaftsdienst, wie er dem Flacius erwiesen, von einem seiner Gesinnungsgenossen gespielt werden. Im Jahre 1573 drehte sich im Herzogthum Sachsen wiederum der Wind: nach dem Tode des Herzogs Johann Wilhelm überkam der Kurfürst August von Sachsen die Verwaltung des Landes. Dieser jagte sofort alle überlutherischen Eiferer aus dem Lande, unter Anderen den Heßhus. Der wurde aber nach Preußen als Bischof von Samland gerufen. Auch sein Freund Wigand kam dahin,

erhielt aber nur eine geringe Landpfarrei. Wigand fand jedoch bald, daß er das bischöfliche Amt eben so gut versehen könnte als Heßhus, und um diesen zu verdrängen, so beschuldigte er ihn, wie Heßhus früher den Flacius, der Ketzerei: er lehre nämlich, daß Christus auch nach seiner menschlichen Natur allmächtig, allwissend, anbetungswürdig sei. Heßhus vertheidigte sich, aber umsonst: er erbot sich zu jeder Erklärung, die man wünsche: es war vergebens! Er wurde (1577) abgesetzt. Darauf wurde er vom Herzog Julius von Braunschweig an die Universität Helmstädt berufen. Dort spielte er einen sehr geschmeidigen Hoftheologen und verstand sich zu jeder Richtung, die man von ihm verlangte: er bekämpfte jetzt sogar das starre Lutherthum, als dessen furchtbarer Vertheidiger er bisher aufgetreten war.

Dies war überhaupt das Ergebniß der verschiedenen Versuche der lutherischen Geistlichkeit, sich eine päpstliche Gewalt anzumaßen. Sie wurden von dem Fürstenthum überwunden, und die protestantische Theologie, so ungebärdig sie sich auch eine Zeitlang stellen mochte, wurde doch bald wieder zahm und unterwarf sich dem Willen der Fürsten. So erbot sich ein gewisser Selnecker, der zuerst eine streng lutherische Meinung an den Tag gelegt, dadurch aber den Unwillen seines Landesherrn, des Kurfürsten von Sachsen, auf sich gezogen hatte, auf allen Vieren von Braunschweig nach Torgau zu kriechen, nur um seinen Fürsten wieder zu versöhnen. Freilich gewann dadurch die Religionsfreiheit nichts, denn die Willkür, welche die Fürsten übten, war nicht minder maßlos wie die der Theologen.

Wir haben eben gesehen, welch rascher Wechsel der Meinungen an dem herzoglichen Hofe von Sachsen stattzufinden pflegte: zuerst ist die strenglutherische Meinung obenan, dann werden die Anhänger derselben verjagt: fünf Jahre darauf kommen sie wieder an die Reihe; aber nach Verlauf derselben Zeit müssen sie nochmals den Platz räumen. Und wie der Hof dachte, so mußte die gesammte Geistlichkeit, das ganze Land denken. Wer sich nicht fügen wollte, wurde abgesetzt oder aus dem Lande gejagt.

In Kursachsen war es nicht viel anders. Dort hatten zuerst die Melanchthonianer die Oberhand, an deren Spitze Melanchthons Schwiegersohn, der gelehrte Arzt Peucer stand, der auch auf den

Kurfürsten August einen großen Einfluß übte. Unter dessen Herrschaft griff die kalvinische Ansicht vom Abendmahl in Wittenberg immer weiter um sich. Doch hüteten sich Peucer und seine Anhänger sehr wohl, diese ihre Meinung offen auszusprechen: denn Kurfürst August war ein Anhänger der lutherischen Abendmahlslehre. Die Feinde der Wittenberger suchten diese mehrmals bei dem Kurfürsten zu verdächtigen, es war jedoch umsonst. Er ließ sich durch das allerdings unredliche Spiel der Wittenberger allemal täuschen. Ja, er ging in seinem Aerger gegen die Ueberlutheraner so weit, daß er alle Geistlichen, welche sich nicht zu einer förmlichen Verdammung des Flacianismus verstehen wollten, absetzte und des Landes verwies. Aber im Jahre 1573 ließen sich die Wittenberger verleiten, ein Buch herauszugeben, in welchem sie sich zur kalvinischen Abendmahlslehre bekannten. Jetzt gingen dem Kurfürsten plötzlich die Augen auf, und er wurde nun maßlos in seinem Grimme. Der Buchdrucker, der das Buch herausgegeben, wurde um sein ganzes Vermögen gestraft und des Landes verwiesen. Die Führer der Partei aber, der Kanzler Krakow, der Professor Peucer, zwei Hofprediger, wurden (1574) ins Gefängniß geworfen. Der Kurfürst ließ eine Erklärung über das Abendmahl aufsetzen, welche alle seine Theologen, die schaarenweise nach Torgau getrieben wurden, unterschreiben mußten, wenn sie nicht abgesetzt und fortgejagt werden wollten. In dieser Erklärung stand unter Anderem, daß alle Schriften Luthers als göttliche Wahrheit anerkannt werden müßten. Sechs Professoren an der Universität Wittenberg weigerten sich, dieses Urtheil zu unterschreiben. Sie wurden ins Gefängniß geworfen und so lange gequält, bis sie bedingungsweise unterschrieben. Dann wurden sie ihrer Aemter entsetzt und aus dem Lande gejagt. Die vier „Hauptverbrecher" aber wurden zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt und gefoltert. Krakow brachte sich selbst um, ein Anderer wurde wahnsinnig, ein Dritter starb: nur Peucer erhielt sich am Leben ohne zu widerrufen, wurde aber gräßlich mißhandelt. Vergebens wurde der Kurfürst von anderen Fürsten zur Milde ermahnt. Der Kaiser Maximilian bat sich Peucer sogar zu seinem Leibarzte aus, nur um ihn dadurch frei zu machen. Alle Bitten waren beim Kurfürst umsonst: erst nach zwölf Jahren (1586) gab er ihn auf die Fürsprache seiner Braut, einer

anhaltischen Prinzessin, frei, die sich am Hochzeitstage die Loslassung Peucers als Geschenk ausgebeten hatte. Der Kurfürst selbst starb kurze Zeit darauf. — Nach seinem Tode änderte sich plötzlich wieder die theologische Richtung in Kursachsen, indem der neue Kurfürst Christian I. die Kalvinisten begünstigte. Jetzt wurden die strengen Lutheraner verfolgt. Aber schon nach wenigen Jahren schlug die Meinung nochmals um, als nach dem Tode Christians ein neuer Herrscher zur Regierung gelangte. Der Kanzler Krell, welcher die kalvinische Richtung vorzugsweise durchgesetzt hatte, mußte diese seine Religionsansicht sogar mit dem Tode büßen. Er wurde (1611) hingerichtet.

In Kurpfalz bemerken wir einen ähnlichen Wechsel der Religion. Zuerst unter Otto Heinrich wurde das Lutherthum daselbst eingeführt. Unter seinem Nachfolger Friedrich III. wurde dieses abgeschafft (1560) und der Kalvinismus kam an die Reihe. Der Kurfürst ließ 1563 den sogenannten Heidelberger Katechismus verfertigen, und alle Geistlichen wurden auf denselben vereidigt. Diejenigen welche von dem Lutherthume nicht lassen wollten, wurden abgesetzt. Aber nach seinem Tode (1576) führte sein Sohn und Nachfolger Ludwig VI. das Lutherthum wieder ein, und verfuhr bei Verfolgung der Kalvinisten mit empörender Härte. Die Geistlichen, die bisher kalvinisch gelehrt hatten, wurden gezwungen, die entgegengesetzte Meinung zu verkünden: wer sich widersetzte, wurde abgesetzt. Ja, es wurde nun eine allgemeine Hausuntersuchung im Lande veranstaltet und Jeder gezwungen, einen Eid abzulegen, daß er sich nun wieder zum Lutherthum halten wolle. Die besten Lehrer der Universität Heidelberg wurden entlassen: das ganze Unterrichtswesen gerieth in Verfall. Aber schon im Jahr 1585 nach dem Tode Ludwigs erfolgte wieder eine Aenderung zu Gunsten des Kalvinismus.

Aus dem Bisherigen ergibt sich Folgendes. Eigentlich zankte man sich um nichts, um Worte, um Formeln. Selbst die Abendmahlsfrage ist nicht davon auszunehmen. Denn Kalvin nahm ja mit den Lutheranern den Genuß des wahren Leibes Christi an, nur fügte er hinzu, daß dies auf geistige Weise geschehe, während die Lutheraner sich blos dadurch von Kalvin unterschieden, daß sie meinten, der Leib Christi werde wirklich gegessen. Absichtlich aber legte man den Kalvinisten ganz andere, nämlich die zwinglischen

Meinungen unter, um desto mehr über ihre Gottlosigkeit schimpfen zu können. Ueberhaupt tritt in diesen Religionszänkereien der Lutheraner die größte Unduldsamkeit und Herrschsucht an den Tag: von keiner Seite wird Freiheit der Meinung, der Forschung anerkannt: jede Partei verlangte von der anderen unbedingte Unterwerfung, dachte aber nicht daran, die Möglichkeit eines Irrthums zuzugestehen. Schließlich jedoch gewinnt die strengere, schroffere, herrschsüchtigere und unvernünftigere Partei die Oberhand über die milderen Melanchthonianer. Gelegentlich wird nun zugleich der Versuch gemacht, dieser übereifrigen lutherischen Geistlichkeit eine neue päpstliche Gewalt zu verschaffen: dieser Versuch mißlingt indeß zu Gunsten der weltlichen Macht. Dieser wird eben zuletzt die Entscheidung auch in religiösen Dingen anheim gegeben, und wie der Fürst glaubt, so muß sein ganzes Land glauben, mag es wollen oder nicht. Da es nun aber in Deutschland verschiedene Gebiete gab, geschah es, daß auch die Religionsansichten verschieden waren, daß in den verschiedenen Landeskirchen verschiedene Richtungen walteten. Dies mußte manche Ungehörigkeit nach sich ziehen: wer in dem einen Lande wegen seiner Meinung die Pfarre verlor, wurde in dem anderen wegen derselben Meinung befördert; wer hier unbedingt eine Lehre als göttliche Wahrheit verkündete, wurde dort, weil er Gott gelästert, in das Gefängniß geworfen und gestäupt. Ja in einem und demselben Lande, sogar unter der nämlichen Regierung, waren die Unterthanen diesem Wechsel der Religionsansicht ausgesetzt. Zuletzt wußte man nicht mehr, was man glauben dürfe, noch viel weniger, was der rechte Glaube sei. Denn da nach der lutherischen Meinung die Obrigkeit von Gott eingesetzt ist, als solche die Pflicht und das Recht hat, über den Glauben zu wachen, also wohl selber am besten wissen sollte, welches der rechte Glaube sei, so mußte wohl jedem einfältigen Laien der Verstand stille stehen, wenn er sah, daß die von Gott eingesetzten Obrigkeiten so verschieden über die Religion dachten.

Nun kamen einige Theologen von der strengen Partei, die um die Mitte der siebziger Jahre den Sieg davongetragen hatte, auf den Gedanken, ein gemeinsames Glaubensbekenntniß für alle protestantischen Kirchen in Deutschland zu Stande zu bringen, nach welchem fortan unbedingt gelehrt werden müßte. Die protestantische

Kirche hatte zwar bereits ihre Bekenntnißschriften, das augsburger Glaubensbekenntniß, die Vertheidigung (Apologie) derselben, die schmalkalder Artikel und Luthers Katechismus, und es war demnach ein neues Glaubensbekenntniß nicht mehr nöthig. Allein man hatte die Absicht, eben die schroffere, härtere, unvernünftigere Meinung zur Herrschaft zu bringen, die melanchthonianische Richtung gänzlich zu entfernen, und vor Allem die Hinneigung derselben zum Kalvinismus auf das Entschiedenste zu verdammen. Die Haupttriebfeder war der ehrgeizige, eitle, ränkevolle Jakob Andreä, Kanzler an der Universität Tübingen, welcher Jahrelang in den protestantischen Ländern herumreiste und unter den Fürsten namentlich den Herzog Julius von Wolfenbüttel und den Kurfürsten August von Sachsen dafür zu gewinnen wußte. Man glaubte um so leichter zum Ziele zu gelangen, als die melanchthonianische Partei durch ihren Sturz in Wittenberg (1574) eine so große Niederlage erlitten hatte. Es fanden sich zwar noch Anhänger dieser Partei in Hessen, Anhalt, Pommern, Süddeutschland, sie waren jedoch in entschiedener Minderzahl gegen die strengere Partei, welche in den meisten Kirchen in Norddeutschland, Obersachsen, Würtemberg, neuerdings (seit 1576) auch in der Pfalz die Oberhand erhalten hatte. Man hoffte auf sie, wenn es nicht anders ginge, auch durch Einschüchterung wirken zu können. Andreä brachte nun endlich im Jahre 1576 mit mehreren anderen Theologen das sogenannte torgauische Buch zu Stande, welches sofort überall herumgeschickt wurde. Allein es zeigte sich hiebei sogleich, wie wenig Uebereinstimmung unter den Theologen vorhanden sei. Die Einen, namentlich die Niedersachsen, fanden das Buch nicht streng, nicht eifrig, nicht verdammend genug, während die Hessen, Anhaltiner, Pommern mehr Milde verlangten. Die Eintrachtsmänner kamen nun im Jahr 1577 noch einmal im Kloster Bergen zusammen, um die Ausstellungen zu berücksichtigen; sie änderten daran, jedoch fast nur zu Gunsten der schroffen Richtung. In dieser neuen Gestalt wurde das Buch, welches den Titel „Konkordienformel" erhielt, angenommen von Kursachsen, Herzogthum Sachsen, Kurbrandenburg, Markgrafschaft Ansbach, Braunschweig, Grubenhagen, Lüneburg, Mecklenburg, Würtemberg, Zweibrücken, Baden, Henneberg, Mömpelgardt, den niedersächsischen Seestädten und mehreren oberländischen Städten. Hier wurde die Formel fast überall

mit Zwang eingeführt, wenn man auch scheinbar den Pfarrern erlaubte, frei ihre Meinung darüber zu sagen. Stimmten sie nicht mit der Formel überein, so wurden sie eben abgesetzt. Aus Furcht, die Pfarrei zu verlieren, unterschrieben nun die Meisten, auch solche, die mit der Formel nicht übereinstimmten. Indessen wurde der Beitritt zur Konkordienformel entschieden abgelehnt von Hessen, Holstein, Pommern, Anhalt, Magdeburg, Nürnberg, Straßburg, Frankfurt, Speier, Worms. Auch der Kurfürst Ludwig VI. von der Pfalz wurde bedenklich, weil ihm der in der Konkordienformel gebrauchte Ausdruck des Verdammens bezüglich der kalvinischen Ansicht zu hart dünkte, da ja doch sein eigener Vater sich zu derselben bekannt hatte. Den Kurfürsten wußte man indessen durch eine Vorrede zu beschwichtigen, worauf auch er beitrat. Allein dagegen trat der Pfalzgraf von Zweibrücken wieder zurück, und schließlich sogar der erste und eifrigste Beförderer des Werks, der Herzog Julius von Wolfenbüttel. Dieser Herzog, der sich sonst so sehr seines Eifers für die lutherische Rechtgläubigkeit rühmte, fand plötzlich, daß es auch Fälle gebe, wo es vortheilhafter sei, ein etwas weiteres theologisches Gewissen zu haben. Es bot sich ihm Gelegenheit, seine Söhne auf die Stifte in Halberstadt und Minden zu bringen. Zu diesem Ende war es aber nöthig, daß sie sich einweihen, sich die Tonsur geben und noch einige andere Dinge mit sich vornehmen ließen, welche Melanchthon in der Zeit des Interim als gleichgültige (adiaphora) bezeichnet hatte, die man thun oder lassen könnte, was ihm aber von den Eiferern so furchtbar übel genommen wurde. Auch jetzt fanden die Betreiber des Konkordienwerkes für nöthig, den Herzog Julius wegen seiner adiaphoristischen Gesinnung stark zu tadeln. Die Folge davon war jedoch, daß er nun mit der Sache gar nichts mehr zu thun haben wollte und in der That seinen Beitritt verweigerte. So war denn trotz aller Bemühungen eine allgemein gültige Formel für die protestantische Kirche nicht zu Stande gekommen. Uebrigens wurde dieselbe eben doch von der Mehrzahl der protestantischen Stände (1580) angenommen, nämlich von drei Kurfürsten, zwanzig Herzogen und Fürsten, vierundzwanzig Grafen, vier Freiherren, fünfunddreißig Reichsstädten, zusammen sechsundachtzig Reichsständen. Durch die Annahme der Formel wurde die fernere Entwickelung der lutherisch-protestan-

tischen Theologie unmöglich gemacht. Sie wurde wo möglich noch starrer und lebloser als bisher.

Und nun, bei dieser Beschränktheit des Protestantismus, bei der Leidenschaftlichkeit, mit welcher man sich über unwesentliche Bestimmungen der Lehre, als hinge Tod und Leben davon ab, herumstritt, bei der dadurch gesteigerten Unverträglichkeit und Händelsucht, brauchen wir wohl nicht erst weiter auszuführen, daß auch an eine Versöhnung zwischen Protestantismus und Katholicismus nicht zu denken war. Im Jahre 1557 veranstaltete Ferdinand I. noch einmal ein Religionsgespräch zu Worms. Die freisinnige Partei unter den Katholischen war dort überwiegend, überhaupt lagen die Dinge von dieser Seite her günstiger, wie je. Allein nun brachte die streng-lutherische Partei unter den Protestanten ihre Händel mit den Melanchthonianern auch vor diese Versammlung: sie erklärte, die Letzteren seien von dem reinen augsburgischen Glaubensbekenntniß abgefallen, sie könnte daher mit ihnen nichts zu thun haben. Die Spaltung unter den Protestanten wurde daher offenbar, und in Folge davon mußte das Gespräch abgebrochen werden.

Aber schon dachte auch der Katholicismus nicht mehr an eine Aussöhnung.

---

4. Erhebung des Katholicismus.

Innerhalb der katholischen Kirche war doch schon bald nach dem Beginn der Reformation das Bedürfniß nach einer Verbesserung erwacht. Doch ging dies Bedürfniß nach zwei entgegengesetzten Richtungen auseinander. Die eine näherte sich mehr dem protestantischen Grundsatze und versuchte theils durch Aufnahme protestantischer Ideen die Kirche zu verjüngen, theils eben dadurch wieder eine Vereinigung mit den Protestanten herbeizuführen. Das Haupt dieser Partei war der Kardinal Contarini. Die andere dagegen wollte eine völlige Wiederherstellung des alten Katholicismus, verlangte daher eine Erneuerung des mittelalterlichen Geistes der Kirche und war demzufolge die entschiedenste Gegnerin des Prote-

stantismus; dessen Unterjochung betrachtete sie daher als eine Hauptaufgabe der Kirche. Das Haupt dieser Partei war der Kardinal Caraffa, der spätere Papst Paul IV. Die letztere Richtung gewann seit dem regensburger Gespräch von 1541 die Oberhand. Seitdem erfolgte die innere Wiederherstellung des Katholicismus einerseits, und in unmittelbarer Verbindung damit andererseits die Gegenwirkung gegen den Protestantismus.

Noch im Jahre 1541 wurde die Inquisition neu eingerichtet. Mit einer furchtbaren Strenge verfuhr sie zunächst in Italien, wo sie in Kurzem alle protestantische Regungen unterdrückte. Dann suchte sie dieselbe aber auch auf andere Länder, insbesondere auf Deutschland auszudehnen.

Gerade in diesem Wendepunkte tauchte eine neue Gesellschaft, der Orden der Jesuiten auf, 1540 und 1543 von dem Papste bestätigt, welcher sich eben jene doppelte Aufgabe setzte. Die Jesuiten waren für das Reformationszeitalter das, was die Bettelmönche für das dreizehnte Jahrhundert: nur in einem weit umfassenderen Maßstabe. Die Jesuiten waren von gleichem Eifer erfüllt, wie jene Bettelmönche. Ihre innere Einrichtung war aber weit zweckmäßiger für die Erreichung des großen Zieles, das sie verfolgten. Sie begünstigten auf der einen Seite jede Individualität und wiesen ihr den entsprechenden Wirkungskreis an, auf der anderen aber duldeten sie keine Selbstständigkeit dem Orden und seinem Zwecke gegenüber. Das erste und oberste Gesetz, welches sie aufstellten, war unbedingter Gehorsam gegen die Obern und gegen den Papst. Die römische Kirche hat es von jeher verstanden, den Kreis ihrer Lehren ziemlich weit zu ziehen und diese selbst in eine Form zu fassen, welche je nach Umständen nach verschiedenen Seiten hin verändert werden konnte: mit Einem Worte, die Kirchenlehre war von jeher biegsam und schwungkräftig gewesen, und gestattete, abgesehen von der Kircheneinrichtung und dem Grundsatze der Unfehlbarkeit der Kirche, eine ziemliche Mannichfaltigkeit der Meinungen. Auch die neue katholische Kirche, obschon sie äußerlich mit einer großen Strenge auftrat, gab jenen Grundsatz nicht auf. Sie faßte mit festem sicherem Blicke das Wesen dessen, was sie erreichen wollte, ins Auge, war aber durchaus nicht ängstlich weder über die Mittel, noch über den Weg: sie wußte sogar hie und da ein Auge zuzu-

drücken, Manches zuzugestehen, oder zu übersehen, was eigentlich ihren Grundsätzen widersprach, wenn sie dabei nur die Hauptsache gewann. Also ganz verschieden von dem Protestantismus, welcher sich über Nebensachen wüthend stritt und dabei die Hauptsache, die eigentliche Grundlage seines Wesens, die einzige Kraft, womit er der Kirche die Spitze zu bieten vermochte, die Freiheit der Forschung, außer Augen setzte, ja selbstmörderisch vernichtete. Von Niemanden aber wurde jene Klugheitsmaßregel der Kirche in einer weiteren Ausdehnung angewendet, als von den Jesuiten, und zwar mit dem größten Erfolge. Sie verstanden es, fast jede geistige Richtung mit der Kirchenlehre irgendwie in Uebereinstimmung zu bringen, vermöge einer ganz eigenthümlichen Beweisfertigkeit, welche sie später dahin führte, auch jede Handlung entschuldbar zu finden, weßhalb ihre Sittenlehre so verrufen war. In der ersten Zeit ihres Auftretens kehrten sie jedoch eine ganz andere Seite heraus. Sie erschienen überall als Reformatoren der Kirche, und in einem gewissen Sinne waren sie es auch. Ihr ganzes Auftreten bildete einen für sie höchst vortheilhaften Gegensatz zu der katholischen Geistlichkeit, deren Sitten so viel Anstoß gegeben hatten: es waren anständige, feine, ehrbare Leute, denen es um die zur Schau getragene Reform vollkommen Ernst zu sein schien. Dabei entfalteten sie die größte Thätigkeit, und zwar, wie wenigstens der Anfang zeigte, eine sehr ersprießliche. Besonders auf drei Dinge verlegten sie sich: auf die Predigt, auf die Beichte und auf den Unterricht. Der letztere war offenbar der bedeutendste Zweig ihrer Wirksamkeit: denn dadurch konnten sie das heranwachsende Geschlecht gewinnen. Auf den Unterricht verwandten sie daher auch den größten Fleiß. Sie errichteten überall, wo sie sich niederließen, Schulen, und waren so klug, den Unterricht unentgeldlich zu ertheilen. Sehr natürlich, daß ihre Schulen bald außerordentlich besucht wurden. Sie wußten nun aber eine solche Lehrweise anzuwenden, daß die Jesuitenschulen auch an und für sich einen großen Ruf erlangten. Die Lehrweise war zugleich unterhaltend und belehrend, klar, faßlich, folgerichtig: sehr vortheilhaft abstechend gegen die protestantischen Schulen, in denen eben um jene Zeit die dürre Theologie einen so überwiegenden Einfluß erlangte, daß die früheren humanistischen Studien zurückgedrängt wurden. Es kam hinzu, daß sie in ihren Schulen zu-

gleich auf anständiges äußerlich frommes Benehmen sahen. Sie bildeten wohlgezogene Leute.

Die Jesuiten wußten sich bereits im Jahre 1550 in Deutschland einzunisten. Zunächst in Wien, wo sie den Kaiser Ferdinand I. selbst für sich gewannen, der eben in ihnen nur die Reformatoren der Kirche erblickte. Dann im Jahre 1556 gründeten sie eine Niederlassung in Ingolstadt, und in demselben Jahre eine dritte in Köln. Von diesen drei Punkten breiteten sie sich in die benachbarten Länder aus und zwar mit unglaublicher Schnelligkeit. Zehn Jahre darnach hatten sie sich bereits in Baiern, Franken, Schwaben, in den Rheingegenden, Tyrol, Oestreich, Böhmen, Mähren festgesetzt. Und mit ihnen drang auch die gegenprotestantische, die eifrigkatholische Gesinnung vor.

Noch aber hatte der Katholicismus mit sehr bedeutenden Widerständen zu kämpfen, die nicht blos von Seite des Protestantismus kamen. Wir haben bemerkt, welche Ansichten der Kaiser Ferdinand über die Reform der Kirche, über das Verhältniß der kaiserlichen Macht zum Papstthum hegte. Diese Ansichten standen im Widerspruch mit den Bestrebungen, welche die römische Kurie verfolgte. Der Widerspruch trat unter dem Papst Paul IV. offen zu Tage. Dieser, ein unversöhnlicher Feind des Hauses Habsburg, weigerte sich Ferdinand als Kaiser anzuerkennen und suchte jenes Recht, welches sich früher das Papstthum auf die Kaiserwahl angemaßt hatte, wieder geltend zu machen. Es drohte zu völligem Bruche zu kommen. Wie man auf Seite des Kaisers über den Papst dachte, geht aus der Erklärung seines Kanzlers hervor: er gab deutlich zu verstehen, daß wenn der Papst in seinem Beginnen fortfahre, man ihn absetzen lassen müsse, daß, wenn er selber nicht dazu thue, man eine allgemeine Kirchenversammlung zusammenberufen werde, die dann den Papst richte, denn sie sei über dem Papst: seine Anmaßungen bezüglich des Kaiserthums finde er aber so kindisch, daß er für das Beste halte, sich gar nicht darum zu bekümmern: ob der Papst den Kaiser bestätige oder nicht, sei völlig gleichgültig. Zwar habe der Kaiser das Recht, den Papst wegen seines Benehmens beim Kopf zu nehmen und zu züchtigen: es sei aber nicht einmal der Mühe werth.

Zum Glücke für das Papstthum starb aber Paul IV. schon 1559. Und sein Nachfolger Pius IV. verfolgte eine viel verträglichere Staatskunst. Dieser suchte sich mit dem Kaiser in gutes Vernehmen zu setzen, und theilweise, um dem Kaiser zu Willen zu sein, rief er die tridentiner Kirchenversammlung, die schon zweimal unterbrochen worden war, wieder zusammen (1562). Der Kaiser hoffte nun auf dieser Versammlung diejenigen Reformen durchzusetzen, welche er so sehnlichst wünschte. Anfangs versuchte er auch die protestantischen Stände zur Beschickung der Kirchenversammlung zu vermögen: jedoch, wie zu erwarten, ohne Erfolg. Er beschränkte sich nun darauf, seinerseits Vorschläge zu machen. Sie waren von der umfassendsten Art: fingen beim Papste an und hörten bei den niederen Geistlichen auf: darunter denn die Forderungen von der Priesterehe und vom Laienkelch. Rom kam dadurch in keine geringe Verlegenheit, zumal da es Anfangs den Anschein hatte, als ob die Kirchenversammlung überhaupt dem Papste gegenüber eine entschiedene Haltung beobachten, seine Gewalt beschränken und durchgreifende Veränderungen vornehmen werde. Er war aber durchaus nicht gewillt, sich dies gefallen zu lassen. Vielmehr sollte die Papstgewalt in der ganzen früheren Ausdehnung wieder hergestellt werden. Der Papst trat nun zunächst mit dem Kaiser in Unterhandlungen, und hier leisteten bereits die Jesuiten, welche auf Ferdinand großen Einfluß gewonnen hatten, gute Dienste. Man bestimmte ihn, von seinen Forderungen abzustehen, indem man ihm die Gewährung des Laienkelchs für seine österreichischen Unterthanen gestattete. Von der Zulassung der Priesterehe könne aber durchaus keine Rede sein. Der Kaiser, der von Deutschland gar nicht unterstützt war, fügte sich endlich, wiewohl unwillig. Rom aber hatte den Sieg davon getragen, und es gelang ihm, durch gleich schlaue Unterhandlungen auch die übrigen Widerstände auf der Kirchenversammlung zu beseitigen.

So geschah es, daß die Versammlung in vollkommen päpstlichem Sinne beendet ward (1563). Alle alten Glaubenslehren wurden festgehalten, nur hie und da ermäßigt. Allerdings wurden die offenbarsten Mißbräuche abgeschafft, wie z. B. der Ablaßhandel, obschon der Ablaß selbst nicht verboten ward. Auch eine strengere Zucht über die Sitten der Geistlichen wurde eingeführt; und das

ist die eigentliche reformatorische Seite der tridentiner Kirchenversammlung gewesen. Aber die päpstliche Gewalt wurde nicht nur nicht vermindert, vielmehr in der ganzen früheren Ausdehnung wieder hergestellt, so weit dies möglich war. Ganz war es freilich nicht möglich: denn an die Fürsten mußten manche Zugeständnisse gemacht werden. Das Papstthum sah aber selber ein, daß es sich ohne die Fürsten nicht mehr halten könne: es mußte sich vielmehr mit ihnen verbinden, um ihrer Unterstützung sicher zu sein.

Und nun, so im Innerenhergestellt, der katholischen Bevölkerung durch die theilweise Reform wieder sicher, begann das Papstthum mit erneuerter Kraft die Gegenreformationen in den einzelnen Ländern.

In Deutschland stieß es freilich noch auf beträchtliche Hindernisse. Im Jahr 1564 war Maximilian II. auf den kaiserlichen Thron gelangt. Die Protestanten hegten von ihm die größten Hoffnungen: sie erwarteten nichts Geringeres, als daß er zu ihnen übertreten oder zum Mindesten die zwei Punkte des Religionsfriedens beseitigen werde, welche das weitere Umsichgreifen des Protestantismus in den Ländern katholischer Stände verhindern konnten, nämlich den geistlichen Vorbehalt und das Recht der Landesherren, über die Religion der Unterthanen zu verfügen. Auch versäumten sie nicht, darauf bezügliche Anträge zu stellen. Und Maximilian II. hatte in der That seine freie duldsame Gesinnung noch keineswegs aufgegeben, so wenig wie seine Abneigung gegen Rom: er willigte schlechterdings nicht in die Forderung des Papstes, ihm den herkömmlichen „Gehorsam" zu leisten oder sich von ihm die Bestätigung seiner Wahl zu erbitten, sondern ließ ihm einfach seine Wahl anzeigen, wobei der Gesandte nur einige nichtssagende Höflichkeitsformeln hinzufügte.

Allein die Erwartungen der Protestanten befriedigte er doch nicht. Nachgerade nämlich kam er von seiner Vorliebe für den Protestantismus bedeutend zurück, Dank den nichtswürdigen Zänkereien und gegenseitigen Verketzerungen der Theologen. Diese ewigeu Streitigkeiten der Protestanten unter sich selber, diese Spaltungen, die daraus erwuchsen, dieser Lärm, mit dem sie das ganze Reich erfüllten, waren ihm auf das Tiefste verhaßt, um so mehr, da sie mit seiner milden duldsamen Gesinnung in dem schneidendsten Widerspruche sich befanden. Mehrmals machte er die Protestanten selber darauf aufmerksam, ihre Zänkereien zu lassen, weil sie dadurch nur den

Katholiken in die Hände arbeiteten: es war umsonst! Eine Religion aber, welche so wenig christliche Liebe übte, wie damals die protestantische, konnte er unmöglich für die wahre halten. Gesetzt aber, er wäre zum Protestantismus übergegangen, konnte er hoffen, dadurch die Einheit wieder herzustellen? Zeigte ihm nicht schon die Gegenwart zur Genüge, daß die Protestanten ebenso untereinander gespalten waren, wie sie und die Katholiken? Auf seinem ersten Reichstage von 1566 wurde ja von protestantischen Fürsten selber an ihn der Antrag gestellt, den Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz von dem Religionsfrieden auszuschließen, weil er sich zum Kalvinismus bekenne, und jener Friede nur den Lutheranern zu Gute komme. Nur der Besonnenheit der übrigen weltlichen Kurfürsten und wohl auch der Billigkeit Maximilians selber war es zuzuschreiben, daß man auf jene Forderung nicht einging.

Also nicht einmal unter den Protestanten hätte er Einigkeit angetroffen: wie war aber zu erwarten, daß die katholischen Stände zu der neuen Lehre herübergebracht werden könnten? sie, die eben jetzt durch die tridentiner Beschlüsse, durch die Wirksamkeit der Jesuiten ein neues Selbstgefühl erhalten hatten, und ebenso einig und entschieden waren, als die Protestanten gespalten und schwankend. Maximilian II. konnte keinen Augenblick in Zweifel sein. Er für seine Person blieb duldsam, wie zuvor, ertheilte seinen Unterthanen Religionsfreiheit, versuchte wohl auch zuerst Vermittlungen zwischen den Parteien, aber nachdem alle diese Versuche, wie zu erwarten, gescheitert waren, nahm er eine Stellung über den Parteien ein. Bei seinen bekannten milden Gesinnungen würde er zwar gegen vollkommene Religionsfreiheit, also auch gegen die Aufhebung des geistlichen Vorbehalts nichts einzuwenden gehabt haben. Aber er allein hatte darüber nicht zu entscheiden: das stand dem Reichstage zu. Wären die Protestanten einig gewesen, so würden sie wohl hier ihre Forderungen haben durchsetzen können, so eng und fest auch die katholischen Stände zusammen hielten. Aber eben an der Einigkeit fehlte es. Noch auf den letzten Reichstagen unter Maximilian scheiterte die Durchsetzung der Freistellung der Religion an dem Zwiespalt zwischen dem eifrig lutherischen Kurfürst August von Sachsen und zwischen dem kalvinischen Friedrich III. von der Pfalz.

Unter solchen Umständen erklärt es sich, warum die katholischen Gegenreformationen außerordentliche Fortschritte machten. Sie begannen bereits in den sechsziger Jahren in Baiern: von Baiern aus wurde 1570 in Baden-Baden der Katholicismus wieder eingeführt: bald darauf vollbrachte der Abt von Fulda seine Gegenreformation, der Erzbischof von Mainz stellte 1574 im Eichsfeld die alte Lehre wieder her, der Erzbischof von Trier fing in seinem Gebiete ebenfalls damit an. Und zu diesem kam die blutige Unterdrückung des Protestantismus und zugleich der staatlichen Freiheit in den Niederlanden.

In den Niederlanden hatte Karl V. vergebens versucht, die neuen Ideen zu unterdrücken: all' seine furchtbare Strenge, all' die blutigen Hinrichtungen hatten zu nichts geführt. Philipp II. hoffte endlich durch noch größere Strenge zum Ziele zu kommen. Er veränderte durch Errichtung neuer Bisthümer die Kirchenverfassung vollkommen, führte die Inquisition daselbst ein und umzog die Niederländer mit einem geistlichen Netze, welches ihre bisherige Freiheit geradezu aufheben mußte. Gegen all' diese Bestrebungen erhoben sich Widerstände, zuerst des Adels, der den Bund der Geusen stiftete, dann des gemeinen Volks. Es erfolgten von Seite der Neugläubigen Unordnungen, Ausbrüche der Leidenschaft: die Kirchen wurden gestürmt, die Bilder zerstört, aufreizende Volksversammlungen gehalten. Jetzt aber schickte Philipp II. (1567) den Herzog von Alba dahin, mit einem spanischen Heere, welcher auf eine furchtbare Weise wirthschaftete. Er hob alle Landesfreiheiten auf, nahm die Häupter der Widerstandspartei, deren er habhaft werden konnte, gefangen, errichtete einen Blutrath, welcher ohne Rücksicht auf die Gesetze die Menschen, die ihm Alba bezeichnete, zum Tode verurtheilte, und ließ nun die Niederländer zu Tausenden hinrichten. Unter diesen Männer aus den angesehensten und edelsten Geschlechtern, wie die Grafen von Egmont und von Hoorn. Die Entflohenen, unter der Anführung des Prinzen Wilhelm von Oranien, versuchten mit Waffengewalt den Herzog von Alba mit seinen Spaniern aus dem Lande zu vertreiben. Ihre Versuche mißlangen jedoch: Alba behauptete den Sieg, und bis 1571 waren alle Regungen des Widerstandes unterdrückt: der Katholicismus überall wieder hergestellt.

5. Aeußere und innere Staatskunst Maximilians II.

Auf die Herstellung einer einigen freien deutschen Nationalkirche mußte man also verzichten: die Gegensätze waren nicht mehr zu vermitteln: kaum, daß es Maximilian II. gelang, sich frei über den Parteien zu erhalten. Ob es nun möglich war, dem Geiste der Nation durch große auswärtige Unternehmungen eine andere Richtung zu geben?

Maximilian verfolgte diesen Gedanken seine ganze Regierung hindurch mit dem größten Eifer. Gleich auf seinem ersten Reichstage (1566) versuchte er die Nation zu einem Kriege gegen die Türken zu bestimmen, welche eben den Frieden gebrochen hatten und mit ihren Horden Ungarn überschwemmten. In der That gelang es ihm, die Reichsstände — die Protestanten hegten damals von dem Kaiser noch große Erwartungen — zu einer bedeutenden Türkenhülfe zu vermögen, und noch in demselben Jahre begann der Krieg. Aber sei es, daß die Hülfe doch nicht in der Ausdehnung geleistet wurde, als sie bewilligt worden, oder sei es, daß aus den Deutschen nachgerade das kriegerische Feuer verschwunden war, genug: in diesem Feldzuge wurde so viel wie nichts ausgerichtet. Das Jahr darauf setzte der Kaiser den Kampf mit eigenen Kräften fort, und obschon er nicht unrühmlich stritt, so sah er sich im Jahre 1568 dennoch genöthigt, auf dieselben unrühmlichen Bedingungen, wie sein Vater, mit den Türken Frieden zu schließen. Doch gelang es ihm (1570) wenigstens mit dem Fürsten von Siebenbürgen einen Vertrag zu schließen, zufolge dessen das Land nach dem Tode des Fürsten wohl das Recht haben sollte, sich einen Woiwoden zu wählen, dieser aber die Oberhoheit des Kaisers als Königs von Ungarn anerkennen müßte.

Auch auf die Ostseeländer richtete Maximilian II. sein Augenmerk, sowie auf die Wiederherstellung des Uebergewichts der Hanse im deutschen Meere.

Nach dem unglücklichen Ausgange Wullenwebers waren die Angelegenheiten der Hanse immer mehr zurückgegangen. Die nordischen Könige achteten keines der früheren großen Vorrechte dieser

Unter solchen Umständen erklärt es sich, warum die katholischen Gegenreformationen außerordentliche Fortschritte machten. Sie begannen bereits in den sechsziger Jahren in Baiern: von Baiern aus wurde 1570 in Baden-Baden der Katholicismus wieder eingeführt: bald darauf vollbrachte der Abt von Fulda seine Gegenreformation, der Erzbischof von Mainz stellte 1574 im Eichsfeld die alte Lehre wieder her, der Erzbischof von Trier fing in seinem Gebiete ebenfalls damit an. Und zu diesem kam die blutige Unterdrückung des Protestantismus und zugleich der staatlichen Freiheit in den Niederlanden.

In den Niederlanden hatte Karl V. vergebens versucht, die neuen Ideen zu unterdrücken: all' seine furchtbare Strenge, all' die blutigen Hinrichtungen hatten zu nichts geführt. Philipp II. hoffte endlich durch noch größere Strenge zum Ziele zu kommen. Er veränderte durch Errichtung neuer Bisthümer die Kirchenverfassung vollkommen, führte die Inquisition daselbst ein und umzog die Niederländer mit einem geistlichen Netze, welches ihre bisherige Freiheit geradezu aufheben mußte. Gegen all' diese Bestrebungen erhoben sich Widerstände, zuerst des Adels, der den Bund der Geusen stiftete, dann des gemeinen Volks. Es erfolgten von Seite der Neugläubigen Unordnungen, Ausbrüche der Leidenschaft: die Kirchen wurden gestürmt, die Bilder zerstört, aufreizende Volksversammlungen gehalten. Jetzt aber schickte Philipp II. (1567) den Herzog von Alba dahin, mit einem spanischen Heere, welcher auf eine furchtbare Weise wirthschaftete. Er hob alle Landesfreiheiten auf, nahm die Häupter der Widerstandspartei, deren er habhaft werden konnte, gefangen, errichtete einen Blutrath, welcher ohne Rücksicht auf die Gesetze die Menschen, die ihm Alba bezeichnete, zum Tode verurtheilte, und ließ nun die Niederländer zu Tausenden hinrichten. Unter diesen Männer aus den angesehensten und edelsten Geschlechtern, wie die Grafen von Egmont und von Hoorn. Die Entflohenen, unter der Anführung des Prinzen Wilhelm von Oranien, versuchten mit Waffengewalt den Herzog von Alba mit seinen Spaniern aus dem Lande zu vertreiben. Ihre Versuche mißlangen jedoch: Alba behauptete den Sieg, und bis 1571 waren alle Regungen des Widerstandes unterdrückt: der Katholicismus überall wieder hergestellt.

---

5. Aeußere und innere Staatskunst Maximilians II.

Auf die Herstellung einer einigen freien deutschen Nationalkirche mußte man also verzichten: die Gegensätze waren nicht mehr zu vermitteln: kaum, daß es Maximilian II. gelang, sich frei über den Parteien zu erhalten. Ob es nun möglich war, dem Geiste der Nation durch große auswärtige Unternehmungen eine andere Richtung zu geben?

Maximilian verfolgte diesen Gedanken seine ganze Regierung hindurch mit dem größten Eifer. Gleich auf seinem ersten Reichstage (1566) versuchte er die Nation zu einem Kriege gegen die Türken zu bestimmen, welche eben den Frieden gebrochen hatten und mit ihren Horden Ungarn überschwemmten. In der That gelang es ihm, die Reichsstände — die Protestanten hegten damals von dem Kaiser noch große Erwartungen — zu einer bedeutenden Türkenhülfe zu vermögen, und noch in demselben Jahre begann der Krieg. Aber sei es, daß die Hülfe doch nicht in der Ausdehnung geleistet wurde, als sie bewilligt worden, oder sei es, daß aus den Deutschen nachgerade das kriegerische Feuer verschwunden war, genug: in diesem Feldzuge wurde so viel wie nichts ausgerichtet. Das Jahr darauf setzte der Kaiser den Kampf mit eigenen Kräften fort, und obschon er nicht unrühmlich stritt, so sah er sich im Jahre 1568 dennoch genöthigt, auf dieselben unrühmlichen Bedingungen, wie sein Vater, mit den Türken Frieden zu schließen. Doch gelang es ihm (1570) wenigstens mit dem Fürsten von Siebenbürgen einen Vertrag zu schließen, zufolge dessen das Land nach dem Tode des Fürsten wohl das Recht haben sollte, sich einen Woiwoden zu wählen, dieser aber die Oberhoheit des Kaisers als Königs von Ungarn anerkennen müßte.

Auch auf die Ostseeländer richtete Maximilian II. sein Augenmerk, sowie auf die Wiederherstellung des Uebergewichts der Hanse im deutschen Meere.

Nach dem unglücklichen Ausgange Wullenwebers waren die Angelegenheiten der Hanse immer mehr zurückgegangen. Die nordischen Könige achteten keines der früheren großen Vorrechte dieser

Verbindung und besonders Lübeck mußte es empfinden. So hinderte Schweden den Handel Lübecks mit Narwa. Die Stadt raffte sich endlich noch einmal zusammen, um mit den Waffen in der Hand ihr früheres Uebergewicht wieder zu erlangen. Sie schloß 1563 ein Bündniß mit dem Könige von Dänemark und begann den Krieg gegen Schweden. Sie hatte versucht, auch die übrigen Hansestädte zum Beitritt zu vermögen: diese aber antworteten, mit Betteln könne man bei den Fürsten mehr ausrichten, als mit Kriegen. Die Hansestadt wandte sich jetzt an den Kaiser, Maximilian II., welcher sofort an dem nordischen Kriege den lebhaftesten Antheil nahm. Schon 1565 verbot er die Ausfuhr von Waffen, sonstigem Kriegsbedarf, Lebensmitteln und anderen Waaren nach Schweden, und da er sehr wohl erkannte, daß es die höchste Zeit für Deutschland sei, alle Kräfte anzuspannen, um das Uebergewicht auf dem nach ihm benannten Meere nicht ganz zu verlieren, so gab er sich alle Mühe, auch die deutschen Reichsstände zum Einschreiten zu bestimmen. Es war sein Plan, auch Livland wieder an das Reich zurück zu bringen. Auf dem Reichstage von 1566, auf welchem die Türkenhülfe bewilligt worden war, brachte er auch diese Verhältnisse in der Ostsee zur Sprache. Er sagte, der Kaiser werde ein Mehrer des Reichs genannt: um diesen Beinamen in der That zu verdienen, sei es vor allen Dingen nöthig, all' die Stücke, die dem Reiche in letzter Zeit verloren gegangen seien, herbei zu bringen und dem Reiche wieder die Achtung und das Ansehen zu verschaffen, die es ehedem genossen. Maximilian dachte sogar daran, in der Ostsee eine Reichsflotte zu errichten und einen Reichsadmiral aufzustellen.

Allein all' dergleichen großartige Gedanken scheiterten an der Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit der Reichsstände. Sie erwiederten auf des Kaisers Anbringen, sie hätten jetzt schon die Türkenhülfe bewilligt, und hätten kein Geld mehr für Anderes: der Kaiser möge eben sehen, was er durch Unterhandlungen ausrichte. Maximilian versuchte nun vor Allem einen ehrenvollen Frieden zu Stande zu bringen, welcher in den Ostseeländern die Oberhoheit des Reiches und den Vortheil Lübecks sichere, und dies gelang ihm in der That. Im Jahr 1570 wurde unter seiner Vermittlung zwischen Schweden, Dänemark und Lübeck der stettiner Friede ge-

schlossen. Zufolge dieses Friedens verstand sich der König von Schweden dazu, der Stadt Lübeck die Vorrechte zu bestätigen, die sie in Schweden genossen, 75,000 Thaler wegen früherer Ansprüche auszuzahlen, die Fahrt nach Narwa freizugeben, nur durfte kein Kriegsbedarf an die Russen geliefert werden. Die Stücke von Livland, welche der König von Schweden besetzt hatte, gab er wieder an den Kaiser heraus, welcher als das rechtmäßige Oberhaupt von Livland anerkannt wurde: doch sollte der König Reval und einige andere Plätze so lange noch behalten dürfen, bis man mit ihm über die Bezahlung der Kriegskosten, die er in der Vertheidigung des Landes gegen die Russen aufgewendet, ins Reine gekommen sei.

Maximilian II. hatte mit diesem Friedensschlusse Alles erreicht, was ohne Waffen erreicht werden konnte. Es galt nun, das Wiedergewonnene festzuhalten. Bald zeigte sich's, daß dies nicht möglich war, weil das deutsche Reich nicht wollte.

Die Lübecker ernteten in der That nicht die Vortheile, die ihnen der stettiner Friede zu gewähren schien. Nicht einmal die Dänen dachten daran, sich für die Hülfe derselben dankbar zu erweisen, indem sie bald darauf die Vorrechte der Hanse, die sie in dem dänischen Gebiete genoß, gar nicht mehr berücksichtigten. Aber auch Schweden kam den Friedensbestimmungen nicht nach. Es hinderte wiederum den Handel nach Narwa, und nahm sogar mehrere lübeckische Schiffe weg.

Zu diesem Verfahren hatte indessen Schweden allen Grund. Nach dem stettiner Frieden begannen nämlich die Russen wieder ihre Einfälle in Livland. Schweden vertheidigte Reval und die anderen Orte, welche es noch im Besitz hatte: es kam also zu einem Kriege zwischen Schweden und Rußland. Während dieses Krieges setzten nun die Hansestädte den Handel mit Narwa fort und brachten den Russen auch Gegenstände, die sie zur Fortsetzung des Krieges brauchten. Schweden verlangte nun von Lübeck, diesen Handel aufzugeben, der den ausdrücklichen Bestimmungen des stettiner Friedens zuwiderlaufe. Lübeck erklärte sich dazu bereit, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch die übrigen Hansestädte von dem Handel mit Rußland abständen. Diese jedoch in ihrer beschränkten kaufmännischen Selbstsucht wollten davon nichts wissen,

also setzte Lübeck den Handel fort. Dadurch war Rußland in den Stand gesetzt, Livland immer mehr und mehr zu bedrängen, und diese Gebiete kamen wieder in die traurigste Lage. Der Czar nahm 1575 Stadt und Landschaft Pernau weg, verheerte die Gegend um Riga, schleppte über 30,000 Menschen nach Moskau, und dachte überhaupt daran, ganz Livland an sich zu reißen und die Ostsee zu gewinnen.

Sowohl die Hansestädte, die von Schweden beeinträchtigt zu sein wähnten, als die Livländer, welche von den Russen überwältigt zu werden drohten, wandten sich an Kaiser und Reich.

Maximilian brachte nun diese Sache wiederholt an die Kurfürsten und Reichsstände. Da jedoch diese zu keiner entschiedenen Maßregel zu bestimmen waren, so that er für sich selber, was er vermochte. Er schrieb wiederholt an den Czar, mit den Feindseligkeiten inne zu halten, und schickte auch 1575 eine vorläufige Gesandtschaft an ihn, welche auf der einen Seite betonte, daß der Czar Livland in Ruhe lassen möchte, da es dem Reich gehöre, auf der andern ihn zu einem gemeinsamen Kriege gegen die Türken aufforderte.

Es war dies übrigens kein neuer Gedanke. Schon Karl V. hatte daran gedacht, mit Hülfe der Russen die Türken aus Europa zu vertreiben *). Dies war ein Glied in seinem großen Plane, eine Weltmonarchie zu gründen. Denn zugleich war es Karl's Absicht, die Russen zur katholischen Kirche zu bekehren, wie denn damals in der That Unterhandlungen darüber gepflogen worden sind. Der Czar Iwan Wassiljewitsch seiner Seits ergriff mit Eifer die Gelegenheit, sich mit dem deutschen Reiche in Verbindung zu setzen. Schon 1547 schickte er eine Gesandtschaft an Karl V., welche seine Bereitwilligkeit erklären sollte, zu einem Türkenkriege Heer und Volk herzugeben, auch die deutsche National-Kirchenversammlung (welche damals von allen Seiten gefordert wurde) zu beschicken, um wegen der Vereinigung der russischen und der lateinischen Kirche zu

*) Brief Karls V. an den Papst Julius III. vom J. 1551 in Hormayrs Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Jahrgang 1835. S. 37. Ueber das Folgende vergleiche das Schreiben Iwans Wassiljewitsch an Karl V. vom Jahr 1557, aus dem Nachlasse des Reisenden Sigmund von Herberstein abgedruckt, daselbst. S. 11—35.

unterhandeln. Zugleich forderte er von Karl Gelehrte, Baumeister, Werkleute, um seine Unterthanen aus der Barbarei zur Bildung zu bekehren, ferner Büchsenmeister, Waffenschmiede, Pulvermacher und dergleichen, um die Kriegskunst auf eine höhere Stufe zu bringen. Inzwischen aber erfolgte in Deutschland die Wendung durch Moritz von Sachsen. Karl V. hatte genug zu thun, um sich nur in Deutschland oben zu erhalten, bald darauf dankte er ab; sein Bruder Ferdinand aber scheint das Verhältniß zu Rußland mit ganz anderen Augen angesehen zu haben als Karl, nämlich ebenso, wie die öffentliche Meinung in Deutschland, zumal als der Czar das deutsche Reichsland Livland zu erobern trachtete: er verbot sogar, wie wir bereits erwähnt *), die Waffenausfuhr nach Rußland. Iwan Wassiljewitsch war jedoch dies Abbrechen der freundlichen Beziehungen zum deutschen Reiche sehr unerwünscht. Im Jahr 1557 richtete er ein neues Schreiben an Karl V., der aber damals schon abgedankt hatte, welches in vieler Beziehung sehr merkwürdig ist. Er beklagt sich darin über das Mißtrauen, welches das deutsche Volk gegen seine Absichten hege, als suche er sich nur gegen die Deutschen zu stärken, um sie desto leichter unterdrücken zu können, und es sei ihm nicht zu glauben und zu trauen. Ein solches Mißtrauen habe er nicht verdient, da er vielmehr von jeher eine große Neigung zur deutschen Nation gehabt, und eine innige Verbindung mit dem deutschen Reiche eifrig wünsche. Zu diesem Zwecke wolle er einen ständigen Gesandten in Deutschland halten, dazu einen Deutschen von Geburt ernennen, der in Augsburg seinen Sitz haben solle. Ferner wolle er dem Kaiser 7,500,000 Thaler gegen die Türken vorschießen und zwar auf zwanzig Jahre, gegen eine Verzinsung von Fünf vom Hundert. Diese Zinsen sollen zum Türkenkriege verwendet werden: die Fugger sollen die Zahlmeister sein. Kommt es wirklich zum Kriege, so will er außerdem noch 30,000 Reiter stellen auf fünf Jahre. Die Ursachen dieser großmüthigen Gesinnungen des Czaren gegen Deutschland seien folgende: erstens seien die Russen mit den Deutschen Eines Ursprunges und Herkommens; zweitens habe sich der Czar Scythien unterworfen, welches der Stammsitz der Deutschen gewesen, wie noch heutiges Tages

---

*) Siehe oben S. 330.

so viele Namen von Städten, Burgen, Wäldern, Flüssen, Bergen bewiesen, wodurch seine Beziehung zu Deutschland noch inniger werde; drittens seien die Deutschen die Nachbarn der Russen und trieben mit ihnen Kaufmannschaft; viertens würden die Deutschen von den Türken, den Bluthunden, am Meisten angefochten; fünftens werde deutsche Treue und Redlichkeit vor allen anderen gepriesen, weßhalb der Großfürst sich so viele Leute aus Deutschland verschrieben. — Uebrigens war die Großmuth und Uneigennützigkeit des Czaren doch nicht so gar außerordentlich. Denn für die Geldsumme von 7,500,000 Thalern verlangte er eine Versicherung von deutschem Grund und Boden, und vorderhand, ehe er seine 30,000 Reiter stellte, verlangte er vom Kaiser ein Regiment deutscher Landsknechte, und 500 Reiter mit einem deutschen Obersten, angeblich, um sie gegen die Türken zu gebrauchen, in Wahrheit aber, um seine Russen bei ihnen in die Schule gehen zu lassen. Um nun aber jeden Argwohn, als meine es der Czar nicht ehrlich, niederzuschlagen, erbot er sich 25 junge russische Fürstensöhne als Geißeln zu senden. Uebrigens enthält das Schreiben noch einige Stellen, welche den Argwohn der Deutschen doch rechtfertigten. Er nannte sich nämlich im Eingange Kaiser aller Reussen, Herr von Europa und Asien. Am Schlusse erklärte er, bis eine allgemeine Kirchenversammlung zu Stande komme, wolle er gleichwohl der deutschen Nation gnädiger Kaiser sein. Er stellte sich überhaupt mit dem deutschen Kaiser auf ganz gleichen Fuß, und meinte, wenn die zwei mächtigsten Reiche, Rußland und Deutschland, sich verbänden, müßte der Türke erliegen: er, der Czar, wolle den Sultan mit deutscher Hülfe in Konstantinopel heimsuchen, wohin er nicht weit habe, und das der Christenheit abgedrungene (oströmische) Kaiserthum sammt anderen Königreichen und Landen wieder einverleiben. Wem einverleiben? bleibt in der Feder stecken. Natürlich nur dem russischen Reiche.

Diese russischen Vorschläge scheint nun Ferdinand I. nicht annehmbar gefunden zu haben: die Verbindung wurde nicht angeknüpft, der Krieg der Moskowiter mit Livland ging fort. Erst Maximilian regte jenen Gedanken einer Verbindung zwischen Rußland und Deutschland gegen die Türken wieder an. Der Czar, dessen Eitelkeit durch die kaiserliche Gesandtschaft geschmeichelt war,

und der eine Freude daran fand, den deutschen Kaiser seinen lieben Bruder zu nennen — ergriff jenen Gedanken, wie zu erwarten, mit beiden Händen — er verstand sich sogleich dazu, mit dem Krieg gegen Livland inne zu halten, und schickte dann eine große Gesandtschaft an Maximilian II., um das angeregte Bündniß weiter zu besprechen. Diese Gesandtschaft erklärte aber ganz bestimmt, daß der Czar Livland als sein Eigenthum betrachte und es daher nicht abgeben wolle. Dagegen wolle er dahin wirken, daß der eben erledigte polnische Thron mit einem der Söhne Maximilians besetzt werde. Der Kaiser, der allerdings, wie wir später sehen werden, Absichten auf Polen hatte, wollte aber Livland auf keinen Fall fahren lassen. Er forderte nun die Reichsstände auf, die nothwendigen Entschließungen zu fassen. Das Einzige aber, wozu sich diese verstanden, war, daß sie bewilligten, eine große feierliche Gesandtschaft an den Czaren abzuschicken, welche die Rechte des Reichs auf Livland ins Reine bringen sollte. Aber selbst diese Gesandtschaft unterblieb, weil sich Niemand fand, der das Geld dazu herschießen wollte. Der König von Schweden, der inzwischen von diesen Verhandlungen Nachricht erhalten, machte wiederholte Vorstellungen gegen eine Verbindung mit den Russen, welche dem Kaiser doch nichts nütze, da dieselben nicht in der Lage wären, gegen die Türken ernstliche Hülfe zu leisten, und kündigte zum Schluß den Schutz Livlands auf: das heißt, was er davon gegen die Russen zu behaupten vermöge, werde er von nun an als sein Eigenthum betrachten. Welche Absichten Iwan Wassiljewitsch damals auf Deutschland hatte, hat der Jesuit Possovino *) in der Beschreibung seiner Gesandtschaft nach Rußland im Jahre 1581, 1582 mit dürren Worten erzählt: sie kommen auf dasselbe hinaus, was die deutsche Nation fürchtete. Possovino erzählt nämlich, der Czar nenne sich in dem Schreiben an die Türken Kaiser der Deutschen, rühme sich von Cäsar Augustus abzustammen, sei überzeugt, von Gott erwählt zu sein, um die ganze Welt zu erhalten, setze insbesondere große Hoffnung auf die religiösen Spaltungen im Abendlande, die ihm die Herrschaft anbahnen würden: das Uebrige werde seine Härte thun.

---

*) Vergleiche die Schrift „1582. 1825. Zwei Vorgeschichten. Vom Verfasser der osteuropäischen Gefahr. Trier. 1854.“ S. 6.

Die Absichten Iwans waren indessen größer als seine Mittel. Er konnte sich weder gegen Polen, noch gegen Schweden halten. Nach seinem Tode (1584) waren die Russen noch unglücklicher, mußten die Ostseeländer an Schweden und Polen abtreten. Und als mit dem Anfange des folgenden Jahrhunderts die Bürgerkriege begannen, war an die Verfolgung jener größeren Plane nicht mehr zu denken. Doch kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Man sieht also: der Versuch Maximilians, das Reich zu einer entschiedenen ehrenvollen auswärtigen Staatskunst zu vermögen, scheiterte nicht minder, wie der Vermittlungsversuch der Religion.

Diese Haltung des Reichs war um so unverzeihlicher, als zu gleicher Zeit die deutschen Fürsten in den Kriegen auswärtiger Fürsten Blut und Kräfte vergeudeten. Die Bürgerkriege in Frankreich wurden von deutschen Fürsten mit durchgefochten, und zwar standen sie auf beiden Seiten: die Einen kämpften für die Hugenotten, wie der Pfalzgraf Casimir am Rhein, die Anderen, selbst Protestanten, für den französischen König. Ebenso war es in den Niederlanden. Maximilian, den es schmerzte, daß die kriegerischen Kräfte, welche Deutschland so gut für sich selber brauchen konnte, an das Ausland verloren gingen, machte daher auf dem speierer Reichstage von 1570 den Ständen den Vorschlag, daß künftighin kein deutscher Fürst bei einem fremden Herrscher Kriegsdienste nehmen dürfte, ohne Willen und Wissen des Kaisers. Aber in diesem Vorschlag erblickten die deutschen Fürsten einen unerhörten Eingriff in ihre Freiheit: er wurde daher zurückgewiesen.

Unter solchen Umständen begreift es sich, wie der Anfangs so vaterländisch gesinnte Maximilian nachgerade, da alle seine großen Entwürfe an der Selbstsucht, Engherzigkeit und Gleichgültigkeit der Reichsstände gescheitert waren, eine Staatskunst einschlug, welche mehr und mehr die habsburgischen Familienrücksichten ins Auge faßte. Diese veränderte Richtung seiner Staatskunst tritt insbesondere in seinen Beziehungen zu Frankreich und zu Spanien hervor.

Anfangs war er auch hier gesonnen, nur die nationalen Rücksichten vorwalten zu lassen. Im Jahre 1566, als er den Antrag stellte auf die Herbeibringung aller entfremdeten Reichstheile, dachte er namentlich auch an Metz, Toul und Verdun. Noch feindseliger war seine Gesinnung gegen Philipp von Spanien, dem er es nicht

vergessen konnte, daß er die Absicht gehabt, ihn um das deutsche Kaiserthum zu bringen. Beim Beginne der niederländischen Händel machte er dem Könige Philipp die ernstlichsten Vorstellungen gegen seine übermäßige Strenge, und bot sich zur Vermittlung an. Mehr konnte er, wenn er nicht den Boden der Verträge verlassen wollte, nicht thun: denn nach dem burgundischen Vertrage von 1548 waren die Niederlande von jeder Einmischung der deutschen Reichsgewalt in ihre inneren Angelegenheiten befreit. Ob er aber später nicht weiter gegangen wäre? ob er nicht von der Berufung der Niederländer an den Schutz des Reichs Veranlassung genommen hätte, sie gegen ihre Dränger in Obhut zu nehmen? Einer der vertrautesten Räthe Maximilians, der freisinnige biedere General von Schwendi läßt es wenigstens vermuthen, daß man an dem Hofe des Kaisers eine Zeitlang diesen Gedanken gehegt hat. Aber mit dem Jahre 1570 oder eigentlich schon 1569 änderte sich plötzlich Alles. Im Jahre 1568 nämlich starb Philipps II. einziger Sohn Don Carlos und gleich darauf seine zweite Frau Elisabeth. Philipp war also Wittwer und erbelos. Er machte nun Maximilian II. den Vorschlag, eine seiner Töchter zu heirathen. Dadurch kam also, wenn aus dieser Ehe Kinder hervorgingen, die Nachkommenschaft der kaiserlichen Prinzessin auf den spanischen Thron: wo nicht, so war sogar die Aussicht vorhanden, daß die deutsche Linie des Hauses Habsburg in den Besitz der spanischen Monarchie gelangte. Diese Aussicht hatte Verführerisches genug für Maximilian, um sofort in den Vorschlag einzugehen. 1570 erfolgte die Verlobung von des Kaisers Tochter Anna mit Philipp II. Nun aber hatte Maximilian II. gewissermaßen gleiches Anliegen mit Philipp, daß ihm die Niederlande erhalten würden, und seitdem ändert er merklich sein Benehmen. Er verbot die Empörung der Niederländer und Oraniens gegen Spanien, und drohte dem Letzteren als einen Landfriedensbrecher mit der Strafe des Reichs. Aber in demselben Jahr 1570 bewarb sich auch Karl IX. von Frankreich um eine Tochter Maximilians, der sie gleichfalls erhielt. Auch auf den französischen Thron konnten demnach möglicher Weise die Nachkommen des Kaisers gelangen. Auch gegen Frankreich hin änderte sich daher merklich das Benehmen Maximilians. Von der Herbeibringung von Metz, Toul, Verdun war keine Rede mehr.

Freilich dachte Maximilian nicht daran, die gesammte Staatskunst seiner beiden Schwiegersöhne gutzuheißen. Bezüglich der Niederlande fuhr er fort, auf die eindringlichste Weise zur Milde zu ermahnen, und über die Bartholomäusnacht (1572) äußerte er sich mit der ganzen Entrüstung seiner edeln Seele. Allein die Schwenkung, welche seine Staatskunst zu Gunsten der beiden westlichen Könige genommen, war doch zu bedeutend, als daß sie nicht bemerkt worden wäre und ihm nicht das Mißtrauen namentlich der protestantischen Stände in Deutschland zugezogen hätte. In der letzten Hälfte seiner Regierung war er bei weitem nicht mehr so beliebt, als vorher. Und dies ist wohl hauptsächlich der Grund, warum er in der Verfolgung einer glänzenden Aussicht auf ein großes Reich im Osten Deutschlands von der Nation so ganz und gar nicht unterstützt wurde.

Mit dem Jahre 1574 war der Thron von Polen erledigt. Maximilian warb um diese Krone für einen seiner Söhne, Ernst. Indessen wurde er selber (1575) gewählt. Welch große Aussichten knüpften sich an die Verbindung von Polen und Deutschland! Mit vereinten Kräften waren die Türken zu bezwingen, die Ostseeländer zu nehmen, die Russen zurückzuwerfen! Aber eine andere Partei der Polen wählte Stephan Bathori, Fürsten von Siebenbürgen, einen Bundesgenossen der Türken, zum Könige. Dieser Partei traten später sogar auch diejenigen bei, welche sich jüngst für den Kaiser entschieden hatten. Als Maximilian die Sache an die Reichsstände brachte und Hülfe begehrte, so stellten sich diese fast auf die Seite Bathoris: sie sahen den letzteren als den rechtmäßigen König an, und gaben dem Kaiser den Rath, auf die polnische Krone zu verzichten.

Glücklicher war Maximilian in der Behauptung der Oberherrlichkeit des Reichs über Italien. Als der Herzog Kosmus von Florenz oder Toskana — erst Karl V. hatte ihn zu diesem Range erhoben — sich (1569) beigehen ließ, vom Papste Pius V. sich den Titel eines Großherzogs in Hetrurien mit königlichen Ehrenzeichen ertheilen zu lassen, so erhob der Kaiser den entschiedensten Widerspruch dagegen: er erklärte diese durch den Papst vorgenommene Standeserhöhung für null und nichtig, da der Papst kein Recht dazu habe, nur dem Kaiser, als dem Oberherrn über Italien komme dieses zu; und er ließ diese Erklärung durch seine Gesand-

ten in öffentlicher Sitzung vor dem Papst und den versammelten Kardinälen wiederholen. Alle Versuche des Papstes, dem Kaiser durch geschichtliche Beispiele das Recht des römischen Stuhles zu beweisen, waren vergeblich. Endlich sah sich Kosmus doch bewogen, den Kaiser selber demüthig um die Verleihung des Titels eines Großherzogs zu bitten. Maximilian ließ aber lange diese Bitte unberücksichtigt. Kosmus starb (1574) darüber weg, auch Papst Pius V. Kosmus Nachfolger Franz wiederholte die Bitte, Maximilian verlangte zwar zuerst, daß der Papst Gregor XIII. die Handlung seines Vorgängers wieder zurücknehmen sollte. Dazu wollte sich aber Gregor nicht verstehen. Zuletzt (1576) ertheilte Maximilian doch den Titel eines Großherzogs, behielt sich aber ausdrücklich die Oberhoheit des deutschen Reiches über Toskana vor.

Bei dieser Gelegenheit machten sogar die Kurfürsten, insbesondere der pfälzische, Friedrich III., dem Kaiser den Vorschlag, einen Reichsstatthalter über Italien zu ernennen, um die Rechte des Reiches noch desto kräftiger wahren zu können. Dieser Reichsstatthalter müßte dann durch die Italiener selber unterhalten werden. Daran dachte indeß Maximilian nicht, da er wohl einsah, daß eine den Italienern unmittelbar auf dem Nacken sitzende oberhoheitliche Gewalt auf weit mehr Widerspruch stoßen würde, als eine von der Ferne her geübte. Er hatte nun aber wirklich die Befriedigung, daß die Italiener seine Oberhoheit anerkannten, und bei verschiedenen Gelegenheiten seine Entscheidung verlangten. So schlichtete er (1576) die inneren Händel der Republik Genua und ertheilte ihr eine neue Verfassung, welche sie bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts beibehalten hat. Ebenso die Streitigkeiten verschiedener fürstlichen Geschlechter. Selbst der (spanischen) Regierung von Mailand ertheilte er bisweilen die ernstlichsten Weisungen, namentlich wenn sie sich beigehen ließ, kleinere Fürstengeschlechter, wie z. B. die Markgrafen von Malespina, zu bedrücken. —

Immerhin aber erreichte Maximilian in der äußeren Staatskunst nur einen sehr kleinen Theil von dem, was er beabsichtigte. War er vielleicht in der inneren Staatskunst glücklicher?

In der That: hier sind seine Erfolge zwar nicht so in die Augen fallend, eben deßwegen wenig oder gar nicht bemerkt, aber sie sind unläugbar sehr bedeutend.

Die Niederlage Karls V. hatte dem Kaiserthum einen schweren Stoß versetzt, von dem es sich nicht so leicht wieder erholen zu können schien. Das Fürstenthum war übermächtig, eifersüchtig, mißtrauisch, seiner Kräfte sich bewußt, an seine Ueberwältigung nicht mehr zu denken, kaum noch an einige Unterordnung. Dagegen hatte die kaiserliche Gewalt in den unruhigen Zeiten von 1552 bis 1555 ungemein an Ansehen verloren. Es galt nun vor Allem das Mißtrauen des Fürstenthums zu beseitigen, zugleich aber eine solche Stellung einzunehmen, daß die kaiserliche Gewalt wieder hergestellt, befestigt, in der Folge sogar erweitert werden konnte. Diese zwei einander widersprechenden Aufgaben suchten nun die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. zu lösen. Und sie thaten es mit großem Geschicke, besonders der letztere.

Was nun zunächst die Beseitigung des Mißtrauens der Fürsten betrifft, so kam ihnen sehr ihre milde Ansicht in religiösen Dingen zu statten, vor Allem aber, daß sie bei der Besetzung der geistlichen Stifte durch protestantische Fürsten, was eigentlich mit dem augsburgischen Religionsfrieden im Widerspruch stand, ein Auge zudrückten. Dabei versäumten sie nicht, die persönlichen Beziehungen zu den Fürsten zu pflegen und hier war es insbesondere die Liebenswürdigkeit Maximilians, welche große Erfolge bewirkte. Kurz: seit lange bestand im Ganzen kein so freundschaftliches Verhältniß zwischen den Reichsfürsten und den Oberhäuptern der Nation, als unter diesen beiden Kaisern.

Dabei aber vergaßen sie nicht, denjenigen Kräften des Reichs, welche dem Fürstenthum das Gegengewicht halten konnten, ihre besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Zunächst dem Adel. Dieser hatte seit Sickingens Unternehmen nichts Aehnliches mehr versucht. Das Uebergewicht des Fürstenthums über denselben schien sich aber von Jahr zu Jahr zu befestigen. Erst in der Zeit des schmalkaldischen Krieges versuchte Karl V., wie wir oben angedeutet, den Adel an sich zu ziehen und gegen das Fürstenthum in die Waffen zu rufen. Die Ausführung dieses Gedankens unterblieb zwar vor der Hand, aber der Adel vergaß diesen Gedanken nicht, vielmehr bereitete sich unter ihm von dieser Zeit an seine neue Bewegung vor, welche von Jahr zu Jahr an Kraft, Stärke, Bedeutung zunahm. Je mächtiger das Fürsten-

thum um sich griff, um so entschiedener glaubte er sich zur Wehre setzen zu müssen: er hielt es für die höchste Zeit, seine Freiheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen. Der Mittelpunkt dieser Adelsbewegung war die Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein, Edelleute, denen es bisher gelungen war, sich in einer gewissen Unabhängigkeit zu behaupten, aber diese Unabhängigkeit wurde von den umliegenden Fürsten keineswegs in vollem Maße anerkannt, im Gegentheile, eben in jener Zeit versuchten sie die Reichsritterschaft zu ihren Landsassen zu machen. Diese jedoch schloß sich in den Jahren 1559, 1560 enger aneinander an, gründete einen „ewigen" Verein, entwarf eine Ritterordnung und bat den Kaiser um seinen Schutz gegen die Vergewaltigungen der Fürsten *). Ferdinand I., welcher schon an der sickingischen Adelsbewegung einen so lebhaften Antheil genommen hatte, ging wirklich in die Forderungen der Ritterschaft ein, bestätigte ihre bisherigen Freiheiten und Rechte und ihre neue Verbindung, und scheint sich überhaupt mit ihr in genaue Beziehung gesetzt zu haben: denn bei den Versammlungen der Ritterschaft, welche sich in diesen Zeiten sehr häufig wiederholten, waren zugleich auch kaiserliche Bevollmächtigte thätig. Die Ritterschaft faßte nun die geeigneten Beschlüsse, um ihren Zweck, die vollkommene Sicherung ihrer Reichsunmittelbarkeit, durchzuführen: sie errichtete eine Bundeskasse, in welche jedes Mitglied zehn vom Hundert seines Einkommens zahlen mußte, verpflichtete alle Mitglieder zu unbedingtem Gehorsam, selbst solche, die in Diensten von Fürsten standen, erklärte solche, welche aus Armuth gezwungen würden, in fürstliche Dienste zu treten, aus gemeinsamen Mitteln zu unterstützen, damit sie ihre Unabhängigkeit bewahren könnten, und legte ein besonderes Gewicht darauf, daß der Adel auch sittlich wieder erstarken müßte, weßhalb sie eine Art Beaufsichtigung über das Privatleben ihrer Mitglieder einführte. Wurde auch nur der eine Zweck erreicht, die Behauptung der Reichsunmittelbarkeit der fränkischen, schwäbischen

*) Vergleiche über diese Verhältnisse die aus archivalischen Urkunden geschöpfte „Geschichte der Reichsritterschaft unter Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II." von J. J. Moser in dessen Beiträgen zu reichsritterschaftlichen Sachen. 1775. Stück 1 und 2.

und rheinischen Ritterschaft, so war damit schon außerordentlich viel gewonnen: denn dann war den Fürsten von Würtemberg, Baden, Pfalz, Mainz, Worms, Trier, Würzburg, Bamberg, Ansbach, der größte Theil des in ihren Ländern angesessenen Adels entzogen, und dieser dafür dem Kaiser unterworfen. Aber die Ritterschaft ging noch weiter: sie gedachte ihren Verein über den Adel von ganz Deutschland auszudehnen, den gesammten deutschen Adel reichsunmittelbar zu machen: schon waren mit dem Adel in Baiern, Hessen, Sachsen Verbindungen angeknüpft. Die Seele dieser Bestrebungen war der fränkische Ritter Wilhelm von Grumbach, ein äußerst thatkräftiger, gewandter, aber auch unruhiger, gewaltthätiger und ehrgeiziger Edelmann. Er war mit dem Bischof von Würzburg in Händel gerathen, hatte in Folge davon alle seine Güter verloren, suchte sich dafür an ihm zu rächen: aber als er ihn durch seine Leute (1559) gefangen nehmen lassen wollte, geschah es, daß diese ihn erschossen: dadurch wurden seine Angelegenheiten nur noch verwickelter. Er glaubte zuletzt nur durch eine allgemeine Bewegung auch wieder in den Besitz seines Eigenthums zu kommen. Uebrigens nahm sich seiner der Kaiser Ferdinand an.

Diese Bewegung erschien den deutschen Fürsten sehr bedenklich. Sie waren sich bald klar darüber, daß sie nur eine Fortsetzung des sickingischen Handels sei und hegten um so größere Besorgnisse, als sie wußten, daß der Adel von Ferdinand selbst unterstützt werde. Die Fürsten von Würtemberg, Baiern, Kurpfalz, Zweibrücken, Hessen, Baden hielten daher mehrfache Zusammenkünfte und beschlossen einander gegenseitig zu unterstützen. Noch hofften sie, daß der neue Kaiser Maximilian eine ihnen mehr befreundete Richtung einschlagen werde: sie hatten in seinem Wahlvertrage die Bestimmung aufgenommen, daß er alle sorgsamen und gehässigen Bündnisse des Adels und Anderer aufheben wolle.

Allein Maximilian erfüllte diese Hoffnungen der Fürsten nicht. Er befolgte ganz die Handlungsweise seines Vaters: ja er ging noch weiter. Nicht nur bestätigte er alle bisherigen Freiheiten und Bündnisse der Reichsritterschaft, nicht nur verbot er den Fürsten diese zur Landsasserei zu bringen, sondern er gab ihr auch ein merkwürdiges Vorrecht, in Folge dessen die Reichsritterschaft zu einem geschlossenen Körper, gleichsam zu einem ähnlichen Gebiete ver-

wandelt wurde, wie die Gebiete der Fürsten. Er erklärte nämlich, daß alle Besitzungen der Reichsritterschaft für alle Zeiten ein Ganzes ausmachen sollten: selbst wenn etwa die eine oder die andere in die Hände eines Fürsten gerathe, so solle sie dadurch dem ritterschaftlichen Verbande nicht entzogen werden, und ebenso zu den Zwecken der ritterschaftlichen Verbindung beisteuern, wie die andern. Diese Besteuerung hatte den Zweck, von vornherein die Fürsten abzuhalten, die Güter der Ritterschaft käuflich an sich zu bringen, oder, wenn auch, dadurch wenigstens die allgemeine Steuerkraft nicht schwächen zu lassen.

Maximilian war also entschlossen, die Reichsunmittelbarkeit der fränkischen, schwäbischen, rheinischen Ritterschaft aufrecht zu erhalten. Dagegen ging er in den andern Gedanken, nämlich den Adel der übrigen deutschen Fürstenthümer unmittelbar zu machen, nicht ein. Abgesehen von allen anderen Gründen, welche ein solches Verfahren unräthlich erscheinen ließen, konnte es der Kaiser schon deßhalb nicht thun, weil sich dieser Gedanke an die Person des Ritters Wilhelm von Grumbach knüpfte, der gegen Ende des Jahres 1563 eine That begangen hatte, welche allgemeinen Unwillen erregte und die der Kaiser schlechterdings bestrafen mußte. Grumbach nämlich hatte mit einem Reiterhaufen von etwa 800 Mann die Stadt Würzburg überfallen, geplündert, das Domkapitel gebrandschatzt und durch Drohungen zu einem Vertrage gezwungen, zufolge dessen dem Ritter alle seine Güter wieder zurückgegeben werden mußten. Das war ein Landfriedensbruch von der erschwerendsten Art. Der Kaiser Ferdinand, welcher früher immer gut für Grumbach gestimmt war, gerieth doch über diese Geschichte in den wüthendsten Zorn: er verhängte Anfangs 1564 die Acht über Grumbach, und Maximilian II., der eine Ehre darein setzte, das Reich zu beruhigen, und geordnete Zustände zurückzuführen, fällte über diesen rohen Ausbruch der Selbsthülfe kein milderes Urtheil. Grumbach, daran verzweifelnd, bei dem Kaiser Verzeihung zu erwirken, folgte jetzt nur der Eingebung der Selbstsucht. Er suchte und fand Schutz bei dem Herzog Johann Friedrich dem Mittleren von Sachsen, den er schon früher für seine Sache zu gewinnen gewußt hatte. Diesen verstrickte er jetzt ganz in seine Entwürfe: mit Hülfe einer allgemeinen Adelsempörung sollte Johann Friedrich nicht nur den Kurhut und

die Kurlande wieder erlangen, sondern selbst Kaiser werden *). Der beschränkte aber eigensinnige und noch dazu auf seinen Vetter, den Kurfürst August von Sachsen, wüthend aufgebrachte Fürst, welcher in den Planen Grumbachs zugleich eine Befriedigung seiner eigenen Gelüste erblickte, ließ sich ganz von dem Ritter leiten, verwandte Geld, Zeit, Kräfte, kurz Alles, was ihm zu Gebote stand, auf die Durchführung dieses Planes, und dadurch erhielt dieser eben doch einige Bedeutung. Alle Abmahnungen von Seiten des Kaisers, Grumbachs sich zu entschlagen, waren vergebens.

Maximilian brachte endlich die Sache vor den Reichstag von 1566. Hier wurde nun die Achtsvollziehung gegen Grumbach und Johann Friedrich verhängt, der Kurfürst von Sachsen als Oberst des obersächsischen Kreises damit beauftragt. Ende des Jahres 1566 begann dieser wirklich die Belagerung des Grimmensteins und Gothas, wohin sich Johann Friedrich zurückgezogen hatte. Grumbach wandte sich jetzt an seine Freunde, namentlich an die Reichsritterschaft. Aber auch Maximilian hatte diese bereits aufgefordert, dem Aechter keinen Vorschub zu leisten. Die Reichsritterschaft konnte nicht lange im Zweifel sein, welche Partei sie ergreifen solle. Vom Kaiser war sie geschützt, gefördert worden: sie hatte gegen ihn durchaus nichts zu klagen: die Sache Grumbachs versprach aber mit einem so wenig bedeutenden Haupte, wie Johann Friedrich, gar nichts. Früher hatte sie sich allerdings für Grumbach verwendet: als dies nichts half, und die Sache zur Entscheidung kommen sollte, trat sie auf die Seite des Kaisers und schlug Grumbach jederlei Hülfe ab. Nun war seine Sache verloren: von nirgendsher unterstützt, nur auf die Kräfte des Herzogs und auf die einiger seiner Genossen beschränkt, konnte er seinen Untergang

*) Zuerst machte Grumbach allerdings auch jetzt noch den Versuch, den Kaiser Maximilian in seinen Plan mit hineinzuziehen: er sandte seinen Freund David Baumgärtner an ihn: der sollte die Aufhebung der Acht erwirken und zugleich dem Kaiser den Plan der durch den Adel zu bewirkenden allgemeinen Umwälzung vorlegen: Zweck derselben sei, den Kaiser zum wirklichen Herrn von Deutschland zu machen. Aber das Haus Habsburg sollte im Kaiserthum mit dem Hause Sachsen abwechseln. Vergl. Baumgärtners Instruktion in Stumpf Denkwürdigkeiten I. 17—39. Erst, als Maximilian nicht darauf einging, trat er feindlich auch gegen den Kaiser auf.

voraussehen. Im April 1567 übergab sich Gotha und der Grimmenstein, in Folge einer unter der Besatzung ausgebrochenen Meuterei, an den Kurfürsten August: Grumbach mit mehreren seiner Genossen wurden auf eine grausenhafte Weise hingerichtet, der Herzog aber nach Wien gebracht, um dort sein Leben in ewiger Gefangenschaft zu beschließen.

Mit diesem Ausgange Grumbachs verschwand nun auch der Gedanke einer allgemeinen Empörung des deutschen Adels wider das Fürstenthum. Dagegen erhielt sich die fränkische, schwäbische und rheinische Ritterschaft in ihrer Reichsunmittelbarkeit. Es kam ihr sehr zu statten, daß sie an den grumbachischen Händeln sich nicht betheiligt hatte: die Fürsten, froh, dem drohenden Sturme entgangen zu sein, unternahmen weiter nichts gegen sie: die Ritterschaft aber blieb seitdem die treueste Anhängerin des Kaisers.

Die Ritterschaft war aber nicht der einzige von den außerhalb des Fürstenthums befindlichen unabhängigen Bestandtheilen des Reichskörpers, über welchen Maximilian seinen schützenden Arm hielt: auch dem Reichsbürgerthum wandte er seine Aufmerksamkeit zu. Wir haben bereits bemerkt, wie er sich bemühte, die Hanse wieder in Aufnahme zu bringen, die ehemalige Bedeutung ihres Handels herzustellen. Kein Reichstag vergeht, auf welchem er nicht irgend ein Gesetz zum Schutze und zur Förderung des deutschen Handels in Vorschlag gebracht und durchgesetzt hätte. Aber auch in ihrem Verhältnisse zum Reiche förderte er die Städte. Unter Karl V., erinnern wir uns, wurde ihre Wirksamkeit am Reichstage bedeutend geschmälert: Maximilian stellte sie wieder her. Er nahm sie überall in Schutz, wo er konnte, und wachte mit Sorgsamkeit darüber, daß keine Reichsstadt in irgend ein abhängiges Verhältniß zu einem Fürsten komme. Unter den Einflüssen dieser Vorsorge sehen wir nun die Städte eine nicht mindere Regsamkeit entfalten, wie den Adel. Sie halten regelmäßig jedes Jahr ihre Zusammenkünfte: ja es wird nun eine Verbindung zwischen den süddeutschen und Hansestädten eingeleitet: sie versprechen sich redlich zu unterstützen gegen die Uebergriffe des Fürstenthums, gegen ihre Anmaßungen mit Aufrichtung neuer Zölle und dergleichen: sie beschließen endlich regelmäßige Beschickung der Reichstage, und zwar durch jede, auch die kleinste Reichsstadt: denn mit frischem Eifer wollen sie sich nun

der Reichsangelegenheiten annehmen. Sie erhalten ein neues Gefühl ihrer Bedeutsamkeit, und sind entschlossen, das, was sie aus dem Sturm der Zeiten gerettet, nicht untergehen zu lassen. Sie erheben sich bisweilen zu dem Gedanken einer Verständigung mit dem Adel. Sie sind für die Reichsritterschaft und suchen ihre Plane zu fördern, wohl wissend, daß Städte und Ritterschaft einen gemeinsamen Feind am Fürstenthum besitzen.

Maximilian scheint aber zugleich deutlich gefühlt zu haben, daß das Bürgerthum seine Aufgabe nur lösen könne unter freien Verfassungen: er bewies sich daher, ganz im Gegensatze zu Karl V., als ein Begünstiger der demokratischen Formen. Karl hatte zur Zeit des schmalkaldischen Krieges die demokratischen Verfassungen vieler Reichsstädte eigenmächtig aufgehoben und aristokratische an ihre Stelle gesetzt. Schon Ferdinand I. hatte nun aber angefangen, die ersteren wieder herzustellen: in noch größerer Ausdehnung geschah es unter Maximilian II. Ganz auffallend zeigte sich dessen Begünstigung der demokratischen Formen bei Bremen. Hier war, wie wir oben erzählt, in Folge der religiösen Streitigkeiten (1562) eine Umwälzung eingetreten: der aristokratisch gesinnte Rath wich aus der Stadt, die demokratische Partei kam an das Ruder. Der ausgewichene Rath wußte nun die aristokratische Hanse zu bestimmen, die Stadt Bremen wegen der letzten Veränderungen aus der Hanse zu stoßen und jeden Verkehr mit ihr abzubrechen. Die Sache kam zuletzt an den Kaiser. Maximilian zwang zunächst die Hanse, alle gegen Bremen erlassenen feindseligen Beschlüsse aufzuheben, die Stadt wieder in den Bund aufzunehmen, und vermittelte endlich den Streit zwischen dem ausgewichenen und dem wirklichen Rath in Bremen dahin, daß zwar der erstere wieder in die Stadt zurückkehren durfte, jedoch mit Verzichtleistung auf seine ehemalige Würde: er mußte dem neuen (demokratischen) Rath den Eid der Treue leisten und die inzwischen eingetretenen Veränderungen anerkennen (1568).

Aber auch landsässige Städte beschützte Maximilian gegen die Vergewaltigungen des Fürstenthums: so die Stadt Trier gegen ihren Erzbischof, Rostock gegen die Herzoge von Mecklenburg; Hamburg, über welche die Herzoge von Holstein die Landesherrlichkeit in Anspruch nahmen, obschon bereits Maximilian I. (1510) erklärt

hatte, daß sie von Alters her eine Reichsstadt gewesen sei, nahm er ebenfalls in seinen Schutz. Es sind Spuren vorhanden, daß Maximilian II. auch den Landständen der einzelnen Gebiete seine Fürsorge gewidmet habe. Den baierischen bestätigte er ihre Freiheiten, wie denen seiner eigenen Länder: die holsteinische und mecklenburgische Ritterschaft war er geneigt, in gleiche Rangstufe mit der schwäbischen und fränkischen zu setzen.

So bemerkt man überall das Bestreben, die natürlichen Freunde des Kaiserthums zu heben, zu unterstützen, in ihnen neuerdings das Gefühl zu beleben, daß der Kaiser ihr Oberhaupt, ihr Vertheidiger sei, und auf diese Weise das Kaiserthum neue Wurzeln in der Nation schlagen zu lassen.

Auch in anderer Beziehung wurde dieses Streben von Maximilian II. sehr eifrig verfolgt. Er kannte die Gebrechen der öffentlichen Zustände im deutschen Reiche so gut, wie keiner, und suchte ihnen, wie er konnte, abzuhelfen. Er ließ auf den Reichstagen Gesetze gegen den Wucher beschließen, unter welchem besonders die niederen Stände entsetzlich gelitten hatten: er wachte eifrig über der Erhaltung des Landfriedens, welcher namentlich durch das für auswärtige Mächte in Deutschland geworbene Kriegsvolk gestört ward. Gelang es ihm auch nicht, auf dem Reichstage den Beschluß durchzusetzen, daß ohne Willen des Kaisers kein Deutscher in fremde Kriegsdienste treten dürfe, so erreichte er wenigstens soviel, daß ihm zuerst von beabsichtigten Werbungen Anzeige gemacht werden mußte. Sodann ließ er (1570) eine Kriegsordnung für Reiter und Landsknechte entwerfen, welche durch die Annahme des Reichstages allgemeine Gültigkeit erhielt: in ihr war ein besonderes Gewicht auf strenge Zucht, auf Verhütung jeder Ungehörigkeit, jeder Ausschweifung gelegt; aber außerdem lag ihr der Gedanke zu Grunde, daß der Kaiser der natürliche Oberherr aller deutschen Kriegsschaaren sei. Es sollte dies, wie es scheint, den Anfang zu einem Nationalheere machen.

Aber am bedeutendsten und erfolgreichsten war die Errichtung des Reichshofraths. Uebrigens war auch damit bereits Ferdinand I. vorangegangen. Als oberstes Reichsgericht galt seit Maximilian I. das Kammergericht. Das war aber eine ständische Einrichtung: diese oberste Gerichtsbehörde wurde größtentheils von den

Ständen besetzt. Der Kaiser ernannte nur den Richter und die Vorsitzenden nebst einigen Beisitzern. Gegen das Kammergericht lagen aber häufig Klagen vor: man tadelte die Langsamkeit des Verfahrens, Parteilichkeit, Unordnungen aller Art. Häufig blieben auch manche Stellen unbesetzt. Nun fiel Ferdinand auf den Gedanken, seinem Hofrath, welcher eigentlich eine Verwaltungsbehörde war, und zwar sowohl für die Angelegenheiten des Reichs, als der österreichischen Erbländer, die Befugniß zu ertheilen, regelmäßig — denn ausnahmsweise kam es früher schon vor — auch solche Streitsachen entscheiden zu dürfen, die eigentlich vor das Kammergericht gehörten. Die Reichsstände erhoben gegen dieses Verfahren keinen Widerspruch, weil es doch immer von den streitenden Parteien abhing, ob sie ihre Sache vor den Reichshofrath, oder vor das Kammergericht bringen wollten. Es war jedoch diese Einrichtung von einer außerordentlichen Bedeutung für die Hebung des kaiserlichen Ansehens, besonders seitdem Maximilian II. dem Reichshofrath eine neue Geschäftsordnung gab und darüber wachte, daß er die bei ihm anhängigen Sachen rasch, unparteiisch, ohne große Kosten erledigte. Durch alle diese Eigenschaften unterschied sich der Reichshofrath sehr vortheilhaft von dem Kammergericht. Bald wandten sich die Parteien in großen Massen an den Reichshofrath, um dort ihre Streitigkeiten entscheiden zu lassen, und dieser eröffnete daher einen sehr gefährlichen Wettstreit mit dem Kammergericht. Indem nun aber der Kaiser auf diese Weise die höchste Gerichtsbarkeit, wenigstens mitwirkend, an sich gebracht — denn er besetzte ganz allein die Stellen des Reichshofraths — errang er eine Bedeutung, wie er sie lange nicht mehr besessen: er wurde weit mehr der Mittelpunkt des ganzen Reichskörpers, als z. B. im 15. Jahrhundert.

Darauf hin zielte überhaupt die ganze Thätigkeit Maximilians II., im Großen wie im Kleinen. Er war unermüdlich: nichts Wichtiges fiel im Reiche vor, um das er sich nicht bekümmert hätte, wo er nicht eingeschritten wäre. Er suchte das Gefühl der Gemeinsamkeit rege zu erhalten durch häufige Reichstage, die er immer selber besuchte. Und hier war er der belebende Geist, der Anreger, der Führer. Maximilian verstand es auch, etwas vorzustellen: nicht blos durch äußeren Prunk, obschon, wenn es nöthig war, er es auch an diesem nicht fehlen ließ, sondern durch seine ganze Persön-

lichkeit. Er war so recht das Bild eines Kaisers aus früherer Zeit, der sich um Alles selber kümmerte, überall hülfreich einschritt, äußerst thätig und arbeitsam, dabei voll Milde und Wohlwollen. Man kannte seine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe, seine Leutseligkeit. Alle Tage nach Tisch hatte Jedermann Zutritt bei ihm, der Höchste wie der Niederste. Alle hörte er liebreich an, und antwortete Jedem in seiner Sprache: er sprach das Deutsche, das Lateinische, das Italienische, das Spanische, das Französische, das Ungarische, das Böhmische gleich geläufig. Wo es möglich war, entschied er rasch: nichts war ihm mehr zuwider, als ein schleppender Gerichtsgang: er trieb daher seine Gerichte zu schneller Erledigung der Geschäfte an und wachte darüber, daß so viel wie möglich Ungerechtigkeit gegen seine Unterthanen verhütet wurde. Auch in anderer Fürsten Landen nahm er sich der Unglücklichen an. Jenen Peucer, der wegen seiner kalvinischen Glaubensansicht von Kurfürst August von Sachsen in Banden gehalten wurde, bat er sich von seinem Landesherrn zum Leibarzt aus, um ihn dadurch zu befreien. Doch gab ihn der Kurfürst nicht los. Bezeichnend für beide Fürsten sind die Gespräche, welche bei dieser Gelegenheit zwischen ihnen gewechselt wurden. Der Kurfürst suchte die Vorliebe des Kaisers für seinen Schützling dadurch zu erschüttern, daß er ihm von einem Briefwechsel zwischen Peucer und Maximilians Leibarzt Krato von Kraftheim sprach, in welchem sich beide mißbilligend über Handlungen des Kaisers ausgelassen hätten. Maximilian erwiederte: „Sie werden wohl Grund dazu haben, denn wir Fürsten handeln nicht immer so, wie wir sollten."

Fassen wir Alles zusammen, so waren die zwanzig Jahre der Regierung Ferdinands und Maximilians von der äußersten Wichtigkeit. Es gelang zwar nicht Alles, was sie beabsichtigten: es gelang weder die religiöse Entzweiung aufzuheben, noch eine großartige auswärtige Staatskunst einzuschlagen: auch im Innern konnten sie nicht Alles durchsetzen, was sie wünschten; aber nichts destoweniger war der Reichskörper, der nach Karls V. Niederlage auseinanderzufallen drohte, wieder zu einer festeren Einheit verbunden, das kaiserliche Ansehen war gestiegen, es waren Einrichtungen getroffen, welche dasselbe befestigen, erweitern konnten. Adel und Städte waren wieder in das rechte Verhältniß zum Kaiserthrone

gesetzt, die höchste Gerichtsbarkeit ihm wenigstens zugleich mit dem Kammergericht wieder zu Theil geworden, Ordnung, Ruhe und Stetigkeit der Verhältnisse zurückgekehrt.

Es war im Allgemeinen das Bestreben Ferdinands und Maximilians gewesen, das Bestehende festzuhalten oder wieder zu beleben gegen die gleichmachenden Unterwerfungsgelüste de Fürstenthums. Hierin lag, wie die Dinge nun einmal standen, zugleich die Erhaltung der Freiheit und des Kaiserthums. Nachdem die Bestrebungen der Reformationszeit, die bestehenden Verhältnisse aufzulösen, umzustürzen, aber zu Gunsten der niedern Stände, des Volkes, vor der Fürstengewalt erlegen waren, so galt es jetzt, die Fortschritte der Fürstengewalt dadurch einzudämmen, daß man wenigstens diejenigen Ordnungen noch aufrecht erhielt, in denen sich Freiheit und Unabhängigkeit sowie unmittelbare Beziehung zum Reiche erhalten hatten. In der That zeichnet sich eben dieser Zeitabschnitt dadurch aus, daß man sich bemühte, die noch geretteten Freiheiten mit Aengstlichkeit festzuhalten, ihr altes geschichtliches Recht zu beweisen und gegen Jederman zu vertheidigen. Es ist in gewissem Sinne eine Gegenwirkung des altgermanischen Bewußtseins gegen das römische Recht und gegen das aus ihm hergeleitete Uebergewicht der Staatsgewalt in den einzelnen Fürstenthümern.

---

6. Rudolf II. Fortgang der katholischen Gegenreformationen.

Darin bewährt sich die wahre Größe des Staatsmannes, daß seine Schöpfungen nicht mit ihm untergehen, sondern lange nach seinem Tode noch fortdauern. Das Walten Ferdinands I. und Maximilians II. äußerte noch mehrere Jahrzehende hindurch eine heilsame Wirkung, trotzdem, daß die folgende Regierung nichts weniger, als eine fähige war. Die Bestrebungen dieser beiden Kaiser, das Reich innerlich wieder zu einigen, zu ordnen, zu festigen, trugen ihre guten Früchte, und während fast alle Länder ringsum

von den größten innerlichen Unruhen durchzuckt waren, genoß das deutsche Reich eine verhältnißmäßige Ruhe: es wurde wenigstens noch nicht an den Grundlagen der von jenen Kaisern neu aufgerichteten Staatsordnung gerüttelt. Freilich hätten noch weit größere Erfolge erzielt werden können, wenn Maximilian im Reiche einen Nachfolger von seinem Geiste, seinen Gesinnungen, seiner Richtung gehabt hätte. Leider war dies nicht der Fall.

Maximilian II. starb im Jahre 1576. Schon das Jahr vorher hatte er seinen ältesten Sohn Rudolf von den Kurfürsten zu seinem Nachfolger erwählen lassen. Nun war zwar dieser Fürst keineswegs ohne geistige Anlagen: namentlich hatte er von seinem Vater die Vorliebe für die Wissenschaften geerbt: auch in der Staatskunst hielt er sich an manche Grundsätze seines Vaters mit lobenswerther Folgerichtigkeit, wie er denn namentlich die Reichsritterschaft begünstigte, und bisweilen die Landstände in Schutz nahm gegen die Eingriffe der Landesherrn. Aber im Ganzen war seine Richtung doch wesentlich verschieden von der Maximilians.

Rudolf II., dessen Mutter eine Schwester Philipps II. von Spanien war, hatte weit mehr von dieser geerbt, als von seinem Vater. Auf den Antrieb seiner Mutter wurde er auch in früher Jugend nach Spanien gesendet, und am Hofe Philipps II. erzogen. Dort saugte er alle Grundsätze dieses Königs ein. So theilte er in staatlicher Hinsicht die Meinung Philipps II. von der Unumschränktheit der fürstlichen Gewalt. Die Willkür machte sich in seiner Regierung nur zu sehr bemerkbar, nicht nur in seinen Erblanden und in seiner unmittelbaren Umgebung, sondern auch im Reiche. Es wurde dies um so unangenehmer vermerkt, als die Willkür keineswegs immer geübt ward, um etwas Gutes durchzusetzen, sondern gar zu häufig aus Laune, oder aus Parteilichkeit. So gab namentlich der Reichshofrath, der sich unter Maximilian II. durch seine strenge Rechtlichkeit und musterhafte Geschäftsordnung ausgezeichnet hatte, jetzt wegen der entgegengesetzten Eigenschaften zu den häufigsten Klagen Veranlassung. Sodann war Rudolf kein Freund des Bürgerthums. Er theilte in dieser Beziehung die Ansicht Karls V. Er gerieth daher bald mit den Reichsstädten in die äußersten Zerwürfnisse. Er betrachtete diesen Bestandtheil des Reichs als ihm unmittelbar unterworfen, mit dem er schalten könne, wie ihm be-

liebte, und sprach ihm daher die Eigenschaft eines selbstständigen Reichsstandes ab. Die Städte waren aber nicht gesonnen, sich dies gefallen zu lassen. Sie setzten sich dem Kaiser auf das Entschiedenste entgegen, und schon auf dem Reichstage von 1582 kam es zwischen ihnen und Rudolf zu den bittersten Erörterungen. Sie weigerten sich auch die Türkensteuer zu bezahlen, so lange ihren Beschwerden nicht vollkommen abgeholfen sei. Von dieser Zeit an löste sich denn das freundliche Verhältniß zwischen Kaiser und Städten, welches Maximilian hergestellt hatte, wieder auf: die Städte beobachteten das Verfahren des Kaisers mit nicht minderem Mißtrauen und Eifersucht, wie die Fürsten.

Rudolf war den Städten insbesondere deßhalb abgeneigt, weil sie sich größtentheils zum Protestantismus bekannten. Denn am spanischen Hofe hatte er neben den eben erwähnten staatlichen Grundsätzen eine strengkatholische unduldsame Richtung in sich aufgenommen. Er war ein Zögling der Jesuiten und hielt es deßhalb für seine Pflicht, soviel wie möglich zur Herstellung des katholischen Glaubens und zur Ausrottung der Ketzerei mitzuwirken: also auch in dieser Beziehung das Widerspiel seines Vaters. Unter seiner Regierung gewannen daher die katholischen Gegenreformationen eine immer größere Ausdehnung.

Er begann damit in seinen eigenen Landen. Im Jahre 1578 verordnete er, daß der protestantische Gottesdienst in der Stadt Wien aufhören sollte. Rechtlich war er allerdings nicht erlaubt: denn eigentlich war nur dem Adel Religionsfreiheit zugestanden, aber Maximilian II. duldete den protestantischen Gottesdienst auch in den Städten. Rudolf, der den Wortlaut des Gesetzes für sich hatte, hob nun zunächst in Wien die öffentliche Ausübung des Protestantismus auf, dann begann er in den übrigen Städten in Oesterreich unter der Ens mit den katholischen Gegenreformationen, trieb überall die protestantischen Prediger aus, setzte die protestantischen Räthe ab und katholische an ihre Stelle; hierauf versuchte er dasselbe auch ob der Ens: doch stieß er hier auf kräftigen Widerstand. Ueberhaupt durfte er es noch nicht wagen, den Protestantismus vollkommen in seinen Landen aufzuheben, so sehr er es wünschte, da beinahe der gesammte Adel dem neuen Bekenntniß angehörte.

Aber er versäumte nichts, um die Protestanten so viel wie möglich zu drücken.

Ebenso machte er es im Reich. Wo er als Kaiser unmittelbar entscheiden zu dürfen glaubte, that er es überall zum Nachtheil des Protestantismus. Den Streit zwischen der Stadt Trier und ihrem Erzbischof, den Maximilian einstweilen zum Vortheile jener geschlichtet hatte, entschied jetzt (1579) Rudolf zu Gunsten des Erzbischofs. Die Stadt, meistens protestantisch, wurde dem Erzbischof vollkommen unterworfen, und dieser führte sofort in den nächsten Jahren (von 1581 bis 1584) die Gegenreformation ein, und zwar mit der größten Schonungslosigkeit. In Aachen hatte es seit 1580 Unruhen gegeben: der protestantische Theil der Bürgerschaft gewann die Oberhand, veränderte die Regierung, setzte einen neuen Stadtrath ein, die katholischen Räthe flohen aus der Stadt. Rudolf II. that sofort diese Reichsstadt in die Acht und beauftragte einige benachbarte Fürsten und die spanischen Generale in den Niederlanden mit der Vollziehung derselben. Er konnte freilich damit nicht durchgreifen, denn die Aachener wehrten sich tapfer und schlugen die Stürme der Belagerer ab. Allein er zeigte bei dieser Gelegenheit nach verschiedenen Seiten hin seine Gesinnungen, die keineswegs geeignet waren, ihm das Vertrauen der Stände zu erwerben. Denn eben diese aachen'sche Geschichte brachte die Städte gegen ihn auf, welche in Rudolfs Verfahren einen unerhörten Eingriff in ihre Rechte erblickten, und selbst die protestantischen Fürsten wurden sehr bedenklich, da er hier offenbar den augsburger Religionsfrieden verletzt hatte.

Seit dem Jahre 1582 häuften sich die Klagen der protestantischen Stände über die Verletzung des Religionsfriedens von Seite der Katholiken. Und da die Letzteren mit ihren Erfolgen immer kühner, rücksichtsloser und übermüthiger wurden, so wuchs die Erbitterung der Protestanten immer mehr. Sie wären wohl in der Lage gewesen, den Katholiken die Spitze zu bieten: doch bedurfte es dazu der Zusammensetzung aller ihrer Kräfte. Allein daran mangelte es. Seit 1580 wurde vielmehr die Spaltung zwischen den beiden protestantischen Bekenntnissen, dem lutherischen und dem kalvinischen, immer größer, und ein Zusammenwirken derselben war jetzt weniger zu erwarten, wie jemals.

Nirgends zeigten sich die traurigen Wirkungen dieser Spaltung in einem schärferen Lichte, als bei den Unruhen, welche in Folge des Uebertritts des Erzbischofs von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, zum Protestantismus entstanden. Es war dies freilich eine ziemlich unsaubere Geschichte. Gebhard Truchseß, seit 1577 Erzbischof von Köln, verliebte sich in eine junge Dame, eine Gräfin von Mansfeld, wußte sich ihre Gunst zu verschaffen, wurde nun aber von ihren Brüdern, welche die Schande der Schwester nicht dulden wollten, gezwungen, sie zu heirathen. Gebhard that es dann wirklich (1583), trat zum Protestantismus über, gab aber sein Erzbisthum nicht auf, sondern gedachte es beizubehalten, und den Protestantismus daselbst einzuführen. Dies wäre im Falle des Gelingens ein außerordentlicher Erfolg des Protestantismus gewesen: der hätte nun über vier Kurfürstenthümer zu verfügen gehabt, und die Angelegenheiten des Reichs nahmen eine andere Wendung. Die Katholiken strengten darum auch alle Kräfte an, um das Vorhaben Gebhards zu vereiteln. Der Papst that Gebhard in den Bann und entsetzte ihn seines Kurfürstenthums; das streng katholische Domkapitel und die rheinischen Stände waren damit einverstanden, sie setzten Gebhard den entschiedensten Widerstand entgegen. Vor Allem aber kam es jetzt darauf an, einen Mann ihm als Erzbischof entgegenzustellen, der mächtig genug war, um sich wider ihn zu behaupten. Diesen fand man in Ernst, Bruder des Herzogs Wilhelm V. von Baiern, welcher bereits Bischof von Freisingen, von Lüttich und von Hildesheim war. Sein Bruder stellte ihm Geld und Schaaren zur Verfügung: es konnte nicht lange zweifelhaft sein, wohin sich der Sieg neigen würde, wenn Gebhard nicht von auswärts Unterstützung erhielt. Aber die Protestanten nahmen sich der Sache fast gar nicht an. Die weltlichen Kurfürsten richteten zwar einige Schreiben deßhalb an den Kaiser, und Rudolf II. war diesmal zu Gunsten des katholischen Gegenerzbischofs weniger eifrig, als man sonst erwarten möchte, weil er auf das baierische Haus eifersüchtig war, von dem er fürchtete, daß es ihn um die Kaiserwürde bringen möchte *), allein ihre Schreiben nützten nichts, wenn ihnen keine Thaten folgten. Diese

*) Aretin, Geschichte Maximilians I. von Baiern, I. S. 288.

unterblieben aber, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil Gebhard, wie sich allmählig herausstellte, die kalvinische Glaubensansicht bekannte, nicht die lutherische. Für einen Kalvinisten war man aber nicht gesonnen, irgend etwas einzusetzen. Der Kurfürst von Sachsen war überdies noch ganz besonders vom Herzog von Baiern bearbeitet worden: katholischer Seits hegte man damals sogar die Hoffnung, ihn zur alten Kirche zu bekehren*). Unter allen deutschen Fürsten war es zuletzt nur der Pfalzgraf Johann Kasimir, welcher Gebhard unterstützte: er zog ihm im Jahre 1583 mit einer Kriegsschaar zu Hülfe. Allein auch er hielt nicht lange aus, denn in demselben Jahre starb sein Bruder, Ludwig, der Kurfürst von der Pfalz, und er eilte nach Hause, um die Verwaltung des Kurfürstenthums für seinen unmündigen Neffen zu übernehmen. So erlag Gebhard im Jahr 1584 seinen Gegnern.

Die Wendung der Dinge in Köln war aber von dem größten Einflusse auf den Fortgang der katholischen Gegenreformationen. Denn nun drangen sie auch gegen den Norden hin vor. Bald darauf nämlich wurden die Bischofsstühle von Osnabrück, Minden, Münster erledigt. Es gelang der katholischen Partei, in diesen drei Stiften die Wahl strengkatholischer Prälaten durchzusetzen. In Münster wurde Ernst selbst gewählt. In allen drei Stiften wurde der Katholicismus wieder eingeführt. Zugleich bestieg den bischöflichen Stuhl in Paderborn ein streng katholischer Fürst, Theodor von Fürstenberg, der hier eine ebenso wirksame gegenprotestantische Thätigkeit entfaltete.

Nicht minder bedeutend waren die Gegenreformationen in Süddeutschland. In den fränkischen Bisthümern, haben wir früher bemerkt, war der Protestantismus überwiegend. Bischof Julius von Würzburg, begann (1584) als der erste unter seinen Standesgenossen in seinem Sprengel ihn auszurotten. Die protestantischen Prediger wurden verjagt, die protestantischen Beamten abgesetzt, die Unterthanen mußten entweder die Messe besuchen und sich überhaupt den katholischen Gebräuchen unterwerfen oder auswandern. Er verfuhr mit der größten Härte, aber er erreichte seinen Zweck. Angeregt von den Erfolgen des Bischofs von Würzburg begann denn

*) Aretin, Geschichte Maximilians I. von Baiern, I. S. 242.

auch der von Bamberg mit den Gegenreformationen: es dauerte hier etwas länger, aber man kam zuletzt zu demselben Ergebniß. Noch härter verfuhr der Erzbischof von Salzburg, Wolf Dietrich von Raitenau, der im Jahre 1588 die Gegenreformation in seinem Bisthum einführte. Wer sich nicht zum Katholicismus bekennen wollte, wurde ausgetrieben: dies Schicksal traf die reichsten Bürger: den Erzbischof kümmerte es nichts: er war auch sonst gewaltthätig und setzte sich über die Rechte der Stände wie des Kapitels hinweg.

Und so griffen die katholischen Gegenreformationen auch in den Reichsstädten um sich. Einige, wie Ueberlingen, Biberach, Pfullingen, Köln hatten sich ohnedies von jeher zum Katholicismus gehalten: in Schwäbisch-Gmünd begann aber jetzt der katholische Rath ebenso wie die Fürsten und Bischöfe den Protestantismus zu bedrücken. Selbst in Augsburg, sonst eine so eifrig protestantische Stadt, erhielt der Katholicismus insoferne das Uebergewicht, als der Rath vorzugsweise mit Katholiken besetzt war. Es kam besonders in den achtziger Jahren zu Reibungen und Unruhen: der Rath jagte einmal (1587) elf protestantische Prediger aus der Stadt, ohne daß er einen ernstlichen Widerstand gefunden hätte: denn er wurde vom Kaiser unterstützt.

Dadurch kam nun auch eine Spaltung in die Reichsstädte. Die protestantischen — und dazu gehörten doch die wichtigsten, wie Ulm, Straßburg, Speier, Frankfurt, Nürnberg, Regensburg — betrachteten seitdem Augsburg mit Mißtrauen: sie entnahmen der Stadt das Archiv der Reichsstädte, welches bis dahin dort bewahrt worden war, und verlegten es nach Ulm. Augsburg fand sich darüber gekränkt, beklagte sich überhaupt, daß man die vom Rathe ausgetriebenen Protestanten in den Reichsstädten aufnehme, beschickte die Städtetage nicht mehr, und gab keine Beiträge weiter. Die Einmüthigkeit der reichsstädtischen Staatskunst, welche unter Maximilian II. so große Erfolge zu versprechen schien, erhielt durch diese religiösen Zwiespälte einen gewaltigen Stoß.

Alle diese Gegenreformen wurden von den Katholiken mit der größten Härte durchgesetzt. Die Protestanten mußten entweder ihre religiösen Ueberzeugungen abschwören oder in die Verbannung wandern. Die protestantischen Stände konnten nicht Worte genug

finden, um dieses Verfahren in seiner Abscheulichkeit hinzustellen. Eigentlich aber hatten sie Unrecht. Denn die katholischen Stände hatten den Wortlaut des augsburgischen Religionsfriedens auf ihrer Seite, wonach die Religion der Unterthanen sich nach der des Landesherrn richten mußte; dann verfuhren die protestantischen Fürsten gegen die Katholiken in ihren Landen nicht anders: sie duldeten hier eben auch keine andere Religion, als die ihrige. Dies wurde ihnen auch von den Jesuiten, den Vorkämpfern auch in dem katholischen Schriftenthum, oft genug vorgeworfen: und der Vorwurf konnte nicht widerlegt werden. Aber freilich die Jesuiten gingen noch weiter. Sie griffen auch die Gültigkeit des Religionsfriedens an. Sie sagten, er sei vom Papst nicht bestätigt worden, der Kaiser habe überhaupt in kirchlichen Dingen gar nichts entscheiden können, endlich sei der Religionsfriede nur als ein vorläufiges Abkommen anzusehen, welches durch die von der tridentiner Kirchenversammlung zu Stande gebrachte Reform seine Endschaft erreicht habe: Niemand sei also schuldig, den Religionsfrieden zu halten.

Diese Anschauungen griffen unter den Katholiken, bei welchen der Fanatismus durch die Thätigkeit der Jesuiten beständig angefacht wurde, immer weiter um sich. Selbst der Kaiser folgte ihnen, wo er es vermochte. Er benutzte seine kaiserliche Macht, um in den Reichsordnungen dem Katholicismus das Uebergewicht zu verschaffen. Am auffallendsten trat dies Bestreben in seinen Beziehungen zum Kammergericht hervor. Dies Gericht, welches gleicher Weise von Protestanten und Katholiken besetzt wurde, sollte alljährlich von einer ständischen Bevollmächtigung untersucht werden, um allenfallsigen Mängeln und Gebrechen abzuhelfen. Die mit der Untersuchung beauftragten Stände wechselten alle Jahre, so daß nach und nach alle Stände daran kamen. Nun traf es sich im Jahre 1587, daß den Erzbischof von Magdeburg die Reihe getroffen hätte. Diesen aber wollte der Kaiser nicht anerkennen, da er Protestant und verheirathet war. Er hob also eigenmächtig die Untersuchung des Kammergerichts auf, und seitdem hat keine mehr stattgefunden. Von nun an aber war der katholische Einfluß dort überwiegend, und der Kaiser scheute sich nicht, dem Kammergericht Befehle zu ertheilen, wozu er verfassungsmäßig gar kein Recht hatte, wie z. B. daß dasselbe die Religionssachen, nämlich Klagen der

Protestanten gegen Beeinträchtigungen von Seite der Katholiken, einstellen, und die Entscheidung ihm überlassen solle. Es fehlte nicht viel, so war nachgerade das Kammergericht in dasselbe Verhältniß zum Kaiser gekommen, wie der Reichshofrath, welcher außerdem auf dem Wege der Verordnung Beschlüsse erließ, die mit den Bestimmungen der Reichsverfassung nicht in Einklang gebracht werden konnten.

So weit waren die Dinge bereits gekommen, als in dem letzten Jahrzehend des 16. Jahrhunderts zwei Fürsten auftraten, welche die Wiederherstellung des Katholicismus sich zu ihrer Lebensaufgabe setzten, Zöglinge der Jesuiten, ganz umsponnen von den fanatisch-katholischen Anschauungen derselben, dabei aber höchst thatkräftig und von ungewöhnlichen Geistesanlagen. Das war Ferdinand von Steyermark und Maximilian von Baiern. Der Vater des ersten war Karl, der Sohn Ferdinands I., welcher von diesem Steyermark, Kärnthen und Krain als Antheil erhalten hatte *). Karl hatte den Protestanten in seinem Gebiete sehr bedeutende Zugeständnisse machen müssen, suchte sie jedoch seit 1584 wieder zurückzuziehen, doch starb er über diesen Bestrebungen hinweg, und unter der vormundschaftlichen Regierung — Ferdinand war erst 1578 geboren — geriethen diese Gegenreformationen wieder ins Stocken. Als der junge Fürst selber die Regierung ergriff, so war seine erste Sorge, den Protestantismus auszurotten. Es war dies keine kleine Aufgabe. Denn der größte Theil der Einwohner bekannte sich zu der neuen Lehre: Ferdinand erklärte jedoch, eher wolle er sein Land aufgeben, ehe er in ihm die Ketzerei duldete. Im Jahr 1598 begann er die Gegenreformationen, mit aller Schonungslosigkeit, die den religiösen Fanatiker bezeichnet: die protestantischen Kirchen wurden niedergerissen, die Geistlichen verjagt oder gefangen gesetzt, die Einwohner entweder aus dem Lande getrieben, jedoch mit Hinterlassung des zehnten Pfennigs ihres Vermögens, oder gezwungen zum Katholicismus überzutreten. Die Stände setzten ihm zwar Widerstand entgegen: er wurde niedergeschlagen. Ferdinands Bestrebungen waren von dem entschiedensten Erfolge begleitet.

Dadurch ermuthigt, dachte nun auch Rudolf II. an weitere

---

*) Siehe S. 342.

Maßregeln gegen den Protestantismus in seinen Landen: in Oesterreich, in Ungarn, in Böhmen, überall suchte er die bestehenden Rechte der Protestanten umzustoßen, oder ihnen eine andere Auslegung zu geben. In allen österreichischen Landen sah sich der Protestantismus auf das Bedenklichste bedroht, wo er nicht schon vollkommen unterdrückt war.

Unter solchen Umständen war es natürlich, daß die Eifersucht der protestantischen Fürsten von Jahr zu Jahr wuchs, nicht nur gegen die Katholiken überhaupt, sondern insbesondere auch gegen den Kaiser. Sie besorgten von ihm nicht nur die Unterdrückung des Protestantismus, sondern auch ihrer staatlichen Stellung. Sie gewöhnten sich daran, in dem Hause Habsburg nur den willfährigen Diener der spanischen Staatskunst zu sehen: die Entwürfe Karls V., meinte man, seien fortwährend die des kaiserlichen Hauses. Und sie hatten doch einiges Recht zu einer solchen Vermuthung, wenn sie die Willkür, womit Rudolf II. das Reichsgerichtswesen behandelte, ins Auge faßten. Widerstand gegen den Kaiser schien also schon die Selbsterhaltung zu gebieten. Nichts war daher natürlicher, als eine engere Vereinigung der protestantischen Fürsten. Auch wurde sie seit lange erstrebt: doch kam man nicht dazu, wegen des leidigen Zwiespalts zwischen den Kalvinisten und Lutheranern. Nach dem Tode des streng lutherischen Kurfürsten August von Sachsen (1586) schien es zwar einen Augenblick, als ob jener Gedanke sich verwirklichen könne: denn dessen Nachfolger Christian I. neigte sich zum Kalvinismus. Sofort ergriff der damalige Verwalter der Pfalz, Johann Kasimir, mit Eifer diesen Gedanken: schon war ein Bund im Werke zwischen den beiden kurfürstlichen Häusern: Johann Kasimir hatte große Dinge vor; er wollte die Pfaffengasse entlang nach Westphalen einbrechen, von da nach Franken, Alles brandschatzen oder verheeren, durch Vogtland nach Böhmen eindringen, den Kaiser daraus verjagen und absetzen*). Allein er starb schon 1592 und kurz vorher Christian I. von Sachsen.

*) Neuer kalvinistischer Modell. Gestellt durch Christian Gottlieb von Friedberg. 1616. S. 56. Der Verfasser sagt, daß man diese Entwürfe in dem kursächsischen Archive gefunden habe, nach dem Tode Christians I. Der Friedensbruch der Türken sei mit diesen Entwürfen in Zusammenhang gestanden.

Die Verwaltung des Kurfürstenthums Sachsen übernahm nun aber, da der Sohn Christians unmündig war, der streng lutherische Friedrich Wilhelm, Herzog von Sachsen-Altenburg, der Alles wieder auf den alten Stand zurückführte. Ja, die Spannung zwischen Kursachsen und der Pfalz, zwischen Lutheranern und Kalvinisten wurde jetzt noch größer, wie zuvor, und die Theologen beider protestantischen Bekenntnisse bekämpften sich fortan mit der größten Wuth.

Und dies war auch der Grund, warum von Seite der Protestanten die schwierige Lage, worein der Kaiser seit 1592 gerathen war, nicht besser benutzt wurde. In diesem Jahre nämlich brachen die Türken den Frieden und erhoben den Krieg gegen Oesterreich, der fast ununterbrochen bis 1606 fortgeführt wurde. Rudolf war nicht im Stande, dem Feinde aus eigenen Mitteln zu widerstehen, zumal da er ein äußerst schlechter Haushalter war. Er wandte sich also ans Reich. Auf den Reichstagen bildete fortan die Türkenhülfe den vorzüglichsten Gegenstand der Verhandlungen. Die protestantischen Stände aber waren am reichsten, da die katholischen durch die Gegenreformationen ihre Gebiete entvölkert und in der Regel die reichsten und thätigsten Einwohner ausgetrieben hatten. Wie nahe lag es nun, daß die Protestanten an ihre Hülfe wenigstens die Bedingung knüpften, daß ihren Beschwerden abgeholfen würde. Auch verfehlten sie nicht, dieselben vorzubringen. Daß sie aber keine Erfolge hatten, lag einmal an jenem Zwiespalt zwischen Kalvinisten und Lutheranern, der es zu keiner Einmüthigkeit kommen ließ, dann aber auch an der Thätigkeit des zweiten jener oben erwähnten eifrig katholischen Fürsten, des Herzogs Maximilian von Baiern.

Dieser Fürst, mit Ferdinand von Steyermark in Ingolstadt, der berühmtesten Pflanzstadt des Jesuitismus, von den Vätern der Gesellschaft erzogen, ebenso eifrig wie Ferdinand für den katholischen Glauben und für die Ausrottung der Ketzerei, leitete seit 1595 die baierische Staatskunst. Er war für die katholische Partei eine um so bedeutendere Stütze, als er nicht gewöhnliche Anlagen besaß und als Staatsmann die meisten seiner Standesgenossen übertraf. Er brachte den baierischen Staat, den sein Vater schrecklich verschuldet hinterlassen hatte, durch weise Sparsamkeit wieder empor, suchte die

Kräfte des Landes nach allen Seiten hin zu heben, und war daher — für die damalige Zeit ein großer Vorzug — immer bei Kasse. Dieser unterstützte, wo er konnte, die kaiserliche Staatskunst, sofern sie katholisch war, brachte in die katholischen Stände an den Reichstagen Einheit und Zusammenhang, schürte dagegen den Zwiespalt unter den Protestanten, indem er Kursachsen durch kluge Freundlichkeit auf seine und des Kaisers Seite zu bringen wußte, und so bewirkte vorzugsweise sein Einfluß das Durchgehen der kaiserlichen Wünsche, insbesondere der Türkenhülfe.

So geschah es, daß auf den Reichstagen die katholische Ansicht überwog und die Protestanten überstimmt wurden. Wenn man die Kräfte der Gebiete, die Einwohnerzahl berechnete, so waren die Protestanten gegen die Katholiken damals offenbar noch im Vortheil, trotz der katholischen Gegenreformationen. Aber auf den Reichstagen wurde nicht darauf Rücksicht gewonnen, sondern man zählte nur die Stimmen. Die katholischen Reichsstände machten aber schon deßhalb die größere Anzahl aus, weil eine Menge von Bischöfen, Aebten u. s. w. dazu gerechnet wurden, welche nicht versäumten, regelmäßig die Reichstage zu besuchen, um der katholischen Partei das Uebergewicht zu verschaffen. Dieses Verhältniß erschien nun freilich den protestantischen Fürsten sehr bedrohlich: es kam der Gedanke bei ihnen auf, sich den Mehrheitsbeschlüssen nicht mehr zu unterwerfen. Doch war auch ein solcher Schritt nicht mit Erfolg durchzuführen, ohne eine engere Vereinigung, zu welcher man es demohngeachtet nicht bringen konnte.

So durfte es Rudolf II. wagen, immer entschiedener mit seinen Maßregeln gegen die Protestanten voranzugehen. Im Jahr 1593 nahm er noch einmal die achensche Sache vor, that die Stadt in die Acht, wenn sie den alten katholischen Rath nicht wieder einsetzte, und beauftragte endlich 1598 die benachbarten Fürsten, unter andern den Herzog von Jülich und den Erzbischof Ernst von Köln mit der Vollziehung derselben. Der katholische Rath wurde in der That wieder eingesetzt.

Aber weit bedenklicher war der Vorgang mit Donauwerth im Jahr 1605. Diese Reichsstadt war protestantisch: nur ein Kloster, zum heiligen Kreuz, war katholisch geblieben. Mit diesem war aber die Stadt schon vor mehreren Jahrzehenden übereingekommen, daß

sie zwar das Kloster dulden würde, nur dürfte die Religionsübung nicht öffentlich geschehen: die Aufzüge bei Hauptfesten dürften nur durch eine kleine enge Gasse, ohne Fahne, ohne alles Aufsehen stattfinden. Im Jahre 1605 aber setzte sich der neue eifrig katholische Abt über diese Uebereinkunft hinweg; er zog mit fliegenden Fahnen in großem Gepränge durch die Stadt. Der Rath verwies ihm ein solches Beginnen: es war vergebens. Darüber kam es zu einem Auflauf der Bürgerschaft: die Mönche wurden mißhandelt, der Aufzug gestört. Nun entbot der Reichshofrath im Namen des Kaisers den Stadtrath zu sich, um zu hören, daß er die Acht verwirkt habe, und untersagte jede fernere Störung der katholischen Religionsübung auf das Strengste. Der Abt unternahm jetzt weitere Aufzüge: es erfolgte ein neuer noch heftigerer Auflauf von Seite der Bürgerschaft. Darauf beauftragte der Kaiser den Herzog Maximilian von Baiern mit dem Schutze der Katholiken in Donauwerth, und da sich gerade in Folge davon die Unruhen vermehrten, so sprach der Kaiser, insbesondere auf Antrieb Maximilians, wirklich die Reichsacht über Donauwerth aus und beauftragte den Herzog von Baiern mit der Vollziehung derselben. Maximilian nahm im December 1607 die Stadt mit Waffengewalt ein, verhaftete die Rädelsführer, soweit er derselben habhaft werden konnte, zog das Vermögen der Entflohenen ein, hob den protestantischen Gottesdienst auf, verbot den Einwohnern sogar, in den benachbarten Orten protestantische Prediger zu hören, schickte dagegen Jesuiten nach Donauwerth, um die Einwohner zum katholischen Glauben zu bekehren, hielt die Stadt fortwährend mit bewaffneter Macht besetzt, und machte Miene, dieselbe seinem Gebiete vollkommen einzuverleiben. In der That erreichte er beim Kaiser (1609) so viel, daß sie ihm als Pfandschaft überlassen wurde. Und nun verfuhr er dort mit der größten Willkür, veränderte die städtischen Einrichtungen nach seinem Belieben, behandelte die Einwohner mit der äußersten Strenge und traf schließlich Anordnungen, um den Protestantismus gänzlich daselbst auszurotten und den alleinseligmachenden Glauben dafür aufzurichten.

Dieser letzte Vorgang bildet einen bedeutsamen Wendepunkt in unserer Geschichte. Er war die Veranlassung zu Ereignissen, welche die größte Zerrüttung des Vaterlandes herbeiführten. Ehe wir

aber zur Darstellung derselben übergehen, wollen wir zuerst einen Blick auf die geistigen, sittlichen und staatlichen Zustände der Nation werfen, wie sie sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entwickelt hatten.

---

7. Wirkungen der religiösen Verhältnisse auf Wissenschaft, Staat und Leben.

Aus dem Bisherigen wird klar geworden sein, wie das ganze Leben des Volks von dem Kampfe, der sich auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete entsponnen hatte, beherrscht ward. Der Einfluß, welchen dieser Kampf auf die deutsche Bildung übte, war aber um so unglückseliger, als nachgerade aus der Religion beider Parteien alle edleren freieren Richtungen verschwunden waren und ein starrer Lehrbegriff Platz gegriffen hatte, welcher alle Liebe ausschloß und die geringste Abweichung von dem als gültig angenommenen Glauben auf das Grausamste bestrafte. Eine furchtbare Barbarei im Leben, wie fast in jedem Zweige des Wissens war die Folge davon. In der Theologie war wieder ein Scholasticismus eingerissen, welcher die Abgeschmacktheit des mittelalterlichen wo möglich noch überbot. Man wandte allen Scharfsinn an, um Fragen zu entscheiden, die an und für sich höchst gleichgültig waren, deren Beantwortung für die wahre Religion auch nicht das Geringste austrug.*) Und wagte sich die Theologie an Gegenstände von bedeutenderem Inhalt, so wurde eine unbefangene Forschung von vornherein unmöglich gemacht durch den unduldsamsten Ketzereifer, durch die Forderung, sich dem kirchlichen Lehrbegriff unbedingt zu unterwerfen.

In dieser Richtung ging alle Geistesthätigkeit auf. Die volksthümliche sowohl als auch die humanistische Richtung, die in der

*) Auf einem Religionsgespräch zu Regensburg 1601 zwischen katholischen und lutherischen Theologen stritten diese sich unter Anderem darüber, ob der Hund, der dem Tobias nachgelaufen, mit dem Schwanze gewedelt habe oder nicht? Die Katholiken gaben das Wedeln für einen Glaubensartikel aus, die Protestanten bestritten es.

Reformationszeit so bedeutende Rollen gespielt, mußten vor ihr in den Schatten treten.

Was die erste betrifft, so ging die volksthümliche Dichtung mit raschen Schritten ihrem Verfalle entgegen. Die Theologie bekämpfte das weltliche Volkslied als unsittlich: sie duldete nur das Kirchenlied; was noch von dichterischer Kraft im Volke vorhanden war, durfte sich also nur hier versuchen. Aber hier mußte die dichterische Kraft nachgerade versiechen. Als die ersten Zeiten der reformatorischen Begeisterung vorüber waren, wurden in das Kirchenlied alle die unerquicklichen theologischen Streitigkeiten zwischen Lutheranern, Kalvinisten und anderen protestantischen Sekten aufgenommen: ein solcher Inhalt widerstrebt aber jeder Dichtung. In der That liefert das Kirchenlied jener Zeit einen nicht unbedeutenden Beitrag zu der einreißenden Barbarei.

Ein ähnliches Schicksal, wie die volksthümliche Dichtung, hatte der Humanismus. Er war, wie wir früher nachgewiesen, in so ferne mit jener verwandt, als er sich ebenfalls in unmittelbare Beziehung zum Leben gesetzt, selbst mit Geschichte gemacht hatte. Eine unserer großartigsten Gestalten, Hutten, ist aus ihm hervorgegangen. Diese revolutionäre Richtung des Humanismus verschwindet allerdings schon mit dem Tode Huttens. Es blieb aber noch eine andere verwandte Richtung übrig, wie sie in Erasmus vertreten ist, welche auf dem Wege der Ueberzeugung, stiller Wirksamkeit eine geistige Umbildung bewerkstelligen wollte, immerhin aber die allgemeinen Verhältnisse, das ganze Leben der Nation ins Auge faßte. Indessen auch diese Richtung verliert bereits mit dem Tode des Erasmus ihre Bedeutsamkeit: der Tod dieses Gelehrten erfolgte gleichzeitig mit dem Siege des Lutherthums über die humanistisch-zwinglische Richtung in der Wittenberger Konkordie. Einzelne Gelehrte, welche dieser Richtung angehörten, lebten zwar noch: aber ihre Wirksamkeit war sehr untergeordnet, da die Theologie Alles beherrschte, und die Feindseligkeit derselben gegen den Humanismus, den sie des Heidenthums bezüchtigte, von Jahr zu Jahr stärker hervortrat. Zwar bildet sich hin und wieder ein neuer Mittelpunkt für die humanistischen Studien, wie in Heidelberg unter dem Kurfürsten Otto Heinrich, in Basel, wo Erasmus Andenken noch nachwirkt, in Königsberg, wo Sabinus den Humanismus wieder in

Aufnahme bringen wollte, in Wien unter Maximilian II.; doch waren diese Erscheinungen vorübergehend. Ohnedies starben drei der bedeutendsten Vertreter dieser Richtung im Jahre 1560 hinweg, Melanchthon in Wittenberg, Lotichius in Heidelberg, Sabinus in Königsberg. Joachim Camerarius, ein Schüler Melanchthons, als der erste Humanist Deutschlands gepriesen, folgte zwar erst im Jahre 1574; aber seine Briefe sind ein Zeugniß dafür, wie es mit den humanistischen Wissenschaften immer weiter abwärts geht. Sie verloren ihren allgemein bildenden Charakter: sie zogen sich in den engen Kreis der Schule zurück, beschränkten sich auf die Grammatik, auf bloßes Gedächtnißwerk, wurden pedantisch. Erscheint dazwischen einmal Einer, wie*) Nikodemus Frischlin, der wieder den frischen Geist des Alterthums in sich aufgenommen, der dem Leben seine Aufmerksamkeit zugewendet, so steht er wie ein wildfremder Mensch in der ihn umgebenden Welt, und der Ausgang eben dieses Mannes — als Gefangener auf dem Hohenasperg — zeigt, wie wenig es einem Gelehrten gerathen war, sich in andere Sachen, als in bloße Schulangelegenheiten, zu mischen.

Mit der Geschichte ist es nicht anders. Auf der Bahn, welche Sebastian Franck eröffnet hatte, wurde nicht fortgegangen. An eine geistige Durchdringung des geschichtlichen Stoffs, an eine klare, lichtvolle Darstellung, an unparteiische Kritik ist nicht mehr zu denken. Dies Alles wurde von der vorherrschenden beschränkten theologischen Richtung unmöglich gemacht. Das einzig Verdienstliche, was in dieser Wissenschaft geleistet wurde, sind die Sammlungen der Quellen der deutschen Geschichte, welche nun einzelne Gelehrte veranstalteten, wie Johann Pistorius (1544—1607), Justus Reuber (1542—1607), Marquard Freher (1565—1614), Lindenbrog, Vater und Sohn (1540—1616 und 1573—1648), Melchior Goldast (1576—1635), Simon Schard (1574), Christian Urstisius (1585), Friedrich Hortleder (1617), und viele andere. Die Zeitgeschichte wurde in einzelnen fliegenden Blättern, später in den halbjährig erscheinenden „Relationen" niedergelegt, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Frankfurt am Main herauskamen und die Stelle unserer Zeitungen vertraten. Natürlich findet man hier nur Thatsachen, chro-

*) Siehe S. 255.

nikenartig an einander gereiht, nicht den inneren Zusammenhang der Begebenheiten, die wahren Beweggründe der handelnden Personen, die diplomatischen Umtriebe. Doch sind sie immerhin wichtig für den Stand der geistigen Bildung der damaligen Zeit.

Vielleicht einen noch größeren Rückschritt machten die Naturwissenschaften. Es kennzeichnet den Umschwung auf diesem Gebiete, daß die Entdeckung des Kopernikus so wenig Anhänger fand, und daß es noch mehr als ein halbes Jahrhundert bedurfte, bis sie durchbrechen konnte, und auch dann nicht ohne Gefahr. Nichts war natürlicher als diese Erscheinung. Stand doch das kopernikanische System im schroffsten Widerspruch mit dem bisherigen Glauben der Kirche, mit der Weltansicht der Bibel. Daher wurde es insbesondere auch von den protestantischen Theologen bekämpft und selbst Melanchthon nahm keinen Anstand, Kopernikus für einen Narren zu erklären, den man ins Irrenhaus stecken solle. Dagegen wurde die Sterndeuterei und die Alchemie wieder hervorgesucht und mit dem lebhaftesten Eifer betrieben. Es gab nicht leicht einen fürstlichen Hof, an welchem nicht ein Astrolog angestellt war und ein Alchemist sein Wesen trieb. Allgemein war die Sucht, aus unedeln Metallen Gold zu machen; daß dies eine Menge von Betrügern benutzte, um sich zu bereichern, war natürlich. Freilich wurde in der Regel doch der Betrug entdeckt und mit dergleichen Alchemisten von Seite der Fürsten nicht selten auf eine grausame Weise umgegangen. Und doch reichten dergleichen Erfahrungen nicht hin, um den Glauben an die Goldmacherkunst zu erschüttern: die Betrogenen meinten nur, daß der Alchemist ihnen aus böswilliger Absicht das Ergebniß seiner Kunst vorenthalte. Merkwürdig, daß diese Auswüchse der Naturwissenschaft gerade die Schriften des Mannes beförderten, der am meisten dagegen geeifert, des Theophrastus Paracelsus. Man schrieb ihm eine Menge von Werken zu, alchemistischen, astrologischen und andern abergläubischen Inhalts, die er unmöglich verfaßt haben konnte, die aber doch großentheils in die am Ende des 16. Jahrhunderts veranstaltete Ausgabe seiner Schriften ihren Weg fanden und von der leichtgläubigen Mitwelt als die ächten Erzeugnisse der paracelsischen Muse hingenommen wurden.

Mit diesem Rückschritt in den Naturwissenschaften und in der Theologie hing nun der fabelhafteste Wunderglaube zusammen. Man sieht am Himmel alle Augenblicke die sonderbarsten Erscheinungen: blutige Sonnen und Monde, Kreuze, streitende Heere, förmliche Aufzüge und dergleichen. Sorgfältig werden die Nachrichten davon in den Flugblättern der damaligen Zeit niedergelegt, und kein Mensch denkt daran, sie zu bezweifeln. Mißgeburten von den wunderlichsten Formen, in deren Erfindung die Einbildungskraft die äußerste Grenze des Möglichen überschritten zu haben scheint, werden in unzähliger Menge mitgetheilt. Und so glaubte vielleicht keine Zeit ernstlicher an den persönlichen Teufel und an seinen Einfluß auf die Menschen, wie die damalige. Auch in diesem Punkte waren die Theologen die Eifrigsten. Das Dasein des persönlichen Teufels war ihnen ein ebenso wichtiger Glaubenssatz, wie das Dasein Gottes, und wer an ersteren nicht glaubte, war ihnen kein geringerer Ketzer, als wer das Dasein Gottes bezweifelte. Es war natürlich: da sie aus der Theologie die Vernunft verbannt hatten und den prüfenden Verstand, so war jedem Unsinn Thür und Thor geöffnet, besonders wenn er sich, wie die Lehre vom Teufel, auf das jüdische und christliche Alterthum stützen konnte. Diese Lehre wurde aber gerade jetzt auf die phantastischste Weise ausgebildet, und es entwickelte sich eine förmliche teuflische Mythologie. Die Einbildungskraft, die sich nicht mehr in den heiteren Spielen der Dichtung versuchen durfte, wandte sich nun auf die Ausmalung des teuflischen Reiches; aber die Gebilde, welche sie schuf, trugen den Stempel der Barbarei, der Roheit und Grausamkeit. Was sich etwa aus den Bestandtheilen altdeutscher Götterlehre in dem Teufelsglauben erhalten haben mochte, wurde jetzt mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt durch die fanatische, poesielose theologische Richtung der damaligen Zeit. Der Teufel erscheint nach diesen Vorstellungen als eine bedeutende Macht, welche sogar mit Gott um die Herrschaft über die Welt streitet. Er hat einen förmlichen Hofstaat um sich, eine Menge von höheren und niederen bösen Geistern, die er aussendet, um die Menschen zu verführen oder zu quälen. Er selbst tritt aber am häufigsten auf, und zwar unter den verschiedensten Gestalten; doch fehlt ihm selten das eigenthümliche Zeichen, der Pferdefuß. Er sucht die Menschen durch Vorspiege-

lungen aller Art, namentlich durch das Versprechen, ihnen Reichthümer und sinnliche Genüsse zu verschaffen, für sich zu gewinnen. Sie müssen sich ihm dann mit ihrem eigenen Blute verschreiben. Besonders unter dem weiblichen Geschlechte hat er eine Menge von Anhängern. Diese, die Hexen, die dadurch sich dem Teufel ergeben, daß sie mit ihm Unzucht treiben, erhalten durch die Verbindung mit ihm die Macht, ihren Nebenmenschen auf alle Weise zu schaden, ihnen Krankheiten anzuhängen, das Vieh fallen zu machen, die Saaten zu verderben, Gewitter heraufzubeschwören und dergleichen. Sie können sich auch in allerlei Thiere verwandeln, meistens in Katzen und Wölfe. An gewissen Tagen fahren sie auf einem Besen reitend zum Schornstein hinaus, um den nächtlichen Festen des Teufels beizuwohnen. Der Teufel sitzt dann in Bocksgestalt mit schwarzem menschlichen Gesicht an einem steinernen Tisch oder auf einem hohen Stuhl; alle müssen zu ihm treten, um ihm durch Knieen und Küssen (des Afters) die Ehrfurcht zu bezeugen; dann wird gegessen, aber ohne Salz und Brod, und getrunken aus Kuhklauen und Roßköpfen. Nach der Mahlzeit wird getanzt. Merkwürdig ist, daß diese Feste den Theilnehmern kein Vergnügen gewähren. Sehr natürlich: denn mitunter verzehren sie Kröten und Schlangen. Der Teufel selbst erscheint meistens als hart, der die Hexen schlägt, wenn sie nicht genug Unthaten vollbracht haben. — Noch erfindungsreicher ist die Einbildungskraft in der Ausmalung der Hölle, in welche die bösen Menschen nach diesem Leben kommen, und der ewigen Strafen, welche ihrer dort warten. Die furchtbarsten Martern müssen sie hier erleiden und zwar ohne Aussicht auf ein Ende. Nichts bezeichnet so sehr die barbarische Theologie der damaligen Zeit, als die Grausamkeit, mit welcher der Gott des Christenthums in der Hölle die Sünden der Menschen bestrafen läßt.

Unter solchen Umständen war an eine Nationalliteratur nicht zu denken. Die gegenseitige Durchdringung des Humanismus und der Volksthümlichkeit, welche in andern Ländern Europa's gerade um jene Zeit Nationalliteraturen hervorgebracht, und welche, wie wir gesehen, auch in Deutschland angestrebt wurde, im Reformationszeitalter und noch später von Hans Sachs, wurde völlig unterbrochen durch die unglückselige Entwickelung, welche der öffentliche Geist in Deutschland genommen hatte. Der Humanismus, welcher

immer bildend, anregend, das Schöne fördernd einzuwirken pflegt, mußte einer zelotischen, barbarisch gesinnten Priesterschaft das Feld räumen, welche keine höheren Interessen kannte, als die Herrschaft ihrer Glaubenssätze. Ein lebhafter Kampf auf dem Gebiete des Geistes, der Religion, des Staates pflegt sonst von keinen schlechten Wirkungen auf die Literatur begleitet zu sein; aber es muß sich dann um das höchste Gut, um die Freiheit oder um das Vaterland, handeln. Darum handelte es sich aber bei den theologischen Kämpfen in Deutschland seit langer Zeit nicht mehr. Diese waren im Gegentheile vollkommen geeignet, nicht nur die wahre Religiosität, sondern jedes höhere Interesse, jeden Geschmack, jederlei tiefere Bildung zu vernichten. Der vaterländische Sinn ward unter dem heillosen Gezänke der Theologen ebenfalls unterdrückt, das Ausland gewann immer größeren Einfluß, wie man aus der Verunstaltung der deutschen Sprache durch die jetzt immer mehr sich verbreitende Aufnahme von Fremdwörtern ersieht. Und so sank unsere Nationalliteratur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehr und mehr. Nur einige Ausnahmen sind zu nennen, wie z. B. Fischart.*) Und auch er ist von den Auswüchsen der Zeit, von dem unglückseligen theologischen Gezänke, von religiöser Beschränktheit nicht frei zu sprechen. Bezeichnend für das Zeitalter ist die Ausbildung der Faustsage, welche zum erstenmale im Jahr 1587 gedruckt erschien.**) Der Held der Sage ist der schon früher erwähnte Zauberer Johann Faust, welcher, nicht zufrieden mit der Kirchenlehre, den eigentlichen Zusammenhang der Dinge ergründen möchte und zu diesem Ende einen Bund mit dem Teufel schließt. Es sind in diese Sage eine Menge von volksthümlichen Schwänken und Späßen und all' die Geschichten aufgenommen, welche von früheren Zauberern erzählt werden; der Grundgedanke aber, der durch das Faustbuch hindurchgeht, ist die Verwerflichkeit des Wissensdranges, des Strebens nach Wahrheit auf einem andern Wege, als auf dem der Kirche. Darum

*) Vergl. über ihn Gervinus Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, III. S. 116 ff. Seine bedeutendsten Werke sind „das glückhafte Schiff", „die Flöhhatz", „der Bienenkorb des heiligen römischen Immenkorbs und seiner Hummelszellen", „Gargantua", freie Bearbeitung nach Rabelais.

**) Die verschiedenen auf die Faustsage bezüglichen Schriften sind zusammengedruckt in Scheible's Kloster.

wird dieses Streben in die engste Verbindung gebracht mit den unsittlichen Ausschweifungen des Helden, gleichsam als müßte ein denkender Mensch zugleich ein moralisches Ungeheuer sein. Die Geschichte des Faust endet auch begreiflicher Weise damit, daß ihn der Teufel holt.

Da der Teufel in den Vorstellungen der Zeit eine so große Rolle spielt, eine so große Herrschaft übt, so ist es natürlich, daß die gläubigen Christen Alles aufbieten müssen, um sein Reich zu schwächen, seiner Herrschaft entgegenzutreten. Die Teufelaustreibungen, schon in den frühesten Zeiten geübt, waren daher jetzt wieder recht an der Tagesordnung. Vornehmlich aber wollte man Rache an denen üben, die sich dem Teufel verschrieben, also die christliche Religion abgeschworen hatten. Daher erhielten die Hexenprozesse jetzt eine ungeheuere Ausdehnung. Hexenprozesse hatte es allerdings früher schon gegeben, und wir erinnern uns, wie bereits im Jahre 1487 der Papst Johann XXIII. den Hexenhammer verabfassen ließ, welcher das Nähere über die gerichtliche Verfolgung der Hexen anordnete.*) Doch nahmen während der Reformation die Hexenprozesse bedeutend ab. Daß sie jetzt wieder aufgenommen wurden, und in einer bisher nie gekannten Ausdehnung, hängt mit dem ungeheueren Rückschritt in Religion und Theologie zusammen, namentlich damit, daß das Vorhandensein des persönlichen Teufels als Glaubenssatz galt. Man lebte der Ueberzeugung, das Reich Christi zu fördern, wenn man so viel wie möglich Anhänger des Teufels den Flammen opferte.

Das Verfahren bei den Hexenprozessen kann uns aber deutlich zeigen, welcher Verirrungen die Menschheit fähig ist, wenn man einmal den Grundsatz aufstellt, daß die Vernunft nicht gelten solle, oder gar, wie sich Luther ausdrückte, des Teufels Hure sei. Das Verfahren war wie bei der Inquisition. Eine der Hexerei angeklagte Person galt von vornherein für schuldig. Läugnete sie, so wurde sie auf die Folter gespannt und auf die unsäglichste Weise gemartert. Gestand sie nicht, so sah man darin Verstocktheit und fuhr so lange mit Foltern fort, bis sie Alles eingestand, was man sie fragte, oder unter den Martern den Geist aufgab. Gestand sie,

*) Siehe S. 46.

so war ihr Urtheil gesprochen: sie wurde verbrannt. Gewöhnlich wurden aber die der Hexerei Angeklagten auch nach Mitschuldigen gefragt und so lange gefoltert, bis sie welche nannten. So kam es, daß oft ganze Dörfer der Hexerei verdächtig, angeschuldigt, verurtheilt wurden, und der Henker hat in manchen Gegenden nicht viel weniger zu der Entvölkerung beigetragen, wie die Schrecken des Krieges. In der kleinen Reichsstadt Windsheim wurden allein im Jahre 1596 23 Frauen als Hexen verbrannt; in Lothringen in einem Zeitraum von 15 Jahren 900. Von Genf behauptet man, daß in drei Monaten 500 Personen wegen Hexerei verurtheilt worden seien. Dieser Unfug dauerte in dieser entsetzlichen Gestalt und in dieser ungeheueren Ausdehnung doch ein ganzes Jahrhundert (von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 17.). Es war gar nicht dagegen aufzukommen. Denn Leute, welche die Angeklagten vertheidigten, oder solche, welche gar den ganzen Hexenglauben bezweifelten, galten selbst als der Hexerei verdächtig, und es war sehr begreiflich, daß sich immer Wenigere der Gefahr, die mit der Vertheidigung der Unschuld verbunden war, aussetzen wollten. Die Verblendung der Hexenverfolger war aber um so größer, als fast alle diejenigen, die man eines Bundes mit dem Teufel beschuldigte, sich keineswegs großer Glücksgüter erfreuten, was man allenfalls als einen Beweis ihres Verbrechens hätte anführen können, sondern sie waren meistentheils arm, in den elendesten Verhältnissen, hatten also von ihrem angeblichen Bunde mit dem Teufel nicht den geringsten Vortheil. Aber all' diese und ähnliche Gründe schlugen bei den Hexenrichtern nicht an. Indessen darf man doch nicht vergessen hinzuzufügen, daß das Reichskammergericht nicht selten ein milderes Urtheil in den Hexenprozessen fällte, manche gänzlich niederschlug, oder die Strafen ermäßigte. Nur gelang es den unglücklichen Opfern des Aberglaubens äußerst selten, bis zum Reichskammergericht durchzudringen, da sie, meist den niederen Ständen angehörig nicht die nöthigen Geldmittel besaßen, um nur Anwalte zu finden, die ihre Sache führten. Auch wurden die Urtheile in der Regel so schnell vollzogen, daß die Berufung nichts mehr nützen konnte.

Bei den Hexenprozessen tritt die Mangelhaftigkeit des damaligen Gerichtsverfahrens in peinlichen Sachen am grellsten hervor. Das Wesentlichste bei denselben aber, nämlich das Inquisitionsverfahren,

verbunden mit der Tortur, griff in Folge der Einführung des römischen Rechts und der durch die Theologie geförderten Barbarei des Zeitalters auch bei den übrigen peinlichen Fällen durch.

Die Gesetzgebung trug dabei die geringste Schuld. Die Verwirrung, welche bereits am Ende des 15. Jahrhunderts, wie wir gesehen, in den deutschen Rechtszuständen, insbesondere aber im peinlichen Recht, eingerissen war, rief an verschiedenen Orten Versuche hervor, diesem Uebel durch neue Rechtsbücher abzuhelfen. Unter diesen nimmt die von dem bambergischen Minister Freiherrn Johann von Schwarzenberg verfaßte, im Jahre 1507 im Fürstenthume Bamberg eingeführte peinliche Halsgerichtsordnung eine der ersten Stellen ein. Aus ihr ist die von Kaiser Karl V. veranstaltete, im Jahre 1532 zum Reichsgesetz erhobene peinliche Halsgerichtsordnung, die sogenannte Karolina, hervorgegangen.*) In diesem Gesetzbuche bildet der Anklageprozeß im Wesentlichen noch die Grundlage: auch geht dasselbe noch überall von dem Grundsatze aus, daß Niemanden Unrecht geschehen dürfe. Die Karolina läßt zwar die Tortur zu, um das Geständniß der That von dem Angeklagten zu erpressen, ohne welches überhaupt keine Verurtheilung erfolgen konnte, aber sie geht dabei mit großer Behutsamkeit zu Werke: die Tortur sollte nur dann angewendet werden, wenn hinlängliche Anzeigen und Beweise vorhanden waren, daß der Angeklagte das Verbrechen wirklich begangen. Sie warnt vielmehr vor jeder leichtsinnigen ungerechtfertigten Anwendung der Tortur, ebenso vor schlechter Behandlung des Angeklagten im Gefängnisse und dergleichen. Sie gestattet ihm, vor der Anwendung der Tortur oder der peinlichen Frage, wie man sie gewöhnlich nannte, auf alle Weise den Beweis seiner Unschuld zu führen. Und die Tortur sollte eigentlich nur dann zugelassen werden, wenn durch andere Beweise die Richter die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß der Angeklagte in der That schuldig sei. Aber diese für die damalige Zeit immerhin menschlichen Grundsätze wurden von den Gerichten höchst selten beherzigt. Die Tortur wurde vielmehr in der Regel auf die leichtsinnigste Weise angewendet, oft

*) Vergl. Zöpfl, deutsche Rechtsgeschichte (1846). II. 1. S. 196 und 2. S. 419 ff.; sodann desselben „das alte Bamberger Recht als Quelle der Carolina“. (1839.)

sogleich, wenn der Angeklagte auf die erste Frage nicht gestand. Der Grundsatz, daß der Richter sich hüten solle, einem Angeklagten Unrecht zu thun, mußte einem anderen weichen, nämlich, daß Gerechtigkeit gehandhabt, d. h. Vergeltung für das Verbrechen geübt werden solle, selbst auf die Gefahr hin, daß eine Menge Unschuldiger unter dem Racheschwert der Gerechtigkeit zu Grunde gingen. Daß aber durch die Tortur eine Menge falscher Bekenntnisse erpreßt wurden, geht schon aus der Beschaffenheit der angewendeten Martern hervor. Dies ersieht man aus folgender Darstellung, die den Acten eines Prozesses aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts entnommen ist. „Weigerte sich der Angeklagte, auf die ihm vorgelegten Fragen ja zu sagen, so wurden ihm mit Darmsaiten die Hände so fest auf den Rücken gebunden, daß das Blut aus den Einschnitten in Strömen hinunterfloß und unter den Nägeln hervordrang. So wurde der Angeklagte zum zweiten Male befragt. Waren seine Antworten noch nicht völlig genügend, so wurde ein Strick mit einem Haken von der Decke der Marterkammer hinuntergelassen, der Haken in den Verband der Hände geschlagen und der Gemarterte an der Rolle in die Höhe gezogen. Da er nun gewöhnlich in Ohnmacht verfiel und also gar nicht antworten konnte, so wurden ihm unter dem Vorwande der Verstocktheit die sogenannten spanischen Stiefel angelegt und diese mit messingenen Schrauben so fest zugeschroben, daß nicht nur das Fleisch zerquetscht, sondern oft die Knochen zermalmt wurden. Jetzt erwachte der Gemarterte gewöhnlich aus seiner Betäubung, durch die grenzenlosen Schmerzen geweckt, und schrie, zu Allem Ja sagen zu wollen. Wenn dann später der Angeklagte sein Bekenntniß widerrief, so wurde die peinliche Frage wiederholt, auf dieselbe Weise, doch mit der Schärfung, daß der auseinandergereckte Leib mit brennendem Schwefel bespritzt wurde. Unter die Fußsohlen wurden zugleich kleine brennende Lichter gestellt."*) Die Barbarei dieser Einrichtungen wurde noch dadurch erhöht, daß Richter und Henker die rohesten Späße machten, während ihre Opfer unter den grausamsten Martern erlagen.

*) v. Strombeck, Henning Brabant und seine Zeitgenossen. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Städte- und Justizwesens im Anfange des 17. Jahrhunderts. 1829. S. 50 ff.

Den Folterwerkzeugen entsprachen die Todesarten. Es war noch eine Wohlthat zu nennen, wenn Einer nur enthauptet oder gehängt wurde. Gewöhnlich aber gingen der Todesstrafe noch die unsäglichsten Martern voraus. Der Eine wurde mit glühenden Zangen gezwickt, dem Anderen mit dem Rad Arme und Beine zerquetscht, dem Dritten bei lebendigem Leib das Herz aus dem Leibe geschnitten und um den Mund geschlagen, dem Vierten der Leib von vier Rossen im eigentlichen Sinne des Worts auseinander gerissen: manchmal wurden diese verschiedenen Martern zugleich angewendet. Auch geringere Verbrechen oder Vergehen wurden mit dem Tode bestraft, wie Diebstahl, Raub, Unzucht, Gotteslästerung und dergleichen. Als geringe Strafen kommen Verstümmelungen der Gliedmaßen, Abhauen der Hände, Abschneiden der Nasen, der Ohren, der Geschlechtstheile häufig vor. Wie war diese Grausamkeit der Gerechtigkeitspflege anders möglich, da das damalige Christenthum keinen Gott der Liebe mehr kannte, sondern nur einen finstern, strengen, rächenden und strafenden Gott, der die Sünder zu ewigen Höllenstrafen verdammte und von keinem Erbarmen etwas wußte? Derselbe Geist, der in der Theologie herrschte, trieb auch in den Wahrern der öffentlichen Ordnung sein Wesen.

Wir haben bis jetzt nur eine Seite der damaligen Zustände zu schildern gesucht. Wenden wir uns nun zu den staatlichen Verhältnissen.

Oefter schon haben wir die Ursachen angedeutet von der Veränderung, die sich in dem Verhältniß zwischen den obrigkeitlichen Gewalten und den freien Ständen des Volks im Laufe des 16. Jahrhunderts entwickelte. Die Veränderung des Kriegswesens, die damit in Verbindung stehende Entwöhnung des Volks von den Waffen — wie allmählig sie sich auch vollzog — raubte demselben doch die Grundlage des Widerstandes gegen allenfallsige Rechtsverletzungen von Seiten der obrigkeitlichen Gewalt. Aber in den Ansichten selbst über die Befugnisse, über das eigentliche Wesen der obrigkeitlichen Gewalt war theils durch die Verbreitung des römischen Rechts, welches in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts fast die ausschließliche Herrschaft errang, theils durch die eben dargestellte unglückselige Richtung, welche Religion und Theologie eingeschlagen hatte, ein großer Umschlag erfolgt. Die römischen Rechts-

lehrer schrieben, auf die den Imperatoren zustehende unbeschränkte Gewalt gestützt, den Obrigkeiten, wenigstens den Fürsten, die gleichen Befugnisse zu, ja sogar das Recht, etwa bestehende Privilegien der Einzelnen, wenn sie dem Vortheil des Staats widersprächen, aus eigener Machtvollkommenheit aufzuheben. Und die Theologen beider Bekenntnisse wetteiferten mit einander, diese Lehre gutzuheißen und thatsächlich die Willkürherrschaft der Fürsten zu unterstützen. Was den Protestantismus betrifft, so erinnere ich nur an die Willkürlichkeiten, welche sich die Fürsten seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in Bezug auf den Glauben ihrer Unterthanen erlaubten,*) und welche in der Regel von der übereifrigen kirchlichen Partei der Theologen ausgegangen waren. Wenn aber dem Fürsten in Bezug auf das Höchste, was man damals kannte, in Bezug auf den Glauben unumschränkte Gewalt zugeschrieben ward, um wie viel mehr durfte er sie in den weltlichen Dingen üben. Die katholische Kirche ging zwar grundsätzlich in der Ansicht über die Befugnisse der weltlichen Gewalt nie so weit, wie das Lutherthum, allein in einzelnen Fällen begünstigte sie thatsächlich die Willkürherrschaft der Fürsten so sehr, als nur immer möglich, und namentlich war dies in Deutschland der Fall.

Es war ihr natürlich sehr darum zu thun, die zwei mächtigsten katholischen Fürstenhäuser, Baiern und Oesterreich, sich wohlgesinnt zu erhalten. Zu diesem Ende ertheilte sie denselben nicht nur bedeutende Rechte über die Kirchen ihrer Länder, sondern sie wiederholte immer den Grundsatz, daß der Gehorsam der Unterthanen gegen die weltliche Macht in dem innigsten Zusammenhange mit der katholischen Rechtgläubigkeit stehe, und sie versäumte nicht, gelegentlich die Grundsätze über die Fürstenbefugnisse auszusprechen, welche die baierischen und österreichischen Fürsten selber befolgten, und daher gerne zu hören wünschten. Und so hängt offenbar die außerordentliche Steigerung der Fürstengewalt in Baiern, die am Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts fast unumschränkt geworden war, die Zurückführung der Landstände auf Null mit der Niederlage des Protestantismus in diesem Lande zusammen. Die baierischen Landstände hatten früher sehr bedeutende Rechte und

*) Seite 371—374.

noch im Anfang des 16. Jahrhunderts spielten sie eine große Rolle. Die Herzoge suchten zwar ihnen gegenüber ihre Gewalt zu erweitern und nicht ohne Erfolg, aber um die Mitte des 16. Jahrhunderts erhob sich in den Landständen eine neue gewaltige Opposition, welche meist vom Adel ausging, der zugleich protestantisch war. Diese Opposition, welche mit der Grumbachischen Bewegung zusammenhing, wurde nun zugleich mit dem Protestantismus unterdrückt und seitdem waren die baierischen Stände die willfährigen Werkzeuge der Gewalt. Ja, Maximilian I., dem die Stände einmal Vorstellungen machen wollten, rief, darüber erbittert, 39 Jahre lang keinen Landtag mehr zusammen. Er regierte das Land nach eigenem Gutdünken und erhob Steuern, wie ihm beliebte. — Was aber Oesterreich anbetrifft, so war dort die protestantische und hiermit die ständische Opposition vor der Hand noch zu mächtig, als daß man dieselben Erfolge hätte erzielen können, wie in Baiern. Die Ansichten indeß, die man über die fürstliche Gewalt hatte, so wie über die Stellung derselben zu der katholischen Kirche, gehen deutlich aus einem Schreiben des Erzherzogs Mathias hervor, welches derselbe im Jahre 1604 an seinen Bruder, den Kaiser Rudolf II., richtete.*) Er setzt ihm hier die Gründe auseinander, warum er die den Landständen zugesicherte Religionsfreiheit nicht zu halten brauche. Erstens sei sie wider den wahren Glauben. Zweitens können die religiösen Verhältnisse nur durch die Kirche geordnet werden, nicht von der weltlichen Obrigkeit. Drittens muß der Fürst einmal jenseits Rechenschaft geben von den Seelen, die er in der Verdammniß gelassen, während er sie, wenn er sie zum rechten Glauben gezwungen, hätte selig machen können. Viertens ist keine Politik durchzuführen bei verschiedenen Religionen. Fünftens: der Nachkomme ist nicht schuldig, die Zugeständnisse des Vorgängers zu halten, wenn es gegen sein Gewissen geht, am wenigsten, wenn sie der Freiheit der Kirche widersprechen. Ueberhaupt kann der Landesherr jedes Privilegium an einen Unterthanen jederzeit, wenn er eine besondere Ursache hat, wieder aufheben, wie überhaupt kein Landesfürst mit Gnaden

*) Bei Khevenhiller Annales Ferdinandei. Tom. VI. ad ann. 1604. S. 2784 ff.

und Privilegien gegen seine Unterthanen verbunden ist. Die österreichischen Herrscher — dies muß man festhalten — hatten also den Willen und die Absicht, die Freiheiten ihrer Stände nicht zu achten oder sie zu brechen, sofern sie ihnen unbequem waren, und wenn sie es vorderhand noch nicht gethan, so lag die Schuld nicht an ihnen, sondern an den Verhältnissen. Und wie in Baiern und Oesterreich, so war es fast mit allen katholischen Gebieten in Deutschland. Wo sich der Katholicismus erhalten oder wiederhergestellt hatte, war er von einem weltlichen Despotismus begleitet.

Diese Ansichten über die unbegrenzte Gewalt der Obrigkeit wurden auch — freilich nur von gewissen Seiten — auf das Kaiserthum übertragen. Natürlich: so wie man die römische Lehre von der Unumschränktheit der Imperatoren auf die obrigkeitlichen Gewalten anwendete, so durfte man sie am wenigsten den deutschen Kaisern vorenthalten, welche ja als die unmittelbaren Nachfolger der römischen Imperatoren angesehen wurden. Wir haben oben schon angedeutet, daß Rudolf II. das Kaiserthum gerade so faßte, und daß er sich in dem Kreise, wo er freien Spielraum hatte, nämlich im Reichsgerichtswesen, die größten Willkürlichkeiten erlaubte. Aber nach jener Lehre hätte das Kaiserthum noch viel mehr sein müssen: es mußte darnach streben, die Fürsten wieder in eine Art von Unterthanenverhältniß zurückzubringen, d. h. es mußte im Wesentlichen die Bestrebungen Karls V. wieder aufnehmen. Kein Zweifel, daß dies der Hintergedanke der kaiserlichen Staatskunst war, wie wir bereits angedeutet und später noch sehen werden. Nur paßte freilich Rudolf II. am wenigsten dazu, einen solchen Gedanken mit Kraft und unabläßig zu verfolgen. Auch bot die Art und Weise, wie der Kaiser mit seinen eigenen Landen, mit seiner Umgebung verfuhr, die Willkür, die er allenthalben selber an den Tag legte, oder die seine Günstlinge übten, der deutschen Nation keine erfreuliche Bürgschaft dar für die Güte des Zustandes, der dann eingetreten wäre. Mit einem Worte, die kaiserlichen Bestrebungen waren im Grunde wenig populär, abgesehen davon, daß man sie sich nicht anders dachte, als im innigsten Bunde mit dem Jesuitismus und mit den Spaniern.

Die gesteigerten Ansichten von der fürstlichen Gewalt hatten fast überall eine Vermehrung des Hofstaats, eine Erhöhung der Pracht,

des Aufwandes in ihrem Gefolge. Die Ueppigkeit, die Schwelgerei die Verschwendung an den Höfen nimmt gegen das Ende des 16. Jahrhunderts immer mehr zu. Und namentlich bemerken wir, daß die Aufwandsgegenstände großentheils vom Auslande genommen wurden, wodurch sie sich noch mehr vertheuerten. Die Fürsten sind daher sehr häufig in Geldverlegenheit: sie wenden sich dann an die Juden, die um das Ende des 16. Jahrhunderts an den Höfen eine große Rolle spielen, und borgen von ihnen. Zuletzt mußten aber doch die Unterthanen zahlen. Diesen wurde es aber jetzt doppelt schwer. Denn der Wohlstand der Deutschen hatte in Folge des allmähligen Umschwungs des Handels, der durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien hervorgebracht wurde, bedeutend gelitten. Dazu kam das Herabkommen der Hanse durch den Verlust ihrer Vorrechte in Schweden, Dänemark, England, ferner durch den Aufschwung des englischen Handels, namentlich der Tuchwebereien, deren Erzeugnisse die Engländer in Deutschland vertrieben. Emden in Ostfriesland war dafür der Hauptstapelplatz. Die Hansestädte, auch andere Reichsstädte thaten freilich Alles, um das deutsche Reich zum kräftigen Einschreiten dawider zu vermögen. Von da aus geschah aber wenig oder nichts. Der deutsche Handel und Gewerbfleiß sank von jetzt an immer mehr, und hiermit auch der Wohlstand und die Steuerfähigkeit. Man fühlte das doch sehr; seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mehren sich die Klagen über die schlechten Zeiten, über die zunehmende Armuth, über die Unerschwinglichkeit der Abgaben.

Gleichwohl kann man nicht sagen, daß vom Volke nunmehr Mäßigkeit und Sparsamkeit geübt worden wären; vielmehr findet an Ueppig keit, Wohlleben, Prasserei, Laster, mit denen die Höfe vorangingen, mehr und mehr unter dem gemeinen Volke sich verbreiten. Ueberhaupt waren die Sitten nichts weniger als lobenswerth. Trotz der strengen Kirchlichkeit, trotz der Härte der Gesetze mehren sich doch die Verbrechen in ungeheuerem Grade, und sie tragen denselben Stempel, den die Theologen dem Christenthum, die Gesetzgeber dem Recht aufgedrückt hatten, den Stempel der Barbarei. Ja, man kann nachweisen, daß in demselben Verhältniß, in welchem die Strafen verschärft wurden, die Verbrechen sich vermehrten, grausamer wurden. Und wie war es anders möglich!

Die Einbildungskraft des gemeinen Mannes wurde mit der Anschauung der gräßlichen Hinrichtungen, mit den Bildern von Hölle und Teufel genährt. Da war nirgends Erbarmen, nirgends Mitleid zu finden, nicht einmal bei Gott. Was Wunder, wenn die Leute verwilderten, sich an die Grausamkeit und Gefühllosigkeit gewöhnten! Und endlich: die Geistlichkeit selbst, welche die Wahrerin der Sittlichkeit sein sollte, ging mit dem schlechten Beispiele voran. Was die katholische Kirche betrifft, so wurde in derselben von den Jesuiten und später von der Tridentiner Kirchenversammlung allerdings ein Anlauf genommen zur Verbesserung der Sitten des Klerus. Es dauerte aber nicht lange, so kamen wieder dieselben Klagen über die Unsittlichkeit der katholischen Geistlichen zum Vorschein, wie in den Zeiten vor der Reformation. Die Jesuiten, die sich doch Anfangs als die eigentlichen Sittenverbesserer hinzustellen bemüht hatten, machen es jetzt nicht anders, wie die Uebrigen. Von ihnen werden eben solche Scandale, namentlich was fleischliche Vergehungen betrifft, erzählt, wie von der sonstigen katholischen Geistlichkeit. Bei den Protestanten ist es nicht viel besser. Unzucht kommt allerdings hier weniger vor, weil die Geistlichen sich verheirathen durften, obschon sie keineswegs fehlt; desto mehr ergeben sie sich dem Trunke, geben Anstoß durch Besuch von Gelagen und anderen öffentlichen Vergnügungen, und sind auch sonst von allerlei ärgerlichen Gebrechen und Lastern nicht frei. Das Leben war ja überhaupt das Untergeordnete in der damaligen Theologie: die Hauptsache war der Glaube und die Reinheit der Lehre.

---

8. Gegenwirkungen.

Aufkommen einer freieren Richtung in Religion und Wissenschaft.

Dies waren im Allgemeinen die geistigen, sittlichen und staatlichen Zustände an der Scheide des 16. und des 17. Jahrhunderts. Aber es fehlte doch auch nicht an Gegenwirkungen. Schon in den siebenziger Jahren treten sie hervor, gegen das Ende des 16. Jahrhunderts erlangen sie immer mehr Stärke, am Anfange des folgen-

den eröffneten sie sogar gegen die traurige Richtung, aus welcher jene Zustände hervorgegangen, einen nicht erfolglosen Kampf. Und zwar bemerken wir diese Gegenwirkungen auf allen Gebieten: in Religion und Kirche sowohl, wie in der Wissenschaft, in der Dichtung, im Staate.

Beginnen wir mit den religiösen Verhältnissen. Der Versuch der eifrigen Lutheraner, durch die Konkordienformel die reine Lehre festzustellen, hatte doch nicht zum gewünschten Ziele geführt: nicht alle protestantischen Stände waren derselben beigetreten, ja eben die nicht Beigetretenen fühlten sich durch den Ketzereifer, der dabei an den Tag gelegt worden, von dem strengen Lutherthum mehr und mehr zurückgestoßen. Es waren Hessen-Kassel, Anhalt, Nassau, Holstein, Braunschweig, Bremen, Nürnberg und andere. In allen diesen Ländern bildete sich ein freierer religiöser Geist aus. Sie näherten sich dem Kalvinismus, ohne jedoch die schroffen Lehren desselben, z. B. von der Gnadenwahl, anzunehmen; in mehreren von ihnen bildete sich allmählig eine eigene Art von protestantischer Kirche, die sogenannte reformirte, die sich meistentheils an die kalvinische Pfalz anschloß und den Heidelberger Katechismus von 1563 annahm. Dies geschah in Nassau (1582), in den Grafschaften Wittgenstein, Solms, Sayn, Isenburg und Wied, in Bremen (1581 und 1613), in Anhalt (1596), in Hessen-Kassel (1605), in der Mark Brandenburg (1614), in Mecklenburg (1618): bei beiden letzteren jedoch nur von Seite der Fürsten. In denjenigen Gebieten, welche zwar die Konkordienformel nicht angenommen, aber noch lutherisch geblieben waren, wie in Holstein, Braunschweig, Nürnberg, wurde doch jene freiere und mildere Richtung gepflegt, die den Gegnern der Konkordienformel eigenthümlich war. Sie legten mehr Werth auf das werkthätige Christenthum.

Aber zugleich machte sich auch wieder jene mystische Richtung geltend, die im Reformationszeitalter eine so große Rolle gespielt hatte. Sie war noch eine stärkere Gegenwirkung gegen die starre, alles Lebens und aller Liebe ermangelnde Buchstabenrechtgläubigkeit, als wie sie in den reformirten Kirchen zu Tage gekommen. Diese Richtung lehnt sich zunächst an die mystischen Schriften des Reformationszeitalters an, wie z. B. an die Schriften des Paracelsus, Schwenkfelds und der Wiedertäufer, und nimmt daher die schon

früher besprochenen Ideen wieder auf, wie die Idee vom inneren Wort im Gegensatz zum äußern, von der wesentlichen Vereinigung mit Gott, von der Verachtung aller gelehrten Theologie. So Valentin Weigel, Pfarrer in Tschopau in Meißen, der 1588 gestorben ist. Aber wie sich die Mystik im Reformationszeitalter zur Philosophie zuspitzt, so hat auch die Mystik des 17. Jahrhunderts einen Philosophen aufzuweisen, der sogar noch berühmter geworden ist, als der Philosoph des Reformationszeitalters Sebastian Franck; wir meinen Jakob Böhme.

Er war im Jahre 1575 zu Alt-Seidenberg, einem Dorfe unweit Görlitz, geboren. Seine Aeltern, arme Bauersleute, thaten ihn zu einem Schuhmacher in die Lehre. Nach mehrjähriger Wanderschaft, auf welcher er Gelegenheit hatte, das Schulgezänk der Geistlichen, den engherzigsten Sektenhaß derselben statt des Gebotes allgemeiner Menschenliebe gründlich kennen zu lernen, kehrte er im Jahre 1594 nach Görlitz zurück, wurde Schuhmachermeister und heirathete. Er hat während seines Lebens sein Handwerk redlich und fleißig betrieben, aber dabei dachte er zugleich über die höchsten Wahrheiten der Religion nach, wobei es ihm an sonderbaren Erscheinungen, wie sie bei den Mystikern gebräuchlich waren, nicht fehlte. Er besaß keine wissenschaftliche Bildung, nur die Schriften Schwenkfelds, Paracelsus, Weigels kannte er; die Wahrheiten, die er gefunden, stellten sich ihm daher mehr als Anschauungen, als Bilder, denn als streng logische Ausführungen dar. Um sich selbst klar zu werden, schrieb er (1610) seine Ideen auf unter dem Titel: „die Morgenröthe im Aufgang". Das Buch war nicht zum Druck bestimmt, kam aber doch unter die Leute. Der eifrig lutherische Pfarrer Richter in Görlitz predigte nun gegen Böhme als einen Ketzer und Gotteslängner, und bewirkte sogar, daß er aus der Stadt verbannt wurde. Zwar wurde ihm bald darauf die Rückkehr wieder gestattet, allein nur unter der Bedingung, daß er nichts mehr schreibe, sondern sich mit seinem Leisten begnüge. Erst nach einiger Zeit, als er immer mehr Gönner gefunden, durfte er sich wieder gehen lassen. Er verfaßte nun eine Reihe von Schriften.*) Im Jahre 1624 ist er gestorben.

*) Vergl. über ihn Moriz Carriere, die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit. (1847.) S. 609 ff.

Böhme ist, wie die Mystiker überhaupt, ein Gegner des Buchstabenglaubens. Der göttliche Geist ist nach ihm an keine Form gebunden, sondern redet tagtäglich aus seinen Kindern, den Menschen. Er nennt daher die Bibel, wie Franck, ein Zeugniß, ein Gehäuse des Geistes, aber erst das lebendige Wort ist ihm das wahre, das Wort, das in jedem Menschen sich findet. „Liegt doch Himmel und Erde, sagt er einmal, dazu Gott selbst im Menschen: soll er denn im Buche nicht dürfen lesen, was er selbst ist? In uns ist die Pforte der Gottheit: in uns müssen wir sie suchen und finden.“ Auch in der Lehre von Gott erinnert er sehr oft an Franck. Gott ist ihm das Ewigeine, das zugleich allen Unterschied in sich enthält, also auch die Welt. Das Göttliche erscheint ihm nämlich als Prozeß, als That und Bewegung, als Selbstoffenbarung; aber diese Selbstgestaltung der Gottheit in der Welt ist ihm nicht ein einmaliges Geschehen, sondern sie geht immerdar vor, die Gottheit wird in jedem Augenblicke geboren, als ihr selbst Beginn und Ende: es ist ein immer und ewig währender Anfang, kein Erstes und Letztes der Entwickelung, sondern ein Kreis, der in sich ganz und geschlossen nur durch unsere Darstellung stückweise oder allmählig zu entstehen scheint. Gott an sich nennt er, wie Franck, das Nichts: das Unbestimmte, Unbegreifliche, den Abgrund, aus dem Alles ersteht, den Urgrund, der weder begründet ist, noch begründet, eine Stille ohne Wesen, eine Ruhe ohne Anfang und Ende, ohne Licht und Finsterniß, eine unfaßliche Weite ohne Stätte. Die Welt läßt nun Böhme dadurch entstehen, daß das Nichts die Sehnsucht nach Gestaltung, nach Wirklichkeit empfindet, d. h. sich offenbart. Gott hat nach Böhme allerdings die Welt aus Nichts gemacht, aber das Nichts ist er selbst, der Urgrund aller Dinge. In der Weltschöpfung tritt sofort die Dreiheit hervor. Gott, sofern er der Wille ist, der die Welt erschafft, ist der Vater; sein sich selbst Erfassen als das Centrum zum Etwas, d. h. zur Wirklichkeit, ist der Sohn; der Ausgang vom Willen und Gemüth die Kraft und der Geist. In soferne nun unterscheidet sich Böhme von Franck, daß er Gott doch zugleich als Wille, als Selbstbewußtsein, als freie Geistigkeit, mit einem Worte als freie Subjectivität faßt, während er bei Franck, wie wir gesehen, erst im Menschen zum Bewußtsein seiner selbst, überhaupt zum Willen gelangt. Aber darin stimmt Böhme wieder

mit Franck überein, daß er die Natur oder die Welt, ohne welche Gott niemals wirklich wäre, als ewig annimmt, ebenso wie den Geist. Die Welt ist auch ihm zugleich mit Gott entstanden, oder vielmehr beide sind gewissermaßen eins: sie stehen nicht neben einander, nicht außer einander, sondern sie greifen in einander über, gehören zu einander. Die ewige Natur ist ihm die unentfaltete volle Möglichkeit des Seins. Und so ist denn Gott der Urgrund jedes Dings und zwar in seiner Ganzheit, d. h. er ist überall, natürlich auch im Menschen.

Die Lehre Böhme's vom Menschen stimmt ebenfalls in vielen Punkten mit der Francks überein. Auch er nimmt die Freiheit des menschlichen Willens an, sofern der Mensch ein Zweig des göttlichen Wesens ist. Und die Sünde erklärt er fast mit denselben Worten, wie der Philosoph des Reformationszeitalters. Sie ist ihm die Abkehr des Menschen von dem göttlichen Willen, der Versuch, etwas Eigenes zu sein: dadurch wird die Sünde überwunden, daß der Mensch wieder des eigenen Willens ledig wird und den Willen Gottes in sich walten läßt. Und in ähnlicher Weise spricht er sich auch über Christus und über die Erlösung aus. Christus sollte den Menschen in seiner Reinheit wieder herstellen, nachdem durch Adam die göttliche Kraft in demselben verdunkelt worden war. Christus war ein Wesen wie wir, kein Fremder, denn sonst müßte auch ein Fremder in uns wiedergeboren werden, nicht wir selbst. Allerdings ist Christus Gott, aber in soferne, als Christi Wollen und Thun nichts anderes, als das Wollen und Thun Gottes ist. Er ist uns somit das wahre Vorbild, wie wir Gott wieder in uns lebendig machen können. Und in diesem Sinne nennt er die ächten Christen auch Götter, ein Ausdruck, den Franck ebenfalls von den Wiedergeborenen gebraucht.

Das letzte Ziel des Menschen besteht Böhme nun darin, Christus in sich aufzunehmen, d. h. sich vom Bösen zu kehren und die göttliche Kraft in sich walten zu lassen. Das allein bedingt die Rechtfertigung vor Gott. Besserung, innere Erneuerung, geistige Wiedergeburt — das ist die Hauptsache. Alles andere tritt vor diesem zurück. Und so sind ihm denn z. B. die Sakramente auch nichts weiter, als Bilder, äußere Zeichen.

Der philosophische Bestandtheil von Böhme's Lehre war natürlich nur einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Gebildeten zugänglich, dagegen wirkte seine Sittenlehre unverkennbar auch auf das Volk ein. Böhme selbst war eine durchaus edle, milde, sanftmüthige Natur und bildet einen für ihn sehr vortheilhaften Gegensatz zu dem Wahrer der Rechtgläubigkeit, seinem Widersacher Richter; und so weht auch durch alle seine Schriften ein Geist der Duldung und der Liebe. Ein werkthätiges Christenthum zu fördern, die Menschenliebe unter seinen Zeitgenossen erglühen zu machen — das ist zuletzt doch das Hauptziel, welches er verfolgte. In dieser Beziehung sind die socialistischen Meinungen merkwürdig, die er vorträgt, die alle darauf hinauslaufen, daß die Menschen im Grunde einander alle gleich sind, und daß die Reichen, die Vornehmen, die Fürsten die ihnen vererbten Glücksgüter doch nur so zu betrachten hätten, daß sie von Gott zu Verwaltern derselben eingesetzt worden seien, die sie zum Wohl ihrer Mitmenschen anwenden sollten. Ansichten, die nicht neu sind, da sie schon im Reformationszeitalter oft genug vorgetragen wurden, unter Anderem auch von Erasmus und von Franck, von den Wiedertäufern zu geschweigen, die aber, wie wir später noch sehen werden, gerade für die damalige Zeit ihre sehr praktische Bedeutung hatten.

Die mystische Richtung verbreitete sich seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts in Kurzem immer weiter. Wir bemerken sie namentlich unter den niederen Ständen, gerade wie im Reformationszeitalter, besonders in Schlesien und in Sachsen. Bald aber fand sie ihren Weg selbst in die protestantische Geistlichkeit. Hier ist besonders Johann Arnd, geboren 1555 zu Ballenstädt, gestorben 1621 zu Braunschweig, der Verfasser „des wahren Christenthums", und Johann Valentin Andreä zu nennen, geboren 1586, gestorben 1654, Prediger und Consistorialrath im Würtembergischen, welche beide werkthätiges Christenthum zu befördern strebten. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß sich der Mystik wie sonst ein ziemlich starker Bestandtheil von Schwärmerei anfügte, der den guten Kern derselben nicht selten verdunkelte und auf Abwege führen mußte. So tritt in Langensalza in Kursachsen im Jahre 1614 ein gewisser Ezechiel Meth auf, welcher sich selbst für Christus hielt, und die Ansichten der schwärmerischen Wiedertäufer wiederholte. Ohngefähr um die-

selbe Zeit bildete sich der Orden der Rosenkreuzer, aus Mystikern und Alchemisten zusammengesetzt, welcher die Geheimnisse der Magie zu ergründen, den Stein der Weisen zu finden trachtete. Er war veranlaßt durch eine satyrische Schrift jenes oben angeführten Andreä, in welcher er die Wundersucht seiner Zeitgenossen geißeln wollte: man nahm den Scherz für Wahrheit und stiftete nun erst den Orden, den er als schon seit dem 15. Jahrhundert bestehend angegeben hatte.

Als Gegengewicht gegen diese Verirrungen der Mystik konnte der Humanismus gelten, welcher eben um jene Zeit gleichfalls einen neuen Aufschwung nahm. Diese Erscheinung hing einigermaßen mit den seit der Konkordienformel neu gebildeten reformirten Kirchen zusammen. Diese hatten fast alle die Richtung Melanchthons in sich aufgenommen, und mit derselben auch seine Vorliebe für den Humanismus, welcher, unter der Herrschaft des rechtgläubigen Lutherthums zurückgedrängt, jetzt sich wieder hervorwagen durfte. In der That wurde an den reformirten Hochschulen, wie z. B. in Heidelberg und Marburg, weit mehr auf classische Bildung gesehen. Besonders aber zwei erst am Ende des 16. Jahrhunderts gegründete Hochschulen sind in dieser Beziehung auszuzeichnen, nämlich Altdorf und Helmstädt. Nürnberg verlegte sein im Jahre 1526 gegründetes Gymnasium, bei dessen Einweihung Melanchthon selbst zugegen war, der auch für die ersten Lehrer gesorgt hatte, im Jahre 1573 nach Altdorf, ließ demselben im Jahre 1578 vom Kaiser die Vorrechte einer Akademie und im Jahre 1622 einer Hochschule ertheilen, und versäumte nichts, um den Aufschwung der Anstalt zu befördern. Hier wurde denn zunächst auf die classischen Studien das Augenmerk gerichtet, und ihr Geist durchwehte bald die ganze Hochschule. Auch die theologische Facultät daselbst zeichnete sich durch ihre für die damalige Zeit freisinnige und friedfertige Haltung aus. Sie neigte sich nicht nur zur Richtung Melanchthons, sondern im Herzen zum Kalvinismus, während Nürnberg doch äußerlich noch lutherisch war. Sogar socinianistische Meinungen wurden eine Zeitlang dort gehegt. Unter den Philosophen ist der classisch gebildete Taurellus zu nennen, der, obschon vorsichtig, den Naturgesetzen in dem Haushalt Gottes eine Stelle anweist, die sich mit den hergebrachten Meinungen von der Allmacht Gottes nicht recht vertrug, weßhalb

er sogar der Gotteslängnung beschuldigt wurde. Noch bedeutender, als Altdorf, war Helmstädt. Diese Hochschule, im Jahr 1576 von dem Herzoge Julius von Braunschweig gegründet, hatte Anfangs allerdings eine mehr lutherisch-rechtgläubige Richtung. Bald aber (1589) wurde von Rostock einer der ersten Philologen damaliger Zeit, Caselius (1533—1613), dahin berufen, welcher sofort die humanistische Richtung in Aufnahme brachte, und eine Menge von Schülern dahin zog. Der helmstädtische Humanismus erinnerte vielfach an den im Anfang des 16. Jahrhunderts. Er war theologisch frei, nicht selten anstößig durch die ketzerischen Meinungen, welche seine Vertreter aufstellten. So soll Einer geäußert haben, ohne philosophische Erkenntniß sei noch Keiner selig geworden; ein Anderer, der Philosoph Martini, vertheidigte öffentlich den Satz, der Mensch sei von Natur weder gut noch bös,*) — Sätze, die freilich der theologischen Rechtgläubigkeit geradezu ins Gesicht schlugen, die sich denn dadurch rächte, daß sie die Humanisten des Epicureismus beschuldigte.**) Hier, in Helmstädt, unter Caselius bildete sich auch Georg Calixtus (geboren 1596, gestorben 1656), welcher nach vielen Reisen durch die Länder Europa's im Jahr 1614 Professor der Theologie in Helmstädt wurde und von nun an eine neue Richtung in derselben begründete, welche einerseits Duldung, Friedensliebe und Gewissensfreiheit predigte, andererseits sich mehr auf sprachliche und sachliche Studien stützte. Wir werden später noch auf ihn zurückkommen.

Diese freie, nach Erkenntniß und nach wahrer Bildung strebende Richtung bemächtigte sich nun auch wieder der Naturwissenschaften. Wie wir in der Theologie und im Humanismus eine Wiederaufnahme der besseren Seiten des Reformationszeitalters bemerkt haben, so nehmen auch die Naturwissenschaften wieder die streng wissenschaftlichen ernsten Bestrebungen jener Zeit auf. Der deutsche Gelehrte, der hier vor allen Andern genannt werden muß, ist Johann

*) Vergl. Tholuk, das akademische Leben des 17. Jahrhunderts (1852). II. S. 191. Anmerk. 62.

**) Tholuk, der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im 17. Jahrhundert (1852). S. 59 ff.

Keppler.*) Aber gerade sein Leben läßt uns einen Blick thun in die ungeheueren Schwierigkeiten, mit welchen die freiere Richtung zu kämpfen hatte. Keppler war im Jahre 1571 im Würtembergischen geboren. Er studirte Anfangs in Tübingen Theologie, konnte sich jedoch mit der lutherischen Rechtgläubigkeit, die gerade in jener Hochschule einen ihrer vorzüglichsten Sitze hatte, nicht befreunden, sondern sprach unverhohlen seine abweichenden Meinungen aus. Er wurde deßhalb als Heuchler, Ketzer, Gottesläugner betrachtet und aus der theologischen Candidatenliste ausgestrichen. Keppler wandte sich nun mit um so größerem Eifer der Mathematik und den Naturwissenschaften zu. Sein Lehrer Mästlin gehörte zu den vorurtheilsfreieren Männern dieser Wissenschaft: er war namentlich ein Anhänger des kopernikanischen Systems. Es bezeichnet aber so recht die damaligen Zustände, daß Mästlin aus Furcht vor den Theologen seine Ueberzeugungen nicht immer aussprechen durfte, ja sogar mitunter ihnen gerade zuwider handeln mußte. Im Jahr 1583 hatte der Papst Gregor XIII. einen neuen Kalender verfertigen lassen, welcher, auf die Forschungen der Astronomen gestützt, eine wesentliche Verbesserung der Zeitrechnung war. Mästlin war von der Nothwendigkeit und Richtigkeit des gregorianischen Kalenders vollkommen überzeugt, mußte aber doch dagegen schreiben, weil die protestantischen Theologen, die Tübinger voran, sich gegen die Annahme desselben setzten, da er vom Papste ausgegangen sei.**)

---

*) Vergl. über ihn v. Breitschwert, Johann Kepplers Leben und Wirken. Stuttgart 1831.

**) Wir wollen das Gutachten der Tübinger Theologen als bezeichnend für den damaligen Bildungsstand hieher setzen: „Da der Kaiser den Papst für den Vicar Christi auf der Erde hält, so ist sich nicht zu wundern, daß er dessen Kalender in seinen Erblanden einführte und den Ständen des römischen Reichs zuschickte. Julius Cäsar hatte nicht Glieder seines Reichs, die Herren und Regenten für sich selbst waren, wie die Stände des römischen Reichs. Kaiserliche Majestät wissen sich selbst zu bescheiden, und geben in ihrem Schreiben den Ständen klar zu verstehen, daß es zu allerhöchstem Wohlgefallen gereichen würde, wenn sie sich diesem Werke accomodirten. Allein der neue Kalender ist offenbar zu Beförderung des abgöttischen papistischen Wesens gestellt, und wir halten den Papst billig für einen gräulichen reißenden Bärwolf. Nehmen wir seinen Kalender an, so müssen wir in die Kirche gehen, wenn er uns in dieselbe läuten läßt. Sollen wir uns mit dem Antichrist vergleichen? Wie stimmt Christus mit Belial? Sollte es ihm gelingen, uns seinen Kalender

Bekanntlich bestanden von dieser Zeit an zwei Zeitrechnungen, die des alten Kalenders, nach welchem sich die Griechen und die Protestanten richteten, und die des gregorianischen, welche von den Katholiken angenommen wurde. Beide waren zehn Tage auseinander. — Unser Keppler erhielt in seinem 22. Jahre eine Anstellung als Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Gräz in Steyermark; das erste Amtsgeschäft desselben war die Abfassung eines steyermärkischen Kalenders für das Jahr 1594, und zwar nach der gregorianischen Zeitrechnung. Da er dieselbe für die richtige erkannt hatte, so sprach er sich auch für sie aus und wirkte für ihre Annahme von Seite der Protestanten, wenn schon ohne Erfolg. Aber selbst Keppler mußte erfahren, wie wenig sein Zeitalter für höhere wissenschaftliche Erkenntniß empfänglich sei, und daß er sogar in die unrichtigen Vorstellungen seiner Zeitgenossen scheinbar eintreten mußte, um erst nach und nach der besseren Erkenntniß Eingang zu verschaffen. So mußte er in dem Kalender astrologische Gaukeleien vortragen, er mußte vom Einfluß der Gestirne auf die Witterung und auf den Menschen sprechen, er mußte die Weltbegebenheiten voraus verkünden: denn sonst hätte kein Mensch seinen Kalender gelesen. Keppler ärgerte sich darüber, daß er es thun mußte, er nannte alle dergleichen in den Kalendern enthaltene Weissagungen nichtswürdige Vermuthungen, aber er konnte der Nothwendigkeit nicht entgehen. Doch benutzte er diese Vorausverkündungen dazu, um sich über den Gang der staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten auszusprechen. So wollte er mit einer Stelle sagen: „So lange diejenigen, welche die Freiheit des Gewissens verfochten, eng ver-

---

unter kaiserlicher Autorität an den Hals zu werfen, so würde er uns das Band dergestalt an die Hörner bringen, daß wir uns seiner Tyrannei in der Kirche Gottes nicht lange erwehren möchten. Der Papst greift hiemit den Reichsfürsten nach ihren Fürstenhüten. Wenn der neue Kalender nicht allgemein angenommen wird, so wird darum die Welt nicht untergehen. Es wird weder früher noch später Sommer, ob die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche im Kalender etliche Tage tiefer hineingesetzt ist oder nicht; kein Bauer wird so einfältig sein, daß er um des Kalenders willen um Pfingsten Schnitter oder um Jakobi Leser in den Weinberg bestellt. Dies sind blos Vorwände von Leuten, die dem Papst den Fuchsschwanz streichen und nicht dafür angesehen sein wollen. Der Satan ist aus der christlichen Kirche ausgetrieben, den wollen wir durch seinen Statthalter, den Papst, nicht wieder einschleichen lassen."

bunden waren, waren sie mächtig. So wie sich aber bei ihnen die Furcht vor den Katholiken verlor, so fingen sie unter sich Streit an, damit sie um so leichter überwunden würden.“ Keppler wirkte in Gräz bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Aber im Jahr 1598 trat die furchtbare Verfolgung des Protestantismus durch Ferdinand von Steyermark ein. Keppler wurde zwar Anfangs nicht, wie die andern Protestanten, die ihren Glauben nicht abschwören wollten, vertrieben, daran waren jedoch die Jesuiten Schuld, welche in Keppler den talentvollen Mann schätzten und ihn für die katholische Kirche zu gewinnen strebten. Als diese ihre Hoffnung an der Ehrenhaftigkeit und an der Ueberzeugungstreue Kepplers scheiterte, so mußte auch er das Land meiden. Er wünschte jetzt in sein Vaterland zurückzukehren. Aber die würtembergischen Theologen, die wegen seiner freien Gesinnung auf ihn erbittert waren, wirkten aus, daß ihm die Rückkehr verboten wurde. Nun erst folgte er der Einladung des Kaisers Rudolf II., der ein besonderer Beschützer der Naturforscher war, nach Prag zu kommen, um mit dem berühmten Sternkundigen Tycho de Brahe gemeinsam zu arbeiten. Nach dem Tode Brahe's (1601), der aber kein Anhänger der kopernikanischen Lehre war und mit dem sich daher Keppler nie recht befreunden konnte, trat Letzterer an dessen Stelle ein. Er blieb am Hofe des Kaisers bis zu dessen Tode (1612) und auch bis zum Tode seines Nachfolgers Matthias (1619). Später wurde er von Wallenstein in Dienste genommen, und starb im Jahre 1630.

Die weltgeschichtliche Bedeutung Kepplers liegt darin, daß er das kopernikanische System, das bisher von den Theologen als ein schriftwidriges, ketzerisches verworfen worden war, in Aufnahme brachte, neu begründete und erweiterte. Es ist doch sehr bezeichnend, wie vorsichtig er dabei zu Werke gehen zu müssen glaubte, um die Theologen nicht zu beleidigen. Ueber den Vorwurf, daß die Lehre des Kopernikus der Bibel widerstreite, läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Die Bibel spricht von Dingen des menschlichen Lebens mit dem Menschen, wie Menschen davon zu sprechen gewohnt sind. Sie ist kein Lehrbuch der Optik oder Sternkunde, sie will einen höheren Zweck erreichen. Es ist ein tadelnswerther Mißbrauch, wenn man die Beantwortung von Fragen über weltliche Dinge in ihr sucht. Josua wünschte die Verlängerung des Tages, Gott er-

hörte seinen Wunsch. Wie? das war hier nicht zu untersuchen." Er läugnet also keineswegs das Ansehen und die Glaubwürdigkeit der Bibel überhaupt, nur in Bezug auf die Naturwissenschaften will er sie nicht gelten lassen. Hier folgte er nur der Erfahrung und den von der Wissenschaft aus ihr abgeleiteten Grundgesetzen. Er selber machte zwei wichtige Entdeckungen, durch die er die alte Sternkunde umstürzte und die neue gründete. Die erste ist die Entdeckung der Ellipse, d. h. der ovalen Kreisbewegung um die Sonne; die zweite, daß die Bewegung der Wandelsterne in der Nähe der Sonne schneller, in der Entfernung langsamer sei. Diese beiden Entdeckungen machte Keppler im Jahre 1609 in einer Schrift bekannt, welche er die neue Astronomie nannte. Später knüpfte Newton an die Entdeckungen Kepplers an, um die Sternkunde dem Standpunkte zuzuführen, auf dem sie sich heute noch befindet.

Ein großer Mann auf einem Gebiete der Wissenschaft, der dadurch zu neuen Wahrheiten gekommen, daß er die Vorurtheile überwunden, wird diesen seinen freien Geist überall bethätigen. Nicht nur, daß Keppler die Sterndeuterei, Alchemie, Wundersucht und andere unrichtige Vorstellungen seiner Zeitgenossen über naturwissenschaftliche Gegenstände bekämpfte, auch in andern Gebieten des Lebens und der Wissenschaft bewies er seinen freien vorurtheilslosen Geist. Wir haben gesehen, wie wenig er mit der theologischen Rechtgläubigkeit seiner Zeit übereinstimmte. Sein ganzes Leben lang eifert er gegen die religiöse Unduldsamkeit und gegen den Geist der Verfolgung, der die Kirchen seiner Zeit erfüllte. Und so hatte er auch Gelegenheit, die Folgen von dem Wesen des Hexenglaubens in seiner eigenen Familie wahrzunehmen. Seine Mutter wurde in Würtemberg der Hexerei angeklagt (1615), und schon war der Prozeß gegen sie eingeleitet. Mit unsäglichen Mühen gelang es dem Sohne, die Niederschlagung des Prozesses zu erwirken. Wahrscheinlich wäre dies nicht möglich gewesen, hätte sich nicht Keppler noch am Hofe des Kaisers befunden. Keppler durfte zwar bei der Vertheidigung seiner Mutter den Hexenglauben überhaupt nicht antasten. Immerhin aber eröffnet er die Reihe derer, welche später dem Hexenglauben entgegentraten.

Neben Keppler ist noch Joachim Jungius (1587—1657) *) zu nennen, der nicht nur als Naturforscher — in der Pflanzenkunde ist er ein Vorgänger Linné's gewesen — sich auszeichnete, sondern fast das gesammte Gebiet der Wissenschaft in den Kreis seiner Forschungen zog. Man hat ihn mit seinem großen Zeitgenossen, dem Engländer Bacon von Verulam, verglichen, welcher bekanntlich der Wissenschaft neue Bahnen eröffnete, indem er, im Widerspruch mit dem bisherigen Herkommen, die Erfahrung als die Quelle wissenschaftlicher Erkenntniß betrachtete. Jungius ging von demselben Gedanken aus. Er ist weniger bekannt geworden, als andere seiner Zeitgenossen, weil er wenig geschrieben, sondern all seine Kraft auf unmittelbare Lehrthätigkeit verwendet hatte. Gerade aber in der Geschichte der Bestrebungen um eine vernunftgemäßere Unterrichtsweise nimmt er eine bedeutende Stelle ein. Und eben diese Bestrebungen bilden ein wesentliches Glied in den verschiedenen Reformversuchen jener Zeit. Schon im Anfang des 17. Jahrhunderts trat Wolfgang Ratich, geboren 1571 im Holsteinischen, als Umgestalter des Unterrichts- und Schulwesens auf. Er bekämpfte das bisherige Verfahren als pedantisch, zeit- und geisttödtend; dagegen war sein Streben darauf gerichtet, durch eine das Wesen des Schülers sowohl, wie die Natur des Gegenstandes berücksichtigende Unterrichtsweise dem Zögling nicht nur in kürzerer Zeit, wie gewöhnlich, und noch viel gründlicher, wie bisher, die alten Sprachen beizubringen, sondern auch noch andere Wissenschaften, die sogenannten Erfahrungswissenschaften, in den Kreis des Unterrichts hereinzuziehen. Ratich meinte es gut, hatte aber zu wenig wissenschaftliche Kenntnisse. Aber im Jahre 1612 wurde Jungius, damals Professor der Mathematik in Gießen, und mit ihm Helvich, ebenfalls Professor daselbst, für Ratichs Lehrweise, die so ganz und gar seiner Richtung entsprach, gewonnen, und seit dieser Zeit ist durch diese beiden Männer die neue Unterrichtsweise wesentlich gefördert und durchgebildet worden. Die Grundsätze, von welchen die neue Unterrichtsweise ausging, waren im Wesentlichen folgende. Vor Allem sollte auf den ganzen Menschen Rücksicht genommen werden, nicht blos auf das Gedächtniß. Die ausschließliche Herrschaft der lateinischen

*) Vergleiche Guhrauer, Joachim Jungius und sein Zeitalter (1850).

Sprache sollte aufhören: der Unterricht in den alten Sprachen sollte mit dem Griechischen und Hebräischen beginnen, das Lateinische sich anreihen. Vor Allem aber sollte auch die deutsche Sprache wissenschaftlich gelehrt werden, und die verschiedenen Wissenschaften seien in deutscher Sprache zu behandeln. Der Unterricht dürfe sich nicht blos auf die Sprachen erstrecken, sondern auch auf die sogenannten realen Wissenschaften, namentlich auch auf die Naturwissenschaften. Endlich: der ganze Unterricht gründe sich auf Anschauung und Erfahrung. Kein Satz soll fortan gelten, welcher der Vernunftgründe entbehrt. Das Herkommen soll keine Vorschrift mehr sein. Welche ungeheuere Umwandlung in unserer ganzen geistigen Bildung stand bevor, wenn diese Grundsätze zu allgemeiner Geltung gekommen wären! Wenn dies übrigens auch damals nicht gelang, so schlugen sie doch Wurzeln in einem Jüngling, Amos Comenius, auf dessen Wirksamkeit wir später noch zurückkommen werden. Jungius aber begnügte sich nicht blos mit diesen immerhin sehr verdienstlichen, aber im Ganzen mehr formellen Bestrebungen, sondern er ging auf den Inhalt der Wissenschaften selbst ein. Besonders der Philosophie wandte er sein Augenmerk zu. Hier ist er nicht minder als Reformator zu betrachten, wie andere seiner Zeitgenossen.

Sehen wir nun in Religion und Wissenschaft eine neue Richtung sich bethätigen, so bemerken wir sie nicht minder in der Dichtkunst. Wir haben oben bemerkt, wie durch das Vorherrschen der engherzigen Kirchlichkeit die volksmäßige Dichtung versank und daß sich überhaupt keine Nationalliteratur bilden konnte. Eine Rückwirkung auf diesem Gebiete blieb so wenig aus, wie auf den anderen. Zunächst zeigte sie sich in dem Streben, dem Schauspiel, welches, wie die Dichtung überhaupt, vorherrschend kirchlich geworden war, indem eben nur biblische Gegenstände dargestellt wurden, und zwar mit durchaus dogmatischem Charakter, wieder einen weltlichen Inhalt zu geben und namentlich das Lustspiel nochmals in Aufnahme zu bringen. Da kamen im Jahre 1600 englische Schauspieler nach Deutschland, die alle Gegenden durchzogen und mit dem größten Beifalle aufgenommen wurden. Sie brachten ein ganz neues Schauspiel auf, mit weltlichen Stoffen, mit Schwänken und Späßen. Sie kamen dem Bedürfniß des Volks gerade entgegen. Von jetzt an ändert sich plötzlich der Geschmack. Die Schauspiele, die nun

gedichtet wurden, tragen vorherrschend das weltliche Gepräge; der Schwank macht sich in ihnen wieder ebenso geltend, wie früher im Fastnachtspiel. Und so kommen überhaupt alle die Figuren, Vorstellungen, Ausdrucksweisen nochmals zum Vorschein, wie sie im Reformationszeitalter gewöhnlich waren, wie sie Hans Sachs auf die Bühne brachte. Unter den Dichtern, welche diese Richtung verfolgten, sind besonders zwei zu nennen, die beide in den ersten Jahrzehenden des 17. Jahrhunderts wirken, nämlich Jakob Ayrer in Nürnberg und der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. Der erstere ist volksmäßiger als der zweite, aber auch roher: die Derbheit und Unflätigkeit des Reformationszeitalters findet sich auch bei ihm. Diese Erscheinung ist von einer nicht geringen Bedeutsamkeit. So Manches auch noch an diesen Schauspielen auszusetzen ist, sowohl was den Geschmack im Einzelnen, als die Anlage betrifft, so ist doch nicht zu verkennen, daß das Volk einen neuen Anlauf zu nehmen suchte, um die Dichtung wieder dem nationalen Geiste gemäß zu gestalten. Es war eine Rückwirkung gegen die Herrschaft der Rechtgläubigkeit und des kirchlichen Fanatismus, die nicht geringere Folgen nach sich hätte ziehen können, wie die Rückwirkung auf den anderen Gebieten. Und dazu kam noch eine andere Erscheinung, nämlich die Gründung der fruchtbringenden Gesellschaft (1617), die vom anhaltischen Hofe ausging, deren Hauptziel war, das nationale Wesen in der deutschen Dichtung wieder zu fördern und die Einflüsse des Auslands, die nichts weniger als heilsam sich darstellten, auszumerzen.

---

9. Gegenwirkungen auf dem staatlichen Gebiete. Einfluß der Republik der vereinigten Niederlande.

Aber nicht nur auf dem Gebiete der Religion und der Wissenschaft erfolgte eine neue Bewegung: vielleicht in einem noch höheren Grade war es in staatlichen Dingen der Fall.

Betrachten wir zunächst die vom Reiche selbst anerkannten nichtfürstlichen Gewalten, die in unserer Geschichte immer eine so be-

deutende Rolle gespielt hatten, die Reichsritterschaft und die Reichsstädte.

Was die erstere anbetrifft, so suchte sie mit Zähigkeit die zu den Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II. gewonnenen Vortheile festzuhalten. Wir haben schon bemerkt, daß Rudolf II. in diesem Punkte der Staatsklugheit seines Vaters folgte: und er hat seine ganze Regierung diese Politik fortgeübt, die Ritterschaft sich geneigt zu erhalten, indem er sie gegen die etwaigen Angriffe der Fürsten schützte. An Klagen derselben fehlt es freilich nicht, und hie und da that wohl auch der Kaiser aus Lässigkeit weniger, als der Grundsatz erheischt hätte. Gegen Ende des Jahrhunderts fühlte nun aber die Ritterschaft wieder sehr lebhaft das Bedürfniß, sich enger an einander anzuschließen, ja sich aus sich selbst heraus zu verjüngen. Es ist doch sehr merkwürdig, daß auf verschiedenen Zusammenkünften derselben Beschlüsse gefaßt worden sind, welche darauf abzielten, ungebührliches Betragen der Standesgenossen zu verhüten oder zu rügen, auf daß der Adel sich selbst keine Unehre mache. Und aus den vielen geheimen Zusammenkünften, welche die Ritterschaft damals gehalten hat, sollte man fast schließen, daß sie mit großen Dingen umgegangen, ähnlich wie zur Zeit Sickingens und Grumbachs.*) Bemerkenswerth ist ferner, daß gerade von dieser Zeit an aus dem Adel eine Menge Schriftsteller hervorgegangen sind, welche sich mit der Geschichte und den sonstigen Angelegenheiten des Standes beschäftigten, bei welchen allen der Gedanke der Freiheit der durchgreifende ist. So viel ist klar, daß die Gesinnung des reichsunmittelbaren Adels damals ebenso fürstenfeindlich war, wie je vorher, und daß er jeden günstigen Anlaß ergriffen hätte, um das Fürstenthum zu beschränken und weiter zurückzudrängen.

Einen ähnlichen Eifer in der Bewahrung ihrer einmal eingenommenen Stellung zeigten die Reichsstädte: nur daß sie nicht, wie

*) J. J. Moser, Geschichte der Reichsritterschaft unter Kaiser Rudolf II., in dessen Beiträgen zu reichsritterschaftlichen Sachen (1775). Auch Höfler hat im Archiv für österreichische Geschichtsquellen einige bemerkenswerthe Urkunden über diese Verhältnisse mitgetheilt. Sie sind besonders abgedruckt als „Beiträge zur fränkischen Geschichte“. Ich habe sie aber augenblicklich nicht zur Hand, um die Seitenzahl, wo sie stehen, angeben zu können.

der Adel, mit dem Kaiser freundlich standen, sondern, wie wir gesehen, besonders der religiösen Angelegenheiten wegen ihm ernstlichen Widerstand entgegensetzten. Auch die Reichsstädte waren sehr auf ihrer Hut gegen Fürstenthum und gegen Alles, was ihre Rechte beeinträchtigen konnte, und hatten wieder jenes Selbstgefühl gewonnen, das sie unter Karl V. verloren. Auch sie fühlen das Bedürfniß, ihre Rechte und ihre ganze Stellung geschichtlich darzustellen und dadurch gewissermaßen zu befestigen. So läßt Nürnberg durch den Rathschreiber Müllner seine Geschichte aufzeichnen, Lehmann schreibt die Geschichte von Speier, Gasser die augsburgischen Annalen — Werke, die nicht nur als Specialgeschichten von Bedeutung sind, sondern insbesondere wegen des entschiedenen darin ausgesprochenen reichsstädtischen Bewußtseins. Und so ist eben dies die Zeit, wo die Waffenspiele, die Uebungen im Büchsen- und Bogenschießen, überhaupt kriegerische Beschäftigungen der Bürgerschaften wieder mit lebhafterem Eifer betrieben werden: gleichsam, als fühle man, daß eine Zeit heranrücke, wo man dergleichen brauche. Im Norden thun sich die Hansestädte hervor gegen die benachbarten Könige und denken auf Mittel und Wege, wie sie ihnen gegenüber wieder die ehemalige Bedeutung erlangen können. Die Stadt Braunschweig setzt sich, wie ehedem, den Anforderungen des Herzogs entgegen und führt mit ihm einen jahrelangen Krieg. Die Stadt Emden widerstrebt ihrem Oberherrn, dem Grafen von Ostfriesland.

Aber auch in das landständische Wesen der einzelnen Gebiete kommt mehr Lebhaftigkeit und Schwung. In demselben Grade, in welchem von Seite der Fürsten die Vorrechte und die ganze Stellung der Stände als dem eigentlichen Wesen des Fürstenthums und der „Staatsraison“ widersprechend bestritten werden, sehen wir die Stände sich auf die Hinterfüße stellen und ihre alten hergebrachten Rechte vertheidigen. Allerdings in manchen Ländern war die Zeit der ständischen Bedeutung unwiederbringlich verloren. So in Baiern, nachdem dort der Protestantismus und der Adel gebrochen war, ebenso in den Gebieten einiger geistlichen Fürsten, wie z. B. des Erzbischofs von Salzburg, mit Einem Worte überall, wo Fürstengewalt und wiederhergestellter Katholicismus mit einander Hand in Hand gingen: da war dann die Folge dieser Vereinigung ein unbegränzter staatlicher und pfäffischer Despotismus. Auch in den

Ländern streng lutherischer Fürsten wollten die Landstände nicht viel bedeuten, wie z. B. in Kursachsen, weil hier, ebenso wie in katholischen Ländern, von Seite der rechtgläubigen Kirchenlehre die unumschränkte Gewalt des Fürsten gepredigt wurde. Ganz anders benahmen sich aber die lutherischen Landstände in den Gebieten katholischer Herren, solcher namentlich, welche katholische Gegenreformationen durchzuführen strebten. Der Kampf um den Glauben war hier zugleich von einem Kampf um staatliche Rechte begleitet, und wir sehen gerade hier das Bewußtsein staatlicher Freiheit auf das Lebhafteste sich bethätigen. Dies war insbesondere in den österreichischen Ländern der Fall. Da setzten sich die protestantischen Landstände allen Gegenreformationen hartnäckig entgegen, drangen zwar, wie z. B. in Steyermark, nicht immer durch, im Ganzen aber behaupteten sie sich, besonders in den Gebieten Rudolfs II., so fanatisch er auch war, und wenn sie auch hie und da Niederlagen erlitten, so entwich doch nie das staatliche Selbstbewußtsein, nie das Gefühl, daß sie die verlorenen Rechte wieder erlangen, neue dazu erobern müßten. Diese Thätigkeit, dieses Selbstgefühl der Stände findet sich auf gleiche Weise in Böhmen und in den dazu gehörenden Provinzen, in Schlesien, den Lausitzen, Mähren, wie in Oesterreich oder in Ungarn. Indessen fehlte es auch nicht in anderen lutherischen Gebieten an einem neuen Schwung des landständischen Wesens. In Preußen, Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, Holstein, Braunschweig, Hessen, Jülich-Cleve, Ostfriesland und so manchen anderen bemerken wir an der Scheide der zwei Jahrhunderte gerade wie vor hundert Jahren ein lebhaftes Ringen der Stände mit ihren Fürsten, Streit über die Ausdehnung der fürstlichen Gewalt, über die Gränze der landesherrlichen und der landständischen Rechte, und zuletzt wissen eben doch die Stände die Bestätigung ihrer früheren Rechte und zwar mit der ihnen günstigen Auslegung durchzusetzen.

Die Landstände waren freilich noch in der früheren Weise zusammengesetzt, das heißt aus Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft. Die Bauern waren in der Regel nicht vertreten. Nur ausnahmsweise war dies der Fall, und zwar meist in solchen Gebieten, wo der Adel sich zur reichsunmittelbaren Ritterschaft geschlagen hatte, wie am Rhein, in Schwaben, in Franken. So bestanden die Land-

stände in Würtemberg aus gar keinem Adel, sondern nur aus Prälaten, Städten und Landschaft. In Ansbach=Baireuth war der Adel, der hier ebenfalls sich größtentheils zur Reichsritterschaft hielt auf den Landtagen äußerst gering vertreten, während weitaus der größte Theil der Abgeordneten aus Städten, Märkten und Dörfern bestand.*) Sonst aber hatten die Bauern gewöhnlich keine Stimme auf den Landtagen. Unter den Ständen hatte sich aber vor Allem der Adel hervorgethan, der weit mehr Kraft und Entschlossenheit in der Vertheidigung der Freiheit, oder, was wohl meistens gleichbedeutend war, seiner Vorrechte und Standesvortheile entfaltete, als der Bürgerstand, der, sofern er auf den Landtagen erschien, überhaupt eine zahme Haltung angenommen hatte. So kann man sagen, daß die Landstände vorzugsweise eine aristokratische Körperschaft geworden waren, die nicht gerade immer das Wohl des Landes, sondern ebenso häufig oder noch häufiger den eigenen Vortheil ins Auge faßten.

Die Unzulänglichkeit dieser Einrichtung der Landstände war schon zu den Zeiten des Bauernkrieges von 1525 gefühlt worden. Unterdessen hatten sich die Verhältnisse im Wesentlichen nicht geändert. Der Druck der Bauern von Seite ihrer adeligen Herren wurde nicht vermindert, und in manchen Gegenden, wenn ungewöhnliche Ereignisse, wie Kriege, Mißwachs, dazwischen kamen, bis ins Unerträgliche erhöht. So bemerken wir in verschiedenen Gegenden Deutschlands unter den Bauern eine heftige Gährung, die gegen das Ende des Jahrhunderts hier und da zum Ausbruch kommt. Im Jahre 1585 erhebt sich ein Aufruhr der Bauern in Salzburg; 1589 in Steyermark; 1590 in Schlesien; 1595 beginnt der oberensische Bauernkrieg, der sich mehrere Jahre hinzieht; 1597 kommt ein Bauernkrieg in Niederösterreich hinzu, 1600 einer in Kärnthen, 1601 erhebt sich ein neuer Aufruhr ob der Ens.**)

Und um dieselbe Zeit erheben sich auch von Neuem die niederen Stände in den Städten gegen die Räthe. In Braunschweig wird 1602 der aristokratische Rath gestürzt und eine demokratische Verfassung eingeführt. Im Jahre 1612 erfolgt eine ähnliche Bewe-

*) Fränkisches Archiv von Büttner, Keerl und Fischer (1790). I. S. 120 ff.
**) Vergl. Khevenhiller Annales Ferdinandei bei den betreffenden Jahren.

gung in Frankfurt am Main, bald darauf in Worms, ohne daß jedoch beide gelungen wären. In anderen Städten, wie Speier, Ulm, Augsburg, Nürnberg, gährte es wenigstens unter der Bevölkerung und war die Gesinnung der niederen Stände eine gleiche.

Diese Bewegungen von Seite der niederen Stände haben eine allgemeinere Bedeutung. Die Bauernunruhen waren wohl nur durch den Druck, unter dem die Landleute schmachteten, hervorgerufen worden, und ihr nächstes Ziel mochte kein anderes sein, als diesen zu beseitigen, die früheren Rechte und Verhältnisse, die eben von den adeligen Herren nicht mehr geachtet worden waren, wieder herzustellen. Aber im Verlaufe des Kampfes mochten sie sich wohl weitere Ziele stecken, ebenso wie dies bei den städtischen Unruhen der Fall war. Schon mischten sich in diese Kämpfe Bestrebungen socialistischer Natur. Die wiedertäuferischen Ansichten von der Gleichheit aller Menschen, namentlich in Bezug auf die Vermögensverhältnisse, kommen wieder zum Vorschein. So scheint die Meinung von der Unrechtmäßigkeit des Geldleihens für Zinsen sehr verbreitet gewesen zu sein. Man nannte dies Wucher und unchristlich.*)

---

*) Vergl. eine Flugschrift folgenden Titels: „Christlicher und nützlicher Unterricht, ob ein Christ ohne Verletzung seines Gewissens kein Geld auf gewöhnlichen und landesüblichen Zins ausleihen, noch einigen Zins davon fordern und einnehmen könne. Durch einen wohlbekannten evangelischen Theologum des Kurfürsten von Sachsen. Leipzig 1615." S. 20 ff. Die Gründe, welche gegen das Zinsnehmen vorgebracht wurden, waren folgende: 1) Es ist aller Menschen Natur tief eingebildet Gottes Will und Ordnung, daß in allen Contrakten Gleichheit gehalten werde, damit nicht ein Theil durch das ander ausgeiogen und gleichsam aufgefressen werde; Der aber, so um ausgeliehenen Geldes willen Zins nimmt, der hält nicht Gleichheit, denn er nimmt über sein Hauptgut den Zins, als zu Uebermaß, und muß endlich der eine Theil, nämlich der Zinsmann, erschöpft werden und verderben. Derhalben ist aller Zins eine Ungleichheit, wucherisch, unrecht, sündlich und verdammlich. 2) Fürs Andere. Es ist Unrecht, Geld zu nehmen für etwas Nichtiges, oder für den bloßen Dienst des Leihens, den ein Mensch dem anderen aus natürlicher Pflicht und göttlichem Befehl schuldig ist. 3) Zum Dritten Es ist wider Natur und Recht, etwas, das von Natur unfruchtbar ist, wollen für fruchtbar gehalten haben, und als fruchtbar austhun. Geld aber ist von Natur ein unfruchtbar Ding. Denn ein Thaler den andern nicht hecket, noch hecken kann, wie eine Henne Eier leget u. s. w. 4) Zum Vierten. Geld ist allein dazu geordnet, gemacht und erfunden, daß es sei medium communicationis, kann demnach das pretium

Ueberhaupt ging durch die ganze Nation, durch alle Stände, durch Hohe und Niedere, eine demokratische Richtung hindurch, ähnlich der im Bauernkriege von 1525, welche, über die Gesichtspunkte der einzelnen Stände sich erhebend, republikanische Einrichtungen anstrebte, die auf dem Grundsatze allgemeiner Freiheit und Gleichheit beruhten. Diese Erscheinung hing mit dem Kalvinismus und mit der großartigen Entwicklung zusammen, welche der Freiheitskampf der Niederlande genommen, weßhalb wir diese nun näher ins Auge fassen müssen.

Was zunächst den Kalvinismus anbetrifft, so verfolgte dieser, gerade so wie der Zwinglianismus, weil auf republikanischem Boden entstanden, eine demokratische Richtung in Bezug auf die staatlichen Dinge und stand also auch in dieser Beziehung zum Lutherthum in schneidendem Gegensatz. In den Ländern, wo der Kalvinismus sich auszubreiten gesucht, fand er nun noch mehr Nahrung für die Ausbildung seiner staatlichen Richtung. In Frankreich wurden die Kalvinisten von der Regierung auf das Grausamste verfolgt: das Königthum suchte seine Gewalt zur Ausrottung des Kalvinismus zu benutzen. Begreiflich, daß dieser der größte Hasser des Königthums wurde. Diese demokratische Richtung war die ursprüngliche und ging nicht mehr verloren, auch seitdem Heinrich IV. selbst, das Haupt der Kalvinisten, nach der französischen Krone strebte. Und als er sie erlangt hatte, freilich nicht, ohne daß er seinen Glauben abgeschworen, so machen ihm eben die Hugenotten, seine ehemaligen Anhänger, noch gar viel zu schaffen. In England ist es nicht anders. Dort schieden sich von der Hochkirche die eigentlichen Kal-

---

oder der Werth nicht sein oder geachtet werden. In Zinsnehmen aber erlanget der Zinsherr nicht etwa einig ander Waar oder Gut, sondern häufet allein und vermehrt das ausgeliehene Geld. 5) Hiezu kommt zum Fünften die Erfahrung, welche bezeuget, daß die Wucherer und Zinsherren gar bald und leicht nicht allein gemeine Leute, sondern auch ganze Land und Herrschaften verderben, erschöpfen und aussaugen. Dann es natürlich, wo nicht Gleichheit gehalten wird, daß auch menschliche Gemeinschaft und Gesellschaft in die Länge nicht bestehen noch dauern kann, sondern es muß der erschöpfte Theil endlich versiegen und verderben, bevoraus auch aus der Ursachen, dieweil der Armen und Dürftigen gemeiniglich mehr ist, denn der Reichen und Vermögenden. — Diese Ansichten, bemerkt der Verfasser oben angeführter Schrift, seien allgemein verbreitet. Er sucht sie jedoch zu widerlegen und zwar nicht ohne Geschick, wenn auch bescheiden.

vinisten, die Puritaner, aus, die nicht nur in religiösen Dingen sehr streng, sondern staatlich Demokraten und mit der englischen Regierung nichts weniger als zufrieden waren.

In England und Frankreich war die dem Kalvinismus wesentliche Staatsform nicht die herrschende geworden: dagegen gelang es ihm bei den vereinigten Niederlanden.

Die Niederlande schienen im Jahre 1568 durch Alba vollkommen unterworfen. Die ersten Versuche, welche Wilhelm von Oranien gemacht, um die Spanier hinauszuwerfen und eine allgemeine Empörung zu veranstalten, waren gescheitert. Aber indessen machte die fortgesetzte Gewaltherrschaft Alba's, die ungeheueren Steuern, welche er auf das Land legte, die Einwohner immer unwilliger und einer Empörung geneigter. Als es endlich im Jahre 1572 einigen Wassergeusen — so nannte man die Gegner der Spanier, welche zur See sie bekämpften — gelang, sich des Hafens Briel zu bemächtigen, so verbreitete sich der Widerstand gegen die Spanier bald über alle nördlichen Provinzen. Alba wurde zwar jetzt abberufen und durch einen milderen Feldherrn ersetzt; allein die begonnene Empörung war nicht wieder zu dämpfen; ja nun schlossen sich auch, durch die Gewaltthätigkeit der spanischen Truppen geärgert, die südlichen (belgischen) Provinzen an die Empörung an, welche in Ansehung der Religion mit den nördlichen nicht übereinstimmten, indem diese protestantisch, die südlichen katholisch waren. Sie schlossen mit einander im Jahre 1576 die sogenannte genter Pacification, zufolge welcher sie sich gegenseitig Beistand zu leisten versprachen zur Aufrechthaltung ihrer Rechte und Freiheiten. Eine Zeitlang hatte es wirklich den Anschein, als ob die gesammten Niederlande für Spanien verloren wären. Dies war nun allerdings nicht der Fall. Denn einmal trat der Religionsunterschied zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen so bedeutend hervor, daß an ein gemeinsames Zusammensetzen aller Kräfte gegen Spanien schon aus diesem Grunde nicht zu denken war, weßhalb der Prinz von Oranien 1579 unter den sieben nördlichen Provinzen einen besonderen Bund, die utrechter Union, stiftete. Sodann erhielten die Spanier an dem Prinzen Alexander Farnese von Parma seit dem Jahre 1579 einen ebenso ausgezeichneten Staatsmann, als Feldherrn, welcher es nicht nur verstand, die südlichen Provinzen wieder an Spanien zurückzu-

bringen, sondern auch die nördlichen mehr und mehr in die Enge zu treiben. Diese hatten bisher sich immer noch nicht von Philipp II. förmlich losgesagt: seitdem aber von ihm der Prinz von Oranien für vogelfrei erklärt worden war (1580), kündigten sie dem Könige den Gehorsam auf, und von dieser Zeit an treten die sieben vereinigten Staaten (Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Gröningen, Friesland, Oberyssel) als Republik auf. Der Leiter derselben war der Prinz von Oranien als Generalstatthalter. Die Lage der neuen Republik war Anfangs nichts weniger, als erfreulich. Sie fühlte sich allein nicht stark genug, der ganzen spanischen Macht zu widerstehen, wandte sich deßhalb mehrmals an Frankreich um Unterstützung, von wo aus auch ein königlicher Prinz, der Herzog von Anjou, gesendet wurde, um die Oberhoheit zu übernehmen. Aber die Treulosigkeit, mit welcher er verfuhr, das offenbare Bestreben, die Niederländer unter ein eben solches Joch zurückzubringen, wie sie es unter der spanischen Herrschaft getragen, reizte die Provinzen dergestalt gegen ihn auf, daß er sich gezwungen sah, das Land zu verlassen (1583). Nun aber traf die Niederländer das größte Unglück, die Ermordung des Prinzen von Oranien durch einen katholischen Fanatiker, Balthasar Gerard, im Jahre 1584. Da jetzt der Prinz von Parma immer größere Fortschritte machte, so wandte sich die Republik an die Königin Elisabeth von England. Diese, welche die Niederlande schon immer heimlich unterstützt hatte, ging jetzt um so lieber auf eine engere Verbindung mit denselben ein, als sie sich von dem Könige Philipp II. ebenfalls bedroht sah. Sie schickte ihren Günstling, den Grafen von Leicester, hinüber (1586), mit Truppen und Geld: er sollte die oberste Leitung des neuen Staates übernehmen. Es wiederholte sich jedoch mit Leicester fast dasselbe Spiel, wie mit Anjou. Er suchte seine Befugnisse mehr und mehr zu erweitern, eine unumschränkte Gewalt anzustreben. Hiegegen erhob sich der republikanische Sinn der Niederländer: bald kam es zu großen Zerwürfnissen und zuletzt sah sich die Königin Elisabeth genöthigt, Leicester abzurufen (1587). Dadurch wurde übrigens das gute Verhältniß zwischen England und der Republik nicht gestört: ja Elisabeth bedurfte gerade jetzt sehr der niederländischen Hülfe. Denn eben bereitete Philipp II. die große Unternehmung gegen England vor. Gegen die ungeheueren Kräfte, welche

Philipp aufbot, um dieses Reich zu erobern, bedurfte es einer Zusammensetzung aller Hülfsmittel. Und in der That: die Niederländer, welche wußten, was auf dem Spiele stand, waren nicht minder eifrig als die Engländer. Die große spanische Unternehmung endete mit der Zerstörung der unüberwindlichen Flotte (1588).

Es war dies ein Ereigniß von der größten weltgeschichtlichen Bedeutung. Von dieser Zeit an, kann man sagen, erfolgt überall ein Umschlag zu Gunsten der Freiheit. Philipp II. hatte eine furchtbare Niederlage erlitten, die schwer zu verwinden war: unermeßliche Summen waren in der Flotte zu Grunde gegangen, sein Staatsschatz wurde allmählig erschöpft. England, von einer großen Gefahr befreit, wurde nun sein unversöhnlichster Feind. Die Niederlande dagegen waren eines zuverlässigen Bundesgenossen gewiß, ohne daß sie deßhalb für ihre Freiheit besorgt zu sein brauchten. Und zu Allem kam, daß sich gerade jetzt Philipp II. in die französischen Angelegenheiten verwickelte, um den Hugenotten Heinrich von Navarra, den rechtmäßigen Erben des 1589 ermordeten Königs Heinrich III., vom Throne auszuschließen, diesen dagegen an sein Haus zu bringen. Darüber vernachlässigte er den niederländischen Krieg, ließ seinen Feldherrn, Alexander von Parma, mehrere Feldzüge nach Frankreich machen, die jedoch nicht zum Ziele führten, während dessen sich die Niederländer erholten. Endlich starb Parma (1592), ein Feldherr, der nicht leicht zu ersetzen war; die französischen Dinge nahmen plötzlich eine Wendung zu Gunsten Heinrichs von Navarra, so daß dieser im Jahr 1594 von der ganzen Nation als König anerkannt wurde, und Heinrich IV. erklärte nun an Philipp den Krieg. Und in demselben Augenblicke erhielten auch die Niederländer an dem jungen Moritz von Oranien, dem Sohne Wilhelms, einen ausgezeichneten Führer: trotz seiner Jugend errang er doch über die Spanier sehr bedeutende Erfolge; in Kurzem nahm er ihnen den größten Theil der Plätze wieder ab, die sie unter Parma auf dem Gebiete der vereinigten Staaten erobert hatten. Bis zum Jahre 1598 war das ursprüngliche Gebiet derselben vollkommen wiederhergestellt. Von dieser Zeit an war das Fortbestehen der Republik verbürgt. Philipp II. starb 1598 und sein Nachfolger Philipp III. vermochte nichts mehr zu ändern, obschon der Krieg noch bis zum Jahre 1609 fortgeführt wurde.

Die Republik nahm mitten unter dem Kriegsgetümmel einen ungemeinen Aufschwung. Erkennend, daß die eigentliche Bedeutung der kleinen Niederlande von jeher im Handel und Gewerbfleiß bestanden, warfen sich diese Republikaner mit unglaublicher Kraft und Ausdauer auf die Schifffahrt, insbesondere um den Spaniern und Portugiesen den Vorrang im Handel mit den außereuropäischen Ländern abzulaufen, und sie möglicherweise von den neuen Ansiedelungen zu verdrängen. Dies gelang ihnen in der That mit Ostindien, wo sie sich seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts festsetzten und bald die Spanier ganz daraus vertrieben, theilweise auch mit Westindien. Zugleich machten sie eine Menge von Entdeckungsreisen, theils um neue Quellen des Handels aufzufinden, theils um die Wissenschaft der Erdkunde zu erweitern. So entdecken (1594) Wilhelm Baarentz und Brand Ysbrand die Admiralitätsinseln, Williams Eiland, Oranieninseln und den nördlichen Theil von Nowaja-Semlja; Cornelis Ney macht (1596) den asiatischen Norden näher bekannt; Jakob von Heemskerke besucht (1596) Spitzbergen, Baarentz entdeckt die Bäreninsel, Cornelis Houtman (1598) die comorischen Inseln und die Insel Sumatra; in den Jahren 1598—1601 umsegelt Olivier van Noort die ganze Erde; 1609 wird von Hudson die Insel Long-Island und der Hudsonsfluß entdeckt und 1610 von demselben die Hudsonsstraße und die Hudsonsbay; 1611 von Jaen Mayen die nach ihm benannte Insel an der Ostküste Grönlands; 1615—1617 fand eine neue Erdumsegelung statt von Wilhelm Lemaire und Wilhelm Cornelisson Schouten. So kam es, daß, während der neue Staat als solcher arm war, doch die Einwohner ungeheuere Reichthümer ansammelten und verhältnißmäßig noch reicher wurden, als zur Zeit des Mittelalters. Es dauerte nicht lange, so waren die Holländer die erste Seemacht der Welt.

Diese außerordentlichen Anstrengungen auf dem Gebiete der Staatskunst, des Kriegs, der Schifffahrt, des Welthandels blieben nicht ohne Rückwirkung auf andere Gebiete geistiger Thätigkeit. Die Niederländer schufen damals eine neue Malerschule, der vorzugsweise werkthätigen Richtung der Einwohner entsprechend, das gewöhnliche Leben erfassend. Ferner erhielt die wissenschaftliche Bildung bei ihnen einen neuen Schwung. Mitten unter den ersten Anstrengungen der Umwälzung gründeten sie die Hochschule von

Leiden (1575): andere folgten, wie Franecker 1585, Gröningen 1614. Diese wissenschaftlichen Anstalten zeichneten sich vortheilhaft vor den meisten deutschen aus. Zunächst muß man dabei ins Auge fassen, daß der Grundsatz der Reformation, die Gewissensfreiheit, von vornherein als ein wesentliches Stück des neuen Staates festgehalten wurde. Noch zu Wilhelms von Oranien Zeiten wurde die Duldung aller Sekten ausgesprochen: dieser Grundsatz erhielt sich bis in das zweite Jahrzehend des 17. Jahrhunderts hinein. Dadurch war nun die unerfreuliche Entwickelung der Theologie, wie wir sie in Deutschland gesehen, unmöglich gemacht. Sodann wurde wieder dem Studium des Alterthums die größte Sorgfalt gewidmet, und es entspricht dem republikanischen Sinne der Einwohner, daß insbesondere die sachliche Seite des Alterthums, die Staatskunst, die Gesetzgebung, die bürgerlichen Zustände, Philosophie und Mythologie, betrieben wurde, während man die Sprachlehre gewissermaßen nebenbei, durch das Lesen der alten Schriftsteller erlernte. Die bedeutendsten Philologen der zweiten Hälfte des 16. und der ersten des 17. Jahrhunderts gehörten den Holländern an. So Justus Lipsius (1547—1606), berühmt durch seine Verdienste um Tacitus und durch die Bearbeitung der römischen Alterthümer; Janus Dousa (1545—1604); Janus Rutgers (1589—1625); Meursius (starb 1639); Daniel Heinsius (1580—1655); Ubbo Emmius (1547—1625); Gerhard Vossius (1577—1649).

Damit in Verbindung stand nun die Geschichtschreibung, die Erdkunde, die Naturwissenschaften, die Mathematik. In allen diesen Fächern sehen wir die Niederländer auf der Bahn des Fortschritts. Im Jahre 1590 erfindet Zacharias Jansen aus Middelburg das Fernrohr, welches so wesentlich war für die Wissenschaft der Sternkunde. Willebrod Snell (1591—1626) lieferte die erste Erdmessung nach richtigen astronomischen Grundsätzen. Ebenso machen sich Wilhelm Jansen aus Amsterdam (1571—1638), Johann David Fabricius (starb 1617) und Philipp Landsberg aus Seeland (1561—1632) um die Sternkunde verdient. Johann Baptist von Helmont (1577—1644) tritt in die Fußtapfen des Paracelsus, erweitert die Wissenschaft der Chemie, entdeckt das Gas. Und so zeichneten sich die Niederländer in jenen Zeiten vor allen Völkern durch die wissenschaftliche Bearbeitung der Erdkunde aus. Abraham

Ortel aus Antwerpen (1527—1598) liefert die erste Erdbeschreibung mit Karten und Wörterbuch. Ueberhaupt wurden in den Niederlanden die besten Karten verfertigt. Die Geschichtschreibung wurde schon durch die großen Ereignisse, in deren Mitte sich die Niederländer befanden, die sie selbst mit hervorgebracht, ungemein angeregt: sie verläßt den trockenen Chronikenstyl, erhält Leben und Farbe, sucht nach einem inneren Zusammenhange der Begebenheiten. Die Geschichte der Staatsumwälzung wird von einer Menge von Zeitgenossen geschrieben, von denen wir nur Emanuel van Meteren (1535—1612), Peter Bor aus Utrecht (1559—1635) und Aitzema aus Doccum (1600—1669) anführen wollen. Aber diese unmittelbare Anschauung des Lebens, wie sie all diesen Geschichtschreibern eigen war, führte nun zu einer richtigen Auffassung und Darstellung der Geschichte überhaupt. Schon Gerhard Vossius schrieb über die Theorie der historischen Kunst.

Der freie, auf einer Fülle von Gelehrsamkeit ruhende und zugleich dem Fortschritt zugewandte Geist der niederländischen Wissenschaft wird von keinem Manne glänzender vertreten, als von Hugo Grotius aus Delft (1583—1645), der in mehreren Fächern zugleich bahnbrechend war. Schon als vierzehnjähriger Knabe trat er als Schriftsteller auf, erhielt in seinem fünfzehnten die Doctorwürde, wurde darauf Rechtsanwalt, 1607 Generaladvokat von Holland, Seeland und Westfriesland, 1617 Rathspensionär von Holland und als solcher Mitglied der niederländischen Generalstaaten. Er besaß die tiefste und feinste humanistische Bildung, die sich vor Allem in der Klarheit seiner Schriften bemerklich machte: er hat sich aber durch Arbeiten auf diesem Gebiete noch besonders verdient gemacht, namentlich durch seine Anmerkungen zum Tacitus und Statius und durch seine metrischen Uebersetzungen griechischer Dichter. Seine geschichtlichen Arbeiten zeichnen sich durch eine klare, den inneren Zusammenhang der Begebenheiten nachweisende Darstellung aus. Er hat sich auf mehreren Gebieten der Geschichte versucht: die Geschichte seiner eigenen Zeit und Nation hat er in den Annalen niedergelegt — ein Buch, das vor allen andern gleichzeitigen hervorragt —; aber auch die ältere Geschichte der Niederlande hat er bearbeitet. Selbst dem Ursprunge der amerikanischen Völker widmete er eine Untersuchung. Als Theolog war er einer der

Vorfechter der Gewissensfreiheit, der Duldung, der vorurtheilsfreien Forschung. Seine Anmerkungen zum alten und neuen Testamente eröffneten für die Auslegung der Bibel eine neue Bahn: er stützt sie wieder auf eine gründliche Kenntniß der Sprache und verlangt namentlich, daß auf die zur Zeit der Abfassung der biblischen Bücher obwaltenden geschichtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Rücksicht genommen werde. Am berühmtesten ist er aber geworden durch sein Buch über das Völkerrecht, welches zugleich das Naturrecht enthält, das aber einer späteren Zeit seines Lebens angehört. Die erste Ausgabe ist 1631 erschienen: seitdem wurde es unzählige Mal aufgelegt.

Es war natürlich, daß die Niederlande bei diesem ungemeinen Aufschwunge, den alle Zweige des Wissens und der menschlichen Thätigkeit bei ihnen genommen hatten, einen großen Einfluß auf das benachbarte Deutschland üben mußten. Schon vom Beginn der Bewegung an wurde das niederländische Wesen von den Deutschen mit Begierde verfolgt. Wilhelm von Oranien brachte die ersten Kriegsschaaren von Deutschland aus hinüber und seitdem wurde die Verbindung der Deutschen und der Niederländer nicht mehr unterbrochen. Bei den einzelnen, oben dargestellten Momenten des Fortschritts der religiösen und wissenschaftlichen Bildung in Deutschland sind zweifelsohne die Niederländer schon von Einfluß gewesen. Insbesondere trugen sie zur Wiederbelebung des classischen Studiums bei. Eine Menge junger Deutschen studirten auf den niederländischen Hochschulen und nahmen natürlich alles Neue in sich auf, was sie da fanden. Aber nichts mochte wohl einen größeren Eindruck auf sie machen, als die Beobachtung des freien Staatswesens und der freien staatlichen Grundsätze, welche dort ausgesprochen wurden.

Diese überflutheten seit dem Ende des 16. Jahrhunderts die deutschen Länder, mochten sie nun durch Männer, die in den Niederlanden studirt hatten, oder durch Flugschriften oder auf andere Weise mitgetheilt werden.

Die Niederlande übten jetzt auf Deutschland denselben staatlichen Einfluß, den seit dem 14. Jahrhundert die Schweiz ausgeübt hatte. Das heißt: sie regten republikanische demokratische Ideen an. Merkwürdig, wie diese jetzt allenthalben in Deutschland hervorbrechen,

wie so zu sagen die ganze Luft damit angefüllt ist. Fast in jedem Ereigniß, in jedem mit den öffentlichen Zuständen sich befassenden Buche treten sie uns entgegen. Und es waren nicht blos unklare, verschwommene Meinungen und Gefühle: nein, man hegte ganz bestimmt die Hoffnung, die Monarchie brechen, eine Universaldemokratie einführen zu können. *)

Man glaubte sich zu dieser Hoffnung um so mehr berechtigt, als die Niederländer weit mehr, als früher die Schweizer, eine ungemeine Thätigkeit in Bezug auf die äußere Staatskunst entwickelten, eine Menge von Verbindungen anknüpften, Volksbewegungen unterstützten, mit Geld nachhalfen, so daß man beinahe überall ihre Hand mit im Spiele sah, wo sich ein Widerstand gegen fürstliche Gewalt bemerklich machte. Besonders aber auf Deutschland richteten sie ihr Augenmerk, da sie immerhin noch zum deutschen Reich gehörten, das Reich aber seit dem Tode Maximilians II. sich im Ganzen ihnen feindselig erwiesen hatte. Nicht nur der spanisch gesinnte Kaiser Rudolph II. that dies, sondern auch die katholischen Reichsstände, und selbst lutherische Fürsten theilten die Meinung, daß der niederländische Freiheitskampf eine nicht zu rechtfertigende Auflehnung gegen die rechtmäßige Obrigkeit sei. Lutherische Fürsten stritten sogar in den Reihen der Spanier gegen die Niederländer. Was war natürlicher, als daß die Niederländer nun das Wiedervergeltungsrecht übten! So unterstützten sie schon in den achtziger Jahren den Erzbischof Gebhard von Köln, der protestantisch geworden war, gegen die katholischen Fürsten, in Cleve übten sie seit den neunziger Jahren Einfluß; 1602 halfen sie der Stadt Emden gegen

---

*) Die hauptsächlichste Quelle dafür ist eine Flugschrift aus dem Jahre 1620, der »Discordista«, wovon ich die wesentlichsten Stellen in meinem Werke: „Zur politischen Geschichte Deutschlands“ (Stuttgart, bei Franckh, 1842), S. 304 ff. habe abdrucken lassen. Ferner gehört hieher: „Vertrautes Schreiben an einen kurfürstlich brandenburgischen Rath von einem fürnehmen oberländischen Fürsten“ (dem Herzoge von Würtemberg) aus dem Jahre 1614, neuerdings abgedruckt im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, VIII. S. 54 ff. Sodann: „Politischer Probierstein aus Parnasso. Erstlich italienisch beschrieben von Trajano Boccalini. Nun zum andern Male übersehen und wieder aufgelegt, 1620.“ Die erste Ausgabe ist vom Jahre 1612. Endlich: „Neuer calvinischer Modell des heiligen römischen Reichs rc. Durch Christian Gottlieb von Friedberg, 1616.“ Besonders S. 127.

ihren Herrn, den Grafen von Ostfriesland, 1605 der Stadt Braunschweig gegen den Herzog Heinrich Julius. Sie unterstützten und reizten insgeheim die österreichischen Unzufriedenen, und zugleich setzten sie sich mit der Republik Venedig und mit der schweizerischen Eidgenossenschaft in Verbindung. Später (1613) schlossen sie ein Bündniß mit der Hanse, welche davon ein Wiederaufleben ihrer früheren Bedeutung erwartete, und mit Magdeburg. Seit dem Waffenstillstand mit Spanien (1609), scheint es, verdoppelten sie ihre Thätigkeit. So konnte es kommen, daß die Einen, die demokratische Partei in Deutschland, die Hoffnung, die Andern, Fürsten und Katholiken, die Furcht hegten, die Niederländer strebten nach Unterdrückung aller Fürstenthümer, nach Aufrichtung volksthümlicher Freistaaten.*)

Und in der That: wenn man die einzelnen Thatsachen zusammenfaßt und sie mit ihrer allgemeinen Stellung vergleicht, kann man sich kaum der Ansicht erwehren, daß all' dieser Geschäftigkeit der Niederländer die geheime Absicht zu Grunde lag, die Fürstenthümer so viel wie möglich zu schwächen, ja vielleicht Alles zu einem großen Schlage vorzubereiten, um die Monarchie zu stürzen und Volksverfassungen einzuführen.

Es sind Spuren vorhanden, daß sie sogar Frankreich, dessen Regierung sie doch bisher unterstützt hatte, in diesem Sinne bearbeiteten. Von Oldenbarneveldt, dem bedeutendsten und einflußreichsten Staatsmann der Republik, erzählte man, daß er gesagt habe, Spanien müsse man zwar niederhalten, aber auch Frankreich nicht zu mächtig werden lassen. Freilich hegte Heinrich IV. ohngefähr gleiche Gesinnungen gegen die Niederländer: war er ja einmal schon auf dem Punkte, sich mit Spanien dergestalt zu vergleichen, daß eine Tochter von ihm einen spanischen Prinzen, der die Niederlande zur Mitgift bekäme, heirathen sollte, wogegen Heinrich IV. sich anheischig machte, die Niederlande zur Unterwerfung zu zwingen.**) Dieser Entwurf wurde zwar nicht ausgeführt: der König war sich aber der Gefährlichkeit des neuen Freistaats wohl bewußt. Wogegen

*) Discordista, a. a. O. Vertrautes Schreiben eines oberländischen Fürsten rc. a. a. O.

**) Ranke, französische Geschichte, II. 119, 120.

die Niederländer, insbesondere nach Heinrichs IV. Tode, wie die Staatskunst des Hofes sich wesentlich änderte, sich nicht scheuten, insgeheim alle Kräfte des Widerstandes gegen die französische Regierung zu unterstützen.

In England war es ohngefähr ebenso. Nach Elisabeths Tode (1603) kam Jakob I. zur Regierung, der bekanntlich sehr übertriebene Vorstellungen von der königlichen Gewalt und ihrem göttlichen Ursprunge hatte. Er betrachtete die Niederländer als Rebellen, schloß auch sehr bald Frieden mit Spanien, und suchte sogar durch Verheirathung seines Sohnes mit einer spanischen Prinzessin in ein noch engeres Verhältniß mit dieser Macht zu treten. Die Niederländer ihrerseits versäumten nicht, mit der demokratischen Partei in England, mit den Puritanern, die sich dem Hofe feindselig zeigte, Verbindungen anzuknüpfen.

Und nicht geringeren Einfluß hatten sie in Deutschland. Hier wirkten sie auf alle demokratischen Gewalten, auf Reichsstädte, Landstände, überhaupt auf Alles, was freisinnig angeregt war. Merkwürdigerweise aber auch auf die fürstlichen Höfe.

In der That: die demokratischen und republikanischen Ideen waren zugleich mit dem Mitgefühl für die Niederlande in gar manche deutsche Höfe eingedrungen, wo die Räthe der Fürsten, mitunter sogar ihre ersten Minister sich zu ihnen bekannten. Das waren lauter Männer, die in den Niederlanden studirt und dort die freisinnigen Ideen eingesogen hatten, meistens Leute aus dem Bürgerstande, aus Reichsstädten, von vornherein also schon auf einem demokratischen Standpunkte *). Dies gilt übrigens im Ganzen doch nur von den Höfen kalvinischer Fürsten, wo schon durch das religiöse Bekenntniß für die freien staatlichen Ansichten eine Brücke gebaut worden war. Hieher sind die anhaltischen Höfe, der Hof von Hessen-Kassel (besonders unter dem Landgrafen Moritz) und die Kurpfalz zu rechnen.

Diese sind schon in sehr früher Zeit in Verbindung mit den Niederlanden gewesen, und haben sie bereits im Beginn des Frei-

*) Discordista. „Die, welchen in Fürstenhöfen wichtige Sachen zu traktiren anbefohlen worden, sind gemeiniglich der Monarchie und Principatui Feind, hingegen der Demokratie und popularischer Regierung Freund: denn sie sind meistentheils aus Städten bürtig und richten also ihre Rathschläg nach der Städten Nutz und Ersprießlichkeit."

heitskampfes unterstützt, wie der Pfalzgraf Johann Kasimir im Jahre 1578. Es galt zugleich dem Umsichgreifen des Katholicismus und des Hauses Habsburg einen Widerstand entgegenzusetzen. Uebrigens hat damals Johann Kasimir in dem Ausschreiben, welches er erlassen, um seinen Hülfezug zu rechtfertigen, mit klaren dürren Worten das Recht des Widerstandes von Seiten der Unterthanen gegen ihre Fürsten ausgesprochen, so wie diese die Volksrechte beeinträchtigten: ein Grundsatz, der von der Kurpfalz festgehalten wurde. Die Häuser Pfalz und Oranien traten indessen bald einander noch näher: eine Tochter Wilhelms von Oranien, also eine Schwester Moritzens, Johanna Auguste, heirathete Friedrich IV. von der Pfalz (1592—1610).

Die demokratische Richtung der kalvinischen Höfe entbehrte freilich nicht einer tieferen Berechnung. Sie suchten das Volk an sich heranzuziehen, dieses durch allerlei zu gewinnen, um in ihm eine Stütze zu haben, wenn sie den Adel mit seinen unbequemen Vorrechten zurückzudrängen strebten. Ein Verfahren, das in den Augen des Volks natürlich seine Berechtigung hatte, während die Fürsten gerade auf der allgemeinen Gleichheit die unbeschränkte Herrschaft aufrichten konnten. Aehnliche Bestrebungen wurden damals in anderen Ländern Europa's ebenfalls verfolgt, und daß man die angegebene Absicht gerade den demokratisch gesinnten deutschen Fürsten unterlegte, geht aus einer Menge damaliger Flugschriften zur Genüge hervor. *) Und es ist sehr bemerkenswerth, daß selbst in den Niederlanden der Gegensatz einer monarchisch-demokratischen und einer aristokratischen Richtung seit dem Jahre 1609 sehr stark hervortrat.

Die Verfassung der Republik der vereinigten Niederlande war eigentlich aristokratisch. Die höchste Gewalt beruhte allerdings auf den Generalstaaten, d. h. auf der Versammlung aller Abgeordneten aus den Provinzen: sie gab die Gesetze, bestellte den Generalstatthalter, den Befehlshaber des Heeres und der Flotte, erhob die Steuern, besorgte die äußere Staatskunst, kurz hatte alle Befugnisse der Regierung. Allein die Generalstaaten waren nicht aus der Wahl des ganzen Volks hervorgegangen, sondern aus den Obrigkeiten der

*) Statt aller: Secretissima instructio Gallo-Britanno-Batava, Friderico I. Electori regi Bohemiae et comiti Palatino data, ex Gallico conversa ac bono publico in lucem vulgata Anno 1620.

einzelnen Provinzen und Städte, und diese wurden ebenfalls nicht durch das Volk besetzt, sondern ergänzten sich selbst und zwar aus einer Anzahl alter rathsfähiger Familien. Kurz, die Verwaltung der Städte und der Provinzen befand sich in den Händen von aristokratischen Körperschaften. Nun hatte zwar die Geschichte des jungen Freistaates bewiesen, daß man nicht übel dabei fuhr. Denn die aristokratischen Persönlichkeiten, deren Händen das Ruder des Staats anvertraut war, waren ausgezeichnete Staatsmänner und zugleich die unbescholtensten Charaktere. Es konnte aber nicht fehlen, daß in Folge der allgemeinen Bewegung auch in den unteren Schichten des Volks der Wunsch emporkam, einen größeren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu üben, kurz, daß sich eine demokratische Partei bildete. Dies war jedoch von keiner Bedeutung, so lange die Generalstaaten oder der Vertreter derselben, Oldenbarneveldt und der Generalstatthalter, der Prinz Moritz von Oranien, der die ausübende Gewalt hatte, mit einander Hand in Hand gingen. Später wünschte aber der Prinz seine Stellung, welche in so ferne eine beschränkte war, als er in den wichtigsten Entschließungen immer wieder an die Generalstaaten zurückgehen mußte, unabhängiger zu machen. In den Zeiten des Kriegs war er als Feldherr an sich schon von größerer Bedeutung: darum hatte er in den Waffenstillstand mit Spanien (1609) nicht eingehen wollen, während Oldenbarneveldt, der die Absichten des Prinzen durchschaute, mit dem größten Eifer den Frieden befürwortete und zuletzt auch durchdrang. Jetzt suchte nun aber Moritz noch eine andere Stütze: er lehnte sich an die demokratische Partei an und hob diese aus allen Kräften. Es versteht sich, daß es ihm dabei weniger um die Herstellung einer eigentlichen Demokratie, als um die Stärkung seiner Gewalt zu thun war. In Folge dieser Verbindung errang er wirklich das Uebergewicht über seinen Gegner, Oldenbarneveldt und dessen Anhänger, unter welchen sich auch Hugo Grotius befand, leider nicht, ohne daß er zugleich einen religiösen Fanatismus, der bis dahin in den Niederlanden unbekannt war, schürte und unterstützte; und wie weit er es schon gebracht, zeigte die Verurtheilung Oldenbarneveldts zum Tode wegen Anklagen, die durchaus nicht erwiesen werden konnten (1618). Hugo Grotius wurde ins Gefängniß geworfen, später aber durch seine Gattin gerettet.

Und so hatte es den Anschein, als ob Moritz unter dem Schilde der Demokratie, gerade so wie die gleichgesinnten deutschen Fürsten, zu absoluter Gewalt gelangen könnte.

Ob die Dinge in der That sich so gestalten würden, war freilich noch sehr die Frage. Denn noch war Alles in wilder Gährung, und die demokratischen Fluthen hoch angeschwollen. Ein Italiener, der von der deutschen Freiheit begeistert war, sagte sogar den Untergang der Monarchie voraus, und zwar durch Deutschland.*)

Die Niederländer aber benutzten vorderhand ihr gutes Verhältniß zu den deutschen kalvinischen Fürsten, um durch sie ihre nächsten Zwecke zu erreichen, Anderes anderen Zeiten vorbehaltend. Die Furcht vor ihren weit aussehenden Planen war aber doch bereits damals in die Fürsten gefahren, wie aus dem oben angeführten Schreiben des oberländischen Fürsten (des Herzogs von Würtemberg) hervorgeht.

Fassen wir das über die staatlichen Verhältnisse Gesagte zusammen, so werden wir wohl folgende Parteien unterscheiden müssen. Die erste war die kaiserliche, jedoch mit absolutistischen, sogenannten „spanischen" Absichten. Die zweite Partei war das Fürstenthum,

*) Der oben erwähnte Trajanus Boccalini in dem Probierstein aus dem Parnasso, S. 90: „Jetzt sehen wir, daß die Deutschen, welche ebenso subtile spitzfindige Anstifter freier Regimenter, als künstliche Uhrmacher sind, die unsterbliche Freiheit, darnach die allerklügsten Philosophen so viele hundert Jahre vergeblich gesonnen, erfunden und auf die Bahn gebracht, weßhalb die Monarchien ihren Untergang zu besorgen haben. Von dem kleinen Fünklein der schweizerischen Freiheit ist es ausgegangen: daraus hat sich nachher ein so grausam Feuer angezündet, daß es in ganz Deutschland ausgebreitet ist. Die Republiken (Reichsstädte) in Deutschland sind Posaunen, welche die Monarchen von ihrem tiefen Schlaf auferwecken sollen. — — Die deutsche Freiheit ist deßhalb so gefährlich, weil die freien Stände nicht daran denken, andere zu unterjochen, sondern sich mit Vertheidigung ihrer Freiheit begnügten. — — Dies Unheil [man bedenke, daß der Verfasser einen Fürsten sprechen läßt!] ist um so gefährlicher, als es wie ein Krebs alle Tage weiter um sich frißt, und wenn es neue Städte und Völker ergriffen, macht es sie gleich den andern Tag auch frei, und aus Fremden und Feinden vertraute Landsleute und Freunde. Diese Seuche wird in Kurzem alle Welt anstecken und vergiften. Jedermann hält die Freiheit für die einzige Glückseligkeit, was man auch mit vielem Blut nicht zu theuer erkaufen könne. Wenn es den Holländern glücken sollte, sich in ihrer Freiheit zu befestigen, so kann man darauf rechnen, daß es um die anderen Monarchien geschehen ist."

welches dem Kaiser gegenüber seine Unabhängigkeit zu wahren sucht, den Unterthanen gegenüber aber größere Machtfülle anstrebt. Dem Fürstenthum gegenüber bemerken wir die alten Widerstandsparteien, Adel und Städte, die auf ihren hergebrachten Rechten fußen, und diese nicht antasten lassen wollen. Aber zugleich erhebt sich im Volke eine demokratische Partei, theils von den Bauern ausgehend, theils von den niederen Schichten in den Städten, theils von Republikanern mit allgemeineren Gesichtspunkten. Und endlich thut sich eine fürstliche Partei hervor, die sich an die demokratischen Richtungen anschließt, aber zugleich dem Kaiser und dem Hause Habsburg widerstrebt, und überhaupt höhere Zwecke verfolgt.

Diese staatlichen Parteien greifen dann wieder in die religiösen ein und zersetzen sie mitunter, oder werden von ihnen zersetzt. Der Kaiser ist gut katholisch, ja jesuitisch gesinnt, ebenso wie Ferdinand von Steyermark und Maximilian von Baiern. Da er aber als Kaiser zugleich staatliche Zwecke verfolgte, so betrachtete er von jeher das mächtige, aufstrebende Haus Baiern mit einer gewissen Eifersucht; die Jesuiten dagegen waren aufrichtigere Freunde Maximilians als des Kaisers, weil es ihnen überhaupt nicht darum zu thun war, die kaiserliche Gewalt unter allen Umständen zu stärken und zu befestigen. Und auch Maximilian vergißt neben dem Katholicismus doch niemals sein fürstliches Interesse zu wahren, selbst wenn dies auf Kosten des gut katholischen Kaiserhauses geschehen sollte. Es gab aber außer der jesuitischen noch eine andere katholische Partei, die es mit der alten Reichsverfassung und mit dem Kaiserthum hielt, dagegen auf das von den Jesuiten begünstigte katholische weltliche Fürstenthum weniger gut zu sprechen war. Dazu gehörten die meisten Kirchenfürsten und der reichsunmittelbare Adel. Was die protestantischen Religionsparteien anbetrifft, so findet sich, wie wir gesehen, die demokratische Richtung mehr bei den Kalvinisten, die erhaltende bei den Lutheranern. Doch unter gewissen Umständen gehören auch die Lutheraner zur Widerstandspartei. Von den Fürsten aber waren die lutherischen, den Kurfürsten von Sachsen voran, mehr kaiserlich, ja sogar mehr katholisch gesinnt, als kalvinisch. Der Widerstand gegen den Kaiser und seine angeblichen spanischen Gelüste ging daher vorzugsweise von den kalvinischen Fürsten aus, an ihrer Spitze der Kurfürst von der Pfalz. Diese waren auch am

rührigsten in dem Angriff auf den Katholicismus überhaupt, und der Gedanke, diesen zu stürzen, um sich der noch übrigen geistlichen Fürstenthümer zu bemächtigen, lag ihnen nicht ferne. Die Reichsstädte waren zwar meist lutherisch, nahmen aber doch eine andere Stellung ein, als die lutherischen Fürsten, da sie vom Kaiser schlecht behandelt wurden. Sie hatten eher Neigung, sich an die kalvinischen Fürsten anzuschließen.

---

10. Die Ereignisse bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs. Union und Liga. Letzte Jahre Rudolfs II. Mathias.

Dies war die Lage der Dinge, als der Vorgang mit Donauwerth sich ereignete. Er verursachte die größte Aufregung bei den protestantischen Ständen. Mehr, wie je, waren sie jetzt besorgt um ihre Freiheit, und der Vorschlag, sich zusammen zu thun, um weiteren Uebergriffen der Katholiken zu begegnen, fand nun geneigtere Ohren.

Im Anfange des Jahres 1608 wurde ein Reichstag in Regensburg gehalten. Rudolf II. war nicht selbst gegenwärtig, sondern ließ sich durch den wegen seines Religionseifers den protestantischen Ständen verhaßten Erzherzog Ferdinand von Steyermark vertreten. Die Protestanten verlangten auf diesem Reichstage, ehe sie sich in etwas Anderes einließen, die Regelung des Reichsgerichtswesens, namentlich eine Beschränkung der Befugnisse des Reichshofraths und die Beseitigung ihrer vielfachen Religionsbeschwerden: sie verlangten ferner eine Erneuerung des Religionsfriedens, die kalvinischen Fürsten überhaupt die Freistellung der Religion. Da aber die Katholiken die Mehrheit hatten, so wurde dieses Ansinnen der Protestanten verworfen. Von jetzt an nahmen diese an keiner Versammlung mehr Theil, sondern beriethen sich besonders. Der Kaiser, bei so drohenden Aussichten, hätte gerne nachgegeben, wohl auch einige der katholischen Kirchenfürsten. Andere jedoch, unter diesen besonders der Herzog Maximilian von Baiern, setzten sich

mit allem Eifer dagegen. So verließen die Protestanten den Reichstag noch vor seinem Schlusse. Seitdem kam auf lange Zeit kein Reichstag mehr zu Stande.

Sofort aber versammelte sich ein Theil der protestantischen Stände auf Veranlassung des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz in Ahausen im Ansbachischen und schloß hier (4. Mai 1608) einen Bund zu gegenseitigem Schutz, unter dem Namen der protestantischen Union. Die Theilnehmer desselben waren außer dem Kurfürsten von der Pfalz der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen Christian und Joachim Ernst von Ansbach, der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, der Markgraf Georg Friedrich von Baden, der Fürst Christian von Anhalt, der Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, Kurbrandenburg und folgende Reichsstädte: Ulm, Straßburg, Nürnberg, Worms, Speier, Hall, Heilbronn, Weissenburg, Landau, Nördlingen, Memmingen, Kempten, Rotenburg, Schweinfurt, Weissenburg im Nordgau. Zum Bundeshaupt wurde der Kurfürst von der Pfalz erwählt; zum General Markgraf Joachim Ernst von Ansbach mit 6000 Gulden monatlichem Gehalt; zum Generaloberstlieutenant Fürst Christian von Anhalt mit 4000 Gulden monatlich; zum General der Reiterei der Markgraf von Baden; zu Obersten Graf Julius Friedrich von Würtemberg und Graf Kraft von Hohenlohe.

Die Union nahm eine achtunggebietende Stellung ein. An und für sich schon war sie eine mächtige Verbindung, sie wurde aber noch bedeutender durch die mannigfachen Beziehungen mit auswärtigen Staaten, welche sie sofort einzuleiten sich beeilte. Sie trat in Unterhandlungen mit den Niederlanden, mit Frankreich, der Schweiz, Venedig. Von Frankreich namentlich durfte sie im Falle der Noth die entschiedenste Unterstützung gewärtigen.

Und dazu kam, daß im Lager ihrer Gegner eben jetzt eine fast unheilbare Spaltung eingerissen war. Das Haus Habsburg, vor dem sich die Protestanten bisher am meisten gefürchtet, war in die furchtbarsten Zwiespälte gerathen, und brachte sich selber die tödtlichsten Wunden bei.

Der Kaiser Rudolf hatte seit längerer Zeit seine Erbländer auf die lässigste und unzulänglichste Weise verwaltet. Wir haben oben bemerkt, daß er Sinn für die Wissenschaften hatte, weniger jedoch

für Geschichte und Staatskunst, als für die Naturkunde, für Kunst, Alterthümer, Sonderbarkeiten aller Art, für die er ungeheuere Summen verschwendete. Nachgerade aber gab er sich diesen Liebhabereien, namentlich auch astrologischen und alchemischen Träumereien dergestalt hin, daß er sich fast gar nichts mehr um die Regierungsgeschäfte kümmerte. Stöße von Acten lagen in seinem Kabinete aufgehäuft, die auf Erledigung harrten: er konnte sich aber nicht einmal entschließen, nur seinen Namen zu unterschreiben. Gesandte, selbst angesehener Höfe, mußten oft Tage lang warten, bis es ihnen gelang, vorgelassen zu werden: und auch dann erhielten sie in der Regel keine bestimmte Antwort. Rudolf beschäftigte sich inzwischen mit seinen Astrologen oder Alchemisten, mit denen er die Goldmacherkunst ergründen wollte: oder er schaute seinen Malern zu. Wer ihn in solchen Beschäftigungen störte, dem geschah es wohl bisweilen, daß er ihm Geräthschaften oder was ihm gerade in die Hände fiel, voll Wuth an den Kopf warf. Die Regierungsgeschäfte überließ er seinen Räthen oder Günstlingen, mit denen er häufig wechselte, die aber keineswegs begabt oder uneigennützig waren: es war bekannt, daß man an der kaiserlichen Kanzlei durch Bestechung Alles erreichen konnte. Mitunter beherrschte ein Kammerdiener, wie z. B. Lang, den Kaiser dergestalt, daß die ganze kaiserliche Staatskunst von ihm abhing; und dieser Lang gehörte zu den verworfensten Geschöpfen, wie er denn auch endlich seine mannigfachen Verbrechen mit dem Tode büßte.

Daß die Länder, welche Rudolf beherrschte, unter solchen Umständen sehr herunter kamen, daß namentlich die Stellung zum Auslande immer unglückseliger wurde, braucht nicht erst weiter auseinander gesetzt zu werden. Namentlich gegen die Türken erlitt man unaufhörlich Verluste: in Siebenbürgen erfolgte im Jahre 1602 der Aufstand des Stephan Botskai; die unzufriedenen Protestanten in Ungarn schlossen sich ihm an, und da sie durch die Türken unterstützt wurden, so schien Siebenbürgen und Ungarn für Oesterreich verloren.

Die Unfähigkeit des Kaisers entging seiner Familie nicht, am wenigsten dem Bruder Rudolfs, Mathias. Er war früher vom Kaiser zurückgesetzt und mit offenbarem Mißtrauen behandelt worden, weil er sich noch als ganz junger Mensch in die niederländischen

Angelegenheiten gemischt hatte, und zwar in ziemlich zweideutiger Weise. Nachdem er die Niederlande wieder verlassen (1582), war er jahrelang zur Unthätigkeit verdammt. Erst später, als die ungarischen Angelegenheiten eine immer schlimmere Wendung nahmen, wurde er vom Kaiser zum Statthalter in Oesterreich und Ungarn ernannt. Allein Rudolf hatte das Mißtrauen gegen den Bruder nicht verloren und suchte alle seine Maßnahmen zu hemmen. Mathias hatte eingesehen, daß unter den gegenwärtigen Umständen ein Friede mit den Türken, wie mit Stephan Botskai und den ungarischen Unzufriedenen das einzig Ersprießliche sei, und knüpfte deßhalb mit ihnen Unterhandlungen an. Im Juni 1606 schloß er Friede mit Botskai, den er als erblichen Fürsten von Siebenbürgen bestätigte: den Ungarn wurde Religionsfreiheit zugesichert. Im November 1606 folgte der Friede mit den Türken. Aber schon während dieser Unterhandlungen zeigte sich Rudolf einem Frieden durchaus abgeneigt: als er geschlossen war, so weigerte er sich, denselben anzuerkennen. Mathias, der in diesem Verfahren des Kaisers eine feindselige Gesinnung gegen ihn wahrzunehmen glaubte, traf nun die geeigneten Maßregeln. Noch vor dem Abschluß des Friedens mit den Ungarn und mit den Türken (im April 1606) berief er die Glieder des Hauses Habsburg nach Wien und bestimmte sie, in einer vorderhand noch geheim zu haltenden Urkunde, dem Kaiser wegen seiner Gemüthsblödigkeit das Seniorat des Hauses abzunehmen und es Mathias zu übertragen. Seitdem wuchs die Feindschaft beider Brüder von Tag zu Tag. Mathias glaubte zu bemerken, daß Rudolf ihn vom Throne auszuschließen und diesen dem Erzherzog Ferdinand von Steyermark zuzuwenden beabsichtige. Wenigstens war es sehr auffallend, daß der Kaiser zu seinem Stellvertreter auf dem Reichstage zu Regensburg nicht Mathias, sondern Ferdinand erwählte. Mathias dagegen schloß sich enger an die Ungarn und an die Oesterreicher an, machte den Protestanten, die in beiden Ländern die Mehrzahl ausmachten, fernere Zugeständnisse, und unter seinem Schutze schlossen Oesterreicher und Ungarn zu Preßburg (1608) einen Bund mit einander zur Aufrechthaltung ihrer Rechte. Als jetzt Rudolf die Auflösung dieses Bundes verlangte und rüstete, so rückte Mathias im April mit einem Heere nach Mähren und Böhmen, und zwang seinen Bruder, durch den

Vertrag vom 25. Juni 1608, ihm Ungarn, Oesterreich und Mähren förmlich abzutreten und die Nachfolge im Königreiche Böhmen zu sichern.

Mathias hatte seine Erfolge nur den Protestanten zu danken. Es war natürlich, daß diese nun auf die Erfüllung der Hoffnungen drangen, die er ihnen gemacht hatte. Aber Mathias hatte es nicht ehrlich gemeint. Es war überhaupt eine zweideutige schwankende Natur, überdies abhängig vom Bischof Klesl von Wien, einem allerdings sehr schlauen und umsichtigen Staatsmann, aber einem sehr eifrigen Katholiken. Mathias weigerte sich daher Anfangs, die Forderungen der österreichischen Protestanten nach Wiederherstellung ihrer Rechte, wie sie zu den Zeiten Maximilians II. bestanden, zu bewilligen. Aber die protestantischen Stände weigerten sich nun, dem Mathias als Landesherrn zu huldigen, warben Truppen und machten Anstalten, sich ihm mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Endlich entschloß sich Mathias (März 1609) zur Nachgiebigkeit: er bestätigte den österreichischen Ständen die Religionsfreiheit, und jetzt erst (Mai 1609) erfolgte von ihrer Seite die Huldigung.

Die Böhmen machten es den Oestreichern nach. Im Jahre 1608, als Mathias gegen Rudolf heranrückte, hatte dieser in der Angst seines Herzens den böhmischen Protestanten oder Utraquisten, welche auch hier die große Mehrzahl ausmachten, die Religionsfreiheit zugesichert. Nach der Entfernung des Mathias schien er das Versprechen vergessen zu wollen. Die Böhmen aber versammelten sich zu einem Landtage, stellten hier an den Kaiser die entschiedensten Forderungen und als sie ihnen abgeschlagen wurden, so errichteten sie das sogenannte Defensionswerk, d. h. sie rüsteten ein Heer, bestellten dreißig Directoren und ernannten drei Feldhauptleute, den Grafen Mathias von Thurn, Leonhard von Fels, Johann von Bubna. Jetzt gab der Kaiser nach. Er ertheilte den Böhmen 11. Juli 1609 den berühmten Majestätsbrief. Darnach sollten alle im Jahre 1575 bestandenen protestantischen Parteien freie Religionsübung haben, auch neue Kirchen und Schulen bauen dürfen: es wurde ihnen wieder ein Consistorium überlassen, so wie auch die prager Hochschule, an der sie von nun an die Lehrer zu bestellen haben sollten.

So hatte der Protestantismus mit Einem Schlage die außerordentlichsten Erfolge errungen. In den österreichischen Landen, wo

seit Rudolfs II. Regierungsantritt die katholischen Gegenreformationen von Jahr zu Jahr weiter um sich gegriffen hatten, wurde ihnen plötzlich ein Damm entgegengesetzt: die spanisch-jesuitischen Bestrebungen des habsburgischen Hauses wurden mit Einem Male gebrochen, in Folge des Zwiespaltes zwischen Mathias und Rudolf, ja der Protestantismus schien jetzt in Oesterreich dasselbe Uebergewicht gewinnen zu müssen, welches bisher der Katholicismus geübt.

Diese Dinge waren natürlich von dem größten Einfluß auf die Stellung des Protestantismus im Reiche, und namentlich der Union. Schon auf dem Reichstage von Regensburg hatte Mathias es für nöthig gefunden, sich mit den protestantischen Fürsten in Verbindung zu setzen, und nach dem Abschluß der Union wurde diese Verbindung nicht aufgegeben, weil sich Mathias, der auch den Kaiserthron im Auge hatte, so viel wie möglich Stützen zu gewinnen suchte. Aber auch Rudolf, den seit dem ersten Zusammentreffen mit Mathias eine namenlose Furcht beschlichen, glaubte jetzt anders gegen die Protestanten auftreten zu müssen. Als die Union im Sommer 1609 eine Gesandtschaft an ihn schickte, an ihrer Spitze den Fürsten Christian von Anhalt, um vom Kaiser die Wiederherstellung Donauwerths zu verlangen, so gab der Kaiser wirklich die Erklärung, daß die Stadt innerhalb 4 Wochen an das Reich zurückfallen sollte, und er stellte auch in der That eine ähnliche Forderung an Maximilian von Baiern. Daß diese Zusage des Kaisers nicht in Erfüllung ging, daran war vor Allem der Herzog von Baiern Schuld, der die Stadt nur dann herausgeben wollte, wenn man ihm die Vollziehungskosten bezahlte, und diese setzte er so hoch an — nämlich zehnmal höher, als er wirklich ausgegeben — daß er darauf rechnen konnte, der Kaiser oder das Reich werde sie nie bezahlen.

Die plötzliche Veränderung in der Lage des Protestantismus, die drohende Stellung, welche die Union eingenommen, war in der That geeignet, die katholischen Stände besorgt zu machen und den Wunsch zu erzeugen, sich ebenfalls zusammen zu thun, um allenfallsigen Uebergriffen der protestantischen Stände entgegenzutreten. Dieser Gedanke leitete besonders den Herzog Maximilian von Baiern. Schon auf dem Regensburger Reichstage, noch vor dem Abschlusse der Union, wollte er eine katholische Verbindung zu Stande bringen, und seitdem arbeitete er mit dem rastlosesten Eifer an der

Ausführung dieses Gedankens. Es wurde ihm doch nicht so leicht, seinen Zweck zu erreichen. Denn offenbar waren es nicht blos religiöse Beweggründe, die ihn dabei bestimmten, sondern auch staatliche. Maximilian hatte durch die Donauwerther Geschichte den größten Haß der Protestanten auf sich geladen: er konnte darauf rechnen, daß, wenn es einmal zu Thätlichkeiten käme, er ihn schwer empfinden müßte. Er wollte sich nun durch eine ansehnliche Verbindung mit katholischen Ständen sicher stellen. Aber Maximilian strebte überhaupt nach einer vorwiegenden einflußreichen staatlichen Stellung. Diese konnte er nur als Haupt einer mächtigen Verbindung einnehmen. In dieser Eigenschaft stand er sowohl den Protestanten gewappnet gegenüber, als auch dem Hause Habsburg, falls dieses daran denken sollte, die Eifersucht gegen das wittelbachische Haus weiter treiben zu wollen. Aber eben diese staatlichen Absichten Maximilians entgingen den katholischen Kirchenfürsten, auf die er bei einem zu errichtenden Bunde zunächst angewiesen war, keineswegs. Diese Kirchenfürsten, Bischöfe und Erzbischöfe waren, wie wir bereits oben bemerkt, in der Regel gut kaiserlich gesinnt, und wollten nicht gerne in eine Verbindung sich einlassen, die, wie Maximilian beabsichtigte, vom Kaiser unabhängig sei. Besonders der Erzbischof von Mainz, Johann Schweikard, ein äußerst gewiegter Staatsmann, durchschaute den Herzog. Er machte auch den Vorschlag, den Kaiser zum Haupte der Verbindung zu erklären. Dagegen setzte sich Maximilian aus allen Kräften. Endlich (Juni 1609) brachte er den katholischen Bund zu Stande, der nun die Liga genannt ward. Die ersten Theilnehmer waren außer ihm die Bischöfe von Würzburg, Konstanz, Augsburg, Regensburg, Straßburg und Passau, der Propst von Ellwangen und der Abt von Kempten. Maximilian wurde zum Bundeshaupte erwählt. Im August traten dann die drei geistlichen Kurfürsten, von Mainz, Trier und Köln bei. Das Mißtrauen, welches bei diesen geistlichen Herren herrschte, zeigte sich aber gleich darin, daß der Erzbischof von Mainz zum zweiten Bundeshaupte erwählt wurde.

Wie nun die Union mit den Niederlanden und mit Frankreich in Beziehungen getreten war, so suchte die Liga ebenfalls ausländische Hülfe. Sie wandte sich an den Papst, an die italienischen Fürsten, an Spanien, selbst an Frankreich, um wenigstens soviel zu bewirken,

daß Heinrich IV. den Protestanten keine Hülfe gewähre. Die Aussichten auf auswärtige Unterstützung waren aber Anfangs sehr gering: nur der König von Spanien versprach im Falle der Noth Truppen stellen zu wollen. Desto eifriger betrieb Maximilian die innere Einrichtung des Bundes, und die Ausdehung desselben: so wurde Ferdinand von Steyermark darin aufgenommen und noch mehrere andere geistliche Herren.

Die Union war aber doch stärker, als die Liga, und eben war ein Ereigniß eingetreten, welches ihr neue Vortheile sichern sollte. Im März 1609 starb der letzte Herzog von Jülich-Cleve, Johann Wilhelm, ohne Kinder zu hinterlassen. Die von ihm besessenen Länder (Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensburg) machten schon an sich ein ansehnliches Fürstenthum aus: noch bedeutender wurden sie durch ihre Lage. Dieses Fürstenthum konnte von dem größten Einflusse sein auf die Verhältnisse in den Niederlanden, am Rhein und in Westphalen, und es war daher natürlich, daß beide miteinander streitende Religionsparteien sich alle Mühe gaben, es an sich zu bringen. Das Erbrecht sprach nun aber mehr für die Protestanten. Der letzte Herzog hatte vier Schwestern. Die älteste, Marie Eleonore, die Gemahlin des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, war zwar gestorben, sie hatte aber eine Tochter, Anna, hinterlassen, die an den Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg verheirathet war. Die zweite Schwester, Anna, war die Gemahlin des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, die dritte, Magdalene, des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, die vierte, Sibylla, des Markgrafen Karl von Burgau. All' diese machten Ansprüche auf die Erbschaft. Aber auch der Kurfürst von Sachsen glaubte sich berechtigt, da seinem Hause schon von den Kaisern Friedrich III. und Maximilian I. die Anwartschaft auf die jülichischen Lande zugesichert worden war. Am meisten Recht hatten offenbar der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg. Diese setzten sich auch ohne Weiteres in den Besitz der Lande, und durch Vermittlung der Union, insbesondere des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel, schlossen sie am 10. Juni 1609 mit einander den Vertrag zu Dortmund, zufolge dessen sie bis zu förmlicher Austragung der Sache sich gemeinsam in den Besitz des Fürstenthums theilen wollten. Diese Wendung der Dinge war der katholischen Partei, war insbesondere

dem Hause Habsburg sehr unangenehm. Spanien bearbeitete den Kaiser Rudolf II. und dieser entschloß sich, vorderhand die Länder zu Handen des Reichs zu nehmen. Er erklärte alle Maßnahmen der beiden Fürsten für null und nichtig, hob den dortmunder Vergleich auf und schickte seinen Neffen, den Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, ab, um sich in den Besitz der streitigen Lande zu setzen. In der That gelang es ihm, sich der Hauptfestung, Jülichs, zu bemächtigen. Leopold forderte die Liga, deren Mitglied er war, auf, ihn zu unterstützen, und sie versprach Hülfe.

Aber gerade dieses Verfahren des Kaisers veranlaßte neue Bewegungen. Die besitzenden Fürsten sowohl, wie die Union, wandten sich an die Niederlande und an Frankreich um Hülfe. Heinrich IV. welcher schon lange mit den protestantischen Fürsten in Beziehungen gestanden hatte, glaubte jetzt Alles aufbieten zu müssen, um die Festsetzung des Hauses Habsburg in Jülich-Cleve zu verhindern. Er faßte den Gedanken, gegen dieses Haus einen großen Krieg zu beginnen, dessen letzter Zweck die Vernichtung seiner Uebermacht gewesen wäre. Die Union wurde demgemäß auf das Eifrigste bearbeitet, und schon im Februar 1610 kam ein Bündniß zwischen ihr und Frankreich zu Stande. Heinrich betrieb die umfassendsten Rüstungen: ebenso die Union. Die letztere handelte rasch: ein Theil ihrer Kriegsmacht fiel in das Bisthum Straßburg ein, um die Schaaren, welche Leopold daselbst zusammengezogen, zu zerstreuen: der Markgraf von Ansbach aber besetzte die Bisthümer Bamberg und Würzburg und spielte dort den Herrn: die Bisthümer Speier und Worms wurden ebenfalls von den Truppen der Union durchzogen: zugleich drangen die Holländer in das Jülichische ein, ebenso Fürst Christian von Anhalt. Die Union war überall siegreich: nichts schien ihr widerstehen zu können.

Diese Erfolge der Union erklären sich zum Theil aus den Veränderungen, die inzwischen mit der Liga vorgegangen waren. Die Seele derselben, Maximilian von Baiern, hielt auf einmal mit seiner Thätigkeit inne. Von vornherein lag es nicht in seinem Vortheile, zu einer Vergrößerung des Hauses Habsburg oder zu einer Erweiterung der kaiserlichen Gewalt mitzuwirken. Er wies daher eine Aufforderung des Kaisers, in der jülichischen Sache die Vollziehung seines Machtspruches gegen Brandenburg und Neuburg zu über-

nehmen, mit Entschiedenheit zurück. Er erklärte, daß die Liga mit dieser Sache nichts zu thun habe, und er änderte seine Meinung auch dann nicht, als Rudolf II. sich veranlaßt sah, (7. Juli 1610) den Kurfürsten von Sachsen mit Jülich und Cleve zu belehnen. Außerdem fühlte sich Maximilian damals überhaupt von Habsburg mannigfach beleidigt. Spanien verlangte, daß Ferdinand von Steyermark zum Bundesobersten der Liga ernannt werde. Maximilian wollte nun seine Hauptmannstelle niederlegen. Die geistlichen Fürsten, welche die Thätigkeit Maximilians sehr wohl erkannten, thaten nun zwar Alles, um ihn von diesem Entschlusse abzubringen, und durch ihre Vermittlung wurde bestimmt, daß die eigentliche Leitung der Liga dem Herzoge von Baiern verbleiben sollte, während Ferdinand nur den Namen eines Bundesobersten führe; aber nun stellte Spanien die Forderung, daß Ferdinand der Bundessteuer enthoben sein sollte. Als dies nicht durchging, — Maximilian setzte sich aus allen Kräften dagegen — so verlangte der König von Spanien, daß ihm der Titel Protector der Liga, und Ferdinand der Titel Viceprotector beigelegt werde, wodurch angedeutet werden sollte, daß das Haus Habsburg doch die oberste Stelle in diesem Bunde beanspruche. Trugen nun all' diese Dinge zur Entfernung zwischen Maximilian und Oesterreich bei, so verfehlten zugleich Frankreich und die Union nicht, den Herzog von Baiern in dieser Gesinnung zu bestärken. Heinrich IV. knüpfte Unterhandlungen mit ihm an in der Absicht, ihn von Oesterreich abzuziehen, und ihn zu einer näheren Verbindung mit der Union zu vermögen. Zu diesem Ende bot er ihm sogar die deutsche Kaiserkrone an. Auch das Haupt der Union, der Kurfürst von der Pfalz, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um sich Maximilian zu nähern.

Die großen Entwürfe Heinrichs IV. kamen zwar nicht zur Ausführung, denn im Mai 1610 wurde er von Ravaillac ermordet, und die nachfolgende Regierung befolgte eine andere Staatskunst, wie er. Aber die schon unter ihm eingeleiteten Unterhandlungen zwischen der Union und Maximilian wurden fortgesetzt. Die Union war um so geneigter zum Frieden, als das Haupt derselben, der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz, schon im September 1610 starb und sein Sohn, Friedrich V., noch minderjährig war. So kam es schon im Oktober 1610 zu einem Vergleich zwischen der

Union und Maximilian von Baiern, als dem Haupte der Liga, den dieser übrigens eigenmächtig abschloß, ohne vorher seine Bundesgenossen zu fragen: inzwischen traten diese um so lieber bei, als sie in der letzten Zeit ziemliche Furcht beschlichen hatte, und sie doch nicht geneigt waren, sich viel anzustrengen, am wenigsten große Summen auf Kriegsrüstungen zu verwenden.

Die protestantische Partei war also immer noch im Vortheil, und bald sollten die neuen Bewegungen, die in den habsburgischen Landen erfolgten, ihre Lage noch günstiger gestalten.

Der Kaiser Rudolf vergaß seinem Bruder Mathias und den Böhmen nie die Demütbigungen, die er von ihnen erlitten. Lange ging er mit Entwürfen um, wie er sich rächen, wie er sich wieder in den Besitz der verlorenen Länder und Rechte setzen könnte. Die jülich-clevische Angelegenheit sollte ihm nun einen Vorwand geben, um sich die Mittel zu einem solchen Beginnen zu verschaffen. Der Erzherzog Leopold, der, wie wir gesehen, als kaiserlicher Bevollmächtigter nach Jülich gesendet worden war, veranstaltete in seinem Stifte Passau bedeutende Truppenwerbungen, angeblich um sie in Jülich zu verwenden. Allein seit dem Jahre 1610 hatten die Dinge daselbst eine solche Wendung genommen, daß der Kaiser darauf verzichten mußte, durchzudringen: gegen die beiden besitzenden Fürsten, Brandenburg und Neuburg, die noch dazu von den Holländern unterstützt wurden, war nicht aufzukommen. Der Erzherzog kehrte nach Passau zurück, allein er ließ die daselbst stehenden Truppen nicht auseinander gehen. Sie vermehrten sich von Tag zu Tag und bald fühlten sich alle benachbarten Länder von ihnen bedroht: besonders aber die österreichischen, die unter der Botmäßigkeit des Mathias standen. Man fürchtete, daß Rudolf mit ihnen Gewaltschritte beabsichtige. In der That brachen sie, nachdem der Kaiser lange hinfort von verschiedenen Seiten vergebens aufgefordert worden war, sie zu entlassen, Ende 1610 gegen Oesterreich auf, und betrugen sich hier auf eine barbarische Weise. Zuletzt wurden sie doch zurückgeschlagen: nun aber (Januar 1611) warfen sie sich nach Böhmen und bemächtigten sich der kleinen Stadt Prag. Der Kaiser, der bisher diesem „Passauer Volke" gegenüber eine zweideutige Haltung beobachtet hatte, warf jetzt plötzlich die Maske ab: er erklärte sich zum Oberhaupte des passauer Kriegsvolkes, welches

gekommen sei, um Ruhe und Ordnung in Böhmen herzustellen: es vollziehe nur seine Befehle. Das Verfahren der Passauer ließ nun gar keinen Zweifel mehr aufkommen, zu welchem Zwecke sie hergekommen seien: offen sprachen sie davon, daß der Majestätsbrief vernichtet werden müßte. Auch glaubte man zu wissen, daß Rudolf beabsichtige, den Erzherzog Leopold, der sich jetzt selbst an die Spitze des passauer Volkes setzte, zu seinem Nachfolger in Böhmen und im Reiche zu machen. Die Prager setzten aber all' diesen Umtrieben und Gewaltthätigkeiten den entschiedensten Widerstand entgegen: sie befestigten die Altstadt und schlugen alle Versuche der Passauer, einzudringen, zurück. Täglich kam es zu den blutigsten Kämpfen. Inzwischen war die Kunde von dem Einbruch der Passauer durch das Land erschollen: von allen Seiten kamen die Landleute den Pragern zu Hülfe, und es stellte sich immer klarer heraus, daß der Versuch Rudolfs gescheitert sei. Zugleich forderten die böhmischen Stände, die sich inzwischen versammelt hatten, den König Mathias auf, ihnen zu Hülfe zu eilen. Mathias folgte um so lieber dieser Aufforderung, als er sehr wohl wußte, daß sein eigenes Schicksal auf dem Spiel stand: er rückte mit 18,000 Mann in Böhmen ein. Jetzt entsank Rudolf der Muth, und ebenso dem Erzherzog Leopold. Der Kaiser bezahlte das passauer Kriegsvolk und entließ es. Mathias rückte nichts desto weniger vor und in Prag ein. Sofort erfolgte ein gänzlicher Umschlag der Dinge. Die Führer der ständischen Widerstandspartei, den Grafen von Thurn an der Spitze, rissen die Gewalt an sich, nahmen eine Menge Verhaftungen kaiserlicher Räthe vor, und behandelten den Kaiser selbst als Gefangenen. Er konnte sich nun selbst sagen, was er zu gewärtigen habe. Die Stände wollten nichts mehr von ihm wissen, und am 12. April 1611 mußte er Böhmen an seinen Bruder Mathias abtreten. Er hatte nun alle seine Kronen verloren: nur die deutsche war ihm übrig geblieben.

Der Kaiser überlebte nicht lange diese traurigen Ereignisse. Am 20. Januar 1612 endete er sein Leben. Man hatte ihn nicht dazu bewegen können, noch bei seinen Lebzeiten die Wahl seines Nachfolgers im Reiche vornehmen zu lassen. Die Kaiserwahl verzog sich daher bis in den Sommer. Anfangs, scheint es, hatte ein Theil der Kurfürsten, namentlich Pfalz und Köln, den Plan, das Haus

Habsburg zu umgehen und den Herzog von Baiern zu wählen. Diese Ansicht stieß jedoch auf Widerstand, und da sich Mathias alle Mühe gab, die Gunst der protestantischen Fürsten zu gewinnen, denen er große Hoffnungen machte, so strengten sich diese besonders an, seine Wahl durchzusetzen. Auf dem Wahltage war es nahe daran, daß die weltlichen Kurfürsten Bestimmungen in die Wahlcapitulation gebracht hätten, welche die rechtliche Stellung der Protestanten im Reiche wesentlich verbesserten: sie verlangten Freistellung der Religion und eine Umgestaltung des Reichshofraths dergestalt, daß dieser Gerichtshof wie das Reichskammergericht eine Einrichtung der Reichsstände geworden wäre: er sollte gleichmäßig aus katholischen und protestantischen Mitgliedern zusammengesetzt werden; und nur dem Umstande, daß zuletzt Kursachsen auf die Seite der widerstreitenden geistlichen Kurfürsten trat, war es zuzuschreiben, daß diese Vorschläge nicht durchgingen. Mathias wurde am 3. Juni 1612 zum Kaiser gewählt.

Das kaiserliche Ansehen hatte in den letzten zehn Regierungsjahren Rudolfs ungemein verloren. Was Maximilian II. hergestellt, war beinahe Alles wieder zu Grunde gegangen. Auf der einen Seite zeigte der Kaiser Streben nach Willkürherrschaft, auf der anderen gänzliche Unfähigkeit, seine Plane durchzuführen. Zuletzt erlitt er schmähliche Niederlagen von all' den Mächten, die er niederwerfen wollte. Der Protestantismus stand nun mächtiger da, wie je, und zugleich gefahrdrohender: kein Zweifel, daß diese Religionspartei, die sich vom Kaiser so vielfach verletzt sah, ihrerseits nun Alles aufbot, um die kaiserliche Gewalt so viel wie möglich zu beschneiden. Und zugleich konnte man sich doch auch nicht auf die katholischen Stände verlassen, da die bedeutendste Macht unter denselben, der Herzog von Baiern, dem Hause Oesterreich ebenfalls entfremdet war.

Der neue Kaiser bestieg also den Thron unter den schwierigsten Verhältnissen. Er hatte aber während der letzten Jahre die Macht des Protestantismus und der staatlichen Freiheitspartei kennen gelernt und glaubte denselben Rechnung tragen zu müssen. Offenbar ging er in den ersten Jahren seiner Regierung von dem Gedanken aus, im Allgemeinen die Staatskunst seines Vaters, Maximilians II., zu befolgen. Er wollte den Protestanten gegenüber Milde und Ver-

söhnlichkeit vorwalten lassen, ihnen so viel Zugeständnisse machen, als thunlich war, sodann in der Reichsverwaltung und besonders im Gerichtswesen die vielen unter seinem Vorgänger eingeschlichenen Mißbräuche und Gebrechen beseitigen, dadurch sich das Vertrauen der Stände gewinnen, dann die zwei Verbindungen Union und Liga auflösen und versuchen, wie er eine besondere kaiserliche Partei bilden könne: auch dem Auslande gegenüber sollte wieder Entschiedenheit gezeigt werden: vielleicht daß sich die Kräfte der Nation in der Richtung gegen das Ausland zusammenfassen ließen.

Aber schon auf dem ersten Reichstage, den Mathias hielt, zu Regensburg im Jahre 1613, sollte er erfahren, mit wie spröden Bestandtheilen es ein deutscher Kaiser zu thun hatte. Mathias hatte absichtlich als ersten zu berathenden Gegenstand die Verbesserung des Reichsgerichtswesens namhaft gemacht, deren Erledigung den Protestanten ja besonders zu Gute gekommen wäre; sodann erklärte er ausdrücklich, ihre sonstigen Beschwerden ebenfalls zur Sprache bringen zu wollen. Allein die Gesandten der protestantischen Fürsten — persönlich waren die wenigsten erschienen — verlangten vor Allem, und ehe sie sich in etwas Anderes einlassen könnten, Abstellung ihrer Beschwerden, namentlich Feststellung der Stimmengleichheit der Protestanten und Katholiken auf dem Reichstage. Vergebens antwortete ihnen Mathias, er werde ihnen gewiß Rechnung tragen, nur auf ihren Vorschlag, die Mehrheit der Stimmen nicht gelten zu lassen, könne er nicht eingehen: sie blieben bei ihrer ersten Forderung. Natürlich setzten sich die Katholiken auf das Heftigste dagegen, auch Mathias konnte nicht wohl nachgeben, und so blieben die Gesandten der protestantischen Stände von dem Reichstage weg, verwahrten sich aber gegen alle Beschlüsse, die auf ihm gefaßt werden möchten. Der Reichstag war hiermit gesprengt. Mathias gab sich später wiederholte Mühe, die beiden Religionsparteien auszugleichen: seine Versuche scheiterten aber ebenso sehr an dem Starrsinn der Katholiken wie der Unirten.

Glücklicher schien der Kaiser in dem Versuche zu sein, die beiden Verbindungen nach und nach zu schwächen und aufzulösen und statt ihrer eine eigene kaiserliche Partei zu bilden. Er begann mit der Liga, auf welche er größeren Einfluß üben konnte, als auf die Union. Sein Plan war zunächst, die Liga zu einer rein staatlichen

Verbindung umzugestalten, in welche alle diejenigen aufgenommen werden sollten, die es mit Kaiser und Reich ehrlich meinten. Für diesen Plan war auch der Kurfürst von Mainz. Aber Maximilian von Baiern setzte demselben den entschiedensten Widerstand entgegen, und da er als Haupt der Liga und durch seine ganze Persönlichkeit auf einen nicht geringen Theil der Mitglieder, selbst der Bischöfe, einen großen Einfluß hatte, so drang er natürlich mit seiner Ansicht durch. Nun aber ging die Absicht des kaiserlichen Hofes dahin, die Stellung des Herzogs von Baiern als Haupt der Liga zu untergraben, und auch hierbei half der Kurfürst von Mainz. Es wurde also auf einem Bundestage im Oktober 1613 beschlossen, daß von nun an die Liga drei Leitungen (Directionen) haben sollte, eine österreichische, baierische, rheinische. Die österreichische erhielt der Bruder des Kaisers, Erzherzog Maximilian, Deutschmeister und zugleich Statthalter von Tirol, die rheinische der Erzbischof von Mainz, die bayerische erhielt der Herzog Maximilian. Ferner wurde beschlossen, daß ehe die Liga zu den Waffen greife, sie zuvor den kaiserlichen Hof davon benachrichtigen solle. Der Herzog von Baiern hatte sich zwar auch gegen diese Beschlüsse gesetzt: diesmal drang er aber nicht durch. Nur so viel wurde zugestanden, daß es den einzelnen Mitgliedern der Liga freistehen sollte, an welche Leitung sie sich anschließen wollten. Dadurch erreichte Maximilian so viel, daß alle süddeutschen Mitglieder bei ihm verblieben. Der Erzherzog hatte nur über das österreichische Gebiet zu verfügen. Maximilian ging aber bald noch weiter. Im Jahre 1614 schloß er mit den Mitgliedern seiner Leitung, Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Augsburg, Ellwangen, Regensburg, Passau, einen besonderen Vertrag ab, der ihm als Bundeshaupt eine weit größere Macht und Selbstständigkeit verlieh, als den andern Bundeshäuptern. Er kümmerte sich auch gar nichts mehr um dieselben, beschickte ihre Bundestage nicht, ließ sich mit ihnen in nichts mehr ein. Bald stellte sichs heraus, daß nur der baierische Bund Kraft, Stärke, Bedeutung hatte, die anderen drohten zu verkommen. Und um diese Zeit verstärkte sich Maximilian durch eine sonderbare Familienverbindung. Jener eine von den Fürsten, welche Jülich-Cleve in Besitz genommen, der Pfalzgraf von Neuburg, oder vielmehr dessen Sohn Wolfgang Wilhelm, war mit dem Kurfürsten von Brandenburg in Zwiespalt gerathen.

Da er ihm nicht gewachsen war, suchte er nach einer ansehnlichen Verbindung: er warb um eine Schwester des Herzogs von Baiern. Man versagte sie ihm nicht, aber nur unter der Bedingung, wenn er katholisch würde. Wolfgang Wilhelm, so ein eifriger Lutheraner er bisher gewesen, ließ sich zuletzt doch bestechen: er trat 1614 zum Katholicismus über, heirathete die baierische Prinzessin und trat in die Liga ein. Dadurch wurde der baierische Einfluß am Rhein bedeutend verstärkt: das Erzbisthum Köln besaß ohnedies ein Bruder Maximilians. Kurz vorher hatte der Herzog von Baiern sich auf Kosten Salzburgs auszudehnen gesucht. Schon lange war er mit dem Erzbischof Wolf Dietrich, in der ersten Zeit seiner Herrschaft einem der gewaltthätigsten katholischen Gegenreformatoren, in Händel gerathen. Endlich rückte der Herzog (im Oktober 1611) mit bewaffneter Macht im Erzbisthum ein, besetzte dieses und nahm den Erzbischof gefangen. Dies war nach allen Seiten hin ein ungesetzmäßiges Verfahren: sowohl am kaiserlichen Hofe als in Rom war man darüber aufgebracht. Aber der Kaiser Rudolf war damals von keiner Bedeutung mehr und bald darauf starb er: und in Rom fürchtete man den Herzog von Baiern zu sehr, als daß man gewagt hätte, ernstlicher gegen ihn zu verfahren. Maximilian rechtfertigte sich dadurch, daß er dem Erzbischofe allerlei Ketzereien andichtete und sein wüstes unsittliches Leben — er lebte in wilder Ehe — aufdeckte: ja er verlangte sogar seine Absetzung. Dies erreichte er zwar nicht, aber der Papst ließ den Erzbischof seiner Stelle entsagen, gegen einen jährlichen Gehalt von 24,000 Gulden. Der Papst betrachtete jetzt den Erzbischof als seinen Gefangenen und wollte ihn nach Rom abführen lassen. Maximilian widersetzte sich aber diesem Wunsche des Papstes: er behielt den Erzbischof bis zu seinem Tode in der Gefangenschaft, und zwar in einer sehr harten, trotz aller Bitten des Papstes, des Kaisers und der anderen Reichsfürsten. Der Herzog hatte offenbar die Absicht, den erzbischöflichen Stuhl an sein Haus zu bringen. Dies gelang ihm aber nicht, indem das Kapitel, das er doch nicht mit Gewalt zu schrecken wagen durfte, keine große Lust bezeigte, sich dem baierischen Einfluß zu unterwerfen, und von Seite Oesterreichs sehr stark dagegen gearbeitet wurde. Er begnügte sich also damit, die Wahl eines Mannes durchzusetzen, der ihm als unbedeutend, „ungestudiert“ geschildert wurde, und den er

als sein Werkzeug gebrauchen zu können hoffte. Mit dem neuen Erzbischof schloß er nun Verträge ab, ganz zum Vortheil Baierns, auch versprach derselbe in die Liga zu treten. Diese kraftvolle Staatskunst des Herzogs von Baiern, welche bemüht war, nach allen Seiten hin seine Macht zu vergrößern, war nur noch mehr Aufforderung für Oesterreich, ihm entgegenzutreten. Der Erzherzog Maximilian suchte allerlei Vorwände hervor, um mit ihm anzubinden. Endlich verlangte er, daß der Kreis des baierischen Directoriums in der Liga beschränkt, daß namentlich das Bisthum Augsburg und die Propstei Ellwangen zum österreichischen Directorium geschlagen werden sollten. Maximilian legte jetzt tief gekränkt im Anfang der Jahres 1616 die Bundeshauptschaft nieder und wollte nichts mehr mit der Liga zu thun haben. Diese selbst aber war nun ihrer Auflösung nahe.

Mathias hatte erreicht was er wollte. Die Liga, ihres bedeutendsten, kräftigsten, selbstständigsten Hauptes beraubt, war ihm nicht mehr gefährlich. Nun hoffte er die Auflösung auch der andern Verbindung durchsetzen zu können. Im April 1617 gebot er sowohl die Auflösung der Liga als der Union. Er täuschte sich aber. Die Union folgte seiner Aufforderung nicht: vielmehr erneuerte sie sich auf weitere drei Jahre. Sie hatte allen Grund dazu.

Es handelte sich nämlich jetzt um die wichtige Frage, welcher der Nachfolger des Kaisers werden sollte, in den österreichischen Landen und im Reiche. Mathias hatte so wenig Nachkommen wie sein Vorgänger. Auch seine beiden Brüder, der Erzherzog Albrecht, Statthalter in den spanischen Niederlanden, und Maximilian, der Statthalter von Tirol, waren kinderlos. Nur Ferdinand von Steyermark, der ohnedies die nächste Anwartschaft auf die Länder der deutschen Linie Habsburg hatte, besaß Nachkommenschaft. Bei der großen Aufregung, in welche seit den letzten Unruhen alle habsburgischen Länder versetzt worden waren, schien es aber sehr wünschenswerth, ja nothwendig zu sein, daß noch bei den Lebzeiten Mathias etwas Bestimmtes über die Nachfolge festgesetzt würde Der Erzherzog Maximilian, der sich überhaupt große Mühe gab, im Interesse des Hauses diese Frage ins Reine zu bringen, entsagte für sich allen Ansprüchen zu Gunsten Ferdinands und bewog auch seinen Bruder Albrecht dazu. Allein auch Spanien mußte seine

Einwilligung geben und vor Allem das Haupt der Familie, der Kaiser. Spanien, schien es, wollte doch seine Ansprüche auf die deutschen Länder nicht so ohne Weiteres aufgeben: es erhob Bedenklichkeiten, und zögerte lange mit bestimmter Antwort. Noch mehr aber schien sich der Kaiser bedenken zu wollen.

Allem Anschein nach handelte er hierbei nach dem Rathe seines Ministers Klesel, Bischof von Wien und Kardinal, welcher seit geraumer Zeit den größten Einfluß auf ihn übte, ja ihn vollkommen beherrschte. Klesel war aus niederem Stande geboren und hatte sich durch seine Talente und seine Gewandtheit von einer Stufe zur andern emporgeschwungen, bis er der allvermögende Minister des Kaisers geworden war. Er war ehrgeizig, herrschsüchtig, und wollte nicht gerne seinen Einfluß auf seinen Herrn mit jemand Anderem theilen. Aber er war doch zugleich ein schlauer und umsichtiger Staatsmann, der die Dinge und die Menschen kannte, und in den letzten Bewegungen Achtung vor der Gewalt der öffentlichen Meinung gewonnen hatte.

Seit dem Jahre 1608 hatte in den habsburgischen Landen die Freiheitspartei nicht nur in religiöser Beziehung, sondern auch in staatlicher ungemeine Erfolge errungen. In Ungarn, in Oesterreich, in Mähren, in Böhmen: überall hatten die Landstände die entschiedensten Siege erfochten, thatsächlich ihre Gewalt immer höher gesteigert. Mathias selbst schildert die Lage der Dinge in einem Briefe an Ferdinand von Steyermark:*) „Alles drohe zu Grunde zu gehen. In Oesterreich und Mähren verhehle man gar nicht mehr, einen Fremden wählen zu wollen, wenn der erbliche Fürst den Ständen nicht gefalle. Zu diesem Ende seien sie bereits mit der Union und mit den Kalvinisten in Verbindung getreten. Mit Ungarn stehe man in beständigem Verkehr: auch da denke man daran, einen Einheimischen, und keinen Habsburger zu wählen. In Böhmen gingen die Forderungen so weit, daß alles künftige Regieren unmöglich werde. In Mähren habe der Landeshauptmann sämmtliche Rechte des Fürsten an sich gerissen, demselben jegliches Mittel bei dem Landtage abgeschnitten, so daß die Markgrafschaft mehr einer Republik, als einem Fürstenthum gleiche und das fürstliche Einkommen in die Truhe der

*) Vom Jahre 1613, bei Hurter, Geschichte Ferdinands II. (1854) VII. 15.

Stände fließe, die eidlich hätten angeloben müssen, keine Befehle von dem Landesherrn mehr annehmen zu wollen." Auch Fremde beurtheilten die österreichischen Zustände nicht anders. Der baierische Gesandte am kaiserlichen Hofe, August Boden, berichtete an seinen Herrn: „Seit Rudolfs Absterben ist unter allen Ständen der Erbländer große Agitation. Ueberall regt sich der Geist des Republikanismus." *) Bei solchen Gesinnungen der Erbländer schien es nun gewagt, die Erbfolge Ferdinands zur Sprache zu bringen: denn gerade gegen Ferdinand hegten sie das größte Mißtrauen wegen seiner fanatisch-katholischen Gesinnung und des Einflusses der Jesuiten. Es war zu fürchten, daß dadurch die Aufregung vermehrt würde, ja daß sich offener Widerstand erhebe. Es schien also gerathen, diese Frage noch etwas hinauszuschieben. Zu diesen Beweggründen allgemeinerer Natur kam aber noch sowohl von Seite des Kaisers als seines Ministers Klesel die Besorgniß, wäre einmal die Erbfolge Ferdinands bestimmt und von den Ländern anerkannt, so würde man nicht mehr freier Herr seiner Entschließungen sein, sondern Ferdinand und seine Partei würde Einfluß zu üben suchen auf die Maßnahmen des kaiserlichen Cabinets und ein Recht dazu beanspruchen.

Mathias und Klesel wichen Anfangs einer bestimmten Antwort auf diese Frage, die von dem Erzherzog Maximilian unablässig und mit dem größten Eifer in Anregung gebracht ward, dadurch aus, daß sie meinten, es wäre wohl besser, wenn zuerst die Frage wegen der Nachfolge im deutschen Reiche erledigt werde: sei Ferdinand erst einmal römischer König, so werde seine Anerkennung als Beherrscher der Erbländer keine Schwierigkeiten mehr haben. Maximilian möge daher sich zunächst um die deutsche Krone für Ferdinand bemühen.

Aber die Hindernisse, die hier zu besiegen waren, schienen noch weit größer zu sein. Denn die protestantischen Stände, die ohnedies schon lange daran gedacht, das Haus Oesterreich vom deutschen Throne auszuschließen, konnten diesen Plan bei ihren Glaubensgenossen um so leichter durchsetzen, weil die unduldsame katholische Gesinnung Ferdinands bekannt war. Als Beweggrund zu dieser

*) Wolf, Geschichte Maximilians I. von Baiern. III. S. 312.

ihrer Handlungsweise aber pflegten sie anzugeben, daß sonst das Wahlrecht der deutschen Fürsten thatsächlich verloren gehe und Oesterreich ohnedies darnach strebe, die deutsche Krone in seinem Hause erblich zu machen. Dieser Grund war, wie man sieht, nicht religiöser, sondern staatlicher Natur, und konnte auch die katholischen Reichsstände bestimmen. Nun erhielt dieses Vorgeben der Protestanten eine auffallende Bestätigung durch eine im Jahre 1616 bekannt gewordene geheime Denkschrift des Erzherzogs Maximilian über die Art und Weise, wie die Wahl Ferdinands zum deutschen Kaiser durchzusetzen sei. In dieser Denkschrift, die nur für den Kaiser oder für die Familie bestimmt war, wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß die geistlichen Kurfürsten entschieden für Ferdinand seien; der Kurfürst von Sachsen, ohnedies dem Hause Habsburg freundlich gesinnt, werde auch leicht zu gewinnen sein. Die zwei andern weltlichen Kurfürsten aber, Pfalz und Brandenburg, müßten zum Gehorsam gebracht werden: zu diesem Ende sollte das Haus unter dem Vorwande des venetianischen Krieges, in welchen Ferdinand eben verwickelt war, Truppenmassen zusammenziehen, Ferdinand selbst den Oberbefehl übernehmen. Diese Denkschrift gerieth in die Hände der unirten Fürsten und wurde natürlich bestens ausgebeutet. Alle ihre Befürchtungen schienen jetzt bewahrheitet: sie hatten nun Grund genug, ihre Verbindung zu erneuern. Selbst der Kurfürst von Sachsen wurde stutzig. Doch wies er das Ansinnen, der Union beizutreten, zurück. Aber der Kurfürst von der Pfalz nahm von dieser Denkschrift Veranlassung, sich dem Herzog Maximilian von Baiern wieder zu nähern, und ihm die Kaiserwürde nochmals anzubieten. In welcher Absicht dieser Vorschlag gemacht wurde, werden wir später noch sehen. Gewiß ist, daß Maximilian, obschon er auf den Antrag seines geheimen Raths diesen Vorschlag zurückwies, doch sich sehr angelegentlich mit diesem Gedanken beschäftigte, und die Unterhandlungen mit Kurpfalz fortsetzte. Jedenfalls konnte das Haus Oesterreich, von dem er so vielfach beleidigt war, in der Kaiserfrage nicht auf ihn rechnen.

Der Erzherzog Maximilian that nun alles Mögliche, um bei den Fürsten die übeln Wirkungen seiner Denkschrift zu verwischen — er erklärte sie verfälscht, aus seiner Feder sei sie ganz anders hervorgegangen — aber er faßte von dieser Zeit an das entschiedenste

Mißtrauen gegen Klesel, dem er nicht nur die Veröffentlichung der Denkschrift, sondern überhaupt den schlechten Fortgang der Nachfolgeangelegenheit zuschrieb. Klesel konnte zuletzt nicht mehr ausweichen, und als endlich auch Spanien sich bereit erklärte, in die Nachfolge Ferdinands einzuwilligen, jedoch nur gegen die Abtretung des Elsasses, so beschloß Mathias, die Thronfolge wenigstens in den Erbländern ins Reine zu bringen: an die deutsche Krone war vorderhand nicht zu denken. Man begann bei den böhmischen Ständen. Merkwürdiger Weise stieß man hier nicht auf den Widerspruch, den man besorgte. Ferdinand wurde von ihnen im Juni 1617 als künftiger König von Böhmen angenommen und gleich darauf gekrönt. Freilich hatte er versprechen müssen, alle Rechte der Stände zu bestätigen, sodann, daß er sich, so lange Mathias lebte, in die Regierung nicht im Mindesten einmischen wolle. Die Nebenländer leisteten bald darauf ebenfalls die Huldigung. Hierauf versuchte man es mit den Ungarn. Der Widerstand war hier schon bedeutender: endlich, im Mai 1618, wurde Ferdinand auch hier gewählt, jedoch nicht, ohne daß er sich vorher zu den bedeutendsten Zugeständnissen hatte verstehen müssen.

Kaum aber war Ferdinand in den Erbländern als künftiger Herrscher anerkannt, so bewahrheiteten sich die Befürchtungen von seinem übeln Einfluß auf die Regierung des Kaisers. Zunächst in Böhmen. Die jesuitische Partei gewann immer mehr Boden: die Räthe des Kaisers wurden aus Anhängern Ferdinands genommen: von allen Seiten begannen die Rückwirkungen gegen das Uebergewicht des Protestantismus. Der Graf Mathias von Thurn, das Haupt der Widerstandspartei, wurde seines Amtes als Burggraf vom Karlstein (als solcher hatte er die Krone und die Reichsfreiheiten zu hüten) entsetzt, und dieses einem der heftigsten Feinde der Protestanten, Martinitz, übergeben. Die Protestanten sahen in diesen Handlungen und in einer Menge anderer Quälereien die sichersten Anzeichen ihrer bevorstehenden gänzlichen Unterdrückung. Die Gemüther waren schon auf das Höchste erbittert, als folgende Geschichte die Veranlassung zum Ausbruch einer vollkommenen Umwälzung wurde.

Die protestantischen Einwohner der Orte Braunau und Klostergrab bauten sich Kirchen. Sie waren jedoch die Unterthanen zweier

katholischen Herren, des Erzbischofs von Prag und des Abtes zu Braunau. Diese behaupteten, in dem Majestätsbrief, worauf sich jene beriefen, sei die Befugniß, Kirchen ohne die Erlaubniß ihrer Oberen zu bauen, nicht gegründet. Als die Protestanten dennoch in dem Baue fortfuhren, wurden die Kirchen niedergerissen und mehrere der vorzugsweise Betheiligten in das Gefängniß geworfen. Dieses geschah mit Zustimmung, ja auf Befehl der kaiserlichen Regierung. Die böhmischen Stände sahen hierin eine Verletzung des Majestätsbriefs und kamen auf die Aufforderung des Grafen von Thurn in Prag zusammen, im März 1618, wo sie eine Beschwerdeschrift an den Kaiser aufsetzten nnd abschickten. Zugleich setzten sie eine neue Zusammenkunft auf den 21. Mai fest, wo man sich über die zu erwartende Antwort berathschlagen würde. Der Kaiser, der sich damals in Wien aufhielt, gab eine Antwort, aber eine abschlägliche, in den härtesten Ausdrücken abgefaßte: er verbot darin unter Anderem die beabsichtigte nochmalige Zusammenkunft der Stände. Diese kamen doch zusammen und geriethen, als ihnen der Bescheid des Kaisers vorgelegt wurde, in die größte Wuth. Bald stellte sich die Meinung fest, daß das Schreiben des Kaisers nicht ächt sei, sondern von seinen Statthaltern Martinitz und Slawata, die man als die eifrigsten Feinde der Protestanten kannte, geschmiedet. Am 23. Mai 1618 begaben sich die Führer der protestantischen Stände, Graf Mathias von Thurn, Colon von Fels, Graf von Schlick und Andere auf das prager Schloß, um die Räthe zur Rede zu stellen. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel: das Ende desselben war, daß die kaiserlichen Räthe Martinitz und Slawata mit ihrem Schreiber Fabricius zum Fenster hinausgeworfen wurden.*)

Die Böhmen suchten sich zwar bei dem Kaiser in einem gleich an ihn abgeschickten Schreiben wegen dieser Gewaltthat zu entschuldigen. Zugleich trafen sie aber so umfassende Vertheidigungsanstalten, daß daraus ihr Entschluß hervorleuchtete, mit den Waffen in der Hand ihrem Oberhaupt entgegen zu treten, sowie dieser ihnen nicht genehme Entschlüsse fassen sollte.

*) Sie kamen doch mit dem Leben davon, indem sie auf Kehricht fielen.

11. Anfang des dreißigjährigen Kriegs. Der böhmisch-pfälzische Krieg.

Als die Nachricht von diesen Vorgängen nach Wien kam, so gerieth der Kaiser in die äußerste Bestürzung. Es fehlte zwar nicht an Stimmen, welche zu sofortiger Anwendung von Gewalt riethen, ja die böhmischen Unruhen als einen glücklichen Anlaß betrachteten, um den Kaiser von den vielfachen Beschränkungen zu befreien, die ihm die Stände auferlegt; aber Mathias sowohl wie sein Minister Klesel hielten es für besser, den Weg der Güte und der Schonung einzuschlagen, da sie sehr wohl wußten, wie gering doch im Ganzen die Macht des Kaisers sei, und wie wenig er sich auf die ihm unterworfenen Völker verlassen könne. Mathias erklärte also öffentlich, daß er nicht daran gedacht, den Majestätsbrief zu verletzen, und ermahnte die Böhmen zur Ruhe. Dies half aber nichts. Die Stände ernannten vielmehr aus ihrer Mitte dreißig Directoren, denen sie die ganze Regierungsgewalt übertrugen: sie trieben die Jesuiten aus dem Lande, befreiten die wegen der braunauer Angelegenheit Gefangenen, übergaben dem Grafen von Thurn wieder das Amt eines Burggrafen vom Karlstein, rüsteten ein Heer aus: kurz thaten Alles, woraus der Kaiser erkennen mußte, daß sie nicht im Geringsten gesonnen seien, sich zu fügen, obschon sie in ihren öffentlichen Schriften behaupteten, daß sie nichts gegen den Kaiser hätten. Mathias konnte sich auch jetzt noch zu keinen entschiedenen Maßregeln entschließen. Da glaubte die ferdinandische Partei statt seiner handeln zu müssen. Da sie wußte, daß Mathias ganz von Klesel beherrscht wurde, der ihr Mißtrauen schon in der Erbfolgeangelegenheit so sehr erregt hatte, so hielt sie vor Allem die Entfernung Klesels für nothwendig. Er wurde also auf Veranstalten des Erzherzogs Maximilian und Ferdinands von Steyermark am 20. Juli 1618 verhaftet und fortgeschafft: erst, nachdem die That ausgeführt war, wurde der Kaiser davon in Kenntniß gesetzt. Er gerieth freilich in die größte Bestürzung, hatte aber doch nicht genug Kraft, um sie wieder rückgängig zu machen. Von nun an war der

Kaiser in den Händen der beiden Erzherzoge, und mußte thun, was diese für gut hielten.

Entschiedenes Auftreten war jetzt die Losung. Der Kaiser schickte also im August 1618 eine Anzahl Truppen nach Böhmen unter der Anführung Boucquois und Dampierres, zwei Feldherren, die man von den spanischen Niederlanden hatte kommen lassen. Allein die Kriegsmacht des Kaisers war viel zu gering, als daß sie gegen die Böhmen etwas hätte ausrichten können: Boucquoi und Dampierre wurden vom Grafen von Thurn mehrmals geschlagen, die wichtige Stadt Pilsen, bisher dem Kaiser treu, wurde ebenfalls eingenommen, ja das böhmische Heer näherte sich sogar gegen Ende des Jahres der österreichischen Gränze.

Unter solchen Umständen griff der Kaiser nochmals zur Milde. Er bat mehrere Fürsten des Reichs, unter Anderen den Kurfürsten von Sachsen, zwischen ihm und den Böhmen zu vermitteln, wozu sich dieser auch verstand. Der Kaiser bot sogar einen Waffenstillstand an. Aber die Böhmen wollten nicht nachgeben. Sie stellten Forderungen für die Bewilligung des Waffenstillstandes auf, die der Kaiser nicht annehmen zu können glaubte. Dennoch ließ er die Unterhandlungen nicht fallen.

Endlich starb er am 20. März 1619. Und nun nahm die böhmische Angelegenheit für das Haus Habsburg eine noch unglückseligere Wendung.

Mathias hatte die österreichischen Finanzen in der größten Zerrüttung hinterlassen. Schon von Rudolf II. hatte er eine ungeheuere Schuldenmasse übernehmen müssen, und unter seiner Regierung war nichts geschehen, um den Staatshaushalt zu verbessern. Die kaiserliche Kammer hatte überall Schulden, selbst bei Bäckern, Metzgern und anderen Handwerkern. Dazu kam, daß die Stände der einzelnen Länder, die seit 1609 von Jahr zu Jahr selbstständiger geworden waren, immer weniger Steuern bewilligten. Am meisten Einkünfte hatte der Kaiser noch aus Böhmen gezogen: aber seit dem Aufstand war auch diese Quelle versiegt: denn die Stände nahmen alle kaiserlichen Einkünfte für sich in Beschlag. Wie war bei dieser Lage der Dinge an eine erfolgreiche Unterdrückung des Aufstandes durch Waffengewalt zu denken! Ferdinand entschloß sich daher, durch die Gewalt der Umstände bewogen, gerade so, wie

Mathias, zuerst den Weg der Güte einzuschlagen. Er erklärte, den Majestätsbrief und alle die Freiheiten der Böhmen, wie er es im Jahre 1617 versprochen, bestätigen zu wollen: ja die Bestätigung erfolgte wirklich (6. April 1619). Allein die Bewegung war ja gerade gegen Ferdinand gerichtet. Nicht eigentlich gegen Mathias hatten sich die Böhmen erhoben, sondern gegen die jesuitische Staatskunst Ferdinands, welche, wie sie vermeinten, den Kaiser umsponnen hatte. Es stellte sich immer deutlicher heraus, daß das letzte Ziel der Bewegung kein anderes war, als die Herrschaft Ferdinands von sich abzuschütteln.

Und schon hatte die Bewegung auch die Nebenländer Böhmens ergriffen. Zuerst erklärten sich die Schlesier für sie, welche bereits im Jahre 1618 den Böhmen eine Anzahl Hülfsvölker zuschickten; im Mai 1619 erhoben sich die Mähren: die Stände setzten dort ebenfalls Directoren ein, denen sie die Regierung übergaben, schlossen ein Bündniß mit den Böhmen, jagten die Jesuiten aus dem Lande, zogen die Güter der Geistlichkeit ein, hoben die Klöster auf und rüsteten mit aller Macht. Bald schlossen sich auch die Lausitzen an die Bewegung an. Von allen diesen Ländern wurden Abgeordnete nach Prag geschickt, um an den Berathungen des böhmischen Landtags Theil zu nehmen.

Ja die Bewegung bemächtigte sich nun auch des Erzherzogthums Oesterreich. Noch unter Mathias hatten die protestantischen Stände vielfach über Beeinträchtigung ihrer Freiheiten zu klagen: als die böhmischen Unruhen ausbrachen, steigerte sich der Geist der Widerspenstigkeit. Jetzt, nach des Kaisers Tode, nahmen sie von dem Umstande, daß Erzherzog Albrecht, der eigentlich ein näheres Recht auf Oesterreich besaß, als Ferdinand, noch nicht zu Gunsten seines Vetters darauf verzichtet hatte, Veranlassung, Ferdinanden nicht nur die Huldigung zu verweigern, sondern die ganze Staatsverwaltung in die Hände zu nehmen. An der Spitze der Widerstandspartei stand der Freiherr Georg Erasmus von Tschernembel, ein äußerst gescheidter, kenntnißreicher, freisinniger und zugleich entschlossener Mann, mit allen Eigenschaften eines Parteihauptes ausgerüstet. Er faßte die weitesten Gesichtspunkte ins Auge, setzte sich mit allen dem Hause Habsburg feindseligen Kräften, so namentlich auch mit der Union in Verbindung, und betrieb vor Allem das Zustandekommen

einer allgemeinen Verbrüderung der habsburgischen Erblande, Böhmens, Oesterreichs, Ungarns.

Und während nun diese Bewegung in der unmittelbaren Nähe Ferdinands sich immer weiter entwickelte, die er auf keine Weise zu hemmen vermochte, während der Geist der Unzufriedenheit sich sogar bis nach Steyermark verbreitete, während die Ungarn, bisher noch ruhig, ebenfalls dem allgemeinen Strome zu folgen drohten, drang der böhmische Feldherr Graf Mathias von Thurn in Oesterreich ein, und rückte, Ende Mai, unmittelbar gegen Wien vor. Schon hatte er sich mit den Unzufriedenen in Wien in Verbindung gesetzt, um mit ihrer Hülfe sich der Hauptstadt zu bemächtigen.

Doch dies war noch nicht Alles. Zugleich hatte sich gegen Ferdinand auch im Reich ein sehr gefährlicher Feind erhoben, um ihm die Kaiserkrone streitig zu machen und jene Empörungen in den Erblanden zu einem glücklichen Ziele zu führen. Dies war der Kurfürst von der Pfalz und die mit ihm verbündete protestantische Union.

Der Kurfürst von der Pfalz war bisher, wie wir gesehen, das Haupt der protestantischen Widerstandspartei. Seine Absicht war bisher auf Abwehr der katholischen Gegenreformationen, der Uebergriffe des Kaisers, auf Ausschließung der Familie Habsburg vom Kaiserthrone gerichtet. Aber durch die revolutionären Bewegungen in den österreichischen Erblanden erhielten diese Bestrebungen nicht nur einen neuen Schwung, sondern sie steigerten sich sogar zu den kühnsten Entwürfen, zu dem Gedanken einer vollkommenen Umgestaltung der öffentlichen Zustände des deutschen Reiches.

Die Seele dieser Entwürfe war der Fürst Christian von Anhalt, ein Mann von den größten Fähigkeiten und von dem unternehmendsten Geiste. Er war der Sohn des Fürsten Joachim Ernst, und der Stifter der bernburgischen Linie *). Da er noch vier Brüder hatte, so war natürlich sein Fürstenthum klein: die Verwaltung desselben konnte ihn nicht ausfüllen. Sein Thatendrang führte ihn schon früh über Deutschland hinaus. Er brachte in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts dem König Heinrich IV. von Frankreich deutsche Hülfsvölker zu. Später trat er in die

*) Vergl. Seite 341.

Dienste des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, übernahm die Statthalterschaft der Oberpfalz, und hatte seitdem den wesentlichsten Antheil an der auswärtigen Staatskunst dieses Fürstenthums. Er half die Union mit gründen, leitete die Unterhandlungen mit Heinrich IV., spielte eine Rolle in dem Kriege über die jülich-clevische Angelegenheit, und seit dem Tode Friedrichs IV., unter dem Kurfürsten Friedrich V., stieg sein Einfluß noch mehr. Bei Freund und Feind galt er als einer der gewiegtesten Staatsmänner. Jetzt, bei dem allgmeinen Sturme, der sich in den österreichischen Landen gegen das Haus Habsburg erhoben, glaubte er, sei der Zeitpunkt gekommen, um von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen, all die Mächte, die bisher der protestantischen Partei im Wege gestanden, niederzuwerfen, und eine neue Ordnung der Dinge aufzurichten. Er wollte ein neues Reich auf protestantisch-demokratischer Grundlage, mit Kurpfalz an der Spitze, Vernichtung des Hauses Habsburg, Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer. Was aus den weltlichen Fürstenthümern, auch aus den protestantischen, hätte werden müssen, kann man daraus schließen, daß der Fürst von Anhalt überall die Partei der Landstände nimmt, daß er den Grundsatz der Volksherrlichkeit festhält, ferner daß er die niedern Stände auf Kosten des Adels begünstigt: die Landstände wären, wie sie es in Oesterreich beabsichtigt, die eigentlichen Herrscher geworden, der Fürst nicht viel mehr, als der erbliche oberste Staatsbeamte, gerade so wie auch der Kaiser nicht mehr geworden wäre, als der oberste Beamte des Reichs, oder, wie man sich damals ausdrückte, als der Doge von Venedig *).

Diese ungeheuere Umwälzung war nicht ohne eine allgemeine Volksbewegung durchzusetzen. Sie war zwar bereits an verschiedenen

*) Hauptquellen: 1) „Der unirten Protestirenden Archiv", in der Schlacht am weißen Berge von den Kaiserlichen den Pfälzern abgenommen. Der darin enthaltene Stoff wurde verarbeitet in 2) „Fürstlich Anhaltische geheime Kanzlei", vom baierischen geheimen Rath Jocher, 1621. 3) »Acta consultatoria Bohemica«, bei der Eroberung Heidelbergs durch Tilly aufgefunden. Es sind Aufzeichnungen des österreichischen Edelmanns Georg Erasmus von Tschernembel, der nach der Eroberung Oberösterreichs im August 1620 sich nach Böhmen begeben und einer der einflußreichsten Räthe Friedrichs V. wurde. Er war ein Vertrauter Christians von Anhalt. Alle drei Schriften sind auch abgedruckt in Londorp acta publica, III.

Orten eingetreten, und wurde ferner von allen Seiten verkündet. Aber ehe man sich ihrer bemächtigen, sie ordnen konnte, bedurfte es eines Anfangs mit einer ziemlich bedeutenden Macht: man mußte einen Kern haben, an den sich die Bewegung anschließen konnte. Dazu brauchte man Geld und Truppen. Die Pfalz an sich war nicht reich genug. Man mußte sich also nach anderer Hülfe umsehen. In Deutschland bot sich die Union an; was die auswärtigen Staaten anbetrifft, so stand man ja seit geraumer Zeit mit vielen in Verbindung.

Die Union ganz in den Plan einzuweihen, war nicht gerathen, einmal, weil die meisten Mitglieder wohl Anstand genommen hätten, sich in eine so weit aussehende Unternehmung einzulassen, die in ihren letzten Folgerungen ihnen selbst gefährlich werden mußte, zweitens, weil man nicht gesonnen war, sich durch ihre Einflüsse und ihren Privatnutzen in der Verfolgung des großen Planes hemmen zu lassen. Aber sie ganz zu umgehen, war auch nicht räthlich. Es wurden also einflußreiche Mitglieder derselben in das Geheimniß gezogen, solche, auf deren Muth und Unternehmungsgeist zu bauen war: zuerst der Markgraf Joachim Ernst von Ansbach, später der Markgraf Georg Friedrich von Baden. Diesen wurde nicht der ganze Plan enthüllt, sondern nur so viel, als nöthig war, um ihre Selbstsucht zu erregen, und sie dadurch zu gewinnen. Man sagte ihnen, daß man über die katholischen Stände, namentlich die geistlichen Fürstenthümer herfallen, sie unter sich theilen wolle — dem Markgrafen von Ansbach namentlich sollten die fränkischen Bisthümer zu Theil werden, dem Markgrafen von Baden Breisach und Anderes. Auch die beabsichtigte Ausschließung Oesterreichs vom Kaiserthum, wie von seinen Erblanden verschwieg man ihnen nicht*).

Das Ausland betreffend, so waren schon lange Verbindungen mit Frankreich, mit den Niederlanden, mit England angeknüpft. Von der französischen Regierung war freilich seit dem Tode Heinrichs IV. keine Unterstützung zu erwarten; desto inniger schloß man sich an das Haupt der Hugenotten, den Herzog von Bouillon an. Mit England aber stand die Pfalz in der genauesten Familienbeziehung.

---

*) Markgraf Georg Friedrich von Baden an Bern, Dec. 1619, im schweizerischen Geschichtsforscher. XII. (1844.) Zweite Abtheilung, S. 25, 26.

Der junge Kurfürst Friedrich V. hatte im Jahre 1613 die Tochter des Königs Jacob I., Elisabeth, geheirathet. Man hoffte von dort Unterstützung mit Geld und Truppen. Auch die Verbindung mit den Niederlanden war sehr lebhaft: auch von ihnen erwartete man unmittelbare Unterstützung, oder wenigstens eine mittelbare dadurch, daß sie die Spanier verhinderten, dem Hause Oesterreich zu Hülfe zu eilen. Nicht minder wurden mit Dänemark Beziehungen angeknüpft; diese Macht sollte beim allgemeinen Losbruch einen Einfall in Westphalen machen, um hier die katholischen Bestandtheile in Schach zu halten.

So im Norden. Im Süden setzte man sich mit der protestantischen Schweiz in Verbindung, welche wenigstens italienischen Kriegsvölkern, die Oesterreich zu Hülfe kämen, den Paß verlegen sollte. Noch bedeutender aber waren die Unterhandlungen mit dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen. Dieser unternehmende Fürst war in soferne von Gewicht, als er unter allen italienischen Mächten am entschiedensten Widerstand gegen Spanien leistete, welches als Beherrscher von Mailand sein unmittelbarer Nachbar war, und als er die öffentliche Meinung von Italien auf seiner Seite hatte, welche in ihm den Verfechter italienischer Freiheit und Unabhängigkeit gegen die österreichische Uebermacht erblickte. Schon frühe waren mit ihm Verbindungen angeknüpft worden. Jetzt, im Sommer 1618, bezeigte er Lust, in die Union aufgenommen zu werden, und machte Kurpfalz selber den Antrag, eine Schaar von 2000 Knechten, welche der Graf Ernst von Mansfeld für ihn in Deutschland werben sollte, ihm zur Verfügung zu stellen. Sofort nahm man davon Veranlassung, mit dem Herzog in nähere Unterhandlungen einzugehen: er erbot sich zu der Darstreckung von sehr ansehnlichen Geldmitteln, so bedeutend, daß der Markgraf von Ansbach meinte, damit die Welt umkehren zu können; jedoch nur unter der Bedingung, daß man ihm zur deutschen Kaiserkrone verhelfe. Ein Vorschlag, auf welchen die pfälzische Partei ernstlich einzugehen nicht Willens war: jedoch wurden die Unterhandlungen mit Eifer fortgesetzt. Durch Savoyen hoffte man auch die Republik Venedig zu gewinnen: sie sollte ebenfalls Geld vorschießen; man hätte ihr dafür die angränzenden österreichischen Gebiete überlassen.

Und während so mit dem Auslande unterhandelt wurde, versäumte man nicht, Alles zu thun, um die Liga einzuschläfern, und das Haupt der katholischen Partei, Maximilian von Baiern, zu gewinnen. Die mit ihm früher schon eingeleiteten Unterhandlungen wegen der Kaiserwürde wurden unablässig fortgesetzt. Nach dem Bisherigen bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzung, daß diese Unterhandlungen von Seite der Pfalz nicht ehrlich gemeint waren. Die Hauptabsicht war, Maximilian von Oesterreich ganz zu trennen, ihn, falls er sich wirklich um die Kaiserkrone bewerben sollte, dadurch in eine schiefe Stellung zu der ganzen katholischen Partei zu bringen, und ihn schließlich zu vereinzeln. Er war dann unschädlich gemacht.

Und endlich setzte sich die kurpfälzische Partei gleich vom Beginn der Bewegung an mit den Böhmen und mit den übrigen österreichischen Landen in die genaueste Verbindung, wenn auch nur heimlich, und versäumte nicht zu schüren und zu reizen und den Gedanken hervorzurufen, daß man nichts Besseres thun könne, als den Kurfürsten von der Pfalz zum König von Böhmen zu wählen. Auch leistete Pfalz den Böhmen sehr ersprießliche Dienste, sie unterstützte dieselben mit Geld, sie schickte ihnen den Grafen von Mansfeld mit 4000 Mann zu Hülfe. Dieser kühne verwegene Abenteurer begann seine kriegerische Laufbahn in diesem Lande gleich damit, daß er die wichtige Stadt Pilsen eroberte.

Diese Bestrebungen der kurpfälzischen Partei hatten eine Zeit lang den besten Erfolg. Ferdinand fiel in immer größere Bedrängniß. Wir haben oben bemerkt, wie gegen Ende Mai 1619 der Graf von Thurn mit seinem Heere gegen Wien heranrückte: am 6. Juni stand er vor der Stadt. Bald regten sich die Unzufriedenen: eine Abordnung derselben stürmte sogar am 11. Mai zu Ferdinand in die Burg, in sein Zimmer, um von ihm die Bewilligung ihrer Forderungen zu erzwingen; schon glaubte man ihn verloren. Nun kam freilich diesmal unvermuthete Rettung: eine Abtheilung dampierrescher Kuirassiere, welche in Krems lag, rückte gerade zu rechter Zeit in die Stadt, um die Person des Fürsten zu schützen; auch die Einwohner von Wien, namentlich die Studenten, hatten sich im Ganzen treu gezeigt, und Thurn, nachdem er vergebens gehofft, daß sein Anhang ihm die Thore öffnen möchte, noch dazu von den Directoren in Böhmen abgerufen, zog wieder dahin zurück. Aber

die Verhältnisse waren im Ganzen doch nicht besser geworden. Vielmehr erhob sich eben jetzt ein neuer Feind gegen Ferdinand, der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gabor.

Stephan Botskai, der im Jahre 1606 Fürst von Siebenbürgen geworden, war noch in demselben Jahre gestorben. Darauf wählten die Siebenbürger Gabriel Bathori zu ihrem Fürsten. Dieser machte sich aber durch Grausamkeit und willkürliche Regierung verhaßt. Er wurde 1613 von einem Edelmann, Bethlen Gabor, gestürzt, dieser von den siebenbürgischen Ständen als Fürst anerkannt und noch von Mathias bestätigt. Er hatte sich seitdem ruhig gehalten. Die Böhmen versäumten aber nicht, ihn ebenfalls zum Aufstande aufzufordern. Bethlen Gabor war ein sehr ehrgeiziger Mann. Er strebte nach der ungarischen Krone; nachdem er das Unternehmen hinlänglich vorbereitet, sich namentlich der Hülfe des türkischen Sultans versichert hatte, brach er mit einem Heere auf und nach Ungarn ein. Die Unzufriedenen daselbst, ebenfalls von den Böhmen aufgereizt, stellten sich zu seinen Fahnen: in Kurzem hatte er ganz Oberungarn in Besitz genommen und rückte dann weiter vor, um Ferdinand in Oesterreich selbst anzugreifen.

Und während dies geschah, war der Gedanke einer allgemeinen Verbindung der österreichischen Länder zur Ausführung gekommen. Am 8. Juli 1619 eröffnete sich die Versammlung der verbündeten Völker in Prag. Es wurde eine neue Verfassung entworfen. Als Grundzüge derselben wurden das freie Wahlrecht des Oberhaupts hingestellt, ferner unbedingte Religionsfreiheit; Bezeichnung der Beamten durch die Stände; Aufhebung der Staatsverträge mit Spanien; der König solle keinen Krieg führen, keine Truppen werben, keine Festungen anlegen dürfen, ohne Bewilligung der Stände; die Stände endlich sollten das Recht des Widerstandes haben, wenn ihre Verfassung, ihre Rechte angetastet würden.

So ging die Umwälzung in den habsburgischen Ländern unaufhaltsam weiter. Und inzwischen sah sich Ferdinand im Reiche vergeblich um Hülfe um. Er hatte sich zu wiederholten Malen an Maximilian von Baiern gewendet, aber immer kalte abschlägliche Antwort erhalten. Maximilian vergalt jetzt dem Hause Habsburg die Feindseligkeiten, die es gegen ihn als Haupt der Liga unternommen. Er ging so wenig in die Wünsche Ferdinands ein, daß

er sich sogar nicht einmal zum Vermittler zwischen ihm und den Böhmen gebrauchen lassen wollte: ja er behandelte die Böhmen, die sich wiederholt an ihn gewandt, mit Freundlichkeit. Auch hier schienen also die Absichten von Kurpfalz vollkommen zu gelingen.

Indessen bald trat eine Wendung der Dinge ein.

Fürs Erste zerschlugen sich die Unterhandlungen mit Savoyen. Dieser Fürst verlangte nicht nur die deutsche, sondern auch die böhmische Krone für das Geld, welches er vorschießen wollte. Das war aber nicht im Plane der kurpfälzischen Partei. Sie ließ ihn also fahren, aber erhielt dann auch nicht die Geldmittel, auf welche sie gerechnet hatte. Zugleich verschwand die Hoffnung, Venedig zur Darstreckung von Hülfsgeldern bewegen zu können.

Sodann wurde die Absicht, Ferdinand von der deutschen Kaiserkrone auszuschließen, vereitelt. Die kurpfälzische Partei arbeitete zunächst aus allen Kräften dahin, die Kaiserwahl so lang wie möglich hinauszuschieben, bis inzwischen die Dinge eine entschiedenere Wendung genommen hätten. Während der Zeit wäre der Pfalzgraf, als der Reichsverweser, thatsächlich Kaiser gewesen. Allein es war ihm nicht möglich, die anderen Kurfürsten für seine Ansicht zu gewinnen. Der Kurfürst von Mainz schrieb auf den 28. August den Wahltag aus. Auch die Anstrengungen des Pfalzgrafen, die Wahl auf einen anderen Fürsten zu lenken, waren vergebens. Die drei geistlichen Kurfürsten, sowie der Kurfürst von Sachsen waren entschieden für Ferdinand. Dies wußte man lange vor der Wahl. Wollte nun Kurpfalz in der That den Krieg gegen Habsburg erheben, so wäre es zweckmäßiger gewesen, wenn es der Wahl gar nicht beigewohnt hätte. Aber am Hofe zu Heidelberg, wo Christian von Anhalt gerade nicht anwesend war, befand man sich in der größten Verlegenheit, und wußte sich nicht zu rathen. Endlich beschloß man, den Wahltag zu beschicken, und dort für den Herzog von Baiern zu stimmen. Es war übrigens immer noch die Möglichkeit vorhanden, den Dingen eine für Habsburg gefährliche Wendung zu geben. Die Böhmen hatten eine Gesandtschaft geschickt, welche die Kurstimme für sich in Anspruch nehmen sollte. Und in der That wurde anfänglich von den drei weltlichen Kurfürsten das Ansinnen gestellt, daß vor der Kaiserwahl die böhmische Angelegenheit ins Reine zu bringen sei. Allein den drei geistlichen Kurfürsten

gelang es, wie so oft bei ähnlichen Gelegenheiten, Kursachsen zu sich herüber zu ziehen: die Mehrheit war also für die Vornahme der Wahl, und für die Abweisung der böhmischen Gesandten, während Ferdinand als König von Böhmen anerkannt wurde. Auch diese Entscheidung hätte dem kurpfälzischen Gesandten Veranlassung geben können, sich dem Wahlgeschäft zu entziehen. Er blieb aber seiner Weisung gemäß, stimmte zwar für den Herzog von Baiern, als sich aber alle anderen Stimmen auf Ferdinand vereinigten, so gab er ihm die seinige ebenfalls. Von Kurpfalz wurde also Ferdinand förmlich als Kaiser anerkannt.

Dadurch gerieth Kurpfalz in eine schiefe unglückselige Stellung, wenn doch noch die früheren Entwürfe ausgeführt werden sollten. Und bald kam der Augenblick der Entscheidung.

Am 28. August 1619 wurde Ferdinand zum deutschen Kaiser gewählt. Aber schon am 17. August wurde er von den Böhmen des böhmischen Thrones verlustig erklärt, und am 27. der Pfalzgraf Friedrich V. zum König von Böhmen gewählt. Er hatte schon lange dieses Ereigniß vorbereitet: als es endlich eingetreten war, so schwankte er doch, ob er annehmen sollte, oder nicht. Zuletzt gaben seine Gemahlin, der Fürst Christian von Anhalt und sein geheimer Rath Camerarius den Ausschlag. Am 1. Oktober erschien er in Prag, wurde mit ungemeinem Jubel empfangen und gekrönt.

Aber inzwischen waren endlich auch von der Gegenpartei alle Vorbereitungen zu einem verzweifelten Kampfe getroffen worden.

Ferdinand war von der Krönung in Frankfurt nach München zu Herzog Maximilian von Baiern gereist, um ihn zu bestimmen, sich seiner anzunehmen. Der Herzog ging endlich darauf ein. Maximilian, der seit seinem Rücktritt von der Liga im Jahre 1616 eine parteilose Stellung eingenommen, sogar zu Kurpfalz in fast freundschaftlichem Verhältniß gestanden hatte, hielt es jetzt an der Zeit, Partei zu ergreifen. Im Geheimen hatte er übrigens schon Alles vorbereitet. Während er sich äußerlich freundlich gegen Kurpfalz stellte und diese Macht seinerseits zu täuschen suchte, ging er damit um, die Liga wieder herzustellen. Schon im Jahre 1617 legte er den Grund zu einer neuen Liga, indem er sich mit Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Ellwangen vereinigte. Er forderte sodann Spanien und den Papst auf, einmal ernstlich den Fortschritten

der protestantischen Union entgegen zu treten, Geld und Kriegskräfte zu bewilligen. Er veranlaßte ferner im Anfang des Jahres 1619 das Zusammentreten der rheinischen Liga, dann im August die Wiederherstellung der allgemeinen, weigerte sich jedoch vorderhand, die Hauptmannschaft zu übernehmen. Endlich, als Ferdinand nach dem Wahltage ihn besuchte und sich zu den umfassendsten Zugeständnissen bereit erklärte, beschloß er wieder, mit aller Kraft als Haupt seiner Partei aufzutreten, als Verfechter des Katholicismus und fürstlicher Machtvollkommenheit. Am 8. Oktober 1619 wurde zwischen Ferdinand und Maximilian ein Vertrag geschlossen, der dem Kaiser die entschiedenste Hülfe des Baiernfürsten zusicherte. Freilich nicht ohne schwere Opfer konnte Ferdinand diese Hülfe erkaufen. Maximilian mußte als unumschränktes Haupt der Liga anerkannt werden: weder der Kaiser noch irgend ein Prinz des österreichischen Hauses sollten in die oberste Leitung ein Wort einreden, oder den Herzog irgendwie hemmen dürfen. Es sollte ferner kein Waffenstillstand, kein Friede geschlossen werden ohne Theilnahme des Herzogs. Der Kaiser verpflichtet sich, dem Herzog jeden Landschaden und alle Unkosten zu ersetzen, die er in dem Kriege erleiden sollte, und bis die Zahlung erfolgt, ihm den Werth an Land und Leuten pfandweise einzuräumen. Sollte der Herzog in diesem Kriege baierisches Gebiet verlieren, so soll ihm der Kaiser dafür eben so viel österreichisches Land abtreten. Alle Theile des österreichischen Gebiets, die der Herzog den Feinden Habsburgs entreißt, sollen ihm mit allen Nutzungen und Rechten so lange pfandweise überlassen bleiben, bis alle Kosten an Baiern erstattet sind. Die Feldherrn des Kaisers sollen den Herzog fortwährend von allen Unterhandlungen und Planen unterrichten, auch mit ihm über Alles Rücksprache nehmen. Endlich mußte Ferdinand dem Herzog versprechen, den Pfalzgrafen in die Acht zu thun und die pfälzische Kurwürde an Baiern zu übertragen.

Diese Bedingungen waren schwer, aber es war nun doch die Aussicht vorhanden, daß der Kaiser wieder Herr im eigenen Lande würde. Maximilian wollte jedoch den Krieg nicht eher unternehmen, als bis er vollkommen gerüstet war, als bis er eine solche Kriegsmacht um sich versammelt hatte, daß die Gegner durch sie erdrückt werden mußten. Demzufolge drang er darauf, daß die

Liga bedeutende Geldmittel und ein Heer von 21,000 Mann zusammenbrachte; der König von Spanien wurde bestimmt, mit einem Heere um dieselbe Zeit in die Unterpfalz einzubrechen, wenn Maximilian den Krieg gegen Böhmen beginne; und endlich gelang es auch, den Kurfürsten von Sachsen, ohnedies der heftigste Gegner von Kurpfalz, dergestalt auf die Seite des Kaisers zu ziehen, daß er ebenfalls mit ihm gemeinsame Sache gegen Böhmen machte. Freilich gleichfalls nicht ohne bedeutende Zugeständnisse von Seite Ferdinands. Dieser mußte dem Kurfürsten von Sachsen die Lausitz überlassen.

Wie sah es nun auf der Seite der Gegner aus? Die auswärtigen Verbindungen derselben bewiesen sich allmählig alle als trügerisch. Von Savoyen und Venedig haben wir schon gesprochen. Was den König von England anbetrifft, der seinem Schwiegersohne am ersten hätte beispringen sollen, so befolgte dieser überhaupt eine sehr schwankende, kraftlose äußere Staatskunst: überdem war er mit der Annahme der böhmischen Krone von Seite des Pfalzgrafen durchaus nicht einverstanden: kurz, von daher hatte man keine ernstliche Unterstützung weder mit Geld noch mit Truppen zu gewärtigen. Die Niederländer endlich, welche sich Anfangs der böhmischen Angelegenheit mit Eifer angenommen und viele Versprechungen gemacht hatten, leisteten im entscheidenden Augenblick wenig Hülfe, da sie durch die Rüstungen der Spanier gezwungen waren, ihr ganzes Augenmerk auf ihr eigenes Land zu richten. Es blieb also nur die Union übrig und die empörten österreichischen Lande.

Aber selbst auf die Union konnte man sich nicht verlassen. Wir haben oben bemerkt, daß in die eigentlichen Plane der kurpfälzischen Partei nur einige Wenige eingeweiht waren. Die meisten Mitglieder glaubten, daß es sich nur um Abwehr der katholischen Gegner, um Aufrechthaltung der Religionsfreiheit handle. Als nun der Pfalzgraf die böhmische Krone angenommen, so wurden sie stutzig. Mehrere fürstliche Mitglieder der Union waren entschieden gegen diese Annahme. Sie trugen Bedenken, dem neuen König seine neue Krone vertheidigen zu helfen, da ihnen kein Vortheil daraus erwuchs. Die Reichsstädte aber hatten schon lange Klagen darüber geführt, daß alle Last der Kriegsführung auf sie gewälzt worden sei, während die Fürsten mit ihren Geldbeiträgen in Rückstand

blieben. Diese Stimmung machte sich auf den Unionstagen, die der Pfalzgraf abhielt, nur zu sehr bemerklich, besonders auf dem zu Nürnberg gegen Ende des Jahres 1619. Hier gab sich Friedrich alle Mühe, den Beschluß durchzusetzen, daß das böhmische Wesen als eine Sache der Union betrachtet werde: es war vergebens. Ja, die Mitglieder bestanden sogar darauf, daß der Pfalzgraf diejenigen Truppen der Union, die er eigenmächtig mit nach Böhmen genommen, wieder herausgeben, ferner daß er auf die Besoldung, die er als General der Union beziehe, verzichten sollte. Und so waren auch alle Versuche der kurpfälzischen Partei, die Union zu entscheidendem Angriffe auf die Liga zu bestimmen, vergebens. Das Einzige, was erreicht wurde, war, daß eine Gesandtschaft an den Herzog von Baiern abgeschickt ward, welche eine bestimmte Antwort, ob Krieg oder Frieden, verlangen sollte. Maximilian gab aber keine bestimmte Antwort, sondern speiste sie mit Redensarten ab, mit denen sie sich begnügte.

Zugleich aber war die katholische Partei ungemein thätig, die Spaltung, die unter den Unirten eingerissen war, dadurch zu erweitern, daß sie gegenseitiges Mißtrauen unter sie säete. Sie ließ eine Menge von Schriften erscheinen, in welchen die selbstsüchtigen Absichten der Häupter der Union scharfsinnig auseinander gesetzt wurden. Den Fürsten machte man bange mit dem demokratischen Geiste des Kalvinismus, der auf den Umsturz aller Monarchien ausgehe: Friedrich begünstige diese Demokratie, um mit ihrer Hülfe sich zum unumschränkten Herrn aufzuwerfen. Den Reichsstädten suchte man die Ueberzeugung beizubringen, daß es auf ihre Freiheit und Selbständigkeit abgesehen sei: sie hätten bisher ohnedies am meisten zahlen müssen, die unirten Fürsten gingen aber damit um, sie vollends zu unterwerfen: sie würden den Krieg benutzen, um Besatzungen in sie zu legen, und durch dieselben sich ihrer zu bemächtigen. Man bediene sich auch gegen sie, d. h. gegen die patrizischen Obrigkeiten der Städte, der demokratischen Gesinnung der unteren Stände: man werde die bisherigen Verfassungen stürzen, um Volksherrschaften einzuführen, die zuletzt ebenfalls den Fürsten erliegen müßten.

Diese Schriften waren nicht ohne Wirkung. Selbst einer der wenigen Eingeweihten, der Markgraf von Ansbach, begann untreu

zu werden. Ihm war es vornehmlich um die fränkischen Bisthümer zu thun: als er sah, daß Pfalz und Anhalt seinen Privatvortheil hintansetzten, um all' ihre Kraft auf die böhmische Sache zu verwenden, trennte er sich von ihnen und dachte auf die eigene Rettung. Unter solchen Umständen war es dem Herzog Maximilian von Baiern leicht, die Union zu einem Abkommen zu vermögen, welches den Pfalzgrafen völlig opferte. Er hatte inzwischen seine Rüstungen beendet und war mit der Liga der Union mehr als um das Doppelte überlegen. Bei Ulm lagen sich im Juni 1620 beide Heere gegenüber. Maximilian verlangte von den Unirten eine bestimmte Erklärung, ob sie Krieg oder Frieden wollten? Die Unirten entschieden sich für den Frieden. Am 3. Juli wurde er abgeschlossen. Darnach sollte kein Theil dem andern den Durchzug der Truppen verweigern. Die böhmischen Angelegenheiten sind in dem Frieden nicht mit inbegriffen, d. h. die Union überließ Böhmen und den Pfalzgrafen ihrem Schicksal.

Maximilian rückte unmittelbar nach diesem Vertrag mit der Kriegsmacht der Liga gegen Oesterreich.

Die empörten österreichischen Lande hatten, wie wir bemerkt, eine Verbrüderung aufgerichtet, und es war Aussicht vorhanden, daß Friedrich nach und nach von allen als Oberhaupt angenommen wurde. Aber es fehlte an rechtem Zusammenwirken. Zwar noch im Jahre 1619 standen die Dinge sehr vortheilhaft für die Aufgestandenen. Bethlen Gabor rückte mit den Ungarn gegen Wien, ebenso Thurn, der nun zum zweiten Male einbrach. Es war zur Zeit, als Ferdinand von München wieder in Wien angekommen. Aber im entscheidenden Augenblicke fehlte es an gegenseitiger Unterstützung. Ferdinand wurde zum zweiten Male gerettet: Thurn kehrte nach Böhmen zurück und Bethlen Gabor verstand sich sogar zu einem Waffenstillstande mit dem Kaiser (Januar 1620). Bethlen Gabor war überhaupt nicht recht zu trauen. Er begann zwar bald darauf von Neuem den Krieg gegen Ferdinand, und wurde im August 1620 von den ungarischen Ständen förmlich zu ihrem König erkoren; allein er versäumte auch diesmal da, wo es am Nöthigsten war, Hülfe zu leisten.

Der Herzog Maximilian von Bayern hielt es für das Sicherste, zuerst sich gegen das Erzherzogthum Oesterreich zu wenden. Dieses

Land setzte sich zwar zur Wehre, wenigstens Oberösterreich, war aber viel zu schwach, um aus eigenen Kräften dem Heere der Liga Widerstand leisten zu können. Und weder von Bethlen Gabor noch von Böhmen aus wurde es unterstützt. Es mußte sich also unterwerfen. Maximilian ließ sich von den Ständen huldigen (August 1620) und nahm das Land dem Vertrage mit Ferdinand gemäß vorläufig als Pfand in Beschlag. Hierauf wandte er sich nach Böhmen.

Auch hier waren die Zustände nichts weniger als erfreulich. In Böhmen waren bald die mit jeder Umwälzung verbundenen Unordnungen eingetreten. Es fehlte an einer geschickten Verwaltung: die Kriegsverfassung kostete ungeheueres Geld, die Steuern mußten also um ein Bedeutendes erhöht werden; außerdem litten die Einwohner unglaublich von den Schrecken des Kriegs. Doch für die Freiheit kann ein Volk Manches ertragen und große Opfer bringen. Allein — und dies ist wohl ins Auge zu fassen — die böhmische Freiheit kam nicht dem ganzen Volke zu Gute.

Die Bewegung in Böhmen war vielmehr vom Adel ausgegangen, wurde vorzugsweise von ihm geleitet, und war wesentlich auf die Vortheile des Adels berechnet. Weder der Bauernstand noch die Städte hätten, wenn die Umwälzung geglückt wäre, ihre Stellung verbessert. Ja, der Bauernstand war auf den Adel so aufgebracht, daß er lieber auf ihn, als auf den Kaiser losgeschlagen hätte, und es bezeichnet so recht die Furcht des Adels vor ihm, daß er durch die Stände die Verfügung treffen ließ, die Bauern sollten ihre Waffen den Obrigkeiten ausliefern, und nur zum Behuf von Kriegsdiensten wieder herausbekommen. Hätte die kaiserliche Regierung ihren Vortheil recht verstanden, so hätte sie nur die Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen verkünden dürfen: die ganze Landbevölkerung wäre zu ihr gestanden. Auch wurde dieser Vorschlag der kaiserlichen Regierung wirklich gemacht, sie ging aber nicht darauf ein. So mußte sich der Bauernstand fügen und für die vom Adel begonnene Umwälzung sein Geld geben und sein Blut verspritzen. Der Adel war aber gesonnen, die freilich nur für ihn vorhandene staatliche Freiheit so unbeschränkt wie möglich zu machen. Anfangs hatte er daher den Gedanken, das Königthum überhaupt aufzuheben, und eine Art Republik einzuführen, in der Art, wie sie Venedig damals besaß. Nur die Betrachtung, daß Böhmen, um die begonnene Umwälzung

zum glücklichen Ziele zu führen, auswärtiger Unterstützung bedürfe, machte die Mehrzahl des Adels geneigt, unter den anderen Fürsten sich ein neues Oberhaupt zu suchen. Man dachte an mehrere: zuletzt blieb aber doch nur die Wahl zwischen Kursachsen und der Pfalz. Der Kurfürst von Sachsen hatte einen ziemlich bedeutenden Anhang, einmal weil er lutherisch war, wie die Mehrzahl der protestantischen Stände in Böhmen, zweitens weil sein Land unmittelbar an Böhmen stieß. Aber abgesehen davon, daß Kursachsen schon wegen seines freundlichen Verhältnisses zum Kaiserhause niemals die Wahl angenommen hätte, erschien den Böhmen die ziemlich willkürliche Regierungsweise dieses Fürsten bedenklich: sie fürchteten in Bezug auf ihre staatlichen Freiheiten unter ihm eher zu verlieren, als zu gewinnen. Vom Pfalzgrafen aber wußte man, daß er die staatlich-freiheitliche Richtung begünstige. Dies war ein wesentlicher Grund zu seiner Erwählung; ein anderer war freilich die Hoffnung, durch ihn und seine vielfachen Verbindungen mit dem Auslande die böhmische Sache am besten fördern zu können. Natürlich wurde dem neuen König nur unter der Bedingung gehuldigt, daß er die ihm vorgelegten ständischen Freiheiten bestätigte: er war dadurch in der That so beschränkt, wie nur irgend ein König der neueren Zeit.

Die kurpfälzische Staatskunst huldigte aber mehr einer demokratischen Richtung: die Bestrebungen der böhmischen Aristokratie konnten ihr daher nicht gefallen. Friedrich V. und seine Staatsmänner, Christian von Anhalt, Camerarius, und Andere, entdeckten, kaum daß sie in Prag angekommen, in jedem Zweige der Verwaltung, die bisher eben nur dem Adel übergeben gewesen war, eine so ungeheuere Verwirrung, daß sie die entschiedensten Reformen für nothwendig erachteten. Der Fürst von Anhalt wurde an die Spitze des böhmischen Kriegswesens gestellt, wie er denn überhaupt auch hier die Seele der friedericianischen Staatskunst war; andere Deutsche, die der König mitgebracht, erhielten ebenfalls betreffende Stellen. Das erregte doch schon böses Blut unter dem böhmischen Adel, noch mehr aber, wie von Seite der pfälzischen Partei der Vorschlag gemacht wurde, die Leibeigenschaft aufzuheben, die Bauern zu befreien, und die Besteuerung dergestalt zu ordnen, daß der größere Theil der Lasten auf die Vornehmen und auf die Reichen, und nicht auf die Unteren gefallen wäre. Der Adel widersetzte sich

diesen Vorschlägen, und da es gefährlich war, ihn zu beleidigen, ließ man sie fallen; das Mißtrauen war aber erwacht: der Adel fügte sich nicht den Anordnungen von Seite der pfälzischen Staatsmänner, so verständig sie auch waren: die Einzelnen dachten mehr an ihren Nutzen, als an das allgemeine Beste. Zu diesen Spaltungen in staatlicher Hinsicht kam nun noch eine religiöse. Der Hofprediger des Königs Friedrich, Scultetus, trug seine streng kalvinische Gesinnung etwas zu stark in seinen Predigten zur Schau: aus der Hofkirche wurden die Bilder entfernt, die der kalvinischen Religionsanschauung ein Gräuel waren, und man verfuhr dabei auf eine leidenschaftliche Weise. Darüber ärgerten sich nun die Lutheraner: der kursächsische Hofprediger Hoe, einer der erbittertsten Gegner des Kalvinismus, überdies von dem kaiserlichen Hofe bestochen, benutzte diesen Anlaß, um die heftigsten Anklagen gegen die Kalvinisten zu schleudern, und die Eifersucht seiner böhmischen Glaubensgenossen anzuregen: kurz es fehlte auch in dieser Beziehung nicht an Zwiespalt.

Im böhmischen Lager herrschte also nichts weniger als Einigkeit. Was aber die Hauptsache war, die Kriegsverfassung war nicht der Art, daß man einem so zahlreichen und wohlgerüsteten Feinde, wie Maximilian von Baiern und die Liga, mit Erfolg hätte widerstehen können. Die Truppen waren sehr zusammengeschmolzen, schlecht gekleidet und gerüstet, nicht bezahlt — alle die Vorschläge, die gemacht worden waren, um Geld zu erhalten, damit man wenigstens die Soldaten befriedigen könnte, wurden zurückgewiesen — und endlich von Generalen angeführt, die entweder unfähig waren, wie der Graf von Hohenlohe, oder die sich den Anordnungen des Oberbefehlshabers nicht fügen wollten. Von Seite des Fürsten von Anhalt wurde nichts versäumt, was man von einem Generalissimus erwarten konnte: aber es mangelte an der Ausführung. Er hatte, da er die Schwäche des böhmischen Heeres kannte, den Plan, das ligistisch-kaiserliche Heer, welches im September 1620 in Böhmen einbrach, durch Hin- und Herzüge zu schwächen, es durch unaufhörliche Scharmützel zu ermüden und zu vermindern, bis es mit Erfolg angegriffen werden konnte. Maximilian merkte aber den Plan, und rückte unaufhaltsam gegen Prag vor. Jetzt wollte der Fürst von Anhalt eine Abtheilung des feindlichen Heeres auf dem Marsche mit

der Hauptmacht angreifen, sie schlagen, und sich dann auf die andern werfen. Diesem Vorhaben wurde aber von den anderen Generalen, namentlich dem Grafen von Hohenlohe, widersprochen, und man beschloß endlich, sich auf Prag zurückzuziehen, und dort die Hauptschlacht zu liefern. Hier kam es endlich am 8. November zur Entscheidung. Das ligistisch-kaiserliche Heer war wenigstens um ein Drittheil stärker, als das böhmische: es mochte 32,000 zählen, die Böhmen 20,000. Auch in diesem Treffen that übrigens Anhalt seine Pflicht: auch ein Theil des Heeres stritt Anfangs mit großer Tapferkeit. Da flohen zuerst die ungarischen Hülfstruppen, die sich beim Heere befanden; bald war die Flucht allgemein, in Zeit von einer Stunde war die gänzliche Niederlage der Böhmen entschieden.

Friedrich V. bat bei Maximilian um einen Waffenstillstand. Er wurde auf 8 Stunden bewilligt. Diesen benutzte er, um mit seinen Anhängern, dem Fürsten von Anhalt, den Grafen von Hohenlohe und Thurn, und Anderen zu entfliehen. Er reiste zuerst nach Schlesien, um zu sehen, ob er hier den Kampf noch fortsetzen könnte. Allein inzwischen war auch der Kurfürst von Sachsen in die Lausitzen eingebrochen, und bedrohte Schlesien. Friedrich sah, daß Alles verloren sei: er floh weiter nach Berlin, später nach Holland.

Die Folge der prager Niederlage war die Unterwerfung der Hauptstadt und ganz Böhmens. Maximilian begab sich nach München zurück; ein Theil des ligistischen Heeres blieb unter dem General von Tilly in dem Königreiche stehen, um den Kaiser zu unterstützen bei den Maßregeln, die er nun anzuwenden gedachte. In den ersten Monaten nach der prager Schlacht wurden noch keine Veranstaltungen getroffen, die auf eine Verfolgung von Seite der kaiserlichen Regierung hätten schließen lassen. Dies geschah aber nur, um diejenigen, deren man habhaft werden wollte, sicher zu machen. In der That: ein großer Theil angesehener Männer, die bei der Umwälzung eine Rolle gespielt, blieben entweder von Anfang in Prag oder kehrten dahin zurück, auf die Gnade des Kaisers hoffend. Plötzlich aber, im Februar 1621, begannen die Verhaftungen: acht und vierzig Männer wurden in das Gefängniß geschleppt, vor Gericht gestellt, zum Tode verurtheilt, ihre Güter eingezogen. Am 20. Juni 1621 wurde das Urtheil an ihnen vollstreckt. Anderen wurde mit dem Tode gedroht, wenn sie sich nicht selbst als der

Theilnahme an der Empörung schuldig angeben würden. Ueber siebenhundert Edelleute erschienen auf diese Drohung und flehten um Gnade. Man schenkte ihnen das Leben, nahm ihnen aber ihre Güter entweder ganz oder doch zum größten Theile. Die Gütereinziehungen sollen sich auf eine Summe von 24 Millionen Thalern belaufen haben.

Und nun wurde an die Ausrottung der Ketzerei gegangen. Zuerst wurde den kalvinischen Geistlichen das Predigen untersagt, später — Anfangs scheute man sich vor dem Kurfürsten von Sachsen, weil man diesem versprochen hatte, gegen das lutherische Glaubensbekenntniß nichts zu unternehmen — auch den lutherischen. Zuletzt wurde erklärt, daß der Kaiser in Böhmen überhaupt keine anderen Unterthanen, als nur katholische dulden wolle. Die Protestanten mußten also entweder katholisch werden oder das Land meiden. Die fürchterlichsten Gewaltthätigkeiten wurden begangen; aber der Wille des Kaisers wurde ausgeführt. Eine Menge der gebildetsten und wohlhabendsten Familien verließen das Land, da sie ihren Glauben nicht ändern wollten. Die Folge davon war, daß Böhmen an Wohlstand, Kunst, Gewerbthätigkeit ebenso herunter kam, wie andere Länder, wo die katholischen Gegenreformationen gesiegt hatten: aber dafür hatte Ferdinand auch die Beruhigung, daß er dieses Land für die alleinseligmachende Kirche wieder gewonnen hatte.

An eine Beobachtung der den Böhmen zustehenden staatlichen Rechte war unter diesen Umständen, wo Gewalt vor Recht ging, natürlich nicht zu denken. Ferdinand erklärte übrigens später (1627) noch ausdrücklich den böhmischen Majestätsbrief für null und nichtig, ebenso die freie Königswahl. Den Ständen blieb nur das Steuerbewilligungsrecht.

Auf ähnliche Weise, wie mit Böhmen, wurde mit den Nebenländern verfahren. Früher oder später wurde dort der Katholicismus wieder eingeführt, der Protestantismus verboten, die unkatholischen Einwohner ausgetrieben oder gewaltsam bekehrt, die landesherrliche Gewalt zum Nachtheil der Landesfreiheiten hergestellt.

Dies war der Ausgang der außerordentlichen Bewegung, welche den Anfang des dreißigjährigen Krieges bezeichnet. Von der Religion ausgehend, war sie doch wesentlich staatlicher Natur. Eine Menge verschiedener Richtungen und Absichten hatten sich in sie verwoben:

der Grundgedanke war aber doch Beschränkung fürstlicher Willkür-herrschaft, Herstellung freiheitlicher Zustände. Die Kräfte, die dabei thätig waren, waren bedeutend genug, sowohl was die Massen, als die Stärke betraf: es galt nur sie zusammenzufassen, in einen großen Strom zu vereinigen, zu ordnen und zu leiten. Ein Versuch dazu wurde gemacht: er mißlang, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem ähnliche Bewegungen in Deutschland immer zu mißlingen pflegen: im entscheidenden Augenblicke traten verschiedene Gegensätze innerhalb der Bewegung selbst hervor, die ein gemeinsames Zusammenwirken unmöglich machten, die Bewegung lähmten, den Sieg des Gegners herbeiführten.

Als die große volksthümliche Seite der Bewegung überwunden war, so traten darum jene anderen selbstsüchtigen Bestandtheile, die wir neben jener zugleich thätig sahen, keineswegs vom Schauplatze ab: im Gegentheile, sie spielen von jetzt an die Hauptrolle und sind immerhin noch stark genug, um den Kampf so lange fortzusetzen, bis aus ihm heraus wieder andere großartigere Bestrebungen erwachsen. Die Seele aber der großen volksthümlichen Bestrebungen, Christian von Anhalt, suchte sich, nachdem er gesehen, daß nichts mehr zu hoffen war, mit dem Kaiser auszusöhnen, und wurde im Jahre 1624 begnadigt. Im Jahr 1630 ist er gestorben.

Die Sieger begnügten sich nicht damit, dem Feinde den Raub abgenommen, sich wieder in den Besitz der Stellung gesetzt zu haben, aus der sie verdrängt worden waren: sie wollten ihren Gegner vernichten.

Den Kaiser trieb dazu wohl die Nothwendigkeit. Er hatte dem Herzog von Baiern die pfälzische Kur versprochen und Entschädigung für die Kriegskosten: bis diese ihm ausgezahlt würden, behielt Maximilian Oberösterreich als Pfand. Nichts natürlicher, als daß Ferdinand, um sein Land wieder zu erhalten, den Bundesgenossen mit den Gütern Friedrichs bezahlt machen wollte.

Friedrich V. nebst seinen Anhängern, dem Fürsten von Anhalt, den Grafen von Thurn, Mannsfeld, Hohenlohe, wurden also bereits im Januar 1621 vom Kaiser ohne Zuziehung der Fürsten in die Reichsacht gethan und ihrer Lehen verlustig erklärt. Maximilian mit der Liga sollte zunächst die Länder des Pfalzgrafen in Besitz nehmen. Die Oberpfalz vertheidigte aber der Graf von Mannsfeld.

Dieser Freibeuter hatte an der Schlacht am weißen Berge nicht Theil genommen, sondern befand sich mit einer Truppenabtheilung in Pilsen. Er behauptete sich daselbst noch einige Zeit lang, und zog sich dann in die Oberpfalz zurück, wo er seine Schaaren bis auf 13,000 Mann brachte, wahrscheinlich mit niederländischem Geld. Maximilian ließ ihn hier angreifen, betrieb aber den Krieg während des Sommers 1621 mit großer Lässigkeit, vermuthlich um endlich den Kaiser zu bestimmen, ihn mit der Kur zu belehnen, womit dieser immer zögerte. Endlich geschah es, vorderhand aber noch geheim: und nun wurde der Krieg mit größerem Eifer geführt. Bald war Mannsfeld so in die Enge getrieben, daß er Unterhandlungen anknüpfte, und sogar in die Dienste des Kaisers zu treten sich erbot. Plötzlich aber entwischte er in die untere Pfalz: wahrscheinlich nicht ohne Wissen und Willen des Herzogs von Baiern. Denn nun zog sich der Krieg in dieses Land.

Die untere Pfalz war noch im Jahre 1620 von den Spaniern unter der Führung des General Spinola angegriffen und zum größten Theil eingenommen worden: nur die festen Plätze Lautern, Heidelberg, Mannheim, Frankenthal hielten sich noch. Die Union, welche versprochen hatte, die Länder des Pfalzgrafen zu schützen, erfüllte dieses Versprechen nicht nur nicht, sondern sie löste sich im April förmlich auf. Eine andere Wendung nahmen die Dinge seit der Ankunft des Grafen von Mannsfeld. Er entsetzte Frankenthal, das von den Spaniern belagert wurde, griff die Länder der benachbarten geistlichen Mitglieder der Liga an, in denen er furchtbar hauste, und brachte die rückgängige Sache des Pfälzers wieder zum Stehen.

Friedrich V. hatte inzwischen überall nach Hülfe gesucht: bei den niedersächsischen Ständen, dem König von Dänemark, den Hansestädten, aber überall abschlägige Antwort erhalten. Auch sein Schwiegervater, der König von England, wollte von einer Fortsetzung des Kampfes nichts wissen. Nur die Generalstaaten, welche von einem wiederausbrechenden Kriege mit den Spaniern bedroht waren — im Jahre 1621 lief der Waffenstillstand zu Ende — und die das größte Anliegen hatten, dem Hause Habsburg so viel wie möglich Feinde zu erwecken, nahmen sich seiner in so fern an, als sie die Geldmittel darboten, um neue Heere und neue Ver-

theidiger seiner Sache auf die Beine zu bringen. Es gelang, noch im Jahre 1621 einen norddeutschen Fürsten, Christian, den Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, Herrn des Bisthums Halberstadt, einen Abenteurer ohne größere kriegerische Fähigkeiten, aber einen Haudegen und Freibeuter, wie Mannsfeld, für die Sache des Pfalzgrafen zu gewinnen. Er brachte ein Heer von 10,000 Mann zusammen, mit dem er noch im Herbste 1621 in die Pfalz eindringen wollte; er wurde zwar von dem baierischen Feldherrn zurückgeworfen, brachte aber im Winter sein Heer auf 20,000 Mann und kam das Jahr darauf wieder. Zugleich wurde der Markgraf Georg Friedrich von Baden[1], einer der Fürsten, die etwas mehr in die Plane der kurpfälzischen Staatskunst eingeweiht, und dem einige nicht unbeträchtliche Stücke der zu machenden Beute zugedacht waren, bestimmt, die Waffen für den Pfalzgrafen zu ergreifen. So standen im Frühling des Jahres 1622 drei Heere gegen das vereinigte spanisch-ligistische Heer in der Pfalz, an dessen Spitze sich der baierische General Freiherr von Tilly befand. Friedrich V. selbst erschien um diese Zeit in dem Lager, um durch seine Gegenwart die Tapferkeit seiner Anhänger anzufeuern.

Tilly bewährte aber hier auf das Glänzendste seine Feldherrngaben. Obschon nur halb so stark wie seine Gegner, wußte er ihrer doch Herr zu werden, indem es ihm gelang, sie einzeln anzugreifen und zu schlagen. Am 6. Mai 1622 erfocht er bei Wimpfen einen glänzenden Sieg über den Markgrafen von Baden, dessen Macht hierdurch zersprengt wurde. Noch aber stand ihm Mannsfeld entgegen und eben sollte der Herzog Christian von Braunschweig mit 20,000 Mann heranrücken. Um die Vereinigung mit ihm herzustellen, brach Mannsfeld in das Gebiet des Landgrafen von Hessen-Darmstadt ein, den man als einen Anhänger des Kaisers und als einen Verräther an der protestantischen Sache betrachtete, und gefangen nahm. Tilly griff jetzt mit aller Macht Mannheim an, und bewog dadurch das mannsfeldische Heer zur Umkehr; inzwischen rückte er auf einem andern Wege gegen den Main vor, griff mit überlegenen Streitkräften Christian bei Höchst an und schlug ihn am 20. Juni gänzlich aufs Haupt. Nur mit wenigen Trümmern seines Heeres gelangte Christian in das Lager des Pfalzgrafen. Diese wiederholten Niederlagen verschlimmerten die Lage Friedrichs unge-

mein. Er gab endlich selber den Kampf auf: am 13. Juli entließ er sein Heer, das er ohnedies nicht mehr bezahlen konnte. Mannsfeld und Christian zogen mit demselben aus Kurpfalz ab, den Niederlanden zu. Tilly war es nun ein Leichtes, die festen Plätze, die in den Händen pfälzischer Besatzungen waren, zu erobern. Im September bemächtigte er sich Heidelbergs — die werthvolle Handschriften-Sammlung daselbst wurde bei dieser Gelegenheit von dem Herzog Maximilian dem Papste geschenkt — im Oktober Mannheims, das Frühjahr darauf fiel den Spaniern Frankenthal in die Hände. Die ganze Kurpfalz war jetzt erobert. Und nun endlich, im Februar 1623 auf einem Fürstentage zu Regensburg wurde der Herzog Maximilian von dem Kaiser förmlich mit der pfälzischen Kur belehnt. Auf eine Einwendung der anwesenden protestantischen Fürsten ließ sich übrigens der Kaiser bewegen, diese Belehnung nur auf die Person Maximilians, nicht auf seine Nachkommen auszudehnen, und den Verwandten des geächteten Friedrich die Aussicht auf eine Wiedergewinnung ihrer Lande und Rechte vorzubehalten.

---

12. Der dänische Krieg. Uebergewicht des Kaisers. Wallenstein.

Auf diese Weise war die religiös-staatliche Widerstandspartei im Reiche vollkommen überwunden. So heftig vorher ihr Andringen, so außerordentlich eine Zeit lang ihre Erfolge gewesen, so furchtbar war nun die Rückwirkung. Der Katholicismus ging sofort zum Angriffe über — ausdrücklich wurde dies auf einem Bundestag der Liga erklärt — aber zugleich mit dem Katholicismus erlangte das Kaiserthum, die zweite der von der Union angegriffenen Gewalten, eine Stärke, wie schon lange nicht mehr: eben jetzt schienen sich die Befürchtungen der Gegner erst recht zu bewahrheiten.

Es schien keine bessere Gelegenheit zu geben, die kaiserliche Gewalt wiederherzustellen und in dem Sinne Karls V. zu erweitern, als die gegenwärtige, wo die heftigsten Widersacher alle niedergeschlagen waren, andere vor Schrecken gelähmt, sich hüteten, ein ähnliches Schicksal auf sich herabzubeschwören. Der Kaiser nahm nach

eine demgemäße Haltung an. In der pfälzischen Angelegenheit zeigte er bereits, wie wenig er gesonnen sei, sich durch den Widerspruch der Fürsten in seinen Entschließungen beirren zu lassen. Nicht anders verfuhr er mit Baden und Hessen. Was Baden anbetrifft, so war die Rache des Kaisers einigermaßen dadurch gehemmt, daß der Markgraf Georg Friedrich, ehe er die Waffen ergriff, die Regierung förmlich an seinen Sohn abgetreten hatte, der sich an dem Kampfe nicht betheiligte. Allein man konnte der durlachischen Familie noch auf eine andere Weise beikommen. Sie hatte Baden-Baden in Besitz genommen, das (1623) dem Eduard Fortunatus gehörte.*) Freilich mit dem Willen und auf den Wunsch der Landstände. Jetzt wurde vom Kaiser den (katholischen) Söhnen des Eduard Fortunatus Baden-Baden wieder zuerkannt und der durlachischen Linie abgesprochen. Mit Hessen aber verhielt es sich so. Die zwei hessischen Hauptlinien, Kassel und Darmstadt, waren auf das Bitterste mit einander verfeindet: die kasselsche Linie war kalvinisch und gehörte zur Widerstandspartei, die darmstädische dagegen lutherisch und schloß sich an den Kaiser an. Beide Linien waren nun schon seit 1604 in Streit über die marburgische Erbschaft. Jetzt ließ der Kaiser diesen Streit zum Nachtheil der kasselschen Linie entscheiden. Der Landgraf Moritz mußte nicht nur Alles, was er davon hatte, an seinen Vetter herausgeben, sondern ihm auch noch die Nutznießung von achtzehn Jahren vergüten. In Hessen-Kassel enthüllte aber der Kaiser schon weitere Entwürfe. Er versprach der hessischen Ritterschaft die Reichsunmittelbarkeit, wenn sie sich an ihn anschließen würde, was sie wirklich that. Er gab hiermit also ein sehr bedenkliches Beispiel von Aufreizung der Unterthanen gegen die Landesherren. Später wurde Moritz durch ihn gezwungen, die Regierung niederzulegen zu Gunsten seines Sohnes Wilhelm.

Die Liga aber schob sich nun immer weiter gegen den Norden hin vor. Veranlassung dazu gaben ihr die erneuten Rüstungen der zwei Freibeuter, Mannsfeld und Christian von Braunschweig, welche im Jahr 1623 mit frischen Streitkräften im Felde erschienen. Tilly suchte sie in Sachsen auf, schlug den Einen, Christian von Braunschweig, am 6. August bei Stadtlohe, den Anderen, Mannsfeld, der sich nach Ostfriesland geworfen hatte, vertrieb er auch daraus. Zu-

*) Vergl. Seite 339.

gleich nahm er ehemals katholische Stifte, die aber von protestantischen Fürsten besessen wurden, wieder für die Kirche in Beschlag. So entriß er die Abtei Hersfeld dem Landgrafen von Hessen, das Bisthum Halberstadt den Dänen, an die es Christian abgetreten, das Kloster Althaldensleben dem Administrator von Magdeburg, gewisse ehemals zum Bisthum Würzburg gehörige Abteien dem Grafen von Hanau.

Diese Fortschritte der ligistisch-kaiserlichen Partei machten nun doch das protestantische Fürstenthum in Norddeutschland besorgt. Sie dachten daran, sich zu rüsten, um im Falle der Noth sich zur Wehre setzen zu können. Der eifrigste aber unter diesen norddeutschen Fürsten war der König Christian IV. von Dänemark, dem zugleich das Herzogthum Holstein gehörte. Das war ein ehrgeiziger, ländersüchtiger Herr, der schon immer darnach gestrebt hatte, seine Länder durch den Besitz der benachbarten Stifte (Bremen, Verden u. s. w.) und wo möglich auch der Hansestädte abzurunden, weßhalb er auch mit diesen fast immer in Fehde lag. Jetzt hoffte er durch den Krieg seinen Lieblingsplan ausführen zu können.

Für sich allein würde freilich Christian nicht gewagt haben, die Waffen zu ergreifen. Aber schon hatten die Fortschritte des Hauses Oesterreich auch bei den großen Mächten Europa's so große Bedenken erregt, daß sie entschlossen waren, ihnen zu begegnen. England, von dessen lahmer Staatskunst wir früher schon gesprochen, wurde im Jahre 1624 von der spanischen Linie des Hauses Habsburg tödtlich beleidigt — eine Heirath zwischen dem englischen Thronerben und einer spanischen Prinzessin, die so gut wie ausgemacht war, wurde auf eine für England ehrenrührige Weise von Seite Spaniens wieder rückgängig gemacht — und wollte sich nun rächen. In Frankreich war seit dem Jahre 1624 der Kardinal von Richelieu an die Spitze der Verwaltung gekommen. Dieser große Staatsmann trat wieder in die Staatskunst Heinrichs IV. ein, und glaubte nichts versäumen zu dürfen, um Habsburg zu schwächen und zu Grunde zu richten. Endlich: die Generalstaaten, die bisher schon immer die deutsche Widerstandspartei unterstützt hatten, befolgten nun um so entschiedener diese Politik, da der Krieg zwischen ihnen und Spanien wirklich ausgebrochen war.

Es bereitete sich also ein europäischer Bund gegen die Liga und das Haus Oesterreich vor. Zunächst sollte derselbe aus den deutschen protestantischen Ständen bestehen, Dänemark und Schweden sollten aber auch hereingezogen werden. Nicht minder Bethlen Gabor. Dieser hatte zwar im Jahre 1622 mit dem Kaiser den Frieden zu Nikolsburg geschlossen, zufolge dessen er auf die Krone von Ungarn zu Gunsten Ferdinands verzichtete, dagegen sieben Gespannschaften auf Lebenszeit erhielt, sowie auch den Titel eines Reichsfürsten. Der Friede war aber von ihm im Jahre 1623 gebrochen worden: er drang mit 60,000 Mann in Mähren ein und versetzte den Kaiser in den größten Schrecken. Nun kam wohl schon 1624 ein neuer Friede zu Stande, aber Bethlen Gabor erbot sich gleichwohl zu einem neuen Anfall auf den Kaiser. Es handelte sich jetzt nur darum, wer die Oberanführung übernehmen sollte. Anfangs dachte man an den König von Schweden, Gustav Adolf, der seine großen kriegerischen Gaben damals schon in dem Kriege gegen Polen bewiesen hatte. Die Eifersucht des Königs von Dänemark bewirkte aber, daß man diesen Vorschlag fallen ließ — Gustav Adolf zog sich überhaupt vom Kriege zurück — und die Anführung dem Könige von Dänemark übertrug. England erbot sich zu einer monatlichen Unterstützung von 300,000 Gulden, Holland von 50,000; Frankreich gab für zwei Jahre eine Million Livres. Außerdem rüstete England 12,000 Mann aus unter der Anführung des Grafen von Mannsfeld, und Christian von Braunschweig warb ebenfalls eine Reiterschaar. Der König von Dänemark brachte den größten Theil der niedersächsischen Stände auf seine Seite. Im Mai 1625 wurde er zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, ein Heer zu werben beschlossen, und der Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel, der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, der Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm von Brandenburg, sowie die Herzoge von Mecklenburg schlossen mit dem Könige von Dänemark noch einen besonderen Bund. Bald war ein Heer von mehr, als 40,000 Mann zusammen.'

Als sich dieses Ungewitter gegen die Liga zusammenzog — denn diese wäre zunächst angegriffen worden — so verlangte sie Hülfe. Der Herzog von Baiern, das Haupt derselben, drang sehr lebhaft in den Kaiser, er möge nun seinerseits doch auch für ein Heer for-

gen: die Liga allein könne die Feinde nicht bestehen. Ferdinand aber befand sich, wie immer, in großer Geldverlegenheit. Da erbot sich einer seiner Generale, Wallenstein, ein Heer von 40,000 Mann aufzubringen, welches dem Kaiser nichts kostete. Die Räthe des Kaisers hielten dies für Prahlerei: sie wollten zufrieden sein mit 20,000 Mann. Wallenstein gab darauf die Antwort: „20,000 würden Hungers sterben, aber 50.000 werden sich selbst ernähren.“ Er wurde sofort zum kaiserlichen obersten Feldhauptmann ernannt: im Sommer 1625 begann er die Werbungen, und noch ehe derselbe verlief, befand er sich mit einem Heere von mehr als 30,000 Mann in den niedersächsischen Gegenden, um Tilly zu unterstützen.

Der Krieg begann im Juni 1625. Die Veranlassung zu demselben war die Wegnahme des Städtchens Hörter durch Tilly. Der König von Dänemark erklärte dies für eine Feindseligkeit und eröffnete die Kriegsunternehmungen. Im Jahr 1625 kam es zu keiner Entscheidung. Aber im Jahr 1626 trat der Herzog Georg von Lüneburg-Celle, einer der bedeutendsten Fürsten des niedersächsischen Kreises, zur Partei des Kaisers über und nahm kaiserliche Dienste. Es war diese Handlung, deren Beweggrund wohl in der Eifersucht des Hauses Lüneburg auf Wolfenbüttel gesucht werden darf, von keiner geringen Bedeutung, da sie einen Riß in die protestantischen Reichsstände Niedersachsens machte. Bald darauf (25. April 1626) versuchte Mannsfeld die Stellung Wallensteins, der sich bei Dessau verschanzt hatte, anzugreifen, erlitt aber eine völlige Niederlage. Er flüchtete mit den Trümmern seines Heeres nach der Mark Brandenburg, wo er sich jedoch bald wieder verstärkte und dann über Schlesien nach Mähren zog, um dem Bethlen Gabor die Hand zu reichen, welcher der Verabredung mit den Feinden des Kaisers gemäß die Waffen gegen ihn erhoben hatte. Zugleich war in Oberösterreich ein furchtbarer Bauernkrieg ausgebrochen, der kaum bewältigt werden zu können schien. Wallenstein, von dem Kaiser um Hülfe angegangen, eilte Mannsfeld in Gewaltmärschen nach, konnte ihn aber doch nicht mehr erreichen: die Vereinigung seiner Schaaren mit dem Heere Bethlen Gabors war bereits vollzogen, als Wallenstein auf ungarischem Boden erschien. Der Feldzug, den er nun gegen Bethlen Gabor eröffnete, brachte ihm keine Lorbeeren: er errang keine Er-

folge, und zuletzt, Ende des Jahres 1626, entschloß sich der Kaiser zu einem Frieden mit dem Fürsten von Siebenbürgen, der die früheren Verträge erneuerte. Kurz vorher war Mannsfeld gestorben. Bethlen Gabor starb drei Jahre später im Jahr 1629. Inzwischen kämpfte Tilly allein gegen den König von Dänemark und gegen Christian von Halberstadt. Der letztere erlag auch bereits im Juni einer Krankheit, und der König von Dänemark wurde von Tilly bei Lutter am Barenberge (27. August 1626) aufs Haupt geschlagen. Dieser Sieg war von bedeutenden Folgen. Der Herzog von Wolfenbüttel verließ jetzt die Sache des Dänen, die meisten niedersächsischen Stände folgten diesem Beispiele: Christian IV. schien nur auf seine eigenen Kräfte beschränkt.

Nach dem Frieden mit Bethlen Gabor führte Wallenstein sein Heer nach Schlesien, welches inzwischen von den Dänen unter dem Administrator von Magdeburg und dem Grafen von Thurn eingenommen worden war, jagte sie aus dem Lande und kehrte in den Norden von Deutschland zurück.

Man hätte nun die Beendigung des dänischen Krieges erwarten sollen: denn den vereinten Kräften beider Feldherren war Christian IV. nicht gewachsen. In der That wurde er im Laufe des Jahres 1627 aus Deutschland hinausgeworfen, ja verlor auch noch Holstein, Schleswig, Jütland. Plötzlich aber stockten die Erfolge: der Krieg wurde schläfriger betrieben, und zog sich noch bis ins Jahr 1629 hinein.

Die Ursache davon war Wallenstein. Er verhinderte die Beendigung des Kriegs. Die Fortsetzung desselben wurde durch die großen Entwürfe geboten, mit denen er sich trug. Wir müssen nun den Mann und seine Plane etwas näher ins Auge fassen.

Albrecht von Waldstein — denn so hieß eigentlich die böhmische Herrenfamilie, aus welcher er stammte — war im Jahr 1583 geboren, der jüngste Sohn seiner Eltern. Sie gehörten dem protestantischen Glauben an. Wallenstein, der früh die Eltern verloren und in einer Jesuitenschule zu Olmütz seine Erziehung erhalten hatte, wurde für den Katholicismus gewonnen. Schon in frühester Jugend zeigte der Knabe einen herrischen, hochfahrenden Geist, der sich für Großes bestimmt glaubte. Man bemerkte, daß er sich gerne bedienen ließ und im geselligen Leben Anforderungen machte, die mit seinen be-

scheidenen Vermögensverhältnissen nicht im Einklange standen. Einer seiner Verwandten sagte ihm daher einmal: „Ihr thut ja, als wäret Ihr ein Fürst.“ „Was nicht ist, kann noch werden!“ erwiederte darauf der junge Wallenstein. Nachdem er verschiedene Reisen gemacht, und auf Hochschulen den Studien, namentlich astrologischen, obgelegen, nahm er Kriegsdienste im Heere des Kaisers, das eben gegen die Türken kämpfte. Er zeichnete sich hier aus, so daß er zum Hauptmann befördert wurde. Aber da schon im Jahre 1606 der Friede zu Stande kam, so wurde seine kriegerische Laufbahn unterbrochen. Dafür verbesserte er seine Vermögensverhältnisse außerordentlich durch die Verheirathung mit einer sehr reichen Wittwe, die ausgedehnte Güter in Mähren besaß und ihn bei ihrem Tode (1614) zum alleinigen Erben einsetzte. Wallenstein verheirathete sich 1617 zum zweiten Male mit der Tochter des Grafen Karl von Harrach, geheimen Rathes Ferdinands, wodurch er in unmittelbare Berührung mit dem Hofe kam. Sein Bestreben war nun darauf gerichtet, sich bei der kaiserlichen Familie und besonders bei dem muthmaßlichen Thronfolger in Gunst zu setzen. Ferdinands Wohlwollen wußte er sich bald zu erwerben. In dem venetianischen Kriege (1617) that er ihm bedeutende Dienste: er rüstete auf eigene Kosten ein Reiterregiment aus und führte es ihm zu. Bei mehreren Gelegenheiten zeichnete er sich aus während dieses Feldzuges und hat wesentlich zu den Erfolgen desselben beigetragen. Im böhmischen Kriege schwankte er keinen Augenblick, die Partei des Kaisers zu ergreifen, obschon er sich dadurch großen Verlusten aussetzte, indem er, wie so viele andere, als Verräther des Vaterlandes seiner Güter für verlustig erklärt ward. Er leistete Ferdinand während dieses Krieges sehr wesentliche Dienste: unter Anderm rüstete er wieder für den Kaiser ein Reiterregiment aus, an deren Spitze er bei mehreren Gefechten den Ausschlag gab und Siege erfocht. Nach der Unterdrückung des Aufstandes half Wallenstein die Ordnung wieder herstellen, namentlich in Mähren. In dem Kriege gegen Bethlen Gabor in den Jahren 1621 bis 1624 wurde er ebenfalls verwendet und man schrieb ihm mehrere Erfolge zu, welche die kaiserlichen Truppen über den Siebenbürger erfochten. Kurz: er erwarb sich den Ruf eines kühnen, entschlossenen, fähigen Generals. Wichtiger aber noch als diese Kriegsthaten war die Vergrößerung seines Vermögens, die

ihn in den Jahren 1621 bis 1626 beschäftigte. Er benutzte nämlich die zahlreichen Gütereinziehungen der böhmischen Empörer zum Ankauf derselben: den zehnten Theil aller in Beschlag genommenen Güter brachte er an sich um eine Summe von 7 Millionen Gulden; sie mochten aber doppelt so viel werth sein. Denn die Güter wurden sehr niedrig geschätzt und mancher Unterschleif damit getrieben. Wallenstein bezahlte übrigens die Summen zum geringsten Theile in Baarem. Er hatte einmal eine Menge Gegenrechnungen zu stellen für die Auslagen, die er während des Kriegs für den Kaiser gemacht; diese Gegenrechnungen wurden an Zahlungsstatt von dem Kaiser angenommen. Einen anderen Theil blieb er schuldig, bis er auch diesen mit Gegenrechnungen tilgen konnte. Was er bezahlte, bezahlte er endlich mit schlechter Münze. Genug: Wallenstein wurde durch diese Güterankäufe ein Millionair, einer der reichsten Herren in den österreichischen Landen, und sein Reichthum vermehrte sich von Jahr zu Jahr, weil er zugleich ein vortrefflicher Haushalter war. Eine der angekauften Herrschaften hieß Friedland. Diese ließ er vom Kaiser zum Fürstenthum, später zum Herzogthum erheben. Davon nannte er sich nun Herzog von Friedland. Auch Sagan, eine andere der von ihm angekauften Herrschaften, wurde vom Kaiser zum Herzogthum erhoben.

Der Reichthum Wallensteins war die Staffel zu seiner Größe. Er allein machte es ihm möglich, dem Kaiser ein Heer auf die Beine zu stellen, ohne daß dieser in seinen Beutel zu greifen brauchte, und dies noch dazu in einer Zeit, wo eine Menge neuer Gefahren gegen das Haus Habsburg sich aufthürmten. Wallenstein, der Retter in der Noth, hatte alles Recht auf die Dankbarkeit des Kaisers, und in der That gelangte er sofort zu einem so außerordentlichen Ansehen und Einfluß bei Ferdinand, wie sich dessen kein Anderer rühmen konnte.

Wallenstein hatte nun zwar mit seinem Gelde ein Heer aufgebracht. Es fiel ihm aber nicht ein, die Erhaltung desselben ebenfalls aus seinen Mitteln zu bestreiten. Sein Heer kostete ihm nicht das Geringste. Das Mittel, wodurch er dies erreichte, war allerdings kein neues: denn schon Mannsfeld und Christian von Braunschweig hatten es angewandt; aber Wallenstein führte es in dem größten Maßstabe aus. Er ließ nämlich sein Heer von den Ländern unter-

halten, in denen es sich befand: und diese mußten nicht nur Lebensmittel, Pferde, Wägen und sonstigen Bedarf herbeischaffen, sondern wurden auch noch gebrandschatzt. Mit dem daraus gewonnenen Gelde wurden die Generale, Offiziere und Soldaten bezahlt. Es versteht sich, daß ein solches Verfahren nur dann mit Erfolg auf die Länge angewendet werden konnte, wenn das Heer so zahlreich war, daß jeder Widerstand der Einwohner gegen diese Erpressungen als hoffnungslos erschien. Wallenstein vermehrte daher sein Heer fortwährend und brachte es in Kurzem zu einer bis dahin unerhörten Stärke.

Dies war aber mehr noch, als eine finanzielle, eine politische Maßregel. Sie war ihm das Mittel, um seine großen Entwürfe durchzuführen. Offenbar nur ihretwillen hat er nach der Stellung eines kaiserlichen obersten Feldhauptmanns gestrebt. Und worin bestanden diese Entwürfe? *) Es waren keine anderen, als die Karl V. gehabt hatte, die man überhaupt von Seite des protestantischen Fürstenthums dem Hause Oesterreich immer vorgeworfen: er wollte den Kaiser zum unumschränkten Herren von Deutschland machen, zu diesem Ende die Reichsverfassung umstürzen, die Fürstenthümer aufheben, die Einheit des Reiches herstellen. Dies glaubte er nur an der Spitze eines großen Heeres durchsetzen zu können. Um es aber fortwährend auf den Beinen zu erhalten, war Krieg erforderlich. Der Krieg mit Dänemark an sich war ihm gleichgültig, aber höchst wünschenswerth, ja nothwendig, soferne er als Vorwand für eine beständige Waffenbereitschaft, für die unausgesetzte Vermehrung des Heeres gelten konnte. Darum also zog er den Krieg so lange hinaus. Es würde ihm aber für seinen Zweck nichts genützt haben, wenn er die ganze Armee auf dem Kriegsschauplatze gehabt hätte. Denn um so unerklärlicher wären die geringen Erfolge gewesen. Nein! er mußte sie über ganz Deutschland vertheilen. Darum legte

*) Ueber die Plane Wallensteins vor seiner ersten Absetzung kann seit den neuesten Mittheilungen Aretins und Hurters (zur Gesch. Wallensteins, 1855) aus den baierischen und österreichischen Archiven kein Zweifel mehr obwalten. Uebrigens wurde durch diese nur bestätigt, was Gfrörer bereits in seiner Geschichte Gustav Adolphs theils nachgewiesen, theils vermuthet hat. Ueber Wallensteins Plane während seines zweiten Generalats stellt sich allerdings jetzt ein anderes Urtheil heraus, als Gfrörer noch hätte.

er in allen Ländern Deutschlands Werbeplätze an. Hier blieben die geworbenen Truppen liegen, mußten von den Ländern unterhalten werden und trieben Brandschatzungen von ihnen ein. So waren friedländische Schaaren durch die rheinischen, schwäbischen, fränkischen, hessischen, sächsischen Lande vertheilt: in Norddeutschland herrschten sie ohnedies: nicht nur die braunschweigischen Gebiete, auch Pommern und Brandenburg waren von ihnen besetzt. Durch diese Maßregel erreichte Wallenstein einen doppelten Zweck. Einmal: er saugte die Länder so aus, daß ihren Herren alle Mittel zu etwaigem Widerstande genommen wurden, und zwar auf lange Zeit. Denn die wallensteinischen Soldaten hausten furchtbar und nahmen Alles, was sie bekommen konnten. Zweitens: er setzte sich einstweilen in den einzelnen Gebieten fest, um später, wenn die Zeit gekommen, nichts weiter nöthig zu haben, als ihre förmliche Besitznahme auszusprechen. Zugleich dienten die Werbeplätze dazu, um so viel Volk zu versammeln, als nöthig war, um über größere Gebiete, die vorderhand nicht mit Truppen belegt werden durften, wie z. B. Baiern, herzufallen. Baiern war von Schwaben, wie von Franken her durch friedländische Werbeplätze bedroht.

Wallenstein würde aber dieses Verfahren, welches den Reichsgesetzen vollkommen widersprach, nicht haben einschlagen dürfen ohne den Willen des Kaisers. Aber am Wiener Hofe scheint man mit seinen Planen, selbst den weitest gehenden, einverstanden gewesen zu sein. Wir haben früher schon die ausschweifenden Vorstellungen von der kaiserlichen Macht erwähnt. Nach dem Siege über die Böhmen und über den Pfalzgrafen scheint man an ihre Verwirklichung gedacht zu haben. Wir haben bereits einige darauf bezügliche Thatsachen angeführt. Am kaiserlichen Hofe wurden aber Vorschläge gemacht, welche darauf abzielten, der kaiserlichen Gewalt überhaupt eine festere Begründung zu verschaffen, und zwar dadurch, daß man die bisherigen landesherrlichen Gewalten unterhöhlte, die niederen Bestandtheile der Gesellschaft verselbstständigte, und dadurch an das Kaiserthum fesselte. Dahin gehörte der Vorschlag, der in den Zeiten der böhmischen Unruhen gemacht worden war, die Leibeigenschaft der böhmischen Bauern aufzuheben. Aehnliche Vorschläge, sich auf diese zahlreiche Menschenklasse zu stützen, sind noch später gemacht worden. Ebenso gab man den Rath, in den Reichsstädten die nie-

deren Stände gegen die Patrizier zu begünstigen, demokratische Verfassungen daselbst einzuführen und dadurch diesen besonders wegen seines Reichthums sehr bedeutenden und einflußreichen Bestandtheil ganz auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Man machte also dem Kaiser den Vorschlag, sich auf dieselben Kräfte zu stützen, auf welche sich die kurpfälzische Partei hatte stützen wollen: auf die demokratischen Elemente der Nation. Es scheint jedoch, daß man auf diese Vorschläge nicht eingegangen sei. Vielmehr erfolgte ja im Jahre 1626 der österreichische Bauernaufruhr, der nur durch die äußersten Anstrengungen von Oesterreich und Baiern unter dem General von Pappenheim unterdrückt werden konnte. In den Reichsstädten glaubte sich die kaiserliche Regierung mehr an das Patriziat anlehnen zu müssen, als an die Zünfte. Uebrigens ließ sie keinen Anlaß vorübergehen, um den Städten sich freundlich zu erweisen und sie an sich zu fesseln. Im Jahre 1627 machte sie sogar den Hansestädten den Antrag. ihre frühere Bedeutung herstellen zu wollen *), sie wollte Alles aufbieten, um ihrem Handel wieder aufzuhelfen. Zu diesem Ende sollte ein sehr vortheilhafter Vertrag mit Spanien geschlossen werden, demzufolge die Hansestädte in Zukunft allein nach Spanien handeln dürften; wenn Schweden, Dänemark, Frankreich, England Waaren hätten, deren man in Spanien bedürfe, sollten sie in den Hansestädten verkauft und einzig von hier aus nach Spanien geführt werden dürfen; desgleichen solle Alles, was von Spanien in Handel komme, namentlich auch die westindischen Waaren, in diese Stadte gebracht und dort verkauft werden. Der Vertrag kam übrigens nicht zu Stande. Sehr entschieden verfolgte ferner die kaiserliche Regierung den Gedanken, die Ritterschaft der einzelnen Gebiete, hiermit den bedeutendsten und rührigsten Theil der Landstände an sich zu ziehen und dadurch die fürstliche Gewalt zu unterhöhlen. Nicht nur bei Hessen, wie wir gesehen, machte sie es so, sondern auch bei Braunschweig, Mecklenburg, Holstein, kurz überall, wo es thunlich war. Unter solchen Umständen wurden natürlich die Plane Wallensteins am kaiserlichen Hofe gerne aufgenommen. Er pflegte sich dort zu äußern: „Man braucht keine Fürsten und Kurfürsten mehr, jetzt ist es Zeit, denselben das Gasthütel abzuziehen; wie in

*) Burmeister, Beiträge zur Geschichte Europa's im 16. Jahrhundert. Aus den Archiven der Hansestädte (1843), Urkunde 10, S. 188.

Spanien und Frankreich Ein König ist, also soll auch in Deutschland nur Ein Herr allein sein.“ Ebenso hörte man den Kaiser sagen: man müsse den Kurfürsten die Gewalt etwas beschneiden, darum sei kein Friede zu machen. Wäre übrigens die Gesinnung der kaiserlichen Minister nicht von selbst den wallensteinischen Planen entgegengekommen, so hatte er Mittel genug in den Händen, um sie sich geneigt zu machen. Er verfehlte nie, mit vollen Seckeln in Wien zu erscheinen und nach allen Seiten hin Gnaden und Geschenke auszutheilen: fast alle Minister waren von ihm bestochen. So war Wallenstein allmächtig: er konnte durchsetzen, was er wollte.

Und warum sollte der Kaiser nicht das vollste Vertrauen zu seinem Feldhauptmanne hegen, da er wirklich in Zeit von wenig Jahren den Kaiser mächtiger, gefürchteter gemacht hatte, wie irgend einer seiner Vorfahren auf dem deutschen Throne gewesen! Auch gegen Außen hin wollte er den alten Ruhm des Reiches wieder herstellen! Er dachte an die Wiedergewinnung der Herrschaft in den deutschen Gewässern: er wollte eine deutsche Flotte gründen; zu diesem Ende wurden auch jene oben erwähnten Unterhandlungen mit den Hansestädten angeknüpft: und Wallenstein ließ sich bereits im Jahre 1628 vom Kaiser den stolzen Titel beilegen: General des oceanischen und baltischen Meeres.

Wie weit man aber bereits im Jahre 1628 gehen zu können glaubte, zeigen die Vorgänge mit Mecklenburg und Braunschweig. Die Herzoge von Mecklenburg, Adolf Friedrich und Johann Albert, waren wider ihren Willen in den dänischen Krieg verwickelt worden. Um sie zur Theilnahme zu bewegen, brach der König von Dänemark mit einigen Regimentern im Jahr 1627 in ihr Gebiet ein und zwang sie, ihr Landvolk mit seinem Heere zu vereinigen. Sobald es thunlich war, traten sie von diesem Bunde zurück, unterhandelten mit Wallenstein und nahmen kaiserliches Kriegsvolk in ihr Gebiet auf. Sie hatten nicht mehr gethan, als der Herzog von Wolfenbüttel, dem doch nach seinem Rücktritt von dem dänischen Bündnisse in einem Vertrage mit Tilly Verzeihung zugesichert wurde. Demohngeachtet drang Wallenstein beim Kaiser darauf, sie als Verräther zu bestrafen. Am 1. Februar 1628 erklärte sie Ferdinand ihrer Länder verlustig, weil sie die kaiserliche Mahnung, mit dem Könige von Dänemark sich nicht einzulassen, verächtlich in den Wind geschlagen und in der Verschwörung wider

das Reich halsstarrig verharrt hätten. Alle Schritte der Herzoge von Mecklenburg, dieses harte Urtheil aufzuheben oder mildern zu lassen, waren vergebens. Aber schon dachte Wallenstein dem Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel ein ähnliches Schicksal zu. Er beauftragte den Grafen von Pappenheim, General bei der Liga, eine Untersuchung gegen den Herzog einzuleiten. Der Fall war aber hier viel schwieriger. Der Wolfenbüttler hatte sich allerdings ebenso viel, ja noch mehr zu Schulden kommen lassen, als die Herzoge von Mecklenburg, allein durch den Vertrag mit Tilly wurde er für straffrei erklärt. Man konnte sich also höchstens auf sein Verhalten nach jenem Vertrage beziehen. Da war es nun durchaus unmöglich, hinlänglichen Stoff zu einer Anklage aufzufinden. Gleichwohl verlangte Wallenstein auch seine Absetzung: aber diesmal drang er nicht durch.

Mit diesen Prozessen gegen die Reichsfürsten verband Wallenstein noch eine besondere Absicht. Es sollten mit den den Fürsten abgenommenen Ländern verdiente Generale belohnt werden, und zwar nicht blos kaiserliche, wie er sich denn selbst zunächst Mecklenburg hatte ertheilen lassen, während mit den Gütern des halberstädter Christian mehrere andere kaiserliche Generale belohnt wurden, sondern auch Generale der Liga. So sollte eben der Graf von Pappenheim das Fürstenthum Wolfenbüttel, Tilly das Fürstenthum Calenberg erhalten. Die geheime Absicht war, durch die Verleihung der Fürstenthümer an erprobte Kriegsmänner diese nur um so enger an das kaiserliche Interesse und an die beabsichtigte neue Ordnung der Dinge zu ketten; sodann aber insbesondere, durch jene Verleihungen mit der Gütermasse des Wolfenbüttlers die tüchtigsten Feldhauptleute der Liga von derselben weg und ins kaiserliche Lager herüberzuziehen. Denn die Auflösung der Liga und ihres Heeres war ein wesentliches Glied in dem Plane Wallensteins.

Die Liga war bis zum Auftreten des Herzogs von Friedland die einzige wahrhafte Macht in Deutschland gewesen. Was Ferdinand war, war er nur durch sie. Ihr Heer hatte den Krieg in Böhmen geendet, den pfälzischen Krieg und auch die erneuten Versuche Mannsfelds und Christians von Halberstadt vernichtet. War aber die Liga gesonnen, dem Streben Ferdinands nach Unumschränktheit nachzugeben? Nichts weniger, als dieses. Wir erinnern uns, daß an der Spitze

der Verbindung Maximilian von Baiern stand, der gerade den inneren Krieg zur Vergrößerung seiner Macht zu benutzen gedachte und so eifersüchtig auf seine fürstlichen Rechte war, wie kein anderes Mitglied der hohen Reichsaristokratie. Daß aber Maximilian nicht gesonnen war, dem österreichischen Hause zu Liebe von seinen Errungenschaften etwas aufzugeben, konnte man aus seinem Verhalten bezüglich der Verwaltung Oberösterreichs ersehen. Dort stieß das baierische und das österreichische Interesse unaufhörlich an einander. Gar zu gerne hätte Ferdinand diese Provinz, die er dem Baierfürsten als Pfand hatte überlassen müssen, wieder herausgehabt. Der Herzog weigerte sich dessen, bis er für seine aufgewendeten Kosten entschädigt würde. Endlich verglich man sich im Jahre 1628 dahin, daß dem Herzog für Oberösterreich die Oberpfalz, die er übrigens schon inne hatte, übergeben ward. Von der Liga also, dessen unumschränktes Oberhaupt Maximilian war, durfte man am Wenigsten eine Bereitwilligkeit bezüglich der kaiserlichen Entwürfe erwarten. Folglich mußte sie aufgelöst werden, und vor-Allem ihr Heer, das zunächst am gefährlichsten war. Wallenstein that nun Alles, was er konnte, um diesen Zweck zu erreichen. Im dänischen Kriege nahm er für seine Völker immer die besten Winterlager in Anspruch, und zwang die Liga, mit solchen Gegenden vorlieb zu nehmen, die entweder ausgehungert oder ungesund waren. Die Soldaten starben entweder haufenweise weg, oder liefen davon, meistens zum Heere des Friedländers. Dann suchte Wallenstein und der kaiserliche Hof die Liga in einen Krieg mit den Niederländern zu verwickeln, angeblich zur Unterstützung Spaniens: man hoffte aber, daß sie sich daselbst aufreiben möge: unterdessen hätte man in Deutschland freie Hand gehabt. Zugleich wurden Versuche gemacht, die besten Offiziere aus der Liga für das kaiserliche Heer zu gewinnen. So sollten die Fürstenthümer Calenberg und Wolfenbüttel die Köder sein, um Tilly und Pappenheim, die besten Generale der Liga, zu verführen. Mit diesen gelang es nun zwar nicht — Pappenheim ging erst später über — aber eine Menge anderer, wie Gallas, Anholt u. s. w. wurden gewonnen. Nichts natürlicher, als diese Erscheinung. Die Offiziere im kaiserlichen Heere wurden, freilich auf Unkosten der Länder, weit besser bezahlt, als die in der Liga, und ebenso hatten es die Soldaten viel besser.

Diese ungeheuern Anstrengungen, diese rastlosen Thätigkeiten Wallensteins — wem sollten sie eigentlich zu Gute kommen? Wallenstein sprach allerdings nur vom Hause Oesterreich: das deutsche Kaiserthum sollte eine in diesem Hause erbliche Monarchie werden. Aber der Friedländer war keine Natur, die nur für Andere arbeitet, und nicht an sich selber denkt. Er hatte vielmehr bei der Verfolgung dieser seiner Plane sich mindestens ebenso sehr im Auge, wie den Kaiser. Zunächst wollte er sich ein Reichsfürstenthum erwerben. Er ließ sich demnach vom Kaiser mit dem Herzogthum Mecklenburg belohnen. Und gar zu gerne hätte er diesem Herzogthume Pommern oder Brandenburg hinzugefügt: die Fürsten dieser Länder waren jedoch zu klug, um sich eine Blöße zu geben, daß mit ihnen, wie mit den mecklenburgischen Herzogen hätte verfahren werden können. Wallenstein begnügte sich daher vorderhand mit der Besetzung dieser Länder durch seine Truppen.

Aber gerade die mecklenburgische Angelegenheit liefert einen recht augenscheinlichen Beweis, wie Wallenstein zunächst an sich selber dachte. Sein Wunsch, den Besitz Mecklenburgs sich zu sichern, war eigentlich die Hauptursache, warum der dänische Krieg mit einem für Christian IV. so vortheilhaften Friedensschlusse beendet ward. Wir haben gesehen, wie viele Niederlagen dieser König erlitten, wie er von dem vereinigt ligistisch-wallensteinischen Heere in die Enge getrieben ward. Schon im Jahre 1627 bat er um Frieden. Damals aber stellte Wallenstein so hohe Bedingungen, daß Christian IV. unmöglich darauf eingehen konnte. Der Krieg wurde also fortgesetzt. Aber inzwischen erlangte Wallenstein Mecklenburg. Es war ihm jetzt vor Allem darum zu thun, dieses neue Besitzthum sich zu sichern. Dänemark, als Verbündeter der Herzoge, um dessentwillen sie ihr Fürstenthum verloren, war am Ersten verflichtet, sich ihrer anzunehmen und ihnen ihr Erbtheil wieder zurück zu erobern. Vor Allem also mußte Wallenstein sich von dieser Seite sicher stellen. Er knüpfte mit dem Könige Christian geheime Unterhandlungen an und versprach ihm einen vortheilhaften Frieden, wenn er die Herzoge opferte. Der König ging darauf ein. Seit dem Anfang des Jahres 1629 begannen zu Lübeck die Friedensunterhandlungen, wo Wallenstein den Kaiser vertrat. Am 22. Mai wurde der Friede abgeschlossen. Der König von Dänemark erhielt zufolge desselben

alle die ihm von Kaiser und Reich abgenommenen Provinzen wieder zurück, dagegen verspricht er dem Kaiser Gehorsam: weder der Herzoge von Mecklenburg noch des Kurfürsten von der Pfalz ist in dem Frieden mit einer Sylbe erwähnt. Beide wurden also geopfert. Wallenstein that aber dem Könige noch einen anderen Gefallen. Wir haben oben angedeutet, daß im Jahre 1628 ein Handelsvertrag zwischen Spanien und den Hansestädten im Werke war, vermittelt durch die kaiserliche Regierung. Die Ausführung dieses Gedankens wäre für Dänemark von dem größten Nachtheil gewesen. Christian verlangte also, daß die Unterhandlungen darüber abgebrochen würden, und Wallenstein willfahrte auch hierin. Er selber verlangte vom Kaiser in sehr gebieterischen Ausdrücken die Abberufung des Gesandten, der mit dieser Sache betraut war. Und so geschah es auch. Uebrigens hatte Wallenstein wohl noch einen anderen Grund zu der Unterbrechung dieser Verhandlungen. Er wollte Spanien keinen zu großen Fuß in Deutschland gönnen. Denn Spanien verlangte für jene Vergünstigungen zugleich den Abbruch aller Handelsbeziehungen mit denjenigen Staaten, die mit Spanien in Feindschaft lebten.

Und so war die möglichste Sicherstellung des Besitzes von Mecklenburg wohl einer der Beweggründe zu den Händeln, in welche Wallenstein mit Stralsund gerieth. Er wollte in der Nähe seines neuen Herzogthums keine selbständige Macht dulden. Die Hansestädte schienen ihm aber besonders gefährlich. Theils wegen ihres Freiheitssinnes, theils wegen ihres guten Vernehmens mit Schweden, eine Macht, die Wallenstein aus guten Gründen fürchtete. In dieser Beziehung dünkte ihm besonders Stralsund gefährlich. Er verlangte also von der Stadt die Aufnahme einiger tausend Mann seiner Truppen. Die Stadt verweigerte diese Forderung, und ebenso die Erlegung von 150,000 Gulden, mit welcher Summe sie die Einquartierung abkaufen könnte. Unterhandlungen führten zu nichts. Wallenstein ließ also die Stadt durch seinen General Arnim belagern. Es war im Mai 1628. Später leitete er die Belagerung selber. Er scheute kein Opfer, keine noch so großen Verluste seiner Truppen — „und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden" — sagte er — „so müßte sie herunter!" — so wichtig erschien ihm der Besitz dieser Stadt. Aber die Einwohner wehrten sich heldenmüthig;

sie wurden außerdem von Dänemark, das damals noch nicht Friede geschlossen, und von Schweden unterstützt. Nachdem Wallenstein 12,000 Leute in den Gräben von Stralsund verloren, gab er die Belagerung auf.

Aber der Besitz eines Reichsfürstenthums war wohl noch nicht das höchste Ziel, welches er verfolgte. Schon damals glaubte man, daß er selbst nach der Kaiserkrone strebte. Mehreres deutete darauf hin. Einmal, daß er gar nicht gut mit dem Sohne des Kaisers, dem späteren Kaiser Ferdinand III., stand. Sodann hatte er sich von Ferdinand II. ein sonderbares Vorrecht für seine Herrschaft Friedland ertheilen lassen: wenn nämlich der Besitzer desselben sich des Verbrechens des Hochverraths schuldig mache, so sollten die Güter nicht dem Fiscus, sondern den Erben anheimfallen. Unmöglich wäre ihm eine solche Forderung in den Sinn gekommen, wenn ihn nicht ähnliche Gedanken selber beschäftigt hätten. Auch passen diese kühnen Entwürfe weit mehr zu dem Charakter Wallensteins, zu seinem rastlosen Ehrgeize, zu seiner unbegränzten Herrschsucht, und zu seinem Selbstgefühl, als ein Sichabmühen für die Größe eines Andern. Auch war das Gelingen dieses Planes nicht so unwahrscheinlich. Wäre nämlich unter Ferdinand II. die Reichsverfassung umgestürzt, die Kurfürsten beseitigt worden, so wäre der Thron von Deutschland nur demjenigen anheimgefallen, welcher die Gewalt auf seiner Seite hatte. Diese besaß aber nicht der Sohn des Kaisers, sondern Wallenstein.

Von jeher war es eine seiner Hauptabsichten gewesen, das Heer vollkommen von sich abhängig zu machen. Er sah darum den gemeinen Soldaten durch die Finger, verschaffte ihnen gute Tage, machte sie zu den Herren der Welt und weckte in ihnen zugleich das Gefühl, daß sie all' dies nur Wallenstein verdankten. Die Generale und Offiziere zog er an sich durch reiche Geschenke und Auszeichnungen aller Art. Vor Allem aber ging sein Streben dahin, keine besondere Richtung in dem Heere aufkommen zu lassen: die Soldaten sollten sich nur als Soldaten fühlen, als nichts Anderes. Darum sorgte er dafür, daß das katholische Gepräge, welches dem Heere der Liga aufgedrückt war, aus dem seinigen verschwand. Gleich im Anfang nahm er eine Menge von Protestanten in dasselbe auf; ja sie machten bald die Mehrzahl aus. Als man ihn darüber tadelte,

so entschuldigte er sich damit, daß er sagte, man müsse dem Mißtrauen begegnen, als trachte der Kaiser nach der Ausrottung des Protestantismus in Deutschland. Ihm selber war die Religion vollkommen gleichgültig, und wenn er sich scheinbar als guter Katholik, als Freund der Jesuiten, als Erbauer von Kirchen und Klöstern zeigte, so that er dies nur aus Berechnung. Ja, seitdem er sich an der Spitze des kaiserlichen Heeres befand, spielte er den geistlichen Fürsten wohl am schlimmsten mit. Denn besonders ihre Länder hatte er für die Erpressungen seiner Soldaten ausersehen. Wahrscheinlich würde er kein einziges geistliches Fürstenthum haben stehen lassen, wenn er bis zur Ausführung seiner Entwürfe gekommen wäre. Ebenso wenig betonte er in seinem Heere die nationale Richtung. Es wimmelte in demselben vielmehr von Abenteurern aus aller Herren Ländern, die an nichts weiter dachten, als ihr Glück zu machen, wozu sie unter einem Führer, wie Wallenstein, alle Aussicht hatten.

Aber der Friedländer hatte für den Fall, daß ihm Gelegenheit gegeben würde, selbst den deutschen Thron zu besteigen, schon an das Ausland gedacht und an die Aussöhnung mit denjenigen Mächten, die als Feinde von Habsburg bekannt waren. In diesem Sinne auch betrieb er den Frieden mit Dänemark: in diesem Sinne knüpfte er sogar Unterhandlungen mit dem Pfalzgrafen an durch den Grafen von Hohenlohe.

Um aber das österreichische Haus zu täuschen, erklärte er z. B. gegen den spanischen Gesandten in Wien: nach dem Tode des Kaisers und seines Sohnes würde er dafür wirken, daß die Kaiserkrone an Spanien komme. Und den Kaiser überzeugte er vollkommen von seiner Treue und Anhänglichkeit durch die Versicherung, nach Wallensteins Tode sollten alle seine Güter an Ferdinand zurückfallen.

Man glaube nicht, daß all' diese Plane Wallensteins nicht damals schon durchschaut worden wären, ja wir kennen sie nur von solchen, die über sie vollkommen ins Klare gekommen, alle darauf bezügliche Thatsachen in Erfahrung gebracht haben. Und auch den Kaiser suchte man gegen ihn einzunehmen. Wallenstein stand aber zu fest in der Gunst Ferdinands und seiner Minister, als daß man hätte durchdringen können.

Die Plane des Herzogs von Friedland gegen das deutsche Fürstenthum traten nach dem Abschluß des lübecker Friedens immer klarer hervor. Es war jetzt kein Feind mehr zu bekriegen, und dennoch wurde das Heer nicht abgedankt, vermehrte sich im Gegentheil durch neue Werbungen, und dabei forderte der Kaiser von der Liga Abdankung ihrer Truppen. Wallenstein beschönigte die fortwährenden Rüstungen mit einem vorhabenden Kriege gegen die Türken und gegen Italien, wo allerdings, wie wir gleich sehen werden, Feindseligkeiten sich entsponnen hatten; sodann mit der Vollziehung des Restitutionsedikts.

Dieses Edikt wurde vom Kaiser am 6. März 1629 erlassen, und sollte endlich den Streit über die von den Protestanten in Beschlag genommenen geistlichen Güter, der seit dem augsburger Frieden zwischen den zwei Religionsparteien entbrannt war, zum Vortheil der katholischen Kirche erledigen. Darnach sollten bei Strafe der Reichsacht 1) alle mittelbaren, seit dem passauer Vertrage (1552) eingezogenen Stifte, Klöster und andere Kirchengüter jeder Art den Katholiken wieder erstattet; 2) alle unmittelbaren gegen den geistlichen Vorbehalt eingezogenen Stifte wieder mit katholischen Prälaten besetzt werden; 3) die katholischen Reichsstände haben das Recht, ihre Unterthanen zu ihrem Glauben zu nöthigen, oder sie aus dem Lande zu schaffen; 4) die Wohlthat des Religionsfriedens genießen fortan nur die Katholiken, und die dem unveränderten augsburgischen Glaubensbekenntnisse anhängen: alle anderen Sekten (also auch die Kalvinisten) sind davon ausgeschlossen.

Dieses Restitutionsedikt war zwar nicht im Sinn Wallensteins, sondern, wie wir gleich sehen werden, von einer ganz anderen Partei ins Leben gerufen, allein es griff doch ebenfalls tief in den Besitz der Reichsstände ein und hätte die Macht der bedeutendsten protestantischen Fürsten sehr geschmälert. Dadurch nämlich, daß nicht der augsburger Religionsfriede von 1555, sondern der passauer von 1552 als der Zeitpunkt angenommen wurde, von welchem an die in Beschlag genommenen geistlichen Güter und Stifte wieder herausgegeben werden sollten, geschah es, daß gerade die wichtigsten Stifte dieses Schicksal traf — denn während der Zeit vom passauer bis zum augsburger Religionsfrieden war die Besitznahme der meisten derselben vor sich gegangen. So sollten von den Protestanten außer einer Menge von

Kirchen, Klöstern und Abteien die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, ferner die Bisthümer Minden, Halberstadt, Verden, Lübeck, Ratzeburg, Meißen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg, Havelberg, Lebus, Camin zurückerstattet werden. Der Kaiser zögerte auch nicht lange mit der Ausführung des Edicts. In Schwaben fing man an. In Augsburg wurden den 14 evangelischen Predigern ihre Dienste aufgesagt, alle evangelischen Kirchen gesperrt, den protestantischen Einwohnern der öffentliche und Privatgottesdienst bei schwerer Strafe untersagt. Ebenso verfuhr man in Kaufbeuern, Ulm, Regensburg und anderen schwäbischen und fränkischen Reichsstädten, nicht minder in Würtemberg. Man hielt sich übrigens nicht einmal immer genau au das Jahr 1552, sondern griff noch weiter zurück. Der Erzbischof von Köln erhielt alle Besitzungen, welche die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg dem Bisthum Hildesheim entzogen hatten. Das Erzbisthum Magdeburg, das früher ein brandenburgischer Prinz, Christian Wilhelm, inne gehabt, der aber wegen seiner Verbindung mit Dänemark in die Acht gethan worden war, und welches dann einen Sohn des Kurfürsten von Sachsen zum Administrator erkoren, mußte den Sohn des Kaisers, Leopold Wilhelm, als Erzbischof annehmen. Demselben wurde auch noch das Erzbisthum Bremen übergeben. Er hatte bereits schon die Bisthümer Straßburg, Passau nnd Halberstadt. Und so ging es fort durch das ganze protestantische Deutschland.

Der Kaiser war auf der Höhe seiner Macht.

---

13. Bund gegen den Kaiser. Richelieu. Gustav Adolf.

Aber während der Kaiser durch seinen General Wallenstein eine so außerordentliche Macht gewonnen hatte, war man bereits von verschiedenen Seiten thätig, dieselbe anzugreifen.

Der Mittelpunkt, die Seele dieser Angriffe war der Cardinal Richelieu, der Minister Ludwigs XIII., Königs von Frankreich. Wir haben schon bemerkt, wie er die Staatskunst Heinrichs IV. wieder aufnahm, das Haus Oesterreich auf allen Seiten zu bekämpfen.

Vorderhand wollte er demselben nicht gerade mit offenen Waffen entgegentreten: desto thätiger war er durch Unterhandlungen, durch Unterstützung der Feinde Oesterreichs mit Geldmitteln, durch Auffindung immer neuer Verlegenheiten für dasselbe.

Eben als die deutsche Linie dieses Hauses daran war, im Reiche die letzte Hand anzulegen zur Befestigung der Gewalt, verwickelte er den Kaiser in Händel in Italien. Im Jahre 1627 war der Herzog Vincenz II. von Mantua aus dem Geschlechte der Gonzaga gestorben. Der nächste Erbe war Karl Gonzaga, Herzog von Nevers. Aber dieser war ein Vasall der Krone Frankreich. Spanien, das bisher die vorwiegende Macht in Italien gewesen, wünschte ihn begreiflich nicht, weil es fürchtete, daß dadurch Frankreich einen festen Fuß in diesem Lande fassen möchte. Der Herzog von Nevers aber verheirathete sich plötzlich mit der einzigen Erbin, die außer ihm noch Ansprüche machen konnte, und setzte sich in den Besitz des Fürstenthums. Der König von Spanien, wie der Kaiser, welcher als oberster Lehensherr auch ein Wort mitzusprechen hatte, waren darüber erbittert und reizten die Herzoge von Guastalla und von Savoyen, die ebenfalls Ansprüche zu machen hatten, auf. Die Spanier griffen zu den Waffen: der Kaiser erklärte, Mantua vorderhand für das Reich in Beschlag nehmen zu wollen. Der Herzog von Nevers war verloren, wenn sich Frankreich nicht seiner annahm. Richelieu sah das wohl: im Januar 1629 brach daher ein französisches Heer über die Alpen, zwang den Herzog von Savoyen zum Frieden und drängte die Spanier zurück. Jetzt verlangten die Spanier vom Kaiser, daß er sie unterstütze: Ferdinand ließ im Sommer 1629 wirklich ein Heer von mehr als 30,000 Mann nach Italien rücken, um sich mit den Spaniern zu vereinigen. Im ersten Augenblick waren sie den Franzosen weit überlegen: schon tauchten Entwürfe auf, auch in Italien die kaiserliche Gewalt in der früheren Ausdehnung wieder herzustellen.

Aber eben die Besorgniß vor solchen Entwürfen bewogen nicht nur die weltlichen italienischen Fürsten, sich enger an Frankreich anzuschließen, sondern auch den Papst Urban VIII. Dieser war ohnedies kein Freund vom Hause Habsburg, sondern mehr französisch gesinnt. Die großen Fortschritte der kaiserlichen Macht erfüllten ihn mit Furcht und Schrecken. Es wiederholten sich fast dieselben Verhältnisse, wie zu den Zeiten Karls V. und Clemens VII. In dem

Augenblicke, als Ferdinand als Vorkämpfer des Katholicismus die letzten Widerstände des Protestantismus zu brechen sich anschickte, fühlte sich der Papst vom Kaiser auf das Gefährlichste bedroht. Schon sprach Wallenstein davon, daß Rom seit einem Jahrhundert nicht geplündert worden: er werde das unternehmen. Urban VIII. lehnte sich nur um so enger an die französische Staatskunst an, und war seitdem als ein Gegner des Kaisers zu betrachten.

Allein schon hatte sich Richelieu auch mit Deutschland in Verbindung gesetzt. Es gab dort genug Elemente des Widerstandes gegen die kaiserliche Machterweiterung. Es galt jetzt diese zu unterstützen. Vornehmlich auf die Liga richtete Richelieu sein Augenmerk. Seit langer Zeit stand er mit dem Haupte derselben, mit Maximilian von Baiern, in heimlicher Verbindung und suchte diesen vom Kaiser abzuziehen. Dies gelang zwar nicht in der vollen Ausdehnung, wie Richelieu wohl gewünscht hätte, allein Maximilian und die Liga kamen den Planen des französischen Ministers wenigstens auf halbem Wege entgegen. Bei der Liga waren zwei Richtungen zu unterscheiden; einmal die streng katholische, zweitens der Widerstand gegen die staatlichen Entwürfe des Kaisers und Wallensteins. Beide Richtungen wußte Richelieu auf das Beste auszubeuten. Die erste diente ihm dazu, den Kaiser zuletzt zu einer Maßregel zu bewegen, welche ihn mit den Protestanten auf das Heftigste verfeinden mußte, nämlich zur Erlassung des Restitutionsedikts. Dieses Edikt ist in der That weniger das Werk derjenigen Staatskunst, die bisher den kaiserlichen Hof beherrschte, sondern das Werk der Gegner. Weder Wallenstein war damit zufrieden, noch die kaiserlichen Minister. Sie stellten dem Kaiser vor, daß ein Religionskrieg daraus werden könnte. Wie wenig sie daran dachten, die Grundsätze des Restitutionsedikts als die ihrigen anzuerkennen, geht daraus hervor, daß sie schon im Jahre 1626 den Antrag stellten, daß der Kaiser die neu eroberten geistlichen Beneficien seinen verdienten Ministern verleihen solle.*) Schon damals hatte sich die Liga diesem Vorschlage entgegengesetzt, und seitdem drang sie unablässig in den Kaiser, die Stifte ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben. Sie

*) Aretin, Baierns auswärtige Verhältnisse seit dem 16. Jahrhundert (1839), S. 250.

wurde in diesem Begehren von der streng katholischen Partei, von den Jesuiten, von dem Papste unterstützt, und Richelieu versäumte nicht, in eben diesem Sinne zu schüren. Der Kaiser selbst aber war von zwei verschiedenen Trieben beherrscht: von katholischer Rechtgläubigkeit und von dem Streben nach staatlicher Allgewalt. So lange beide sich mit einander vereinigen ließen, war Einigkeit in seiner Handlungsweise nicht zu verkennen. So wie sie aber mit einander in Zwiespalt geriethen, wie jetzt, wo sein Beichtvater ihn zu Gunsten des Restitutionsedikts bearbeitete, siegte endlich die katholische Rechtgläubigkeit. Er erließ das Restitutionsedikt, durch welches er überdies den Zorn des Papstes zu beschwichtigen hoffte. Richelieu hatte die Wirkungen dieser Maßregel richtig berechnet. Die Protestanten wurden auf das Höchste erbittert, und nicht nur diejenigen Stände unter ihnen, die zu der Widerstandspartei gehört und bei den Feindseligkeiten gegen das Haus Habsburg eine Rolle gespielt hatten, sondern auch solche, welche bisher in staatlicher Hinsicht auf der Partei des Kaisers gestanden, sogar durch ihre Haltung wesentlich zu den Erfolgen desselben beigetragen hatten, wie z. B. der Kurfurst von Sachsen. Es war zu erwarten, daß all' diese Stände nur auf eine Gelegenheit warteten, um sich gegen den Kaiser und seine katholische Staatskunst zu erheben.

Der andere Punkt, in welchem die Liga Richelieu dienen sollte, war vielleicht noch von einer größeren Bedeutung. Sie sollte unmittelbar die Plane des Kaisers, das Verfahren Wallensteins angreifen. Der Liga war das letzte Ziel, worauf Ferdinand und Wallenstein hinarbeiteten, nicht verborgen. Besonders Maximilian von Baiern und der Kurfürst von Mainz gaben sich außerordentliche Mühe, hinter die eigentlichen Absichten Wallensteins zu kommen. Der Herzog von Baiern hielt in der Nähe des Friedländers und am kaiserlichen Hofe Kundschafter, die ihn von Allem unterrichteten. Schon im Jahre 1628 waren ihm die wallensteinischen Plane in ihrer ganzen Ausdehnung bekannt. Nun waren aber er und der Kurfürst von Mainz auch bemüht, ihnen entgegen zu arbeiten. Sie veranstalteten mehrere Bundestage der Liga, mehrere Kurfürstentage, wo sie die Schritte beriethen, welche sie thun wollten. Zunächst gingen sie den Kaiser an, die Gewaltthätigkeiten abzuthun, welche sich das friedländische Volk erlaube, überhaupt die Werbungen ein-

zustellen und die deutschen Länder von den Einlagerungen der Soldaten zu befreien. Als diese Forderungen mit leeren Vertröstungen, denen aber keine Thaten folgten, beantwortet wurden, so war die Liga entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben: schon wurde ihr General Tilly in Kenntniß gesetzt, daß er sich darauf gefaßt machen solle, gegen Wallenstein feindselig zu verfahren. Noch drohender wurde ihre Sprache, als die Absetzung der Herzoge von Mecklenburg erfolgte, als die des Herzogs von Wolfenbüttel im Werke war, als man kaiserlicher Seits sogar die Abdankung des ligistischen Heeres verlangte. Richelieu befestigte Maximilian in dieser Haltung, indem er im Falle der Noth die Hülfe Frankreichs in Aussicht stellte und zu diesem Ende mit ihm über ein Bündniß unterhandelte. Die Liga verlangte jetzt nicht nur die Verminderung des kaiserlichen Heeres, sondern brachte sogar die Abdankung Wallensteins zur Sprache. Sie drang in den Kaiser, einen Kurfürstentag zu berufen, um endlich die Beruhigung Deutschlands ins Werk zu setzen. Er gab zuletzt den Bitten nach. Im Juni 1630 wurde der Fürstentag in Regensburg eröffnet.

Wallenstein wußte wohl, was auf dem Spiele stand. Es handelte sich jetzt darum, ob seine Pläne verwirklicht werden sollten, oder ob er auf die Ausführung derselben verzichten müsse. Ihm war es auch vollkommen klar, was zu thun sei. Jetzt oder nie war die Zeit gekommen, die rücksichtsloseste Gewalt anzuwenden. Er sammelte in Memmingen ein großes Heer, angeblich, um mit demselben nach Italien aufzubrechen, in Wahrheit aber, um — wie Gfrörer glücklich vermuthet — über die versammelten Fürsten in Regensburg herzufallen und sie sämmtlich aufzuheben. Es war nun freilich die Frage, ob Ferdinand zu einer solchen Gewaltthat seine Zustimmung geben werde. Er gab sie aber nicht.

Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg fanden sich auch Gesandte Richelieus und des Papstes ein. Beide machten mit den deutschen Fürsten gemeine Sache. Richelieu versprach ein Heer — schon wurde es in der Champagne zusammengezogen — um die deutschen Fürsten, wenn sie von Ferdinand vergewaltigt würden, zu unterstützen. Der Papst aber fürchtete, wie wir gesehen, die Macht des Kaisers, und suchte sie wie nur immer möglich zu schwächen. Solche Bundesgenossen im Hinterhalt, verlangten die deutschen

Fürsten auf das Entschiedenste die Abdankung Wallensteins. Alle Gräuel, welche seine Soldateska verübt, wurden mit den schwärzesten Farben geschildert. Was sollte der Kaiser thun? Auf der einen Seite verdankte er allerdings dem Friedländer die Fülle der Macht, deren er sich jetzt erfreute; aber zugleich hatten sich auch von allen Seiten die drohendsten Gefahren erhoben. Einmal ein Krieg mit Frankreich, dessen Vorspiel in Mantua bereits begonnen hatte; sodann ein Krieg mit Schweden — wir werden gleich das Nähere darüber berichten —; endlich ein Krieg mit dem gesammten deutschen Fürstenthum, dem katholischen, wie dem protestantischen. Diese Verhältnisse waren bedenklich genug, um zur reiflichsten Erwägung aufzufordern. Dazu kam aber noch die religiöse Rücksicht, die beim Kaiser so viel vermochte. Die Jesuiten, die Verfechter des Papstes, der diesmal gegen den Kaiser stand, versäumten nicht, ihren Einfluß auf Ferdinand bestens zu benutzen. Und bot nicht das ganze Verfahren Wallensteins genug Handhaben dar, um die Lauterkeit seiner katholischen Gesinnung in Frage zu stellen? Endlich wird man auch nicht verfehlt haben, dem Kaiser persönlich all' die Thatsachen mitzutheilen, welche selbst an der Anhänglichkeit und der Treue Wallensteins Zweifel gestatteten. Genug: Ferdinand gab zuletzt nach. Er dankte Wallenstein ab. Es war im August 1630.

Man fürchtete Anfangs, der Friedländer werde sich nicht fügen wollen. Die Männer, welche zu ihm nach Memmingen abgesendet wurden, um ihm die Nachricht zu überbringen, waren daher angewiesen, sich der schonendsten Sprache zu bedienen. Wider Erwarten nahm sie Wallenstein ganz freundlich auf. Er war bereits von Allem unterrichtet. So wehe es ihm thue, erwiderte er ihnen, daß sich der Kaiser so wenig seiner angenommen, so wolle er doch Gehorsam leisten. Er verlange nichts weiter, als daß man ihm seinen reichsfürstlichen Stand und das Herzogthum Mecklenburg lasse. Aber schon waren die Kurfürsten gesonnen, ihm auch dieses zu nehmen. Sie erklärten: ergebe sich aus den Reichsgesetzen, daß die Herzoge von Mecklenburg nicht des Hochverraths sich schuldig gemacht hätten, so könne Wallenstein das Land nicht bleiben. Ja, sie drohten sogar, ihn zur Erstattung des von seinen Soldaten ihren Unterthanen Ausgesaugten anzuhalten.

Und nachdem sie über den Kaiser diesen bedeutenden Sieg erfochten, so wollten sie ihn auch so weit wie möglich verfolgen. Sie forderten die Verminderung des kaiserlichen Heeres. Auch darauf ging Ferdinand ein, der größte Theil wurde entlassen, bis auf 39,000 Mann. Der Kaiser verlangte für diese Zugeständnisse von den Kurfürsten wenigstens die Erklärung seines Sohnes zum Nachfolger auf dem deutschen Thron. Dieses Begehren wurde abgeschlagen. Dagegen stellten sie die Forderung, daß von nun an ein gemeinsames Oberhaupt über das Heer der Liga und das des Kaisers bestellt würde, und zwar sollte dies der Herzog von Baiern sein, dem dieselbe ausgedehnte Befugniß, wie dem Friedländer eingeräumt werden sollte. Was bisher der Kaiser gewesen, wäre dadurch Maximilian geworden. Ferdinand konnte sich dazu nicht entschließen. Endlich kam man überein, dem Grafen von Tilly den Oberbefehl zu übergeben.

Und während Richelieu hier auf eine so erfolgreiche Weise arbeitete, während dem Kaiser im Innern des Reichs ein Widerstand geworden war, der alle seine Plane vereitelte, während er selbst sich des einzigen Mannes beraubte, der jenen Widerstand zu brechen vermochte, führte der französische Minister einen neuen höchst gefährlichen Feind auf den Boden des Reichs. Es war der König von Schweden, Gustav Adolf. Dieser ausgezeichnete Fürst, im Jahre 1594 geboren, kam im Jahre 1611 zur Regierung. Sein Vater, Karl IX., hatte ihm einen Krieg mit Polen hinterlassen. Er, der letzte Sohn Gustavs I. aus dem Stamme Wasa, war von den Schweden zum Könige erkoren worden, weil der rechtmäßige Herrscher, Sigismund, zugleich König von Polen, zum Katholicismus übergetreten war. Sigismund wollte Schweden nicht fahren lassen: er begann den Krieg, und dieser zog sich bis in die Regierung Gustav Adolfs hinein. In diesem Kriege bildete sich der junge König zum Feldherrn und zum Staatsmann aus. Die Erfolge, die er hier errungen, verschafften ihm bald einen großen Ruf in ganz Europa, und wir haben gesehen, wie man bereits im Jahre 1625 daran gedacht hat, ihm den Oberbefehl im Kriege gegen den Kaiser zu übertragen. Jetzt, nach der Besiegung des Dänen, dachte Richelieu wieder an ihn; er knüpfte Unterhandlungen mit ihm an, wobei sich auch die kurpfälzische Partei betheiligte, und suchte ihn zu einem

Angriff auf den Kaiser zu vermögen. Gustav Adolf hatte für sich Gründe genug zur Feindschaft gegen das Haus Oesterreich. In seinem Kriege mit Polen war dieses vom Kaiser mit Truppen unterstützt worden: die Festsetzung Wallensteins an der Küste des deutschen Reichs, die ausgesprochene Absicht desselben, die Herrschaft über die nordischen Gewässer an sich zu reißen, erschienen ihm drohend genug für die eigene Machtstellung; eben deßhalb hatte er bereits die Stralsunder unterstützt und dadurch wesentlich zu der erfolgreichen Vertheidigung dieser Stadt beigetragen; aber um so feindseliger benahm sich seitdem Wallenstein gegen ihn. Als er Gesandte zu den Lübecker Friedensunterhandlungen schickte, wurden sie von Wallenstein auf das Schimpflichste weggewiesen. Gleichwohl würde sich Gustav Adolf gescheut haben, einen Krieg mit dem Kaiser zu beginnen, einmal, weil der polnische noch nicht beendet war, zweitens, weil die Macht des Gegners, zumal unter der Führung Wallensteins, zu gewaltig erschien, um sie besiegen zu können. Allein nun trat Richelieu ein. Durch seine Vermittlung kam (6. Sept. 1629) ein Waffenstillstand mit Polen auf 6 Jahre zu Stande. Sodann bot er dem König ein Bündniß mit Frankreich und Geldunterstützung an. Man konnte sich zwar vorderhand noch nicht über die Bedingungen eines Bündnisses vereinigen — erst später kam es zu Stande — aber die Unterhandlungen hatten doch den Erfolg, daß Gustav Adolf, der auf die Unterstützung Frankreichs rechnen zu dürfen glaubte, sich zum Kriege entschloß. Nachdem er dem deutschen Kaiser Bedingungen gestellt, die dieser unmöglich annehmen konnte, so begann er den Krieg. Am 24. Juni 1630 landete er mit einem Heere von 15,000 Mann zu Usedom an der pommerischen Küste.

Was war die eigentliche Ursache seiner Einmischung in die deutschen Angelegenheiten? In der Bekanntmachung, die er bei seinem Auftreten in Deutschland erließ, gibt er als solche die oben angeführten Beleidigungen von Seite des Reichsoberhauptes an, besonders die Unterstützung des Königs von Polen gegen ihn, sodann das Verfahren gegen seine Vettern, die Herzoge von Mecklenburg. Gewiß war die nächste Ursache die Nothwendigkeit der Abwehr einer weiter um sich greifenden Gewalt des Kaisers, die zuletzt auch seine Herrschaft in der Ostsee bedrohte. Aber auch die Aussicht auf Erobe-

rungen, wenigstens an der deutschen Küste, mag ein nicht geringer Bestimmungsgrund g wesen sein. Am wenigsten wird er sich durch den Gedanken, als Retter der deutschen Freiheit und des Protestantismus aufzutreten, haben bewegen lassen. Aber sicherlich rechnete er darauf, daß er unter diesem Aushängeschilde einen großen Theil der deutschen Fürsten, wenigstens der protestantischen, unter seinen Fahnen werde vereinigen können. Doch täuschte er sich Anfangs in dieser Hoffnung.

Die Furcht vor dem Kaiser war bei den deutschen Fürsten noch so gewaltig, daß keiner von denen, die noch etwas zu verlieren hatten, es wagte, sich an den König von Schweden anzuschließen; denn seine Kriegsmacht war doch gar zu gering. Die aber, welche sich an ihn anschlossen, wie z. B. die Herzoge von Mecklenburg, oder der ehemalige Verwalter von Magdeburg, konnten ihm nichts nützen, erwarteten vielmehr selber von ihm Unterstützung. Die Fortschritte Gustav Adolfs waren daher Anfangs an und für sich gering, immerhin aber bedeutend, wenn man die Schwierigkeiten in Anschlag bringt, die er zu besiegen hatte.

Er bemächtigte sich zuerst der Inseln Rügen, Usedom und Wollin, setzte dann nach Pommern hinüber, wohin sich die kaiserlichen Truppen zurückgezogen hatten, und verlangte von dem Herzoge Bogislaus die Uebergabe Stettins. Der Herzog machte Anfangs Einwendungen, mußte sich aber fügen. Zwischen beiden Fürsten kam es zu einem Vertrage, wobei sich aber der Herzog seine Pflichten gegen Kaiser und Reich vorbehalten zu müssen glaubte. Gustav Adolf schlug dann im Laufe des Jahres die Kaiserlichen vollends aus Pommern hinaus und bemächtigte sich auch noch der Neumark. Ebenso machte er Versuche auf Mecklenburg, die jedoch vorderhand noch keinen Fortgang nehmen wollten. Dies Land war von kaiserlichen Besatzungen vertheidigt und Gustav Adolf hatte noch zu wenig Truppen. Immerhin aber waren seine Fortschritte im Verhältniß zu seiner geringen Kriegsmacht beträchtlich.

Eine der Ursachen dieser Erscheinung war wohl, daß die zwei Mächte, gegen welche der König von Schweden zu kämpfen hatte, nämlich der Kaiser und die Liga, noch nicht recht wußten, welche Stellung sie ihm gegenüber einnehmen sollten. Gustav Adolf war zuerst mit den kaiserlichen Truppen handgemein geworden, sie wurden aber von dem Heere

der Liga, an deren Spitze Tilly stand, nicht unterstützt, obschon der kaiserliche Befehlshaber, Conti, dringend darum gebeten hatte: offenbar deßhalb, weil Maximilian von Baiern noch nicht im Klaren war, ob er Gustav Adolf als Feind zu betrachten habe. Richelieu nämlich, der fortwährend mit Schweden unterhandelte, und zugleich mit Maximilian von Bayern, wünschte, daß zwischen Schweden und der Liga ein Bündniß oder wenigstens Parteilosigkeit zu Stande komme. So lange die Unterhandlungen noch in der Schwebe waren, hielt es Maximilian für unklug, feindselig gegen den König aufzutreten: er gab daher seinem Feldherrn, der zwar auch der des Kaisers war, aber doch wohl in größerer Abhängigkeit von seinem bisherigen Herrn, dem Kurfürsten von Baiern stand, die Weisung, sich ruhig zu verhalten.

Mit dem Anfang des Jahres 1631 kam endlich zu Bärwalde (in der Neumark) der Vertrag zwischen Schweden und Frankreich zu Stande. Letzteres erbot sich zu einer jährlichen Geldunterstützung von einer Million Livres, wogegen der König ein Heer von 30,000 Mann gegen den Kaiser führen wollte. Der Zweck des Bündnisses beider Kronen sollte sein, die gemeinschaftlichen Freunde zu schützen, die Sicherheit der Ostsee und des Oceans, die Freiheit des Handels, die Rechte der unterdrückten oder bedrängten Stände des deutschen Reiches wieder herzustellen, die an beiden Meeren und in Veltelin und Graubündten errichteten Festungen zu zerstören, und überhaupt Alles wieder in den Stand zu setzen, in welchem es vor dem Ausbruch des deutschen Krieges gewesen. Dem Herzoge von Baiern wurde Parteilosigkeit zugesichert, wenn er seinerseits sie ebenfalls wolle. Gustav Adolf wünschte letztere eigentlich nicht. Und auch Maximilian konnte nicht wohl darauf eingehen, da er den Zweck des Bündnisses hätte gutheißen müssen, das zugleich gegen seinen Vortheil gerichtet war: wenn Alles in den vorigen Stand gesetzt wurde, mußte er auch die pfälzische Kur wieder herausgeben.

Der Abschluß des Vertrags mit Frankreich gab dem Könige einen Rückhalt und er konnte jetzt schon kühner vorangehen. Seine Fortschritte in Mecklenburg wurden immer bedeutender, seine kriegerische Tüchtigkeit stellte sich immer klarer heraus. Zugleich aber wußte er sich durch sein freundliches und herablassendes Wesen, ebenso wie durch die strenge Mannszucht, die er unter seinen Truppen

hielt, und durch die Vorsorge, die er dem Bürger und Bauern schenkte, die Liebe des Volkes zu gewinnen. Die schwedische Kriegführung war himmelweit von derjenigen verschieden, die man bei den kaiserlichen Truppen gewohnt war.

Immerhin also erschien Gustav Adolf als ein nicht gering zu schätzender Gegner. Die protestantischen Stände kamen nun auf den Gedanken, Gustav Adolf zu benutzen, um vom Kaiser und der katholischen Partei die Aufhebung des Restitutionsedikts zu erzwingen. Nicht, als ob sie sich mit dem König von Schweden von vornherein verbinden wollten, sondern die protestantischen Stände sollten vorerst in einen Bund zusammentreten, der mächtig genug war, um jeder Partei, auf welche er sich neigte, den Sieg zu verschaffen. Dieser Bund sollte dem Kaiser gegenüber eine ernste Sprache führen, und ihm, wenn er auf die Forderungen der Protestanten nicht eingehen würde, mit einem Anschluß an Schweden drohen. Der Gedanke war gut, und schon im Februar 1631 wurde an seine Ausführung geschritten. In diesem Monate kamen alle protestantischen Stände, entweder persönlich oder durch Gesandte vertreten, in Leipzig zusammen, um sich darüber zu besprechen. Allein die Verzagtheit des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen verdarb wiederum Alles. Ein wirklicher Bund kam nicht zu Staude: man begnügte sich, an den Kaiser ein bewegliches Schreiben zu schicken, in dem er um Zurückziehung des Restitutionsedikts gebeten ward; aber was dann geschehen sollte, wenn, wie zu erwarten war, der Kaiser eine abschlägige Antwort ertheilte, darüber war gar nichts Bestimmtes ausgemacht worden.

Gustav Adolf glaubte endlich gegen die deutschen Fürsten ernster auftreten zu müssen, zumal da sich nun endlich auch Tilly in Bewegung setzte. Noch im Jahre 1630 war Gustav mit dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, seinem eigenen Schwager, wegen eines Bündnisses in vergebliche Unterhandlungen getreten. Doch wurden sie immer wieder erneuert. Um nun einen Anschluß des Kurfürsten an Schweden zu verhindern, rückte Tilly im März 1631 von den Wesergegenden nach Brandenburg, legte nach Frankfurt an der Oder eine Besatzung, wandte sich dann plötzlich nach Mecklenburg, wo augenblicklich der König stand, eroberte eine vom König genommene Festung, Neubrandenburg, wieder,

und machte Miene, den Schweden ernstlich auf den Leib zu gehen, zog sich aber bald wieder nach Magdeburg zurück. Nun aber brach Gustav Adolf nach Frankfurt an der Oder auf, und erstürmte diese Festung am 3. April 1631. Ebenso fielen Landsberg und Krossen in seine Gewalt. Der Kurfürst mußte sich endlich entschließen (Mai), seine Festungen Spandau und Küstrin den Schweden zu übergeben. Jetzt wollte der König auch den Kurfürsten von Sachsen zu einem Vertrage bewegen: er rückte deßhalb nach Wittenberg und knüpfte Unterhandlungen mit ihm an. Aber der Kurfürst Johann Georg wollte sich zu nichts verstehen.

Inzwischen fiel die Eroberung Magdeburgs vor. Diese Stadt hat seit der Reformation eine bedeutende Rolle gespielt und in den Religionskriegen den nachhaltigsten Widerstand gegen den Kaiser entfaltet. Sie galt im Norden als die Vorkämpferin des Protestantismus. Das Erzbisthum gehörte zu jenen Stiften, welche in protestantische Hände übergegangen waren. Früher war ein Markgraf von Brandenburg, Christian Wilhelm, Besitzer des Erzstifts. In Folge des dänischen Kriegs, an dem er Theil genommen, wurde er in die Acht gethan und verjagt. Das protestantische Domkapitel wählte sodann den Sohn des Kurfürsten von Sachsen, August, zum Verwalter. Nach der Erlassung des Restitutionsedikts wurde aber, wie wir gesehen, der Sohn des Kaisers, Leopold Wilhelm, von Kaiser und Papst zum Erzbischofe eingesetzt. Allein Christian Wilhelm gab darum sein ehemaliges Besitzthum nicht auf. Bald nach der Ankunft des Königs von Schweden auf dem Boden des deutschen Reiches verfügte er sich zu ihm, trat mit ihm in Bündniß und begab sich sodann nach Magdeburg, wo er die Einwohner zu gewinnen wußte. Er setzte sich in der Stadt fest, warb Truppen und versuchte das ganze Erzstift wieder zu erobern. Pappenheim bekam nun den Auftrag, die Stadt zum Gehorsam zurückzubringen. Noch im Jahre 1630 begann er die Belagerung: da er jedoch zu wenig Truppen hatte, so vermochte er nichts auszurichten. Endlich, im März 1631, rückte auch Tilly mit seinem Heere heran, und nun wurde die Belagerung mit größerem Ernste betrieben. Die Stadt wurde aber von einem sehr tapfern Kriegsmanne befehligt, dem schwedischen Oberst von Falckenberg, den Gustav Adolf geschickt hatte. Sie hielt sich auch mit dem größten Muth, selbst

nachdem alle Vorwerke gefallen waren. Denn sie hoffte bald von dem Könige entsetzt zu werden. Tilly selbst, welcher die Entsetzung durch den König fürchtete, dachte schon daran, die Belagerung aufzuheben; er wurde aber vom Kriegsrathe überstimmt, und besonders Pappenheim drang auf Sturm. Am 20. Mai 1631 wurde er unternommen. Er gelang vollkommen. Die Bürger, von Nachtwachen ermüdet, hatten sich zur Ruhe begeben: kaum befanden sich Wachen auf den Wällen — Verrätherei mag wohl auch im Spiele gewesen sein —; kurz, Pappenheim drang in die Stadt. Es erfolgte freilich noch ein furchtbarer Kampf, aber die Kaiserlichen blieben Sieger. Die Gräuel, die nachher von den Kaiserlichen geübt worden sind, waren im dreißigjährigen Kriege gewöhnlich. Es kam aber dazu eine furchtbare Feuersbrunst, welche in Kurzem die ganze Stadt, eine der reichsten und ansehnlichsten in Norddeutschland, in Asche legte. An diesem Unglücke trägt Tilly keine Schuld: entweder ist es durch Pappenheim veranlaßt worden, oder, was noch wahrscheinlicher, durch die Magdeburger selbst.*)

Man machte Gustav Adolf Vorwürfe darüber, daß er Magdeburg nicht zu Hülfe gekommen wäre. Er entschuldigte sich so gut er konnte. Der Hauptgrund war, weil er sich, ehe er Kurbrandenburg und Kursachsen vollkommen auf seiner Seite hatte, einer so gefahrvollen Unternehmung, wie dem Angriff auf das große kriegsgeübte kaiserliche Heer, nicht aussetzen wollte. Doch jetzt fanden sich allmählig einige Bundesgenossen. Der Kurfürst von Brandenburg wurde am 21. Juni durch Drohungen vermocht, ein förmliches Bündniß mit dem Könige abzuschließen. Am 22. August kam ein solches mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen zu Stande; ebenso mit dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar. Und nicht lange sollte es dauern, so wurde durch die Umstände auch der Kurfürst von Sachsen gezwungen, sich Gustav Adolf in die Arme zu werfen.

Tilly nämlich war nach der Einäscherung Magdeburgs zuerst nach Thüringen und nach Hessen gezogen, kehrte nun aber zurück, als Gustav Adolf sich anschickte, die kaiserlichen Besatzungen am

*) Vergl. Gfrörer, Gustav Adolf, S. 814, Aretin, Baierns auswärtige Verhältnisse, S. 300.

linken Elbufer anzugreifen. Der Versuch Tilly's, den König aus seiner festen Stellung bei Werben (an der Elbe) herauszuwerfen, scheiterte aber vollkommen, und da zu gleicher Zeit auch der Landgraf von Hessen losbrach, von dem Herzoge Bernhard von Weimar unterstützt, so sah sich Tilly gezwungen, entweder sich nach Kursachsen zurückzuziehen, oder noch weiter nach Franken zurückzuweichen. Am kaiserlichen Hofe war man aber, wie es scheint, müde, dem Kurfürsten von Sachsen noch eine weitere Parteilosigkeit zuzugestehen. Tilly erhielt die gemessensten Weisungen, den Kurfürsten aufzufordern, die kaiserlichen Soldaten einzulagern, die festen Plätze ihm zu übergeben, kurz sich an ihn anzuschließen. Als Johann Georg darauf eine abschlägige Antwort ertheilte, so brach Tilly im August 1631 in Kursachsen ein und nahm mehrere Städte, unter anderen Leipzig, weg. Und nun zögerte der Kurfürst nicht länger, mit dem König von Schweden ein Bündniß abzuschließen und ihn um schleunige Hülfeleistung anzugehen. Die Truppen beider Fürsten vereinigten sich bei Torgau und drangen gegen Tilly vor.

Bei Breitenfeld kam es zwischen beiden Heeren zum Kampf am 17. Sept. 1631. Es war die erste größere Schlacht, welche Gustav Adolf in Deutschland liefern sollte. Anfangs schwankte der Sieg. Die kursächsischen Soldaten wurden von den kaiserlichen geworfen und begaben sich in wilde Flucht. Aber Gustav Adolf hielt mit seinen Schweden Stand und erfocht über den alten versuchten Tilly einen glorreichen Sieg. Tilly's Heer wurde halb vernichtet; sein ganzes Geschütz gerieth in die Hände des Siegers.

Die moralische Wirkung dieses Sieges war aber noch größer, als die kriegerische. Jetzt kam ein protestantischer Reichsstand nach dem andern und suchte das schwedische Bündniß. So die Fürsten von Anhalt, der Herzog Wilhelm von Weimar, die Reichsstädte und andere. Gustav Adolf beschloß nun, mit seinem Heere nach Franken und an den Rhein zu ziehen; der Kurfürst von Sachsen dagegen sollte Schlesien und Böhmen erobern.

Der Zug des Königs war von nun an nur ein Siegeszug. Er rückte zuerst nach Franken, erstürmte Würzburg, nahm das ganze Stift in Besitz, richtete eine neue Regierung dort ein und ließ seinen Feldmarschall Horn zur Sicherung der Eroberung zurück. Er selbst brach im October mit 20,000 Mann auf, um längs des Mains

an den Rhein zu ziehen. Alle auf diesem Wege befindlichen Orte mußten sich ihm ergeben; die Reichsstadt Frankfurt schloß ein Bündniß mit ihm; dann nahm er Mainz, Worms, Speier, die Pfalz, woraus er die Spanier vertrieb, die seit der Eroberung dieselbe in Besitz hatten; kurz all' diese Gegenden waren in seiner Gewalt.

Unterdessen war auch der Kurfürst von Sachsen glücklich gewesen. Er rückte mit einem Heere nach Böhmen ein, nahm ohne Schwertstreich Prag, und gegen Ende des Jahres 1631 war der größte Theil des Königreiches in seiner Gewalt. Die Vertriebenen, wie der Graf von Thurn, kehrten zurück, und richteten sich wieder in ihren Häusern ein.

Diese außerordentlichen Erfolge seiner Waffen weckten nun in Gustav Adolf die großartigsten Entwürfe. Es war ihm jetzt nicht mehr darum zu thun, blos einige Eroberungen zu machen: er wollte Herr von ganz Deutschland werden. Dies sieht man nicht blos daraus, daß er alle eroberten Länder zu seinen Handen nahm — selbst die Pfalz gab er an ihren ehemaligen Besitzer, Friedrich V. nicht heraus, obschon dieser selbst im Lager des Königs sich einfand und ihn bis zu seinem Tode (1632) auf allen Kriegszügen begleitete— sondern daß er auch von solchen Reichsständen, welche Bündniß mit ihm suchten, wie die Reichsstädte und Fürsten, die Lehensunterthänigkeit unter die Krone Schweden forderte. Ja, er sprach seine Absicht ganz offen aus, als Frankreich im Anfang des Jahres 1632 mit ihm wieder wegen einer Neutralität zwischen Schweden und Baiern unterhandelte. Eine der Bedingungen, die er stellte, war die, daß er zum römischen Könige gewählt werden müsse. Er verfolgte also denselben Plan, wie Wallenstein. Aber er unterschied sich darin von demselben, daß er nicht blos auf die Gewalt seine Herrschaft gründen wollte, sondern auf die Liebe und Zuneigung zunächst der protestantischen Glaubensparteien, sodann insbesondere auf die niederen Stände des Volks. Er nahm also die demokratische Richtung wieder auf, welche den Bewegungen im Anfange des Krieges zu Grunde lag. Darum trug er die Vorsorge für den Bürger und Bauern so auffallend zur Schau; darum gab er sich so große Mühe, die Reichsstädte zu gewinnen. Und diese hatte er wirklich ganz auf seine Seite gebracht. Uebrigens betrug er sich auch klug und schonend gegen die Katholiken, so daß der Papst Urban VIII.

der überhaupt große Bewunderung vor dem schwedischen König hegte, lange nicht dazu gebracht werden konnte, den Krieg als einen Religionskrieg zu betrachten: er fühlte sich vielmehr gewissermaßen als Verbündeten Gustav Adolfs, der die gefährliche Macht das Hauses Oesterreich gebrochen habe.

Doch standen dem Könige große Hindernisse entgegen. Einmal das deutsche Fürstenthum, sodann Frankreich, welches jetzt auf ihn eifersüchtig zu werden begann. Was jenes anbetrifft, so schaarte sich zwar dasselbe um ihn, seitdem ein Sieg den andern drängte, jedoch meist aus selbstsüchtigen Absichten, und es war nicht anzunehmen, daß die Fürsten, welche die Gewalt des österreichischen Hauses so ungerne ertrugen, sich willig unter die schwedische Oberherrschaft beugen würden. Allein Gustav Adolf, scheints, wollte gerade die selbstsüchtigen Absichten der Fürsten benützen, um sie unschädlich zu machen. Sie alle schlossen sich an ihn an, um von seinen Eroberungen, namentlich von den geistlichen Fürstenthümern, Nutzen zu ziehen. Einer suchte den Andern zu verdrängen. Der Köuig versprach Jedem, was er wünschte, aber Mehreren dasselbe, um sie alle vorderhand zu bestimmen, ihm nur um so treuer zu dienen, damit ihnen der Preis ihrer Anhänglichkeit nicht entgehe: aber er war nicht gesonnen, von all' diesen Versprechungen irgend eine zu erfüllen. Er wollte vielmehr alle gemachten Eroberungen in Franken, wie am Rhein für sich selber behalten. Sie sollten den Grundstock des neuen Kaiserthums bilden.

Natürlich konnten Frankreich diese Entwürfe des Königs nicht unbekannt bleiben. Aber sie waren ihm nichts weniger, als gelegen. Richelieu wünschte zwar die Macht des Hauses Habsburg gebrochen, aber er wollte kein einiges, kein starkes Deutschland. Bald trat daher zwischen Frankreich und Schweden eine Spannung ein. Richelieu wünschte z. B. das linke Rheinufer, namentlich den Elsaß, zu besetzen: Gustav Adolf setzte sich dagegen: „er sei gekommen, Deutschland zu beschützen, nicht es zersplittern zu lassen." Richelieu schloß hinter dem Rücken des Königs ein Bündniß mit dem Kurfürsten von Trier, der sein Land unter den Schutz Frankreichs stellte: Gustav war auf das Aeußerste darüber aufgebracht. Ebenso schloß Frankreich noch im Jahre 1631 ein Bündniß mit dem Herzoge von Baiern und brachte fortwährend die Neutralität der Liga zur Sprache, von

welcher doch der König nichts wissen wollte. Kurz, je länger, je mehr gestaltete sich das Verhältniß zwischen diesen beiden Mächten zu einem feindseligen. Doch war Gustav Adolf nicht gesonnen, sich dadurch von der Verfolgung seiner Plane abhalten zu lassen, und gleich in den ersten Monaten des neuen Jahres fügte er seinen bisherigen Siegen neue hinzu.

Tilly war nach der Schlacht bei Breitenfeld nach Westphalen gezogen, verstärkte sich dort mit anderen Heerhaufen, dann folgte er dem Könige langsam nach Franken, das er aber nicht mehr zu retten vermochte, und lagerte sich während des Winters in der Oberpfalz. Von da aus versuchte er den Schweden Franken wieder abzunehmen, trieb sie auch aus Bamberg hinaus. Allein nun setzte sich Gustav Adolf mit seinem Heere vom Rhein her in Bewegung (März 1632). Tilly floh vor der Uebermacht, um die baierische Gränze zu decken, und bezog ein Lager am Lech, bei Rain. Der König zog durch Franken, durch Nürnberg, Schwabach und schwenkte dann rechts ab nach Donauwerth. Diese Stadt befand sich seit dem Jahre 1607 in den Händen des Kurfürsten von Baiern. Die baierische Besatzung wurde jetzt heraus geschlagen, die Stadt empfing den König mit großer Freude: er stellte sofort den Protestantismus wieder her. Dann versuchte er den Uebergang über den Lech, den ihm Tilly verwehren wollte. Unter dem Schutz seiner Kanonen ließ der König eine Brücke schlagen und drang mit seinen Schweden hinüber (15. April 1632). Die Baiern wurden geworfen, Tilly selbst wurde tödtlich verwundet und starb vierzehn Tage darauf an seinen Wunden. Nun zog Gustav Adolf nach der Reichsstadt Augsburg, stellte dort den Protestantismus wieder her und ließ sich von der Einwohnerschaft huldigen. Darauf drang er in Baiern ein und nahm das ganze Land in Besitz. Auch die Residenz des flüchtigen Kurfürsten, München, suchte er heim. Maximilian war inzwischen nach Regensburg geflohen, welcher Reichsstadt er sich hinterlistiger Weise zu bemächtigen gewußt hatte, und flehte von da aus den Kaiser an, ihm zu Hülfe zu eilen.

Die reißenden Fortschritte des Königs von Schweden hatten schon lange am kaiserlichen Hofe die Ueberzeugung hervorgerufen, daß niemand anders sie zu hemmen vermöge, als der Herzog von Friedland. Schon gleich nach der Schlacht bei Breitenfeld hatte daher

der Kaiser an ihn das Ansinnen gestellt, daß er wieder den Oberbefehl übernehmen möge. Wallenstein verfolgte den Siegeslauf des Königs mit geheimer Schadenfreude: er wußte, daß man wieder zu ihm kommen würde, und wartete darauf. Doch wies er die erste Anfrage mit Entschiedenheit ab. Als aber der Kaiser nicht nachließ, ihn mit Bitten zu bestürmen, so erklärte er sich im Anfang des Jahres 1632 bereit, dem Kaiser ein Heer von 50,000 Mann auf die Beine zu bringen: zur Uebernahme desselben könne er sich aber nicht entschließen. Ende des März war das neue Heer wirklich aufgebracht: Wallenstein selbst öffnete seine Schatzkammern und bewog auch seine alten Freunde und Offiziere, sich anzustrengen. Kurz, das Unglaubliche war geschehen, und es zeigte sich in dieser einen Thatsache sofort wieder der Zauber, der sich an den Namen des Friedländers knüpfte. Nun aber weigerte sich Wallenstein, den Oberbefehl zu übernehmen. Er wußte sehr gut, daß ohne ihn die Schöpfung, die er eben ins Leben gerufen, in das Nichts zurücksinken werde. Ferdinand wußte das so gut wie er, und bestürmte ihn mit Bitten, ihn doch nicht im Stiche zu lassen. Endlich gab Wallenstein nach, aber unter den demüthigendsten Bedingungen. Erstens: Wallenstein ist nicht nur des Kaisers, sondern des ganzen Erbhauses und der Krone Spanien oberster Feldherr. Zweitens: Diese Gewalt steht ihm in ihrem ganzen Umfang mit unbeschränkter Vollmacht zu. Drittens: Weder der Kaiser noch sein Sohn dürfen sich je persönlich beim Heere einfinden, noch weniger den Oberbefehl verlangen. Ist Böhmen befreit, soll der Sohn des Kaisers in Prag seinen Sitz nehmen. Viertens: Als ordentliche Belohnung wird dem Herzog von Friedland ein österreichisches Erbland verschrieben. Fünftens: Als außerordentliche Belohnung erhält er die Oberlehensrechte über alle zu erobernden Lande. Sechstens: Ihm allein steht es zu, Güter im Reiche einzuziehen. Siebentens: Der Herzog verfährt auch in Begnadigungsfällen nach freiester Willkür. Achtens: Verzeihung oder Zurücknahme von Gütereinziehungen kann nur vom Herzog von Friedland nachgesucht und ertheilt werden. Neuntens: Sobald es zu Unterhandlungen kommt, muß das Herzogthum Mecklenburg dem Friedländer im Friedensschlusse gesichert werden. Zehntens: Zur Führung des Kriegs erhält derselbe alle nöthigen Geldmittel. Eilftens: Alle kaiserlichen Erbländer stehen ihm und seinem

Heere jeder Zeit zum Rückzuge offen.*) Wir brauchen nicht erst hinzuzufügen, daß nach diesen Bedingungen in Wirklichkeit nicht Ferdinand, sondern Wallenstein der Kaiser war.

Uebrigens bewies Wallenstein sofort durch die That, daß er des Vertrauens würdig sei, das man auf ihn gesetzt. Er begann damit, das Königreich Böhmen von den Sachsen zu säubern. List, Bestechung — der sächsische General Arnim, von früher her dem Friedländer befreundet, soll von ihm 60,000 Gulden erhalten haben — und Gewalt mußten ihm auf gleiche Weise dienen. Ende Mai waren die Sachsen aus Böhmen hinausgeworfen und dies wichtige Königreich dem Kaiser wieder gewonnen. Dringende Bitten des Kurfürsten von Baiern und Ferdinands bestimmten sodann den Herzog von Friedland, wiewohl zögernd, sich an die baierischen Gränzen vorzuschieben. Im Juni fand zu Eger die Vereinigung der kaiserlichen und der baierischen Völker statt. Wallenstein und Maximilian begegneten sich bei dieser Gelegenheit persönlich, und umarmten sich vor den Truppen als die besten Freunde, während sie einander auf das Tödtlichste haßten. Gustav Adolf war auf die erste Nachricht von den Bewegungen der feindlichen Truppen nachgerückt, in der Hoffnung, ihre Vereinigung hindern zu können. Als er diese Absicht vereitelt sah, bezog er bei Nürnberg ein Lager, um diese ihm befreundete Stadt vor dem Schicksal Magdeburgs zu schützen. Das vereinigte kaiserliche und baierische Heer folgte ihm und nahm eine feste Stellung auf der alten Veste bei Fürth ein.

Gustav Adolf war Anfangs um zwei Drittheile schwächer, als Wallenstein; er ertheilte daher den verschiedenen Heeresabtheilungen, die in den nächsten Ländern Deutschlands zerstreut warn, den Befehl, zu ihm zu stoßen. Wallenstein machte weder Miene, so lange der König schwach war, ihn ernstlich anzugreifen, noch auch die Vereinigung mit den heranrückeuden Truppenabtheilungen zu hindern. Er blieb ruhig in seinem Lager. Als Gustav Adolfs Heer endlich bis auf 50,000 Mann angewachsen war, ging er selbst zum Angriffe über. Am 24. August stürmte er das wallensteinische Lager, wurde jedoch mit großem Verluste zurückgetrieben. Er blieb noch 14 Tage bei Nürnberg stehen; da ihm aber zuletzt die Lebensmittel ausgiagen

*) Gfrörer, Gustav Adolf, S. 968.

und überhaupt die Stadt während dieser Zeit furchtbar gelitten hatte, so entschloß er sich zum Abzuge. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zog er vor dem friedländischen Lager vorüber, ohne daß Wallenstein Miene gemacht hätte, ihn anzugreifen. Gustav Adolf ließ zur Deckung Frankens den Herzog Bernhard von Weimar mit ohngefähr 8000 Mann zurück: er selbst wandte sich mit der Hauptmacht wieder nach Baiern, wahrscheinlich in der Absicht, von da aus nach Oesterreich einzubrechen. Da riefen ihn die Bewegungen Wallensteins nach Sachsen.

Der Herzog von Friedland nämlich rückte, nachdem er die Oberpfalz und einen Theil von Franken furchtbar verheert, plötzlich in das Kurfürstenthum Sachsen ein. Gustav Adolf eilte zurück, um das Land zu retten. Beide Heere traten sich Anfangs November bei Lützen in der Nähe von Leipzig zum zweiten Male gegenüber. Wallensteins Heer, von dem sich zwar Maximilian von Baiern getrennt hatte, war immer noch sehr stark, wenigstens 25,000 Mann: überdies stand der Graf von Pappenheim in seiner Nähe, der sich bis dahin auf eigene Faust in Westphalen behauptet hatte. Das schwedische Heer war nicht stärker als 20,000 Mann. Am 16. November begann die Schlacht. Sie war eine der mörderischesten, die je gefochten worden. Die unerschrockenste Tapferkeit, die kaltblütigste Todesverachtung wurde von beiden Seiten an den Tag gelegt. Aber während der Schlacht, als er eben seinem rückweichenden Mitteltreffen zu Hülfe kommen wollte, gerieth Gustav Adolf in einen Haufen kaiserlicher Kürassiere und ward erschossen. Die Nachricht von seinem Tode erfüllte die Schweden mit gränzenloser Wuth. Geführt vom Herzog Bernhard von Weimar, der jetzt den Oberbefehl übernahm, stürzten sie auf die Feinde und schmetterten sie zusammen. Schon glaubten sie, den Sieg in Händen zu haben, als der Graf von Pappenheim mit seinen Kürassieren auf dem Schlachtfelde ankam und dem Treffen eine andere Wendung gab. Aber noch hatten die Schweden über einige unversehrte Regimenter zu verfügen. Diese erneuerten jetzt zum dritten Male die Schlacht, trieben die Kaiserlichen nochmals zurück. Pappenheim selbst wurde erschossen. Wallenstein gab nun das Zeichen zum Rückzug.

Der Tod Gustav Adolfs machte seinen großen Entwürfen ein Ende. Sie hätten nur durch eine Persönlichkeit, wie er, durchgeführt

werden können. Aber mit ihm verschwindet überhaupt aus dem dreißigjährigen Kriege jenes Element, welches auf volksthümlichen Boden gestützt, die Wünsche und die Bedürfnisse der Massen ergreifend, eine neue staatliche Schöpfung hervorzurufen strebte: eine Schöpfung, bei welcher die nationale einheitliche und die freiheitliche Richtung einander die Hände gereicht hätten. Sicher: wäre Gustav Adolf deutscher Kaiser geworden, so hätte das deutsche Reich in dem Rathe der großen Mächte fortan eine andere Rolle gespielt, als es wirklich spielte. Mit Frankreich wäre es wohl zum Bruch gekommen. Durch die Vereinigung mit Schweden hätte das Reich eine Seemacht gewonnen: die Unterwerfung Dänemarks wäre nicht ausgeblieben, und auch die Republik der vereinigten Niederlande hätte sich wohl an das dergestalt erneuete Reich angeschlossen. Die Ausführung der Plane Gustav Adolfs wäre also wahrscheinlich für Deutschland kein Unglück gewesen. Denn nicht von Schweden wäre Deutschland abhängig geworden, sondern Schweden wäre so zu sagen im deutschen Reiche aufgegangen. Ein Gedanke, den übrigens schon die kurpfälzische Partei, oder besser Christian von Anhalt und Erasmus von Tschernembel gehabt haben. Nach ihnen hätte Schweden, Dänemark und die Niederlande zum deutschen Reiche geschlagen werden sollen *). Nach dem Tode des Königs aber, da Schweden von vornherein gar nicht mehr an die Ausführung jener Plane denken konnte, ist die Einmischung der Schweden, wie überhaupt des Auslands, für Deutschland nur ein Unglück gewesen. Die großen Gedanken treten von jetzt an zurück, und nur die entsetzlichste Selbstsucht, die niedrigsten Beweggründe, die unglückseligsten Bestrebungen kommen an die Tagesordnung.

---

*) Die 27 consultatio von Tschernembel, in Londorp acta publica. III, 237.

14. Die Ereignisse bis zum Frieden von Prag: Wallensteins Ausgang.

Nach dem Tode Gustav Adolfs schien die Sache der Protestanten einer völligen Auflösung zuzueilen. Niemand wollte eine gemeinsame Leitung anerkennen: jeder der deutschen Fürsten, die sich an den König von Schweden angeschlossen, handelte auf eigene Faust. Von einer Unterordnung unter Schweden, die ihnen schon in den letzten Zeiten Gustav Adolfs unerträglich erschienen, wollten sie nichts mehr wissen: zwischen den schwedischen Generalen und den deutschen, die meistens zugleich Fürsten waren, herrschte daher die größte Zwietracht. Endlich gelang es dem schwedischen Kanzler Oxenstierna, dem bedeutendsten Staatsmann Gustav Adolfs, dem vom schwedischen Staatsrathe auch die Leitung des deutschen Krieges übergeben worden war, und dem französischen Gesandten, dem größten Theil der protestantischen Stände die Ueberzeugung beizubringen, daß Zusammenhalten noth thue, und zugleich Anschluß an Schweden und Frankreich. Im April 1633 wurde zu Heilbronn eine Zusammenkunft der protestantischen Stände vom schwäbisch-fränkischen und den rheinischen Kreisen veranstaltet: auf dieser wurde ein Bündniß geschlossen, und Schweden die Leitung des Krieges anvertraut. Aber dem Herzog Bernhard von Weimar mußte Franken als Herzogthum abgetreten — als schwedisches Lehen — und auch den Nachkommen Friedrichs V. die Pfalz wieder herausgegeben werden. Ebenso wurden dem Landgrafen Wilhelm von Hessen die westphälischen Stifte, dem Herzog Wilhelm von Weimar das Eichsfeld, dem Herzog von Würtemberg die Grafschaft Sigmaringen, Baar und Hohenberg überlassen. Frankreich gab sich Mühe, die anderen protestantischen Stände, namentlich Kursachsen und Brandenburg, zum Beitritt zu vermögen, jedoch ohne Erfolg. Indessen wurde von diesen beiden Mächten das Bündniß mit Schweden jedenfalls noch nicht aufgegeben.

Mit dem Tage von Heilbronn kam in das schwedisch-protestantische Lager wieder mehr Einheit und Kraft. Der Herzog Bernhard von Weimar und der Feldmarschall Horn ergossen sich mit ihren

Schaaren nach Baiern, durchzogen dieses von einem Ende zum andern, hausten furchtbar darin, und nahmen im November 1633 auch Regensburg.

Während dessen saß Wallenstein ruhig in Böhmen. Er hatte sich dahin gleich nach der Schlacht bei Lützen zurückgezogen, und sich dort während des Winters mit seinem Heere eingelagert. Auch als das Frühjahr kam, wurde er nicht thätiger. Einige kleine Streifzüge durch Schlesien, nach Sachsen und nach Brandenburg abgerechnet, hat er während des Jahres 1633 nichts von Bedeutung ausgeführt. Insbesondere konnten ihn keine Bitten, weder Maximilians, noch Ferdinands, vermögen, dem hart bedrängten Baiern zu Hülfe zu eilen und die Schweden herauszuschlagen. Niemand täuschte sich darüber, daß diese Handlungsweise vom Rachgefühle eingegeben war: denn Wallenstein wußte sehr wohl, daß Maximilian vorzugsweise an seinem Sturze im Jahr 1630 Schuld gewesen. Aber Wallenstein wurde noch durch andere Beweggründe bestimmt. Er unterhandelte während dieser Zeit auf das Eifrigste mit den Feinden des Kaisers und hatte die Absicht, an diesem zum Verräther zu werden.

Wir erinnern uns der großen Plane des Friedländers in den Jahren von 1626 bis 1630. Diese Plane hatte er zwar noch nicht ganz aufgegeben, aber sie erlitten eine wesentliche Veränderung, da inzwischen die Weltlage eine andere geworden. Damals war Wallenstein thatsächlich der Herr von ganz Deutschland, und keine Macht vermochte ihm zu widerstehen. Aber inzwischen hatte sich das protestantische Fürstenthum wieder erhoben; die Schweden hatten in Deutschland eine feste Stellung eingenommen, außerdem konnte man jeden Augenblick darauf rechnen, daß auch Frankreich seine Heere über den Rhein schickte. Wallenstein mußte darauf verzichten, allein über all' diese Feinde Herr zu werden. Wollte er dennoch das Ziel seines Ehrgeizes erreichen, so schien dies nur unter Zustimmung eben dieser Feinde des Kaisers möglich zu sein. Also mußte er mit ihnen unterhandeln, sie auf seine Seite zu bringen suchen. Eine solche Handlungsweise schien aber noch aus einem andern Grunde gefordert zu werden. Wallenstein hatte den Kaiser durch die Bedingungen, unter welchen er zum zweiten Male den Oberbefehl übernahm, auf das Tiefste gedemüthigt. Mußte er nicht annehmen, daß der Kaiser sich so bald als möglich rächen, daß er wenigstens

den stolzen, hochfahrenden Diener wieder beseitigen werde, wenn er ihn nicht mehr brauchte? Und überdies hatte Wallenstein das große Vertrauen, welches man auf seine kriegerische Tüchtigkeit setzte, in der letzten Zeit sehr schlecht gerechtfertigt. Er war jetzt bereits nicht mehr unentbehrlich: so wenig, wie er, hätte jeder Andere auch thun können.

Um also einer zweiten Niederlage und hiemit der völligen Verzichtleistung auf das Ziel seines Ehrgeizes zu entgehen, knüpfte er Unterhandlungen mit den Feinden des Kaisers an, mit Frankreich, Schweden, Kursachsen, Brandenburg. Er erbot sich, vom Kaiser abzufallen, sein ganzes Heer mit herüberzuziehen, ja den Kaiser selbst zu bekriegen und ihn zum Frieden zu zwingen. Der Preis dieser Verrätherei war wohl nicht mehr das Kaiserthum. — Zwar ist in den Unterhandlungen mit Frankreich davon die Rede gewesen — Richelieu erbot sich einmal, Wallenstein die römische Königskrone zu verschaffen — aber ernstlich konnte dies nicht gemeint sein, da bei der jetzigen Lage der Dinge die protestantischen Fürsten auch wieder ein Wort darein zu sprechen hatten, und es noch sehr die Frage war, ob sie darauf eingehen wollten. Außerdem mochte die Kaiserkrone jetzt für Wallenstein nichts Lockendes mehr haben, da er darauf verzichten mußte, eine unumschränkte, einheitliche Monarchie daraus zu gestalten. Desto entschiedener verlangte er das Königreich Böhmen: diese Forderung spielt in allen den Unterhandlungen mit Frankreich und Schweden die Hauptrolle. Uebrigens glaubte er auch Ansprüche darauf zu haben, wenigstens auf ein österreichisches Erbland, da in dem Vertrag mit dem Kaiser als Belohnung für seine Dienste ausdrücklich ein solches ausbedungen war. Ob bei dem gewöhnlichen Lauf der Dinge der Kaiser sein Versprechen halten würde, schien ihm aber noch sehr die Frage.

So eifrig Wallenstein diese Unterhandlungen betrieb, so konnte er sich doch nicht entschließen, sie zum Ziele zu führen nnd den entscheidenden Schritt zu thun. Aber inzwischen war man mit ihm in Wien immer unzufriedener geworden: und diese Stimmung wurde genährt durch den Kurfürsten von Baiern, der im Augenblicke am meisten von Wallenstein litt. Schon im December war man entschlossen, ihn vom Oberbefehl zu entfernen, wenigstens eine bedeutende Veränderung mit den Befugnissen desselben vorzunehmen. Man

machte den Anfang damit, daß man von ihm einige Regimenter verlangte, die unter den Befehl eines spanischen Prinzen gegeben werden sollten. Wallenstein seinerseits glaubte nun vorangehen zu müssen. Er setzte die Unterhandlungen mit Frankreich eifriger fort und erklärte sich jetzt bereit, loszuschlagen. Dann suchte er sich seiner Offiziere zu versichern. Das Vorgeben Wallensteins, den Oberbefehl niederzulegen, weil man ihn in Wien nicht mehr zu wollen scheine, war für dieselben eine Veranlassung, eine Erklärung zu unterschreiben, in welcher sie ihn ihres Gehorsams versicherten, und Gut und Blut für ihn zu opfern versprachen. Dies geschah am 12. Januar 1634, in Pilsen, wo sich damals Wallenstein mit dem Hauptlager befand. Sofort wurde dies nach Wien gemeldet — Wallenstein war von Spionen umgeben — und zugleich hatte der Hof die unzweideutigsten Beweise von den verrätherischen Unterhandlungen des Friedländers mit Frankreich erhalten. Man glaubte jetzt nicht mehr zögern zu dürfen. Am 24. Januar 1634 erklärte der Kaiser durch eine Urkunde Wallenstein seines Generalats für entsetzt. Doch wagte man noch nicht, diesen Beschluß zu veröffentlichen, weil man nicht wußte, ob man sich auf das Heer verlassen könne. Einige von den treugebliebenen Generalen, Gallas, Aldringer, Piccolomini erhielten daher den Auftrag, sich zuerst nach der Stimmung zu erkundigen. Als Gallas die gehörigen Einleitungen getroffen, schlug er am 14. Februar den kaiserlichen Erlaß in Prag an. Wallenstein schickte jetzt Eilboten über Eilboten an die Franzosen und an die Schweden, namentlich an Bernhard von Weimar, um ihm zu Hülfe zu kommen. Um diesem näher zu sein, begab er sich nach Eger. Aber ehe noch der Herzog eintreffen konnte, wurde Wallenstein ermordet, in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar, nebst vier seiner Vertrauten, Kinsky, Illo, Terzka und Neumann. Es ist noch nicht ausgemacht, ob die Mörder (Buttler, Leßlie, Devereux) mittelbaren oder unmittelbaren Auftrag vom Kaiser erhalten haben, um diese That auszuführen. Gewiß ist, daß sie Ferdinand II. auf sich nahm. Der Kurfürst von Baiern wünschte ihm Glück zu diesem Ereigniß.

Von nun an nahm die Sache des Kaisers wieder eine glücklichere Wendung. Die Unordnungen, die unmittelbar nach Wallensteins Ermordung im kaiserlichen Heere ausgebrochen waren, wurden bald

gedämpft: der größte Theil war ohnedies dem Kaiser treu geblieben. Den Oberbefehl übernahm der Sohn des Kaisers, Ferdinand, bereits zum König von Ungarn erklärt, erst fünf und zwanzig Jahre alt, aber von kriegerischen Fähigkeiten, außerdem durch die Erfahrung alter versuchter Generale unterstützt. Er schlug die Schweden zuerst aus der Oberpfalz heraus, verfolgte sie dann nach Baiern, drängte sie Schritt vor Schritt zurück, eroberte (26. Juli) das wichtige Regensburg, welches Bernhard von Weimar und Horn vergebens zu entsetzen suchten, rückte sodann bis Donauwerth, welches er den Schweden gleichfalls wieder abnahm, und schlug sie endlich (6. September 1634) bei Nördlingen gänzlich aufs Haupt. Das ganze schwedische Heer wurde aufgerieben, der Feldmarschall Horn selbst gefangen: mit genauer Noth rettete Bernhard von Weimar die Trümmer des Heeres.

In Folge dieser Niederlage verloren die Schweden Baiern, Schwaben, Franken: all' diese Länder wurden von den kaiserlichen Schaaren überschwemmt und eingenommen. Aber noch mehr! Der Kurfürst von Sachsen, der schon seit der Schlacht bei Lützen keine rechte Freude mehr an dem Kriege gehabt, und durch seinen General Arnim bereits mit Wallenstein hatte unterhandeln lassen, war seit der Nördlinger Schlacht noch friedliebender geworden: mit Eifer wurden zwischen ihm und dem kaiserlichen Hofe die Unterhandlungen betrieben; endlich, am 30. Mai 1635, kam der prager Friede zu Stande. Darnach wurde im Wesentlichen das Restitutionsedikt wieder aufgehoben. Bezüglich der mittelbaren Stifte und anderer geistlichen Güter, welche von den Ständen des augsburger Glaubensbekenntnisses vor dem passauer Religionsfrieden eingezogen worden, sollte es bei der Bestimmung dieses Friedens bleiben. Die reichsunmittelbaren Stifte aber, welche vor jenem Vertrage und diejenigen, welche nach demselben eingezogen worden, sollten die Stände in der Art, wie sie dieselben am 12. November 1627 inne hatten, vierzig Jahre lang fortbehalten, in eben dem Religionszustand, wie er zu jener Zeit gewesen. Bis zum Ablauf dieser Frist wollte man sich über die endliche Regelung dieser Verhältnisse friedlich vergleichen. Sollte dies aber nicht möglich sein, so bleibt es bei den Verhältnissen, wie sie am 12. November 1627 gewesen. Das Erzstift Magdeburg erhält des Kurfürsten von Sachsen Sohn,

August, auf Lebenszeit; der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg (der ehemalige Verwalter des Erzstifts, der bei der Eroberung Magdeburgs gefangen genommen worden und seitdem zum Katholicismus übergegangen war) bezieht ein Jahrgeld von 12,000 Thalern. Das Bisthum Halberstadt bekommt des Kaisers Sohn, Leopold Wilhelm. Die Reichsritterschaft und die Reichsstädte sollten bei dem augsburgischen Glaubensbekenntnisse ruhig gelassen werden, gemäß dem Religionsfrieden. In den österreichischen Erblanden aber soll die Religionsübung vom Willen des Landesfürsten abhängig sein. Bezüglich der Pfalz bleiben die kaiserlichen Anordnungen in Kraft. Die Herzoge von Mecklenburg sollen bei Land und Leuten bleiben, wenn sie diesen Frieden annehmen. Dem Kaiser und den augsburger religionsverwandten Ständen sollen alle Länder wieder herausgegeben werden, die sie bis zur Ankunft der Schweden besessen. Eine allgemeine Amnestie wird vom Jahre 1630 an bewilligt: sie erstreckt sich jedoch nur auf die augsburger Religionsverwandten; namentlich aber sind die böhmischen und pfälzischen Händel ausgeschlossen; ferner alle Unterthanen des Hauses Oesterreich, die sich gegen den Kaiser haben gebrauchen lassen; sodann der Herzog von Würtemberg, der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach, die Grafen von Löwenstein, Hohenlohe, Oettingen u. a. Zur Vollstreckung und Handhabung dieses Friedens sollten die Kriegsvölker des Kurfürsten von Sachsen und aller andern Stände mit den kaiserlichen Truppen vereinigt und gegen alle diejenigen gebraucht werden, die sich dem Frieden widersetzen würden. In einem Nebenartikel wurde dem Kurfürsten Ober- und Niederlausitz erblich abgetreten, jedoch als böhmisches Mannlehen.

Man sieht: Johann Georg hat sich in diesem Frieden zunächst selber am Meisten bedacht — er bedang sich die Lausitzen und das Erzstift Magdeburg aus — und sodann seine lutherischen Glaubensgenossen; denn der Kalvinisten ist mit keinem Worte gedacht. Dadurch, daß die Pfalz und so manche andere Fürsten vom Frieden ausgeschlossen wurden, war von vornherein die Fortsetzung des Krieges bedingt. Und grausam fand man es, daß die Oesterreicher und Böhmen geopfert wurden. Protestantischer Seits war man daher Anfangs sehr über den prager Frieden erbittert. Demungeachtet wurde er von einer beträchtlichen Anzahl Stände angenommen: von

den Reichsstädten Frankfurt, Nürnberg, Erfurt, Lübeck, Hamburg, Bremen, vom Herzoge Wilhelm von Sachsen-Weimar nebst seinen Brüdern Albrecht und Ernst, von den Herzogen von Mecklenburg, Braunschweig-Lüneburg, Pommern, dem Kurfürsten von Brandenburg und mehren andern kleineren Fürsten, Grafen und Herren. Man war der Drangsale des Krieges herzlich satt und wünschte endlich wieder zur Ruhe zu kommen.

Unter solchen Umständen wurde die Lage der Schweden immer hoffnungsloser. Von den Kaiserlichen immer weiter in den Norden zurückgedrängt, die zugleich auch am Rhein siegreich waren und die Pfalz wieder eroberten, entschloß sich Oxenstierna, den Frieden anzubieten. Er unterhandelte deßhalb mit Kursachsen. Allein der Kaiser verlangte von den Schweden augenblickliches Verlassen des deutschen Reichs. Von einer Entschädigung mit Grund und Boden war keine Rede. Nur für die früher geleisteten Dienste bot der Kurfürst eine Summe an. Der schwedische Kanzler brach jetzt die Unterhandlungen ab, und noch ehe das Jahr 1635 verging, erklärte Kursachsen an Schweden den Krieg und begann es mit den Kaiserlichen vereint anzugreifen. Die Schweden wurden an die äußerste Gränze von Deutschland zurückgetrieben, und schon glaubte man von dieser Seite den Krieg geendet.

15. Theilnahme Frankreichs. Allgemeiner Krieg.

Aber eben um diese Zeit trat endlich auch Frankreich als offener Feind des Hauses Habsburg auf.

Frankreich hatte seit dem Tode Gustav Adolfs die außerordentlichste Rührigkeit entfaltet, um die Auflösung der protestantischen Widerstandspartei zu verhindern, den Krieg gegen Oesterreich von Neuem anzufachen. Zugleich aber strebte es darnach, den schwedischen Einfluß bei den deutschen Fürsten soviel wie möglich zu unterhöhlen, diese dagegen desto mehr an sich selbst zu fesseln. Diese Bestrebungen waren von dem besten Erfolge begleitet. Bald nach der Schlacht bei Nördlingen, als die protestantischen Stände von Süd-

deutschland in größter Angst die Hülfe Frankreichs anriefen, erklärte sich dieses nur dann dazu bereit, wenn man ihm die Festungen Philippsburg und Breisach diesseits des Rheins und das ganze Elsaß abtrete. Es verlangte ferner, daß Frankreich solche Stände des Reichs, die den Feind verlassen und sich unter seinen Schutz begeben würden, aufnehmen dürfe; von den Verbündeten sollte ihnen Neutralität zugesichert werden. Frankreich hatte, wie man sieht, dabei die Liga im Auge. Die deutschen Fürsten gingen gerne auf diese Bedingungen ein. Ja es war sogar von einer Art Rheinbund die Rede. Nur der schwedische Kanzler besann sich noch. Inzwischen übergab man einstweilen den Franzosen die verlangten Festungen, und dafür unterstützte das französische Heer den Herzog von Weimar bei der Entsetzung Heidelbergs, ohne daß jedoch eine Kriegserklärung erfolgt wäre. Philippsburg wurde ihnen aber Anfang 1635 von den Kaiserlichen wieder abgenommen. Es war dies ein großer Verlust, weil die Franzosen diese Festung als Waffenplatz für den kommenden Krieg ausersehen, daher außerordentliche Vorräthe und Kriegsgeräthschaften daselbst aufgespeichert hatten. Dies und die Gefangennahme des Kurfürsten von Trier, der unter französischem Schutze stand, durch die Spanier (März 1635), gab endlich der Krone Frankreich Veranlassung, an Spanien den Krieg zu erklären, und hiemit auch mit dem Kaiser förmlich zu brechen (19. Mai 1635). Zugleich wurde das Bündniß mit Schweden erneuert.

Vorerst sollte aber der offene Beitritt Frankreichs zum Kriege nicht viel helfen. Das französische Heer verrichtete am Rhein keine großen Heldenthaten und vermochte den Siegeslauf der kaiserlichen Truppen, die sich unter Gallas und Johann von Werth hierher zogen, nicht zu hemmen. Ja, diese Feldherrn drangen sogar im Jahre 1636 in Frankreich ein, und Johann von Werth setzte schon Paris in Schrecken. Der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, welcher sich mit Frankreich verbündet hatte und einen Jahrgehalt von da bezog, wie so manche andere deutsche Fürsten, wurde vom Kaiser geächtet, die Vollziehung dieses Spruches dem Landgrafen Georg von Darmstadt übertragen. Im Jahre 1637 starb Wilhelm, und seine Wittwe Amalie Elisabeth mußte sehen, wie das Land von den Kaiserlichen überschwemmt ward. Dem Kaiser gelang es auch noch im Jahre 1636, auf einem Reichstage zu Regensburg

die Wahl seines Sohnes zum römischen König durchzusetzen. Dies war ein bedeutender Erfolg, und ein für das habsburgische Haus um so glücklicheres Ereigniß, als der Kaiser schon das Jahr darauf (15. Februar 1637) starb. Ohne Widerrede folgte ihm nun sein Sohn Ferdinand III. als Oberhaupt des Reiches.

Bald trat aber eine Wendung zu Gunsten der Feinde des Kaisers ein. Einmal nämlich erholten sich unterdessen die Schweden wieder unter dem General Baner, der seit dem Siege bei Wittstock (Oktober 1636) über Kaiserliche und Sachsen von Neuem gegen den Süden vordrang, Hessen von den Kaiserlichen befreite, Sachsen heimsuchte und, wenn auch unter wechselnden Schicksalen, dennoch das Glück der schwedischen Waffen aufrecht erhielt. Im Jahre 1639 fiel er sogar in Böhmen ein. Zugleich aber hatte der Herzog Bernhard von Weimar am Oberrhein die entschiedensten Erfolge. Dieser bedeutende Heerführer, den die protestantischen Stände im Jahre 1634 zu ihrem Oberbefehlshaber ernannt, der sich aber im Jahre 1635 von Frankreich hatte berücken lassen, hielt sich in den Jahren 1635, 1636, 1637 im Elsaß mit genauer Noth gegen die Uebermacht der Kaiserlichen. Plötzlich im Jahre 1638 ging er zum Angriff über, eroberte Rheinfelden in einer mörderischen Schlacht (1. März 1638), wobei er die zwei feindlichen Feldherrn, Johann von Werth und Savelli, zu Gefangenen machte, nahm darauf Breisach, das die Kaiserlichen mit unglaublicher Hartnäckigkeit vertheidigten, in Folge davon den ganzen Breisgau, hierauf auch die Grafschaft Burgund. Er war jetzt Herr vom ganzen Oberrhein, weit und breit der gefürchtetste Kriegsmann. Aber er spielte nun auch eine staatliche Rolle. Bernhard von Weimar, nachdem er sein Herzogthum Franken verloren, wollte sich am Rhein ein Fürstenthum erobern. Schon früher hatte er sich das Elsaß und das ihm entsprechende rechte Rheinufer dazu ausersehen: nun hatte er es gewonnen. Allein dies war nicht im Sinne Richelieus, der vielmehr das Elsaß für Frankreich gewinnen wollte. Da man den deutschen Fürsten nicht beleidigen durfte, so wurden nun von Seite Frankreichs die feinsten Ränke gegen ihn geschmiedet, um ihn zu bewegen, diesen Landstrich abzutreten und sich überhaupt Frankreich ganz hinzugeben. Allein Bernhard war eine viel zu selbständige Natur, als daß er darauf eingehen mochte. Im Gegentheil, je länger er

mit Frankreich in Verbindung stand, um so mehr lernte er dessen Treulosigkeit kennen. Alle Versuche, die man von Paris aus machte — Anerbieten einer königlichen Prinzessin, Anerbieten der Kaiserkrone, Geld, wollten nicht anschlagen. Der Herzog behauptete seine Selbständigkeit. Auch der kaiserliche Hof erkannte die Wichtigkeit Bernhards, und ließ daher ebenfalls kein Mittel unversucht, um ihn zu sich herüberzuziehen. Jedoch ging Bernhard auch auf diese Anerbietungen nicht ein, da der Kaiser für das Allgemeine keine solche Bedingungen gewährte, wie der Herzog fordern zu dürfen glaubte.

Die Stellung, welche Bernhard eingenommen, war ganz dazu geeignet, um ihn zum Haupte einer dritten Partei zu machen, welche, zwischen dem Auslande und der kaiserlich-katholischen Partei in der Mitte stehend, eine immer größere Selbstständigkeit erstrebe, und zuletzt den Frieden vorschreibe im deutschen Sinne und im Sinne der Religionsfreiheit *). Der Gedanke einer solchen dritten Partei wurde besonders von der Landgräfin von Hessen, Amalie Elisabeth, gepflegt, die darüber mit Bernhard von Weimar unterhandelte; es war sogar einmal die Rede davon, daß beide sich heirathen sollten. Leider konnte dieser Gedanke nicht verwirklicht werden, denn der einzige Mann, der fähig gewesen wäre, eine solche Partei zu bilden und ihr eine Bedeutung zu geben, Bernhard von Weimar, starb schon im Jahre 1639, am 8. Juli, wie man vermuthet an Gift. Der französische Hof hatte von diesem Todesfall den meisten Vortheil. Er wußte die Offiziere, das Heer Bernhards auf seine Seite zu ziehen, und als er dies gewonnen, so konnte es ihm auch nicht fehlen, die Erwerbungen des deutschen Fürsten sich anzueignen. Das Elsaß blieb seitdem bei Frankreich.

Der Krieg wurde nun mit erneuten Kräften betrieben, aber er nahm einen immer unglückseligeren Charakter an. Die Fremden führen jetzt das große Wort; sie sind es eigentlich, die den Krieg

---

*) Aus einem Briefe Bernhards von Weimar bei Rommel, Geschichte von Hessen, VIII, 539, scheint zwar hervorzugehen, daß der Herzog dem Plane einer dritten Partei abgeneigt war. Allein der Brief beweist nur, daß Bernhard in der letzten Zeit seines Lebens schwankte, welche Politik er befolgen solle. In einer mehr für Frankreich günstigen Stimmung wurde der Brief geschrieben: seine ganze Stellung aber mußte ihn gerade zur Aufstellung einer dritten Partei hindrängen.

fortsetzen, aber mit deutschen Kräften, mit deutschen Truppen, auf Deutschlands Kosten. Das Vaterland hatte unter den Drangsalen des 22jährigen Krieges entsetzlich gelitten: ganze Landstrecken waren verödet, ein Menge von Dörfern und Städten waren in Rauch aufgegangen, Gewerbe und Künste gingen ihrem Verfalle entgegen, die Gebiete entvölkerten sich theils durch den Krieg, theils durch die Hungersnoth. Die Leiden der Menschen stiegen unsäglich. Je länger der Krieg dauerte, um so verwilderter, grausamer wurde die Soldateska, die sich der unmenschlichsten Handlungen schuldig machte. Die Völker schrien daher nach Friede. Auch die Regierungen fühlten die Nothwendigkeit desselben, und es wurden daher Unterhandlungen angeknüpft. Allein man konnte sich nicht vergleichen. Einmal wollte sich weder die katholische Partei, noch selbst das Lutherthum zu allgemeiner Religionsfreiheit verstehen: die Reformirten hätten daher keine freie Religionsübung erlangt. Zweitens war die pfälzische Sache ein bedeutendes Hinderniß. Die protestantische Widerstandspartei sowohl, wie Frankreich und Schweden, letzteres insbesondere, verlangten die Wiedereinsetzung der Nachkommen Friedrichs V. in ihre ehemaligen Rechte und Länder; dagegen setzte sich aber sowohl der Kaiser, wie namentlich Maximilian von Baiern. Letzterer hätte dann die Pfalz und den Kurhut wieder herausgeben, Oesterreich aber den Herzog für die Oberpfalz entschädigen müssen. Durch diese Weigerung erhielten die auswärtigen Mächte immer neue Vorwände zum Kriege, und die vom Religionsfrieden ausgeschlossenen Reformirten wurden zum Bunde mit dem Auslande hingedrängt, um unter seinem Schutze bessere Bedingungen zu erlangen. Ein anderer Punkt betraf die geistlichen Güter, durch deren Herausgabe ein großer Theil der protestantischen Stände bedeutend an seinem Besitzstande verloren hätte. Zwar wurde das Restitutionsedikt aufgehoben, aber die im prager Frieden bezüglich jenes Punktes festgesetzten Bestimmungen waren für die Protestanten immer noch sehr nachtheilig. Ferner waren ja eben in jenem prager Frieden nicht wenige Stände von der Amnestie ausgenommen, die daher schon deßhalb an das Ausland sich anzuschließen gezwungen wurden. Zwar verstand sich Ferdinand III. im Jahre 1641 dazu, eine allgemeine Amnestie zu bewilligen, aber nur eine unverbindliche und unvorgreifliche. Endlich ist nicht zu leugnen, daß manche der protestan-

tischen Stände nur deßhalb das Ausland unterstützten und den Krieg fortsetzten, weil sie dadurch überhaupt größere Vortheile, Zuwachs an Land und Leuten zu erlangen hofften. So schließt sich nicht nur Hessen-Kassel, sondern auch Braunschweig-Lüneburg und später auch Brandenburg an die Franzosen und Schweden an.

Genug: der Krieg ging abermals an, und im Anfange der vierziger Jahre wandte er sich abermals zum Nachtheil der Kaiserlichen. Baner drang im Jahre 1641 bis nach Regensburg vor, wo er den dort versammelten Reichstag zu überrumpeln hoffte; er wurde zwar zurückgetrieben, und starb im Mai 1641. Allein nun trat an die Spitze des schwedischen Heeres Torstensohn, einer der kühnsten und genialsten Feldherrn des dreißigjährigen Krieges. Er brach im Jahre 1642 in Schlesien und Mähren ein, bedrohte sogar Wien, wurde zwar zurückgedrängt, erfocht aber (2. Nov. 1642) bei Leipzig einen großen Sieg über die Kaiserlichen und Sachsen, und dehnte in Folge desselben seine Eroberungen wieder nach Schlesien, Böhmen und Mähren aus; zum zweiten Male bedrohte er Wien. Feindselige Bewegungen des Königs von Dänemark gegen Schweden bewogen ihn, in Eilmärschen nach Norddeutschland zurückzukehren; unvermuthet drang er in Holstein, in Jütland ein und zwang den König zum Frieden. Dann drängte er den kaiserlichen General Gallas zurück, der ihn in Jütland einschließen wollte, und brach wieder nach Oesterreich ein, wo er sich mit Ragocy, dem Fürsten von Siebenbürgen, in Verbindung setzte, daß dieser mit ihm zugleich den Angriff auf Wien unternehme. Die Kaiserlichen schlug er in einer mörderischen Schlacht bei Jankow (1645) und bedrohte Wien zum dritten Male.

Zugleich waren die Franzosen auch am Rhein und in Süddeutschland thätig gewesen. Sie drangen unter Guébriant im Jahre 1643 vor, wurden zwar vom baierischen General von Werth über den Rhein zurückgeworfen, kehrten aber wieder mit frischen Kräften. Da erlitten sie von ihm (24. Nov. 1643) die Niederlage bei Duttlingen, in deren Folge ihr ganzes Herr zerstreut ward. Nun aber übernahm Turenne den Oberbefehl über die Franzosen; dieser stellte das Gleichgewicht wieder her. Er drang in Baiern ein, schlug die Feinde bei Allersheim (1645), zog sich aber wieder zurück, um sich mit neuen Truppen zu verstärken.

Torstensohn hatte Anfang 1646 wegen schwächlicher Gesundheit den Oberbefehl an Wrangel abgegeben. Dieser wurde aus Oesterreich herausgetrieben, verband sich aber mit Turenne und drang mit diesem vereint nochmals in Baiern ein, welches auf eine furchtbare Weise verheert wurde. Maximilian, schon lange mit den Franzosen in Unterhandlungen, entschloß sich jetzt, um sein Land zu retten, zu einem Waffenstillstande mit den Feinden (März 1647). Dadurch wurden zwar für den Augenblick die Schrecken des Krieges von seinem Lande abgewendet, aber der Kaiser gerieth darüber in den größten Zorn, weil nun sein Land den Feinden preisgegeben war. Maximilian hob daher den Waffenstillstand wieder auf und schloß einen neuen Bund mit dem Kaiser. Aber nun ergossen sich auch die Schweden wieder unaufhaltsam in sein Land und verheerten diejenigen Theile, die sie das letzte Mal verschont hatten, auf eine ebenso barbarische Weise. Als Johann von Werth sie wieder herausschlug, Ende 1648, war das größte Unglück schon geschehen.

Inzwischen war eine andere Abtheilung der Schweden unter dem General Königsmark in Böhmen eingedrungen und hatte sich der kleinen Seite von Prag bemächtigt (Juli 1648). Schon machte er Miene, auch die Altstadt zu stürmen, als die Nachricht vom Frieden eintraf.

---

16. Der westphälische Friede.

Schon auf einem Kurfürstentage zu Nürnberg vom Jahre 1640 hatte man über die Frage verhandelt, wie der Friede herzustellen sei. Der Kaiser wurde dann angegangen, einen Reichstag zu berufen, um diesen Gegenstand weiter zu besprechen. Noch in demselben Jahre wurde er in Regensburg eröffnet; es war der erste seit dem Jahre 1613. Hier wurde auf die Vermittelung Dänemarks hin beschlossen, daß mit den fremden Mächten in Münster und Osnabrück unterhandelt werden, und daß die Eröffnung der Friedenstagsatzung im Jahre 1642 stattfinden solle. Doch verzögerte sich die Sache noch bis ins Jahr 1643. Dann kamen zwar die Gesandten, um über die vorläufigen Bestimmungen des Friedens-

geschäftes ins Reine zu kommen; sie geriethen aber bald über Rang, Titel, Ehrenbezeugungen und ähnliche Dinge so sehr in Streitigkeiten, daß das Geschäft keinen rechten Fortgang nehmen wollte. Ferner verlangten die Gesandten von Schweden und Frankreich die Zulassung von Abgeordneten der deutschen Fürsten und anderer Reichsstände zu den Verhandlungen, damit sie Gelegenheit hätten, unter dem Schutze der fremden Mächte „die deutsche Freiheit" wieder herzustellen, welche durch den Kaiser gefährdet sei. Der Kaiser war zwar darüber aufgebracht, willigte aber zuletzt doch in die Beschickung des Congresses durch die Stände.

Endlich, am 11. Juni 1645, wurden die Verhandlungen eröffnet. Die französischen Gesandten waren S. Avaux, Servien, Longueville, die schwedischen Johann Oxenstierna, der Sohn des Kanzlers, und Salvius; von Seite des Kaisers Crane und der Graf von Trautmannsdorf. Die fremden Mächte stellten zuerst folgende Forderungen: 1) eine allgemeine Begnadigung vom Jahre 1618 an, welche die Wiedereinsetzung der Betheiligten in alle Rechte und Länder einschließe; 2) daß künftig kein römischer König bei nicht erledigtem Throne gewählt werden dürfe; 3) Beschränkung der kaiserlichen Macht durch die Stände bezüglich Kriegs und Friedens, der Steuererhebung, der Entsetzung eines Reichsstandes; 4) Recht der Reichsstände, Bündnisse mit Auswärtigen zu schließen; 5) vollkommener Religionsfrieden; 6) Entschädigung für die beiden Kronen Schweden und Frankreich; 7) Entschädigung der Bundesgenossen beider Kronen; 8) Erklärung des Kaisers, daß er sich fortan in den Krieg zwischen Spanien und Frankreich nicht mischen wolle.

Der Kaiser hatte Anfangs die Absicht, die Stände des Reichs auf seine Seite zu ziehen, um mit ihrer Hülfe die Forderungen der Fremden nach Entschädigung zurückweisen zu können. Demzufolge sprach er sich über die Forderungen, welche die Mächte bezüglich der Verfassung des deutschen Reichs stellten, nachgiebig aus, selbst auch bezüglich der religiösen Verhältnisse — nur die eigenen Länder wollte er nicht inbegriffen wissen — dagegen wies er die Forderungen der Fremden wegen Entschädigung mit Entschiedenheit zurück. Allein das war gerade der Punkt, auf welchen es jenen am meisten ankam. Schweden rückte alsbald mit seinem Begehren klar heraus; es verlangte ganz Pommern, Schlesien, Kamin, Wismar, das

Erzstift Bremen, das Stift Verden. Die Franzosen zögerten noch etwas mit ihren Forderungen, gaben sich aber inzwischen alle Mühe, die Reichsstände dadurch zu kirren, daß sie sich als Schützer der deutschen Freiheit hinstellten. An einen festen Anschluß der Stände an den Kaiser gegen die Fremden, der anfangs erwartet werden konnte — denn in der ersten Antwort derselben auf die Vorschläge von Frankreich und Schweden wurden ihre Zumuthungen zurückgewiesen — war auch bald nicht mehr zu denken, da sofort die Katholiken und die Protestanten über die Religionsfrage und über die geistlichen Güter einander in die Haare geriethen, und den letzteren, wenn die Katholiken nicht nachgeben wollten, nun jede Aussicht, ihre Forderungen durchzusetzen, verschwand, wenn sie nicht die der fremden Mächte unterstützten.

Der kaiserliche Gesandte Graf von Trautmannsdorf gab sich zwar alle Mühe, zu vermitteln; er hatte vom Kaiser die Vollmacht, bezüglich der Religionsfrage ziemlich weit zu gehen. Er ermahnte die Parteien zur Versöhnlichkeit und stellte ihnen die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens vor. Den Franzosen bot er zuerst die drei lothringischen Bisthümer, die sie zwar schon besaßen, aber unter der Hoheit des Reiches, ferner Pignerol (in Piemont) und Moyenvic (in Lothringen) an. Allein die Franzosen verlangten außer den drei Bisthümern noch Ober- und Unterelsaß, den Sundgau, den Breisgau, Breisach, die Waldstädte und das Besatzungsrecht in Philippsburg, ferner Ausschluß des Herzogs von Lothringen, mit dem sie sich im Kriege befanden, vom Frieden. Diese Forderung schien den Ständen doch so übertrieben, daß sie sie Anfangs zurückwiesen.

Aber Frankreich hatte unter den Fürsten seine guten Freunde, Würtemberg, Baden-Durlach, vor Allem aber den Kurfürsten von Baiern. Mit diesem stand, wie wir uns erinnern, Frankreich von jeher in diplomatischen Beziehungen. Jetzt versprach es ihm Sicherung der Kurwürde und der Oberpfalz, wenn er dagegen die französischen Forderungen unterstützen wollte. Baiern bot daher seinen ganzen Einfluß auf, um den Kaiser zu bereden, das Elsaß zu opfern. Und als Frankreich dieses hatte, so setzte es auch seine anderen Forderungen mit Breisach und Philippsburg durch. Schon im Mai 1646 war man darüber ins Reine gekommen. Es wurde

auch noch von Seite des Reichs zugegeben, daß von Basel bis Philippsburg keine neue Festungswerke angelegt werden sollten.

Nicht so leicht wurde es Schweden, seine Begehren durchzusetzen. Ihm stellte sich besonders der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, (seit 1640) entgegen, welcher die nächsten Ansprüche auf Pommern hatte. Nach langwierigen Unterhandlungen kam man überein, — die Fortschritte der schwedischen Waffen in der letzten Zeit trugen das Meiste dazu bei — an Schweden Vorpommern, Stettin, Wismar, Bremen und Verden abzutreten. (Februar 1647.)

Die pfälzische Familie, welche schon von Frankreich geopfert war, und für welche zuletzt auch Schweden Frankreich zu Liebe zu wirken aufhörte, mußte sich mit der Unterpfalz begnügen, und mit einer achten Kurwürde, während Maximilian von Baiern die pfälzische Kurwürde nebst der Oberpfalz erhielt.

Inzwischen bekämpften sich die Religionsparteien mit größter Wuth. Trautmannsdorf ermahnte die Katholiken lange hinfort vergebens zur Nachgiebigkeit. Namentlich Baiern wollte nicht nachgeben. Zuletzt verglich man sich doch dahin, daß in den Reichsgerichten, wenn religiöse Gegenstände entschieden werden sollten, die eine Hälfte der Richter Protestanten, die andere Katholiken sein sollten. Die Religionsfreiheit wurde zunächst in demselben Sinne zugestanden, wie in dem augsburger Religionsfrieden, d. h. sie kam vor Allem den Landesherren zu Gute: sie hatten das Recht, in ihrem Lande zu reformiren, oder mit anderen Worten eine Religion einzuführen, welche sie wollten, und die also als die öffentliche galt. Doch auch solche, welche eine andere Religion bekennen als der Landesherr, sollten geduldet werden, wenn ihnen auch die öffentliche Religionsübung versagt war. Die Protestanten erlangten außerdem noch die Begünstigung, daß die öffentliche Ausübung ihrer Religion, wenn sie im Jahre 1624 irgendwo in einem katholischen Gebiet stattgefunden hatte, nicht mehr unterdrückt werden dürfe. Bezüglich der geistlichen Güter wurde ebenfalls das Jahr 1624 als gesetzliches Jahr angenommen. Was die Protestanten davon in diesem Jahre besessen, sollte ihnen bleiben. Nur auf die österreichischen Lande wurde diese Religionsfreiheit nicht ausgedehnt, wie diese denn auch von der allgemeinen Amnestie in so fern ausgeschlossen wurden, als die früheren Verurtheilten zwar zurückkehren

durften, aber ihrer Güter nicht mehr theilhaftig wurden. Sie befanden sich größtentheils in anderen Händen.

Zwischen den Lutheranern und den Kalvinisten oder Reformirten kam es aber noch zu einem heftigen Kampfe. Zwar darüber verständigte man sich bald, daß die Reformirten ebenso wie die Lutheraner des Religionsfriedens theilhaftig sein sollten. Allein als die Frage besprochen wurde, ob den Reformirten ebenso das Recht zustände, in ihrem Lande zu reformiren, wie den Lutheranern, d. h. ob die reformirten Landesherren das Recht haben sollten, ihre lutherischen Unterthanen zum reformirten Glauben zu zwingen, so setzten sich die Lutheraner dieser Forderung mit der größten Heftigkeit entgegen. Endlich wurde die Frage durch Schweden im Sinne eigentlicher Religionsfreiheit vermittelt, d. h. es sollten Lutheraner und Reformirte unter reformirten wie unter lutherischen Regenten ihre freie Religionsübung haben dürfen.

Uebrigens erstreckte sich der Grundsatz der Religionsfreiheit, der in dem westphälischen Frieden in einem viel ausgedehnteren Sinne als in den vorigen Religionsfrieden ausgesprochen wurde, doch nur auf die drei Bekenntnisse, das katholische, lutherische und reformirte: kein anderes sollte sich eines gleichen Bürgerrechtes zu erfreuen haben.

Was die Bestimmungen über die Reichsverfassung betrifft, so haben es sich die fremden Mächte besonders angelegen sein lassen, die Ansicht zu verbreiten, daß die kaiserliche Gewalt von Rechtswegen nur eine sehr beschränkte sei, daß hingegen die Reichsstände die „Souveränität", d. h. volle unabhängige landesherrliche Gewalt besäßen. Von Schweden ging namentlich im Jahre 1641 ein Buch aus, von einem gewissen Hippolythus a Lapide (der Verfasser hieß Chemnitz) „über den politischen Stand des heiligen römischen Reichs", in welchem diese Grundsätze folgerichtig entwickelt worden sind. Der Zweck dieses Buches war namentlich darauf gerichtet, das Streben des habsburgischen Hauses nach einer solchen Kaisergewalt, wie sie die römischen Imperatoren gehabt, wie sie Wallenstein noch aufzurichten trachtete, als völlig mit der Geschichte des deutschen Reiches und mit den Rechten der deutschen Stände im Widerspruch hinzustellen. Es war dies, genau genommen, keine neue Ansicht: wir erinnern uns, wie die protestantisch-kalvinische Bewegung am Anfange dieses Jahrhunderts von demselben Gedanken geleitet war.

Allein das Buch brachte die Meinung wieder in Erinnerung, und führte sie mit großem Geschicke aus. Die fremden Mächte fußten auch darauf bei den westphälischen Friedensunterhandlungen und so wurden einzelne Bestimmungen in die Friedensacte aufgenommen, welche ihr entsprachen. Darnach sollten die Reichsstände in allen ihren Rechten, Ländern und Regalien geschützt werden, sie sollten in allen Berathungen über Reichssachen, über Krieg und Frieden, Auflagen von Steuern, Einquartierung 2c. ihr freies Stimmrecht haben: sie sollten das Recht haben, sowohl unter sich, wie mit Auswärtigen Bündnisse zu schließen, nur sollten sie nicht wider den Kaiser und das Reich und wider den Landfrieden gerichtet sein.

Was die Entschädigung der einzelnen Reichsstände anbetrifft, so bekam der Kurfürst von Brandenburg für den Theil von Pommern, der an Schweden abgetreten werden mußte, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin als weltliche Fürstenthümer, und das Erzbisthum Magdeburg als ein Herzogthum; Kursachsen die vier magdeburgischen Orte Querfurt, Jüterbock, Dann und Burk; Mecklenburg-Schwerin für Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; Braunschweig-Lüneburg die abwechselnde Nachfolge im Bisthum Osnabrück, ferner Walkenried und Gröningen; Hessen-Kassel die Abtei Hersfeld, ferner die Aemter Schauenburg, Bückeburg, Sachsenhagen und Stadthagen, und 600,000 Thaler. Auch der marburgische Erbfolgestreit wurde zu seinem Vortheile erledigt.

Endlich wurde auf diesem Frieden auch die Republik der vereinigten Niederlande und die schweizerische Eidgenossenschaft als unabhängige Staaten anerkannt.

Am 24. Oktober 1648 wurde endlich der Friede abgeschlossen.

Somit war wohl der Krieg beendet. Aber er hatte die traurigsten Wirkungen hinterlassen. Wir werden sie in dem nächsten Buche entwickeln.



